

P. JOHANN DE BREBEUF, S.J.

Gründer der Huronen-Mission.

Getödtet 16. März 1649.

GESCHICHTE
DER
Katholischen Missionen
UNTER DEN
INDIANER-STÄMMEN
DER
VEREINIGTEN STAATEN



Katharina Tehgakwita.

VON

JOHN GILMARY SHEA.

WÜRZBURG
Verlag von C. Etlinger.

Geschichte

der

Katholischen Missionen

unter den

Indianer-Stämmen der Vereinigten Staaten.

1529—1860.

Von

John Gilmary Shea,

Verfasser der „Entdeckung und Erforschung des Mississippi,“ Mitglied der Historischen Vereine von New-York, Illinois und Louisiana.

Aus dem Englischen übersetzt

von

J. Roth.

Sr. Heiligkeit Papst Pius IX. gewidmet.

Mit 6 Stahlstichen.

Würzburg.

Verlag von C. Etlinger.

Seiner Heiligkeit

Papst Pius IX.

dem

Oberhirten der katholischen Kirche,

ist diese Geschichte

eines Theils Seiner Heerde

in allertiefster Ehrfurcht

gewidmet

und zu Füßen gelegt.

Inhalt.

Vorwort.

Eine allgemeine Geschichte der Missionsbestrebungen der katholischen Kirche unter den Indianern Amerika's ist ein zu nothwendiges Werk, um der Empfehlung zu bedürfen. Das gegenwärtige, auf den Vorschlag von Präsident Sparks unternommen, beabsichtigt alle Missionen innerhalb des heutigen Territoriums der Vereinigten Staaten, von der Entdeckung bis auf unsere Tage, zu umfassen. Noch vor wenigen Jahren waren die Arbeiten der katholischen Missionäre unbeachtet oder geringgeschätzt: nun aber nehmen sie, Dank den Werken eines Bancroft, Sparks, O'Callaghan, Kip und anderer, ihren verdienten Platz in unserer Landesgeschichte ein. Gränzenloses Lob ward den Glaubensboten der frühern Zeit reichlich gezollt; da man aber über das Ergebniß ihres Wirkens hinweggesehen, ward es ganz zur Gewohnheit, Erfolg irgend einer Art ihnen abzusprechen. Die große Abnahme der Indianer möchte in der That einige Schriftsteller ob ihrer Unbekanntschaft mit der wirklichen Lage kleiner, heute

von den geschäftigen Weißen eingeschlossener Gemeinen theilweis entschuldigen, wäre es nicht zu augenfällig, daß sie den Erfolg der Missionen nicht aus Selbstbeobachtung, sondern aus vorgefaßten Ideen über die katholische Kirche entscheidend beurtheilen. Eine bemerkenswerthe Thatsache wird auf alle Fälle im Verlauf dieses Werks zu Tage kommen, daß nämlich die von den Franzosen und Spaniern mit dem Evangelium bekannt gemachten Stämme bis heute sich erhalten, ausgenommen wo sie mit den Colonisten von England und deren Verbündeten oder Nachkommen in Berührung gebracht worden; während es allbekannt ist, daß die Stämme in den von England besiedelten Territorien in vielen Fällen gänzlich hinweggeschwunden und zu Grund gegangen sind, ohne daß das Wort Gottes jemals ihnen verkündet worden wäre. Die Abenaken, Caughnawagas, Kaskaskias, Miamis, Ottawas, die Chippewäer, die Arkansas und die neumexicanischen Stämme sind noch vorhanden und zählen gläubige Christen; wo aber sind die Pequods und Narragansetts, wo die Mattowax und Powhatans, wo die Lenape und Mohikaner hingekommen? In den Namen unserer Flüsse und Berge lebt nur noch ihr Angedenken.

Die Missionsbestrebungen, deren Chronik wir schreiben, gingen von verschiedenen Körperschaften aus, und ihre Geschichte muß in entfernten und weit von einander entlegenen Archiven gesucht werden. Viele in Frankreich, Spanien und Mexico veröffentlichte Bände geben uns mehr oder minder ausgedehnte Einzelheiten in Bezug auf besondere Missionen während gewisser Perioden; Vieles liegt auch noch handschriftlich in Rom, Madrid, Mexico, Havanna und Quebeck: noch mehr aber ist, besonders in Frankreich während des letzten Jahrhunderts, vernichtet worden. Das gegenwärtige Werk ist das Ergebniß mehr als zehnjähriger Sammlung und Forschung. Ohne Zweifel sind noch Manuscripte vorhanden, die einen zukünftigen Geschichtschreiber in Stand setzen mögen, daß er, glücklicher als der Verfasser, in größerer Länge gebe, was dieser nur zu skizziren versuchte. Dennoch hat er genug gesammelt, um von jeder Mission ausführlichere Kunde zu geben, als je bisher geschehen.

Während er schrieb, war es sein Bestreben, Allen gerecht zu werden, jede Parteilichkeit zu vermeiden und an alt und neuem Hader keinen Theil zu nehmen, der nur bezweckt, die Wahrheit zu verdunkeln und Theorien oder einseitige Ansichten statt des lebendigen Gemäldes

geschichtlicher Thatsachen zu geben. In der Hoffnung, seine Arbeit werde weder dem Gelehrten nutzlos sich erweisen, noch dem Leser im Allgemeinen ohne Interesse sein, überläßt er sie dem Urtheil des Publicums.

Was Thatsachen anbelangt, welche übernatürlich erscheinen mögen, so ist er hierin einfach der Angabe seiner Autoritäten gefolgt; und beim Gebrauch von Ausdrücken, welche die Begriffe von Heiligkeit, Martyrthum u. dgl. in sich schließen, glaubte er füglich an das Herkommen sich halten zu dürfen, wohl wissend, daß kein amtlicher Act der katholischen Kirche zur Anwendung derselben auf irgend einen der hier genannten Missionäre oder ihrer Bekehrten berechtigt.

New-York.

Der Verfasser.

Katholische Missionen

unter den

Indianer-Stämmen der Vereinigten Staaten.

Einleitung.

Die Entdeckung Amerika's hatte, wie jedes andere Ereigniß der Weltgeschichte, in Gottes Rathschlüssen zum großen Vorwurf die Seligmachung des Menschengeschlechts. In dieser Begebenheit aber können wir deutlicher vielleicht, als uns hienieden oft vergönnt ist, jene Vorsehung gewahren und anbeten, welche auf solche Weise Millionen, lang getrennt von der übrigen Menschheit durch pfadlose Oceane, das Licht des Evangeliums und die dargebotene Gnade der Erlösung spendete.

Island war zuerst von christlichen Glaubensboten aus Irland entdeckt, und obschon es heidnische Nordmänner waren, welche bald jene Insel und Grönlands Küsten colonisirten, so geschah es doch erst, als sie im Begriffe standen, Wodan um Christi Willen zu entsagen. Grönland war nur spärlich bebaut, als Missionäre anlangten, um den Scandinavier für den Glauben zu gewinnen. Von der Zeit ihrer Bekehrung an wurden diese Pflanzorte Mittelpunkte des Christenthums, und kühne Missionäre steuerten auf gut Glück hinab zu den Gestaden unsrer Republik, um hier die heidnischen Ansiedler und die sie umgebenden Eingebornen zu bekehren. Aber die Zeit war noch nicht gekommen für den Triumph des Kreuzes: die Colonien auf dem Continent gingen alle zu Grunde, und noch einmal lag Amerika in Dunkelheit gehüllt.

Da kam endlich Columbus mit seiner Begeisterung und glaubte sich vom Himmel bestimmt, Christum den Völkern zu bringen, und steuerte über den Atlantischen Ocean, zog die westliche Erdhälfte noch einmal hervor und zeigte sie dem erwachten Europa. Es war eine Zeit tiefen religiösen Gefühls, eines Gefühls, welches die Menschen jedes Standes, jeder Classe und Beschäftigung durchdrang. Das Verlangen nach Reichthum öffnete mit Einemmal die Schleußen der Auswanderung; aber jeder Fürst fühlte sich verpflichtet, die Sache des Christenthums zu fördern: Missionäre begleiteten jeden Seezug nach der neuen Welt, Glaubensboten kamen in Schaaren hinüber, dem großen Werke sich zu weihen. Mitten unter der Gesetzlosigkeit, welche Anfangs die Oberhand hatte, war noch der einzige Zügel der Spanier, der Ersterforscher, das tiefgewurzelte religiöse Element in ihrem Charakter.

Die verschiedenen Gesellschaften der Geistlichkeit begannen nun ihre Sendungen, und sowie die katholischen Staaten Colonien gründeten, dehnten auch die apostolischen Unternehmungszüge über alle Theile des Continents sich aus. Allein und unbeschützt bahnte sich der Priester seinen abenteuerlichen Weg ins Innere, fernab von der Ansiedlung seiner Landsleute, erforschte das Land und brachte eine Beschreibung von seinen Erzeugnissen mit, und was noch werthvoller war, auch Kunde von der günstigen Stimmung der Stämme, so er besucht; manchmal kam auch nur die Nachricht von seinem Tod in der Wildniß heim, und dann war es eine ganz gewöhnliche Sache, daß seine Ordensbrüder alle mögliche Anstrengung machten, ihm auf dem eröffneten Pfade nachzufolgen.

Die katholischen Missionen Amerika's sind ohne ihres Gleichen in heroischer Aufopferung, in Kraft des Entwurfs,

Reinheit des Beweggrunds, oder Heiligkeit des Zwecks. Nirgends ist so viel Erhabenes zu finden, selbst für Augen, welche geblendet sind vom Schimmer menschlicher Größe. Nirgends zeigen sich siegreichere Proben von der Macht der Religion, auch wenn es die zeitliche Wohlfahrt von Völkerschaften betrifft.

Paraguay ist ganz sprichwörtlich geworden; noch erfolgreicher waren die Missionen von Mexico; die von Canada sind von höchstem Interesse: in der That, von einem Ende des Welttheils bis zum andern gibt es kaum eine Gegend, welche nicht in die Annalen der katholischen Missionen eingetragen wäre als der Schauplatz des Glaubenseifers und oft auch des Martyrthums ihrer Apostel.

Gerne würden wir dies ungeheure Feld betreten und die Triumphe des Kreuzes schildern, aber das möchte weit jene Gränzen überschreiten, welche wir uns selber vorgesteckt; ist doch schon die Missionsgeschichte des Territoriums, über welchem heute das Sternenbanner unseres Staatenbundes weht, von so unendlicher Manchfaltigkeit, daß sie all unser Bemühen zu vereiteln scheint, Einheit oder Zusammenhang zu wahren.

Wollen wir uns das Land betrachten beim Beginn seiner Missionsgeschichte, in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Nehmen wir mit dem ersten Glaubensboten, welcher damals unser Gebiet betrat, unsern Standpunkt auf den Anahuac-Bergen, jener Wasserscheide, von wo die Ströme hinabrollen, die durch meergleiche Golfe in den Atlantischen und Stillen Ocean sich ergießen! Die irischen, sächsischen und norwegischen Sendboten des Heils hatten schon einmal Jahrhunderte vorher das Kreuz auf dem entgegengesetzten Ende aufgepflanzt; aber ein ganzer Continent lag zwischen der Scene seiner Arbeiten und der

ihrigen. So groß auch der Landstrich war, er sollte dennoch für Christum erobert werden; der lateinische Gottesdienst, herübergesungen vom alten Grönland nach Narragansett, sollte der Länge und Breite durch das ganze Land wiederhallen.

Es war ein Feld, ganz unvergleichbar, was Ausdehnung und Schwierigkeit betrifft. Diese Gegend, heute mit zahllosen Städten und Städtchen besetzt, in jeder Richtung vom schnaubenden Dampfwagen oder von Telegraphenblitzen durchflogen, war damals ein beinahe ununterbrochener Wald, außer wo die endlose Prärie ihre grasigen Wellen gegen die westlichen Gebirge rollte, oder in den unfruchtbaren Salz- und Sandsteppen des Südwestens sich verlor. Keine Stadt erhob ihre Zinnen, Kuppeln oder Glockenthürme zum Himmel; kein Pflug wendete den reichen, angeschwemmten Boden um; kein Metall, aus den Eingeweiden der Erde gegraben, war in Werkzeuge geformt worden, um den Menschen in den Künsten des Friedens und Kriegs zu unterstützen. Die einfachsten Kunstfertigkeiten des civilisirten Lebens waren unbekannt. In einem kleinen Striche am Gila und Rio Grande spann und wob das Volk eine Baumwolle des Landes, fertigte rohes Töpfergeschirr und wohnte in Häusern oder burgartigen Städten aus ungebrannten Ziegeln. Anderswo bezeichnete das Canoe oder die Hütte von Baumrinde oder Thierhaut und die Binsenmatte mit Arabesken den Gipfel des socialen Fortschritts.

Wieder gab es große Landstriche, ganz von Stämmen nomadischen Charakters bewohnt, selten den Anblick von Dorfgemeinden bietend, außer zu gewissen Jahreszeiten oder zu bestimmten Zwecken; obschon man hie und da seßhaftere Stämme fand, in Dörfern von Baumrinde, welche Wälle von Erde oder Pallisaden von Holz einschlossen: und hier schienen des Volkes Einrichtungen,

Handelsgeist und Ackerbau die Trümmer irgend eines civilisirteren Stamms in einem Stand des Verfalls zu zeigen. Rund um jedweden vereinzelten Stamm der Art erstreckte sich allseits meilenweit eine ununterbrochene Wildniß, welche die Tapfern streifend durchzogen, Jagd machend auf wilde Thiere und auf Menschen. So gering war der Verkehr oder die gegenseitige Bekanntschaft, so verlassen und schweigend die Waldestiefe, daß irgend eine herumstreichende Horde von einem Ende des Continents bis zum andern wandern konnte, und nur die Sprache es war, was verrieth, welchem Volke sie angehörte.

Das ganze Land war solchergestalt von vergleichungsweise kleinen aber feindlichen Stämmen bewohnt, so zahlreich, daß beinahe jeder Fluß und jeder See den Namen eines verschiedenen Volks uns überliefert hat. In Körperform, in Sitten und Gewohnheiten boten diese Stämme eine beinahe gleichförmige Erscheinung: Die Sprache war das große entscheidende Merkmal für den Europäer, obwohl die Abwesenheit einer Feder oder einer Linie der Gesichtsmalerei dem Eingebornen den Stamm des Wanderers verrieth, welchem er begegnete.

In dem von uns auserwählten Felde umschließen neun große Abtheilungen, wie man nun zugibt, beinahe alle die zerstreuten und sich bekriegenden Stämme. Die Algonquin- oder algische Familie nahm das ganze Becken des St. Laurentius und seiner Seen, das westliche Thal des Mississippi bis zum fünfundfünfzigsten Breitegrade und die ganze atlantische Küste bis ungefähr zu derselben Paralelle ein. Unter ihr wohnten die Mobile- oder Muscolgee-Stämme und reichten bis zum Golf von Mexico. Eingeschlossen von diesen zwei großen Familien lagen zwei isolirte Gruppen, eigenthümlich in allen ihren Einrichtungen und

zu größerem Hervorragen als die Uebrigen bestimmt: die Huron-Irokesen, von den Seen Huron und Ontario in gedrängtem Körper, oder in zerstreuten Horden, bis Nord-Carolina sich erstreckend, und südlich von ihnen die Cherokesen, „die Bergbewohner des alten Amerika."

Von den Algonquin-Stämmen wurden alle an den Gränzen Canada's sich befindenden im Lauf der Zeit dem Glauben gewonnen. Ein Blick auf die Karte wird ihre Haupteintheilungen zeigen. Am obern St. Laurentius, in weiter Ausdehnung bis zu den Eskimos von Labrador und gegen die Hudsons-Bai, wohnten die Montagnais: unterhalb des Golfs die Gaspesier und Mikmaks oder Souriquois, die gegenwärtigen Colonien von Neu-Braunschweig und Neu-Schottland einnehmend. Maine war von den Abenaken bewohnt, die Quellen des Connecticut von den Sokokis, während den St. Laurentius und Ottawa entlang die eigentlich sogenannten Algonquins mit den Nipissings an ihrem eignen See und den Attikamegues oberhalb Trois Rivières hausten. Weiter nach Westen lagerten die Ottawas und Chippewäer nahe dem Ausfluß des Obern Sees, unterhalb schweiften die Menomonies, die Sakis und Foxes, die Kikapuhs und Mascoutens; rund um die kreisartige Bucht des Michigan-Sees saßen die zahlreichen Sippen der Illinois und Miamis, welche den Territorien ihrer Heimath ihre Namen hinterlassen haben.

Von diesen Stämmen werden wir häufig sprechen; das war alles Missionsboden. In dem von den Engländern und Holländern besetzten Theil des Landes waren andere Stämme vom Algonquin-Geschlecht vorhanden, welchen, mit wenigen Ausnahmen, Gottes Wort niemals verkündet wurde, und die nun meist zu Grunde gegangen. Neu-

England war von den Narragansetts, Pequods und andern gleichverwandten Stämmen bewohnt; die Mohikaner hausten am Connecticut und Hudson, die Lenni Lenape am Delaware und Susquehanna, während Virginien von den Powhatan=Sippen und die Ufer des Ohio von den herumstreifenden Shawnees eingenommen wurden.

Die Huron=Irokesen, mehr dem Ackerbau und bleibendem Wohnsitz zugethan, als die Algonquin=Stämme, mit welchen sie in ewigem Kampfe lagen, hatten einen Landstrich in deren Mitte inne. Am nördlichsten von allen wohnten die Wyandots, die Händler des Westens, in ihren dichtbevölkerten, mit Graben und Pfahlwerk wohlbefestigten Dörfern, auf einer kleinen Halbinsel im Huron=See; südwestlich ihre Verbündeten, die Tionontates, deren üppige Tabakfelder ihnen und ihren fruchtbaren Hügeln den Namen Petuns gewannen; südlich und östlich von diesen, bis über den Niagara und seinen wundervollen Wassersturz, hausten die zahlreichen Atiwandaronks, Freunde der Huronen und Algonquins, Freunde auch der Irokesen, und von den Franzosen „das neutrale Volk“ genannt. Oestlich von diesen in New=York, vom Genesee bis zur Mündung des Mohawk, traf man die fünf Cantone der Hotinnonchiendi, deren Namen in den natürlichen Landesumrissen von New=York zurückgeblieben, und welche heute unter dem französischen Sammelnamen der Irokesen bekannt sind. Abendwärts, an den Südgestaden des Erie=Sees, jagten die weitberühmten Bogenschützen, die Eries, welche wie ein Traum hinweggeschwunden; am Susquehanna die wenigen aber tapfern Andastes oder Conestogues, Freunde der Huronen und Schweden, und unterhalb, in Mitte der Powhatans, konnte der Reisende den Wigwam des Meherrin, Tutelo und Nottoway finden; noch weiter hinab nach Süden,

im jetzigen Carolina, herrschten die wilden Tuscaroras, die letzte der Sippen der Huron-Irokesen.

Hart an die Letzten dieser großen Familie gränzte die Bergheimath des Cherokesen mit ihrem Goldsand. Weiter abwärts, vom Atlantischen Ocean bis zum Mississippi, fand man die Sippen der Muscolgee-Familie — die Creeks, Yamassihs, Coosas, Apalaches, die Choctahs und Chickasahs mit den Natchez und Stämmen anderen Ursprungs.

Westlich vom Mississippi, von seinem Ursprung bis zum Arkansas, breiteten die Stämme der Dahcota-Familie sich aus — die Sioux, die Assinibolen, die Kappas; während im Südwesten die neu-mexicanischen Völkerschaften und jenseits der Felsenberge die zahlreichen Stämme wohnten, welche annoch Californien und Oregon bevölkern.

Dies war das Feld, welches nun den katholischen Missionären sich bot. Es war ein Feld voller Schwierigkeiten und Hindernisse für den Fortschritt des Evangeliums. Weit verbreitet wie diese eben besprochenen Völkerfamilien waren, zerfielen sie in eine Unzahl von Sippen, jede mit ihrer eigenen Mundart, oft so verschieden von einander, daß nur wissenschaftliche Forschung ihre Verwandtschaft nachweisen konnte; dazu kamen beständig Kriege zwischen den Gliedern derselben Familie vor: zwischen Huronen und Irokesen, Dahcotas und Assinibolen, Pequods und Narragansetts. Alle waren im Stand der Barbarei und nach allem Anschein gänzlich unfähig, den Gebräuchen des gesitteten Lebens sich zu bequemen; alle waren unbekannt mit Buchstaben, und ihre ganze Literatur beschränkte sich auf mythologische Fabeln der wildesten Art.

Eben diese Fabeln und des Volkes Sitten bildeten ein anderes furchtbares Hinderniß. Obschon keine Vielgötterei bestand, obschon sie alle ein höchstes Wesen, den

Schöpfer des Alls, anerkannten — obschon sie viele der frühesten Ueberlieferungen des Menschengeschlechts bewahrten, wie die Idee vom Fall des Menschen, vom Erlöser, von der sühnenden Macht des Bluts, von Geistern über uns — doch verehrten sie nirgends den Gott, welchen sie kannten; nirgends brachten sie ihm Opfer oder redeten sie zu ihm im Gebete. Nur die Dämonen, mit welchen sie die ganze Natur bevölkerten, diese allein suchten sie in ihrer Furcht zu besänftigen, diesen brachten sie das Opfer, das sie dem Gott der Güte und Liebe darzubringen für nutzlos hielten. Wenn der heidnische Irokese heute Hawenniu verehrt, ist es bloß ein Ueberbleibsel der Lehre der früheren Glaubensboten, und der Name ist eine Zusammensetzung aus der französischen Benennung des Allmächtigen. Reine, unvermischte Teufelsanbetung herrschte durch das ganze weite Land. Alle bestätigten sie die Worte der heiligen Schrift: „Dii gentium daemonia“ — „Alle Götter der Heiden sind Teufel,“ daß die Gottheiten derselben keine Phantome der Einbildung, sondern die gefallenen Geister waren, welche die Rechte und Vorzüge Gottes sich anmaßten und Laster und Leidenschaft vergötterten. Mit diesen bevölkerte die indianische Theologie den Wald, den See, den Berg — die ganze belebte und unbelebte Natur; diese allein sprach der Indianer an und suchte sie sich günstig zu stimmen, unbekümmert um seine Rechenschaft vor dem Großen Geiste jenseits.

Im häuslichen Leben herrschte Vielweiberei; das Weib war des Mannes Sclavin; Sinnenlust zügelten nicht einmal Gesetze der Natur, und alle Ausgelassenheit war erlaubt. Wenn, dies aufzuwiegen, Verbrechen anderer Art, wie Diebstahl und Gewaltthätigkeit, in den Dörfern selten waren, so ward dagegen im Kriege jede Grausamkeit gegen

den Gefangenen ausgeübt und jeder Fremdling als Feind betrachtet; Krieg galt als gewöhnliche Beschäftigung, und Kopfhäute von niedergeworfenen Feinden waren das einzige Abzeichen eines Mannes von Rang.

Das Land selbst setzte tausend Hindernisse entgegen; da gab es Gefahr von Fluthen und von wilden Thieren, Gefahr von herumstreichenden Wilden und von falschen Freunden; es dräute Gefahr von wüthenden Stromschnellen, Gefahr des Verlusts des Augenlichts, der Gesundheit, der freien Bewegung der Glieder in dem neuen, wildfremden Leben eines indianischen Wigwams. Hier erfriert ein Missionär, dort erliegt ein anderer der Hitze einer westlichen Prärie; hier wird Brebeuf von den Feinden seiner Heerde martervoll getödtet und Segura von einem Apostaten erschlagen — Dennis und Minard kommen in der Wildniß um, Dolbeau fliegt auf der See in die Luft, Noyrot leidet Schiffbruch an der Küste: aber alle diese Gefahren schreckten niemals einen Glaubensboten ab. „Der Jesuit wich niemals einen Fuß breit zurück,“ sagt der große amerikanische Geschichtschreiber.

Hatte nun der Gottesmann in einem Stamme Fuß gefaßt, dann häuften sich erst die Schwierigkeiten. Nachdem er monde-, oft auch jahrelang gelehrt, fand er erst, wie leicht der wankelmüthige Wilde sich verführen ließ: nie gelang es, Zöglinge zu bilden für unsere Lebensweise und unsere Sitten. Dem neunzehnten Jahrhunderte mißlang es wie dem siebenzehnten, aus den Irokesen oder Algonquins Priester zu erziehen, und zu dieser Stunde schweift ein Zögling der Propaganda, welcher in lateinischer Sprache über Thesen des Peter Lombardus disputirte, an der Spitze einer halbnackten Bande in den wellenförmigen Ebenen von Nebraska umher.

Derart waren die Hindernisse in der Laufbahn des

Missionärs; aber mit dem gewaltigen Wort: „Geh, und lehre alle Völker!" das in seinen Ohren hallte, stürzte er vorwärts, das Gebot zu vollziehen: Alle zu lehren, Allen zu verkünden, die Auserwählten zu bekehren, oder wenn es Gottes Wille war, auch vergebens zu arbeiten, wenn die Vollführung eines solchen Gebots je vergeblich sein kann.

Wir haben nun die Lage des Landes, die Stämme und Geschlechter gesehen, für welche die Vorsehung die Gnade der Erlösung in ihren Händen bereit hielt, aber, wie sie immer pflegt, der Umwälzungen, Wechsel und Absichten der Menschen selber zur Ausführung ihres großen, alles beherrschenden Planes, der Heiligung und Seligmachung des Menschengeschlechtes, als Werkzeug sich bedienend.

Wollen wir nun unsern Blick auf das Europa jener Zeit werfen — Europa, damals gleichbedeutend mit dem Worte: Christenheit. Christenthum aber war in jenem Jahrhundert noch identisch mit Katholicismus. Die Religion, welche dem Eingebornen der neuen Welt geboten werden konnte, war die der Kirche von Rom. Diese Kirche hatte bereits jene wilden Stämme in ihren Schoos gebracht, welche das römische Weltreich zu Boden geworfen: nicht konnte *sie* erschrecken vor dem Anblick einer neuen und barbarischen Welt. In Europa thronte sie als Königin. In der Sprache der Zeit war die Kirche Königin und Oberherrin der Welt. In ihrem Namen regierten die Könige und Republiken. Alle waren der Pflicht sich bewußt, ihre Herrschaft zu erweitern. Auf ihren Ruf hatten Millionen über Asien sich ergossen, um die Wiege des Christenthums dem Unitarier Mahomet zu entreißen. Die neue Welt gehörte gleichfalls ihr, und weltliche Fürsten, welche zu deren Eroberung sich anschickten, waren gebunden, die Rechte der Kirche, ihrer Lehnsherrin, aufrecht zu erhalten.

Ueber Länder ausgebreitet, welche höchst verschieden waren in ihren conventionellen Ideen, blieb die römische Kirche frei von jedem gesonderten Nationalgefühl, und wie sie ihre Gränzen immer weiter rückte, führte sie ihre eigne Sprache und ihren Ritus mit sich: so fand sie Männer aller Himmelsstriche bereit zum großen Werk der Heidenbekehrung, diesem vorzugsweisen Amte der lateinischen Kirche. Sie war auf alle Art ausgerüstet zu dieser Aufgabe; und der Geist, welcher die apostolischen Flammen weckte, bildete Körperschaften, die zur Ausführung seiner Zwecke geeignet waren. Neben ihrer Hierarchie und Pfarrgeistlichkeit, fest und bleibend auf ihren Stühlen und in ihren Sprengeln, hatte sie damals wie heut jene wunderbaren religiösen Orden, durch verschiedene Länder verbreitet, mit ihren gesonderten und eigenthümlichen Einrichtungen, je nach dem Zwecke ihrer Einsetzung. Von diesen waren die vier Mendicanten-Orden: Franciskaner, Dominikaner, Augustiner und Carmeliter, zum Missionswerke ausnehmend geeignet. Ihre Regierung war central, das Band der verschiedenen Häuser straff, der Wechsel häufig; so daß ihre Mitglieder, in engem Verband unter einander, politisch keinem Land oder Platze zugethan, selbst nicht an ein gewisses Kloster gebunden, waglichen Sendungen hold und voll von jenem Wetteifergeist, welcher gesonderte Gesellschaften in Einem Dienst kennzeichnet, nach jedem Theil des Erdballs eilten, und, als Amerika dem erstaunten Europa enthüllt war, bereits an Missionsarbeit gewohnt und darin geschult, so begierig auf das neue Feld sich warfen, als je der feurigste Conquistador. Beinahe zur selben Zeit erhob sich ein neuer, eigens für große Missionspläne gestalteter Orden, die berühmte Gesellschaft Jesu, welche durch die Weisheit ihrer Einrichtungen, die Hingebung ihrer Mitglieder und

ihre denkwürdigen Dienste für die Sache der Religion Gegenstand ewiger Bewunderung bleiben wird.

So der Aufgabe gewachsen, Männer für's Werk in ihrer Hand, Völker mit der Beihilfe ihrer Mittel und Gebete in ihrem Rücken, unternahm die Kirche die Arbeit. Mit den ersten Entdeckern und ersten Colonisten kamen Missionäre, Weltgeistliche und Religiosen jedes Ordens, welche, ihre Landsleute in den neuen Städten verlassend, sich ins Innere begruben. Der Mann der Selbstverläugnung, der Einsame, welchem kein irdisch Band das Leben theurer machte als den Ruf seiner Pflicht, der Mann, welcher nicht nur dem Luxus, sondern auch dem gewöhnlichsten Lebensgenuß entsagt hatte, der katholische Missionär, das Crucifix in der Hand, sein kleines Kirchengeräthe mit sich tragend, eilte dahin, um das Kreuz mitten auf dem Schauplatze des Götzendienstes aufzupflanzen. Durch die westindischen Inseln, durch Mexico, Peru, Brasilien und den südlichen Continent flog das Kreuz in der Hand spanischer und portugiesischer Glaubensboten: der Norweger, Irländer, später der Franzose und Engländer, trugen es durch unsere nördlichen Himmelsstriche.

Dieser Missionen sind viele und manchfaltige; doch der Franciskaner, Dominikaner und Jesuit vollbrachten den größten Theil der Arbeit, erzielten die reichsten Aernten und stehen voran in den Jahrbüchern der christlichen Missionen.

Zuweilen entstand eine Mission auf königlichen Befehl, und ein Sendbote erhielt aus dem Staatsschatz seinen Unterhalt, wie der Soldat, und begab sich auf seinen Posten; zuweilen sammelten die Ansiedler jährliche Beiträge für den Amtsbedarf und das frugale Leben des Priesters; in den meisten Fällen jedoch waren es die Fürsten, Edlen und das Volk von Europa, woher die Stammgelder für

jede einzelne Mission flossen: sie sammelten sich allmälig aus Pallast und Hütte in den Händen eines geistlichen Procurators in irgend einer europäischen Seestadt, und dann wurden Glaubensboten, Bücher, Kirchengeräthe und oft auch Gegenstände des Ackerbaues und Handwerks für die indianischen Stämme über den Atlantischen Ocean gesandt.

Die Ansiedlungen wurden Mittelpunkte, von wo die Missionsunternehmungen strahlenförmig über das Land ausgingen, und da die katholischen Coloniengründer immer Sendboten des Evangeliums auf ihren Flotten mit sich führten, sind die Missionen gleich alt mit den Ansiedlungen. In frühester Zeit schickte Grönland Glaubensboten nach unsrer Küste; später Merico desgleichen: und wie Melendez seine Schöpfung St. Augustine zum Missionsmittelpunkte des Südens machte, so that Champlain mit Quebeck im Norden, Baltimore mit St. Maria in der Mitte.

Wie diese Linien strahlen, kreuzen und vermischen sie sich: die spanischen Missionen aus Merico reichten von Florida bis Neu-Merico und Californien; die aus Florida erstreckten sich bis zur Chesapeake-Bai und zum Mississippi; die aus Quebeck breiteten längs des St. Laurentius-Thals und der großen Seen bis zum Mississippi sich aus, gingen diesen hinab und begegneten den spanischen im Süden, während sie nordwärts bei Hudsons-Bai die Spuren der Nordmänner kreuzten; die kurze Maryland-Mission schloß wieder an die Gränzen des alten Florida sich an.

Diese Missionen von ihrem Ursprung an, mit ihrer Fortsetzung durch die Geistlichkeit unserer Republik in unsern heutigen Tagen, zu verfolgen, ist die Aufgabe dieses Werkes.

Missionen der Nordmänner.

Norwegische Missionen in Neu-England.

Entdeckungen der Irländer und Norweger in Island, Grönland und andern Theilen von Nordamerika. — Einführung des Christenthums. — Ansiedlung von Vinland. — Verschiedene Missionäre nach diesem Lande. — Ruinen.

Die Irländer und Norweger des neunten Jahrhunderts waren ein See- und Handelsvolk; ihre Flotten durchschwärmten den Atlantischen Ocean und die nördlichen Meere, und bei der damals herrschenden Seeräuberei zogen beide Völker aus dem Sclavenhandel vielen Gewinn.

Isländische Geschichtschreiber haben uns die Einzelheiten der Reisen jener Periode aufbewahrt, welche die beinahe völlige Vernichtung der irischen Handschriften in Vergessenheit begraben hatte. Jenen zufolge entdeckten die Irländer zuerst Island und führten dort das Christenthum ein; dann gründeten sie eine Colonie an der südlichen Küste von Nordamerika, in einer Gegend, welche in isländischen Annalen Hvitramannaland, d. i. Weißen-Manns-Land, auch Irland it mikla, Groß-Irland genannt wird.

Diese Colonie bestand noch bis zum Jahre 1000; und daß die Colonisten des großen Werkes der Heidenbekehrung nicht uneingedenk waren, entnehmen wir aus der Thatsache, daß ein heidnischer Isländer, Aré Marson, im Jahre 983 dahin verschlagen, in der Colonie getauft wurde.

Bald nach Grönlands Ansiedlung durch Erich den Rothen besuchte dessen Sohn Leif Norwegen und ward von St. Olaus, dem damaligen Könige des Landes, bewogen, den wahren Glauben anzunehmen. Bei seiner

Rückkehr nach Grönland im Jahre 1000 brachte Leif zur Bekehrung der Colonisten Priester mit, und in kurzer Zeit bekannten sich die meisten Nordmänner in Amerika zum Christenthume. Kirchen und Klöster erhoben sich in verschiedenen Theilen des Landes und wetteiferten mit denen auf Island in Frömmigkeit und Gelehrsamkeit.

Vor diesem noch war Biarni, Heriulfs Sohn, auf seiner Fahrt von Island nach Grönland, an die amerikanische Küste verschlagen worden; und in dem nämlichen Jahr, als in Grönland das Christenthum eingeführt ward, fuhr er nochmals aus, die gesehenen Gegenden zu erforschen, nannte Labrador „Helluland," Neuschottland „Markland," und drang bis zur Narragansett-Bai [1]) vor, allwo er von dem Umstande, daß einer seiner Gefährten wilde Weintrauben fand, das Land „Vinland" nannte [2]).

Thorwald, Thorstein und später der Irländer Thorfinn besuchten diese Gegend, und allmälig bildete sich eine Ansiedlung. Noch war das Christenthum nicht allgemein; Thor und Wodan hatten auch noch ihre Anbeter; und Missionäre verließen Grönland, um in Vinland die christliche Religion zu befestigen. Der Berühmteste von diesen war Erich, der nach mehrjährigem Wirken in Grönland nach Vinland hinüberfuhr. Nach wenigen Jahren kehrte er (im Jahre 1120) nach Island zurück und segelte von da nach Europa, um die Gründung eines Bisthums und eine

---

[1]) Im heutigen Staate Rhode-Island.

[2]) Joh. v. Müller sagt hierüber: Man wußte von einem durch die Normannen jenseits dem Ocean entdeckten Winlande; ein durch Stürme verschlagenes Schiff wollte im Anfang des fünfzehenten Jahrhunderts ein solches Erdreich gesehen haben.

Anmerk. d. Uebersetzers.

gehörige Einrichtung der kirchlichen Verhältnisse zu bewirken. Dazu schien Erich der tauglichste Mann, und die scandinavischen Bischöfe wählten ihn zur Gründung des ersten amerikanischen Bischofssitzes aus; seine Weihe erhielt der Missionär zu Lund in Schweden, durch Erzbischof Adzer, im Jahre 1121.

Wohl kehrte Bischof Erich von Amerika zurück; aber noch zu sehr gefesselt an seine Mission, führte er eine Gesellschaft Geistlicher und Colonisten nach Vinland, und fand hier ein so weites Feld seiner Thätigkeit, daß er seinem Bisthume entsagte und nie mehr nach Grönland zurückkehrte.

Von der späteren Laufbahn dieses eifrigen und selbstverläugnenden Glaubensboten wissen wir nichts mehr, da die Untersuchungen der nordischen Alterthumsforscher noch keine weiteren Einzelheiten aus dem Staub der Jahrhunderte hervorgezogen haben.

Doch stand er als Missionär nicht allein; denn wir finden, daß ungefähr um dieselbe Zeit Johann, ein irischer oder sächsischer Mönch, von Island nach jenem Lande hinüberfuhr, dort aber von den Heiden erschlagen ward, die er zu bekehren unternommen.

Was die Lage von Vinland betrifft, so kann kaum ein Zweifel darüber obwalten: ein sorgfältiges Studium der Erzählungen jener frühen Reisenden — Erzählungen, welche den Stempel der Wahrheit an der Stirne tragen — macht es so viel als gewiß, daß sie um Cap Cod [1]) herum

[1]) Staat Massachusetts, 42° nördl. Br. Sie fuhren hier südlich, dann westl. Richtung an den Inseln Nantucket und Martha's Weinberg vorüber, bis sich die schöne Bai öffnete, wo die kleine Insel Rhode-Island, von den Holländern und auf den ältesten Karten „Nassau" genannt; darauf heute Newport. Anmerk. d. Uebers.

umfuhren und in die Gewässer Narragansett-Bai einliefen. Zur Bestätigung dieser Ansicht findet sich bei Newport eine Ruine vor, welche offenbar runischen oder scandinavischen Ursprungs ist. Sie wurde bei der Ansiedlung des Landes gefunden und ist klärlich kein indisches Werk, während ihre Aehnlichkeit mit anerkannten scandinavischen Werken in Grönland und Island die Frage außer allen Zweifel setzt.

„Der alterthümliche Tholus in Newport," sagt die königl. Gesellschaft der Alterthumsforscher, „der aus Bischof Erich's Zeiten zu stammen scheint, gehörte einem scandinavischen Gotteshause oder Kloster an, wo, wechselweise mit lateinischen Messen, die alte dänische Sprache bereits vor siebenhundert Jahren erschallte [1]."

Eine Wolke verhüllt die Geschicke der Colonisten von Vinland und Grönland; sie sind wohl zuletzt durch Kriege oder Seuchen dahingeschwunden *).

---

[1]) Ueber Vinland, sieh: Antiquitates Americanae pp. 193, 203, 260 etc. Memoiren der königl. Gesellschaft für Nordische Alterthümer. Jahrgänge 1836—37, 1838—39, 1840—43, 1845—48. Lanigan's Kirchengeschichte. Irland III. cap. 20.

*) Sieh Anhang 1.

Spanische Missionen.

M

Di
Pa
Mi
re
Se

ha
un
un
An
gel
Gr
bil
bes
des
ers
Ve
sto
wo
spa
Ca
ein

Spanische Missionen in Neu-Mexico, Florida, Texas und Californien.

Erstes Kapitel.

Frühe Versuche in verschiedenen Gegenden.

Die Franciskaner unter Bischof Juarez in Florida. — Pater Marcus im Gilathale. — Pater Padilla im Thale des Rio Grande. — Seine Hingebung und sein Tod. — Missionäre mit De Soto in Florida. — Erfolgreiche Sendung des Pater Andreas de Olmos in Texas. — Heroisches Unternehmen des Dominikaners Pater Cancer. — Sein glorreicher Tod in Florida. — Die schiffbrüchigen Missionäre. — Geheimniß über Pater Johann Ferrer. — Dominikaner mit Don Tristan de Luna in Westflorida und Alabama.

Die spanischen Eroberungen in der westlichen Welt hat Nationalhaß lange als Scenen beispielloser Grausamkeit und Tyrannei in die Jahrbücher der Geschichte eingetragen, und den Meisten scheint es so viel wie gewiß, das spanische Amerika müsse so vollständig von seinen Ureingebornen geleert sein, als das Land, in welchem wir leben. Grausamkeiten waren in der That im Gange, doch sie bildeten nicht die allgemeine Regel. Ein Gegenstand ganz besonderer Entstellung war die Rolle, welche die Missionäre, des Indianers unwandelbare Freunde, gespielt, und selten erscheinen sie in englischen Berichten anders, denn als Verfolger. Doch man zeige uns die Männer, die einen stolzeren Anspruch auf eine Nische im Tempel des Wohlwollens aufzuweisen haben, als die früheren und späteren spanischen Glaubensboten! — Steht der ungestüme Las Casas allein da? — Weit entfernt! Er ist in der That einer der am wenigsten Hervorleuchtenden selbst in den

Missions-Annalen seines eignen Ordens; und man kann sagen, daß in den Anstrengungen, den rothen Mann zu bekehren, zu zähmen und zu schützen, alle religiösen Genossenschaften miteinander wetteiferten, und für des Indianers zeitliches und ewiges Heil ihr Blut und den Schweiß ihrer Arbeit bis zur Verschwendung opferten.

Die Niederlassung der Spanier in Westindien war das Vorspiel zur Erforschung der Länder um den Golf; das große Endergebniß — die Eroberung des Reichs der Azteken. Dann begannen die Missionen in Mexico und breiteten sich in wenigen Jahren über die meisten Staaten der heutigen Republik gleichen Namens aus, mit reichen Früchten die Arbeiten jener gottgeweihten Glaubensherolde belohnend.

Florida galt bereits als eine Perle von Reichthum und Schönheit. Im Jahre 1526 machte sich Pamphilius de Narvaez unter dem Titel eines Adelantado mit beträchtlichen Streitkräften zu seiner Eroberung auf den Weg. Um die Eingebornen zu bekehren, begleitete eine ansehnliche Zahl Franciskaner den Zug; sie waren unter der Leitung von P. Johann Juarez, einem der zwölf ersten Franciskaner, welche Mexico betreten hatten. Er verließ sein Kloster in Huerotzinco und ging nicht nur als Superior der Mission, sondern, nach der Versicherung der Annalen, auch als Bischof von Florida dahin.

Am 16. April 1528 landeten die Abenteurer an der Küste und nahmen mit aller Feierlichkeit von der Heiligen-Kreuz-Bai, heute Pensacola, Besitz. Die Erzählung ihres Zugs gehört der weltlichen Geschichte an; hier genüge es zu sagen, daß sie nach mondelangen Beschwerden und Leiden den Muth verloren, und da sie weder Städte noch Dörfer vorfanden, traurig und niedergeschlagen gegen die

Küste zurückkehrten, welche sie endlich gewannen, und von wo sie auf wenigen gebrechlichen Booten, die sie gebaut, Mexico zu erreichen suchten. In einem dieser Boote hatten sich die Religiosen und Andere, vierzig an Zahl, eingeschifft; aber die schwache Barke scheiterte, und obwohl Alle, die an Bord waren, einem nassen Grabe entrannen, gingen sie doch in der Folge durch Hunger, Krankheiten, oder die Hände der Wilden zu Grunde.

Von diesem ersten Truppe Missionäre wissen wir nur wenig. In den mageren Annalen, die von jener unglückseligen Eroberungsfahrt auf uns gekommen, geschieht irgend eines Versuchs, eine Mission unter den Indianern zu gründen, keine Erwähnung; auch fanden die späteren Conquistadores keine Spur eines früheren christlichen Unterrichts vor. Außer Juarez kennen wir die Namen des Laienbruders Johann de Palos und eines Priesters Asturiano, welche nach Ueberstehung der ersten, ihre Gesellschaft decimirenden Krankheit und nach vielem Ungemach zuletzt auf Malhado (wahrscheinlich Dauphin-Insel) an der Mündung des Mississippi starben.

So fruchtlos und unglücklich diese Unternehmung auslief, führte sie doch zu neuen Anstrengungen der Mission. Nur vier von Narvaez Begleitern gelang es zu entrinnen. Indem sie Texas und Neumexico bis zum Golf von Californien in der Quere durchzogen, und jenseits wie Menschen aus dem Grabe wieder auftauchten, vermehrten sie das allgemeine Staunen noch durch wunderbare Mähren von reichen und mächtigen Königreichen, die sie im Innern gesehen.

Das weckte die Franciskaner. Der italienische Mönch Marcus von Nizza entschloß sich unter der Führung des Negers Stephan, eines der Ueberlebenden von Narvaez

Heerfahrt, sich in den unbekannten Norden zu versenken. Mit einem Gefährten, dem Mönche Honoratus, verließ er im März 1539 Culiacan, und als letzterer wegen Krankheit zurückbleiben mußte, schlug er mit seinem Führer und einigen freundlichen Indianern kühn den Weg in die Wildniß ein, die sich fernab bis zum Gila-Flusse erstreckte, setzte endlich über diesen tief gebetteten Strom und begann auf's neue seinen mühseligen Marsch nach Cibola, dem Zuñi der Eingebornen. Wie er hier durch Stämme dahinzog, die in Bisonroben und in Baumwolle-Mänteln (von den civilisirteren Cibolanern erhandelt) einhergingen, da nahmen seine Hoffnungen einen hohen Flug; da nannte er das gewaltig ausgedehnte Gebiet „San Francisco;" und seine Phantasie sah es schon, zum Glauben bekehrt, eine neue Heimath seines eigenen Ordens werden. Das Königreich San Francisco lebt bloß in seiner Erzählung; doch, wie um seine Wünsche zu verwirklichen, ist heute eine Stadt dieses Namens das Carthago des Stillen Oceans. — —

Stille haltend, als er Cibola sich näherte, schickte er seinen Führer und eine Anzahl Indianer voraus, um seinen Einzug vorzubereiten; aber die Leute von Zuñi weigerten sich, eine so große Partie zuzulassen, und durch die Hartnäckigkeit des schwarzen Führers gereizt, griffen sie dieselben an und tödteten mehrere, unter andern Stephan selbst. Vater Marcus ließ sich weder durch diesen Verlust, noch durch die Drohungen seiner indianischen Begleiter (beinahe hätten sie den Tod ihrer Kameraden an ihm selber gerächt) abschrecken; er schritt bis zu einer Anhöhe vor, welche die wohlgebaute Stadt Cibola beherrschte, und pflanzte hier ein Kreuz auf — es war ja ein Sinnbild seines hohen Strebens und auch der Durchkreuzung seiner Pläne; dann kehrte er sich niedergeschlagen dem Süden zu. Marcus

konnte keiner Eroberung im Glaubensreiche sich rühmen, aber er hatte neuen Bestrebungen ein neues Feld eröffnet [1]).

Und nicht lange blieben sie aus. Der leidenschaftlich eingenommene Sohn Italiens erstattete einen wundervoll klingenden Bericht über das Land, das er nur im goldnen Lichte der untergehenden Sonne gesehen, das er nur vom indischen Hörensagen kannte. Wenig träumte er, wie schwach und ärmlich jene stattlichen Mauerwälle in der That waren, wie einfach und wenig vorgeschritten die Bewohner. Die Regierung rüstete nun einen Heerzug aus, und der Vicekönig gab ihm bis zur Gränze das Geleit. P. Marcus mit einer stattlichen Anzahl Franciskaner war im Gefolge. Bald war Cibola erreicht und genommen; aber dies Zuñi verwirklichte so wenig die durch P. Marcus hochgesteigerten Erwartungen, daß sich die allgemeine Stimme der Entrüstung gegen ihn erhob. Er verließ den Zug, der auf fortgesetztem Marsche das Thalbecken des Rio Grande, selbst das des Arkansas überschritt, immer das eingebildete Reich Quivira aufsuchend. (S. Anh. 2 3.)

Die Anfangs freundlich gesinnten Eingebornen sahen sich bald durch erlittene Unbill zum Widerstande getrieben, und die Spanier fanden es in dem darauffolgenden Kriege nicht so leicht, die wohlvertheidigten Städte der Indier zu nehmen.

Doch kein Reichthum vergalt dem abenteuerlichen Coronado, der bis zu den Bison-Ebenen vordrang und der

---

[1]) „Relation du frai Marc de Niza," in Ternaux's Sammlung. P. Marcus kam im Jahre 1531 nach Amerika. Sein erstes Wirken war in Peru. Bei seinem zweiten Zug nach Cibola ward seine Gesundheit so untergraben, daß er sich nimmer erholte und bald darauf in Mexico starb.

Erste war, der jenes der westlichen Hemisphäre so eigenthümliche Thier sah und die Welt damit bekannt machte. Ermüdet zuletzt, beschloß er die Rückkehr. So freudig dieser Vorschlag von manchen seiner Leute aufgenommen wurde, ein so harter Schlag war er für die Missionäre, welche unter den neuentdeckten Stämmen ihr Glaubenswerk zu beginnen gehofft hatten. Und dies war eine keineswegs romantische Idee. Diese Neumerikaner zählen zu den Sanftesten der Eingebornen, ruhig blühende Gewerbe betreibend und in der Cultur weiter vorgeschritten, als irgend ein anderer unsrer wilden Stämme. Ihre Häuser waren von ungebrannten Ziegeln, mehrere Stockwerke hoch und gegen den Gipfel an Umfang abnehmend. Diese Häuser waren in den Städten nicht wie bei uns getrennt, sondern alle zusammengebaut ohne Zwischenräume, und bildeten ein längliches Viereck, dem Auge von außen eine weder von Thüren noch Fenstern durchbrochene Mauerseite bietend, während die Mitte der Stadt einen offenen Raum frei ließ. Jedes Stockwerk formte eine Terrasse, die man auf Leitern erreichte, auf welchen die Bewohner allmälig bis zum Dache steigen konnten, wo der Haupteingang war. Das unterste Geschoß war eine Art Wärmstube oder Dampfbad. Solche Städte finden sich noch vor, und haben oft in Kriegszeiten eine äußerst sichere Vertheidigung gewährt. Die Einwohner bauten Baumwolle in Ueberfluß, die sie zu Tuch spannen und woben; in solchem, wie in gegerbten Häuten ging das ganze Volk anständig gekleidet. Ihre Felder, unter sanftem Himmelsstriche, waren ergiebig, ihr Küchengeräthe von nicht gewöhnlicher Arbeit: und es schien das Christenthum allein noch zu fehlen, um das Volk ganz glücklich zu machen; denn ihre Sitten und Grundsätze waren von

äußerster Reinheit, und ihr Götzendienst — einfacher Sabaismus — war ja nur des Menschen erster Irrthum.

Gewonnen von ihrer Art und Weise, baten zwei der Franciskaner-Missionäre, unter ihnen zurückbleiben zu dürfen. Einer derselben, P. Johann de Padilla, ein geborner Andalusier, hatte einst in Kriegertracht weltliche Waffen getragen: er zeigte nun in Christi Sache nicht geringere Beherztheit, und beschloß in der großen Stadt Quivira, welche der Heerzug gerade verlassen, im Westen des Rio Grande, eine Mission zu beginnen. Der Andere, ein Laienbruder, Johann vom Kreuz genannt (in früheren Tagen hatte ihn die Welt Ludwig de Escalona geheißen), bewies gleiche Entschlossenheit zu demselben Werke in der benachbarten Stadt Cicuyé. Coronado willfahrte ihrem Eifer, gewährte ihr Verlangen; und da er Zuchtvieh zur Einführung im Lande mitgebracht, wurde jedem der beiden Missionäre eine Partie davon zugetheilt, und einige mexikanische Indianer blieben als Führer und Gehilfen bei ihnen zurück. Da Cicuyé noch weiter vorwärts lag, wurde Bruder Johann vom Kreuz mit einer Bedeckung dahin gesandt und erreichte es in Sicherheit. Padilla nahm Abschied von seinen Landsleuten und wendete mit seinen indianischen Bekehrten seine Schritte rückwärts nach Quivira. Hier arbeitete er einige Zeit mit beharrlichem Fleiße, aber es scheint, beinahe, ohne Erfolg. Als er nun von einem gelehrigeren Stamm Kunde bekam, machte er sich dahin auf den Weg, ward aber auf der Reise plötzlich von einem starken Trupp auf Raub schwärmender Indianer umgeben. Der Gefahr sich wohl bewußt, drang er in seine Gefährten, zu fliehen, kniete nieder und bereitete sich zum Tode. Wenige Augenblicke — und er fiel von einem Schauer von Pfeilen durchbohrt und besiegelte seine Sen-

dung mit seinem Blute. Seine Genossen flohen den Strom hinab und erreichten nach vielen Fährlichkeiten Tampico, seinen Märtyrersieg zu verkünden [1]).

Von Bruder Johann vom Kreuz und seiner Mission in Cicuyé hat man niemals eine Kunde erhalten: auch er ward aller Wahrscheinlichkeit nach ein Opfer wilder Gewaltthätigkeit. Welche heroische Hingebung dieser Männer, um die Wiedergeburt und Erhebung einer gefallenen und erniedrigten Race sich gänzlich der Gnade von Wilden zu überlassen, und der behaglichen Sicherheit und geehrten Stellung des gebildeten Lebens um die Entbehrung und Gefahren eines Missions-Lebens zu entsagen! —

Der Landstrich östlich des Rio Grande war mittlerweile der Schauplatz einer Unternehmung gewesen, die in ihrem Pomp und Machtaufwand, ihren Grausamkeiten und Mißgeschicken in unsern Annalen wenige ihres Gleichen hat. Wie Coronado, suchte der berühmte De Soto das mächtige Königreich auf, welches die Ueberlebenden von Narvaez Heeresfahrt im Innern des Continents entdeckt haben wollten. Im stolzen Vertrauen, ein neues Mexico zu finden und zu erobern, landete er mit glänzendem Heergefolge in Florida, und mit ihm gingen weltliche und Ordensgeistliche, um nach Einsetzung spanischer Herrschaft die Völkerschaften zu bekehren.

De Soto's Schicksal ist wohlbekannt; sein Heer schmolz durch Krankheit, Hungersnoth und fortwährenden Kampf

---

[1]) Castanneda de Nagera. II. 8. Henrion, Hist. Gen. — Coronado's Zug in Cabeza de Vaca. P. Padilla war ein Andalusier; erst tapferer Soldat, dann Franciskanermönch. Ehe er den Indianern von Mechoacan und Jalisco das Evangelium brachte, war er Quardian des Klosters Tulatzinco, später des von Tzapotlan.

mit den kühnen und starken Eingebornen hinweg; und als er an den Ufern des Mississippi gestorben war, floh sein Nachfolger, Muscoso, nach vergeblichem Versuch Mexico zu Land zu erreichen, den Strom hinab, die Eingebornen in heißer Verfolgung hinter ihm her. Nur ein kleiner Trupp erreichte Tampico; aber die Geistlichen waren alle gefallen, und es geschieht nicht einmal des Versuchs einer Missionsgründung irgend eine Erwähnung [1]).

Im Jahre 1544 ward aber in demselben Territorium auf's neue die Mission angestrebt, und hier vollbrachte der Eifer eines einzelnen Mannes mehr, als alle seine Vorgänger zusammen ausgeführt. Das war P. Andreas de Olmos. Schon lange hatte er seinen Gluteifer wie seine apostolische Macht unter den indianischen Stämmen entfaltet, und tiefer und immer tiefer in das Binnenland seine Fußtritte gewagt, bis er zuletzt von den wilden texanischen Horden hörte, welche damals Chichimecas (spr. Tschitschimekas) genannt wurden. Unabgeschreckt von der Schilderung ihrer barbarischen Sitten, sah er in ihnen nur würdigere Gegenstände seiner christlichen Sorgfalt, und so betrat er das Land der „rollenden Prärien" [2]). Die wilden Menschen schaarten sich um den einsamen Gottesgesandten in der Wüste, und horchten in Sanftmuth auf seine

[1]) Noch werden die Weltgeistlichen Dennis aus Paris, Diego de Banuelos, Franc. de la Rocha, Roberigo de Gallegos u. Franc. del Pozo, und die Dominikaner J. de Torres, J. de Gallegos u. L. de Soto genannt: sie alle fielen auf de Soto's und Muscoso's Zügen.

[2]) Unabsehbare Reihen von nackten Hügelkämmen, nur mit kurzem Büffelgras bewachsen, in blauer Ferne erstarrten Wogen des großen Oceans gleichend. Sie finden sich vorzüglich im Südwesten der Union. Anmerk. d. Uebersetzers.

Worte. Eine Menge ward überzeugt und folgte dem Sendboten nach Tamaulipas, allwo er eine Missions-Ansiedlung gründete und ihren Unterricht vollendete. Hier auch verlegte er sich auf das Studium ihrer Sprache und verfaßte oder übersetzte manches Werk zu ihrem Gebrauch. Sein Beispiel führte ihm bald einen eifrigen Mitarbeiter an die Seite, den Weltpriester Johann de Mesa, der von Alter und Anstrengung erschöpft unter den Indianern von Panuco seine Tage beschloß; und unter den Nachfolgern dieser Männer setzte sich allmälig eine blühende Mission um die bescheiden kleine Eroberung des eifrigen und kühnen Olmos an [1]).

Beinahe zu derselben Zeit machte ein Pater Dominikaner den Plan zur geistlichen Eroberung von Florida, und hoffte dem Kreuz einen neuen Triumph zu bereiten, wenn er waffenlos und friedlich ein Land bezwingen würde, das schon die kühnsten kriegerischen Unternehmungen zu Schanden gemacht. Ein würdiges Glied jenes erlauchten Ordens, der in der Geschichte als der starre und unnachgiebige Verfechter der Gleichberechtigung des Indianers zu Freiheit und bürgerlichen Rechten voranleuchtet, beschloß P. Louis Cancer de Barbastro nach Florida zu gehen, durch den Charakter ihm bereits bekannter Floridaner überzeugt, daß dieses Volk leicht auf gleiche Stufe mit den civilisirten Nationen gebracht werden könne.

Zwei andere Dominikaner waren schon früher entschlossen, auf dem Landwege in Florida einzudringen und den von Olmos so glücklich eröffneten Pfad zu verfolgen. Bereitwillig gingen sie auf Cancer's Ansichten ein, aber auf eine Besprechung mit einigen älteren Religiosen hielt

---

[1]) La Florida de Inca.

man es für wesentlich nothwendig zu einem guten Erfolge, erst die königliche Genehmigung einzuholen. Cancer sollte über den Atlantischen Ocean setzen und dem Monarchen das Projekt unterbreiten. Unter seinen Reisegefährten war der große Las Casas, Bischof von Chiapas, der mit allem Feuereifer und Ungestüm seines Charakters auf den Plan seiner Ordensbrüder einging. Bei ihrer Ankunft in Spanien gewann er leicht Philipps königlichen Schutz und volle Billigung seines Entwurfs zu der friedlichen und blutlosen Eroberung von Florida. Es wurden Befehle erlassen, in irgend einem Hafen Europa's oder Amerika's ein Fahrzeug auszurüsten und zu seiner Verfügung zu stellen, und dasselbe mit Allem zu versehen, was man für den sicheren Erfolg seines Planes für nothwendig erachten sollte. Dies war noch nicht Alles. Cancer wirkte noch überdies ein königliches Dekret aus, welches jeden Eingebornen Florida's, der in irgend einem Theile der spanischen Besitzungen in Amerika in Knechtschaft schmachtete, der Freiheit wiedergab.

Mit diesen Documenten kehrte Cancer nach Mexico zurück und erhielt bald vom Vicekönig ein passendes Fahrzeug. Als alles bereit war, schiffte er sich nach Tampa-Bai ein; mit ihm waren seine zwei ursprünglichen Genossen, die PP. Gregor de Beteta und Johann Garcia, und noch ein Dritter, P. Diego de Peñalosa, der sich ihnen angeschlossen. Das Schiff verfehlte den bestimmten Hafen, erreichte aber die Küste von Florida ungefähr im 29° nördlicher Breite am Abend des Himmelfahrtstages. Nachdem sie einige Tage den Hafen gesucht und von Zeit zu Zeit gelandet, ging P. Diego mit Cancer, einem Dolmetscher und einem Andern an's Ufer, um mit den Indianern in Unterhandlung zu treten. Mitten unter den dunklen Kindern der grünen Buschlichtungen knieten sie

nieder und befahlen Gott das Unternehmen, erhoben sich dann und begannen ihre Unterhaltung mit den Eingebornen. Geschenke gewannen ihnen schnell deren freundliche Gesinnung, und da man nun den langgesuchten Hafen nur eine Tagreise entfernt wußte, kam man überein, daß P. Diego mit einem Spanier und dem Dolmetscher am Lande bleiben, die Uebrigen den Hafen zur See erreichen sollten.

Doch so langsam war der Lauf ihres Fahrzeugs, daß sie erst am heiligen Fronleichnamstag dort ankamen. Auch hier eröffnete P. Cancer den Weg zu gutem Einvernehmen mit den Eingebornen; auch der Dolmetsch kam herbei und verkündete, P. Diego sei in des Caziken Hütte. Bei seiner Rückkehr zum Schiffe fand jedoch Cancer Alles in großer Verwirrung. Es war ein Spanier angekommen, der sich als einer der Ueberlebenden von De Soto's Heeresfahrt erwies und lange Jahre ein Sclave unter den Wilden gewesen war. Dieser rieth den Missionären, vor den Indianern sich in Acht zu nehmen, und erzählte zu ihrem großen Erstaunen, daß P. Diego und sein Gefährte bereits mit aller Ceremonie barbarischer Völker abgeschlachtet worden seien.

„Das war nun alles in der That schrecklich," sagt Cancer; „aber so tief es uns betrübte, überraschte es uns nicht: solche Zwischenfälle müssen in Unternehmungen zur Verbreitung des Glaubens überall vorkommen. Ich erwartete es auch nicht anders. Wie oft hatte ich bei'm Nachdenken über mein Unternehmen die Ueberzeugung gewonnen, daß wir, ohne viel Blut zu opfern, keine Erfolge erringen würden. So war es auch bei den Aposteln der Fall; nur um diesen Preis läßt ein neuer Glaube sich einführen."

Viele waren nun geneigt, das Vorhaben aufzugeben;

aber Cancer beschloß, wenn es sein müsse, allein dazubleiben, und hoffte durch Milde und Geschenke die Gunst der Indianer zu gewinnen. Am 24. Juni blieb er an Bord, um einen noch vorhandenen Bericht niederzuschreiben und das Nothwendige für die neue Mission in Stand zu setzen. Stürmisches Wetter verhinderte einen weitern Tag seine Landung, aber am 26. Juni verließ er das Schiff in Begleitung der PP. Garcia und Beteta, sprang nahe der Küste heraus und stieg achtlos ihrer Vorstellungen und Warnungen die steile Uferbank hinauf. Die Indianer sahen zu, aber gaben kein Zeichen des Willkomms. Da sah nun Cancer wohl die ganze Wirklichkeit der Gefahr vor Augen: er kniete einen Augenblick im Gebete; da trat ein Indier herzu, ergriff ihn beim Arme und führte ihn von dannen. Bald umringte ihn ein ganzer Schwarm; man riß ihm den Hut vom Kopfe — da streckte ihn ein schwerer Keulenschlag leblos auf das Ufer hin! Er konnte nur noch den einen Ruf: „o, mein Gott!“ ausstoßen, denn im Nu hatten ihn die Wilden mit tödtlichen Wunden bedeckt, und trieben, zum Uferrand vorstürzend, die Uebrigen mit einem Hagel von Pfeilen zurück.

Traurig und beklommen entfernten sich die Patres von der Küste, und wie sie die blutige Kopfhaut ihres unglücklichen Bruders hoch emporhalten sahen, da konnten sie nur beweinen, daß dessen glorreicher Plan, so sieggekrönt in Vera Paz, in Florida so unselig enden mußte. Mögen kühlere Geister immerhin Cancer's Benehmen Wahnsinn nennen: aber doch ist in der ganzen Geschichte unserer Missionen keine edlere Episode, als das Wagstück dieses ächten Dominikaners, der da kein ander Blut als das seine zur Gewinnung verirrter Seelen zu vergießen gewillt war, und in einem unbewaffneten Schiffe und mit einer unbewaffneten Gesellschaft

die friedliche Eroberung eines bereits mit Blut getränkten Landes bewerkstelligen wollte [1]).

Die nächsten Missionäre in Florida waren eine Anzahl im Jahre 1553 durch Schiffbruch an die Küste geworfener Dominikaner. Ein großes Fahrzeug, welches nicht weniger als tausend Seelen führte, segelte von Vera Cruz, und wurde, nachdem es Havanna verlassen, in Florida auf das Land getrieben. Siebenhundert gingen zu Grunde; dreihundert erreichten die feindliche Küste, darunter waren fünf Dominikaner, die PP. Diego de la Cruz, Ferdinand Mendez und Johann Ferrer, nebst zwei Laienbrüdern, Johann und Marcus de Mena. Die Ueberlebenden hatten einen fähigen und energischen Anführer, der eine Kanone mit Munition rettete und unverweilt seinen Marsch nach Tampico, der damaligen Gränzstadt Mexico's antrat. Sein Weg führte durch feindliche Horden, doch so lange er seine Kanone hatte, hielt er sich dieselben vom Leibe; als er aber beim Uebersetzen über einen reißenden Fluß, durch Umschlagen eines Floßes, das Geschütz mit dem größten Theile seiner Munition verlor, da begann sich seine Schaar gewaltig schnell zu lichten. Wie sie den Rio del Norte erreicht, da war der P. Prior Diego an seinen Wunden gestorben, P. Ferdinand den Beschwerden

---

[1]) P. Ludw. Cancer de Barbastro aus Saragossa kam im Jahre 1514 nach Amerika. Alle seine Gefährten starben an seiner Seite hinweg, und nach dreißigjährigem Ringen stand er als Glaubensbote allein. Mit P. Rincon und Las Casas unternahm er, Tierra de Guerra, „das Land des Kampfes," zu bekehren, welches später nach glücklichstem Missionserfolge den Namen Vera Paz — „Wahrer Friede" erhielt, und heute noch trägt. P. Diego de Pennalosa war aus Tolosa. Touron, Hist. de l'Am.

unterlegen, Bruder Johann de Mena durch den Leib geschossen, und Bruder Marcus, von sieben Pfeilen durchbohrt, für todt zurückgelassen worden. P. Johann Ferrer aber war verschwunden: die Indianer hatten ihn gefangen genommen.

Diesem durch Frömmigkeit und Heiligkeit des Wandels hervorleuchtenden Geistlichen hatte der große Haufen schon lange prophetische Gabe beigelegt. Vor ihrer Abfahrt von Mexico war Er es, der gesagt: „Wir werden beinahe alle fallen, ich aber in fernen Gegenden der Welt entrückt sein, wo ich noch mehrere Jahre in vollkommener Gesundheit leben werde.“ — Alle erinnerten sich nun dieser Worte; und da sich seine Vorhersagung solch' schrecklicher Verluste verwirklicht, war der allgemeine Glaube, daß er Jahre lang unter den Indianern zurückgeblieben, wo er ohne Zweifel keine Gelegenheit verloren, die Nacht ihrer Geister mit der Fackel christlicher Wahrheit zu erleuchten: aber eine Kunde von ihm erreichte niemals die spanische Colonie.

Seltsam war auch das Geschick von Bruder Marcus de Mena. Er war, wie wir gesehen, für todt zurückgelassen worden; aber später vom Blutverluste sich erholend, hatte er die Pfeile herausgezogen, seine Wunden so gut er konnte verbunden, die Spur der Fliehenden verfolgt und zuletzt dieselben eingeholt. Doch war solche Anstrengung zu groß; bald sank er auf's Neue zu Boden, und seine Gefährten, unfähig ihn fortzutragen, begruben ihn bis an den Hals in den Sand und setzten ihre Flucht fort, wurden aber bald darauf alle in Stücke gehauen. Bruder Marcus raffte mittlerweile seine Kräfte abermals zusammen; er stieg aus seinem lebendigen Grabe und erreichte endlich, bedeckt mit Wunden, die bereits in Fäulniß gerathen von Würmern

wimmelten, Tampico — der Einzige und Letzte von jenen Schaaren, unter deren Fußtritt die Verdecke des edlen Schiffes dröhnten, welches vor so kurzer Zeit noch von stolzer Hoffnung strahlend San Juan de Uloa verlassen.

Dieser grausame Verlust ließ die Regierung die Unterwerfung und Colonisirung der Nordküste des mexicanischen Golfs in ernstliche Betrachtung nehmen: im Jahre 1559 ward Don Tristan de Luna mit 1500 Mann auf dreizehn Schiffen zu diesem Zwecke abgesandt. Wie gewöhnlich begleiteten auch diesmal Missionäre den Zug, und zwar abermals Dominikaner. Es waren dieselben: Frai Pedro de Feria, der Provincial-Vicar; dann Fr. Domingo de la Anunciacion, der unter dem Namen Don Juan de Paz lang eine Rolle im geschäftigen Weltleben gespielt; F. Dominicus de Salazar, der als erster Bischof von Manilla auf den Philippinen starb, und unter andern auch noch F. Bartholomäus Matheos, einst Artillerie-Commandant unter Gonzalo Pizarro, der, nachdem er in den späteren Unruhen enge Kerkerhaft erstanden, endlich entrann, einer undankbaren Welt den Rücken kehrte und in der Stille eines Klosters ein inbrünstiger Diener Gottes ward.

Als Don Tristan's Flotte jener verhängnißvollen Küste nahte, da erhob sich ein Sturm, der die Schiffe auf die Sandbänke und Untiefen warf und vielfachen Verlust brachte. Unter den Schiffbrüchigen ging auch P. Bartholomäus zu Grunde. Die Ueberlebenden landeten, Tristan sammelte die entronnenen Trümmer seiner Schaar, sandte ein Schiff um Hilfe zurück, und beschloß mit festem Herzen seine Colonie zu beginnen. Seine Mannschaft empörte sich jedoch, und da er selbst schmeichelnde Berichte über Coosa, ein Königreich im Innern vernahm, begann er in Begleitung der PP. Dominik und Salazar seinen Marsch

nach dem Lande der Creeks (spr. Crihks). Freundlich empfingen diese die Ankömmlinge und traten bald in ein Bündniß mit denselben. Seine neuen Alliirten zu beschützen, zog der spanische Befehlshaber westlich zum Angriff der Natchez (spr. Nätschis), an den Ufern des Missisippi. Die Patres begleiteten ihn, und bei seiner Rückkehr nach Coosa nahmen sie die Bekehrung der freundlich gesinnten Creeks ernstlich vor; aber nur geringer Erfolg belohnte ihr Werk und nur wenige Taufen vergalten ihrem Eifer.

Mittlerweile waren die an der Küste zurückgelassenen Missionäre nach Mexico heimgekehrt, dort um schleunige Hilfe zu bitten. Was von Mannschaft sonst noch an der Küste zurückgeblieben, zerfiel in Parteien, und diese Spaltungen vermehrten sich noch bei des Befehlshabers Rückkehr; denn er war ein Mann von unbändigem Starrsinn. Doch stellten die Patres, treu ihrer Sendung, die Eintracht wieder her, indem sie am heil. Palmsonntag des Jahres 1561 auf Don Tristan's Glauben und religiöses Gefühl in rührender Weise sich beriefen. Zwei Tage nach der Aussöhnung traf die langerwartete Hilfe ein, unter Don Angelo de Villasañe, dem neuen Gouverneur von Florida, und mit drei Missionären: dem P. Johann de Contreras, dem Laienbruder Matthäus von der Mutter Gottes und P. Gregor de Beteta, Cancer's Begleiter, der dem Bischofssitze von Carthagena entsagend, gerade nach Spanien zu eilen im Begriff war, als er von der Florida-Fahrt hörte, sich sofort anschloß und nochmals in dem Felde seiner frühern Wahl zu arbeiten hoffte.

Als jedoch der neue Gouverneur sah, wie wenig in Florida gethan war, beschloß er es zu verlassen, zur großen Freude Jener, die schon lange in Tristan gedrungen, den-

selben Schritt zu thun. Angelo schiffte sich demgemäß alsbald ein und nahm die Mehrzahl der Spanier sowie auch einige Missionäre mit, welche durch die Fruchtlosigkeit ihres Wirkens unter den Creeks entmuthigt am Erfolge verzweifelten.

Don Tristan, bei allem Mißgeschick ungebrochenen Muthes, blieb mit wenigen entschlossenen Männern zurück; es blieben auch P. Salazar und Bruder Matthäus da, und beide beschlossen fortzuarbeiten. Tristan schrieb einen dringenden Brief an den Vicekönig und bat mit Ungestüm um die Fortführung der unternommenen Colonie; aber die Berichte der mißvergnügten Mitglieder des Unternehmens waren der Art, daß ein Schiff mit dem bestimmten Befehle zur Rückkehr an Don Tristan abgeschickt wurde. Er gehorchte, und Colonie und Mission von Santa Cruz in der Pensacola-Bai waren aufgegeben [1]).

---

[1]) Ensayo Cronologico, ann. 1559.

P. Peter Martinez de Feria, Dominikaner in Salamanca. Er ward Prior, Provincial, dann Procurator der mexicanischen Mission, zuletzt Bischof von Chiapas. Er starb im Jahre 1588.

P. Gregor de Beteta, aus alter Familie in Leon, war einer der zwanzig Dominikaner, die im Jahre 1529 mit P. Ortiz nach Amerika kamen. Erst auf St. Domingo, dann zu Santa Martha, finden wir ihn später in Mexico, dann als Cancer's Begleiter in Florida. Er starb als Bischof von Carthagena in einem Kloster zu Toledo im Jahre 1562. Großen Nachruhm ließ er in Amerika zurück.

P. Dominicus de la Annunciacion, ein Andalusier, dessen weltlicher Name Don Juan de Ecija war, trat in Mexico in's Kloster. Seine Laufbahn war die eines Heiligen; er hatte beinahe jede Provinz von Mexico besucht und Tausende durch seine Predigten und Wunder bekehrt. Er starb 1591.

Zweites Kapitel.

Mission in Florida.

Florida von Melendez colonisirt. — Missionsversuche der Dominikaner unter den Indianern in Virginien. — Wirklicher Beginn der Missionen durch die Jesuiten. — Tod des P. Martinez. — Arbeiten des P. Roger und Anderer auf der Halbinsel und in Georgien. — Schwierigkeiten und Prüfungen. — Indianische Schule in Havanna. — Ankunft eines virginischen Häuptlings. — P. Segura und seine Gefährten segeln nach der Chesapeake-Bai. — Verrätherei des Häuptlings. — Ermordung der Missionäre. — Ende der Jesuiten-Mission. — Die Franciskaner treten auf. — Beginn regelmäßiger Missionen. — Philologische Arbeiten von Pareja. — Verschiedene Sendungen der Patres. — Complott zur Ermordung der Missionäre. — Wiederherstellung der Florida-Mission.

Derselbe Beweggrund, welcher Don Tristan de Luna's Versuche zu Grunde lag, leitete bald einen glücklicheren ein, der die Gründung von St. Augustine zur Folge hatte. Schiff auf Schiff ging an der Küste, oder zwischen den gefährlichen Klippendämmen von Florida [1]) verloren.

Im Jahre 1564 zerstreute ein Sturm die große India-Flotte — sie trug Mexico's Schätze, welche diese Colonie alljährlich in Spanien's Schooß ausschüttete. Eines der Schiffe verschwand — ob an die Küste geworfen, oder vom Ocean verschlungen, das konnte Niemand sagen. Auf

---

[1]) Sebastiano Cabotto war der erste Europäer, der im Jahre 1497 Florida sah und das neue Land in sein Reisediarium und in seine Karten eintrug. 15 Jahre später landete daselbst Ponce de Leon und ergriff für die Krone Spaniens Besitz. Es war am Palmsonntage — span. pasqua florida — daher der Name. Lange begriffen die Spanier die ganze Südostküste von Nordamerika unter dem Namen Florida. Die ganze Südspitze umgeben gefährliche Felsenriffe und Inseln (Keys); manche gleichen nach der Einbildung der Schiffer aufgespießten Menschen und heißen Cayos de los Martyres. Anmerk. d. Uebers.

demselben ging auch der einzige Sohn und mancher Verwandte und Lehensmann des tapfern und energischen Pedro Melendez de Aviles verloren, des ersten Seebefehlshabers seiner Zeit. Lange hatte sein Banner auf dem mittelländischen Meere, dem Atlantischen Ocean und auf der Nordsee geweht, und treu hatte er, auf eigene Kosten, seinem königl. Herrn gegen Corsaren und Franzosen gedient; aber ähnlich Columbus, als gebrochene Gesundheit und erschöpfte Hilfsquellen ihn zu reicher Belohnung berechtigten, ward ihm der Unglücksbecher bis zum Rande gefüllt.

Nicht in der Lage zu warten und seinen Sohn aufzusuchen, setzte er seine Fahrt fort und gedachte zu jenem Zwecke alsbald bei seiner Ankunft in Spanien einen eigenen Seezug auszurüsten; aber nach seiner Landung ward er in Sevilla festgenommen und auf eine nichtswürdige Anklage, welche einige Officiere, unzufrieden mit des alten Admirals strenger Disciplin, gemacht, in den Kerker geworfen. Von dieser Stunde an kehrte sich Alles gegen ihn. Bürgschaft ward zurückgewiesen, seine Dienste wie seine väterlichen Gefühle wurden gleicher Weise vergessen, und sein Proceß erlitt Verzug aller Art. Nahe bei zwei Jahre schmachtete er im Gefängnisse. Da bat er endlich um persönliches Gehör bei Philipp II., der ihn so lang und wohl gekannt. Als einzigen Lohn für seine früheren Dienste, flehte er um die Erlaubniß, zur Aufsuchung seines Sohnes auslaufen zu dürfen; dann wolle er auf sein Schloß heimkehren und seine übrigen Jahre im Dienste Gottes verbringen. Die Hoffnung hatte ihn niemals verlassen: er glaubte seinen Sohn unter den Indianern, oder in den Händen französischer Piraten — und wäre er noch am Leben, verzweifelte er nicht, die Hoffnung seines alten Asturischen Hauses zu retten.

Philipp gewährte sein Gesuch und bot ihm einen Landbesitz-Titel auf Florida an, mit dem Range eines Adelantado; jedoch unter sehr lästigen Bedingungen. Melendez nahm sie an, und verwendete den Ueberrest seines Besitzthums auf die Ausrüstung eines Seezugs. Zufolge des Gnadenbriefs, den er erhielt, sollte er zwölf Mönche und vier Jesuiten als Missionäre für Florida mitnehmen.

Während der Adelantado seinen Zug vorbereitete, kam die Nachricht, daß sich ein französischer Posten auf der Küste von Florida bereits thatsächlich gebildet: dies gab der ganzen Angelegenheit einen neuen Charakter, und seine erste Aufgabe war nun die Zerstörung benannter Ansiedlung.

Zu diesem Zwecke stellte der Hof an Melendez das Ansinnen, eine beträchtliche Streitmacht mitzunehmen. Einige Unterstützung gab auch der König, und die ganze Kriegsmacht bestand aus 2646 Mann auf 34 Fahrzeugen. Die auserwählten Priester waren eilf Franciskaner, ein Pater vom Orden der Gnade, ein Weltgeistlicher und acht Jesuiten.

Aber Stürme überfielen die Flotte: mehrere Schiffe gingen verloren, einige wurden zur Rückkehr gezwungen, eines bei Havanna von französischen Kreuzern genommen, und nur eine kleine Anzahl erreichte die Küste von Florida und warf bei dem französischen Geschwader und Fort an der Mündung des St. Johann-Flusses Anker.

Das Weitere ist wohlbekannt: die französischen Schiffe spannten ihre Segel und stachen in See, verfolgt von Melendez, der, nach vergeblichem Versuche sie einzuholen, in den St. Augustinfluß einlief und dort ein Fort aufzuwerfen begann. Hieher ward er nun wechselweise von dem

französischen Geschwader verfolgt, das unfähig in den Fluß einzudringen bald darauf scheitern ging, während Melendez ihr Fort zu Land angriff, es wegnahm und Alles über die Klinge springen ließ, welches Loos bald darauf auch die dem Schiffbruch Entronnenen traf.

Ob Melendez bei dieser Behandlung der französischen Hugenotten sie als Piraten, oder vielleicht als Mitschuldige an seines Sohnes Tode betrachtete, oder ob er nur Philipps Befehle vollzog, oder auch seinem eigenen Verfolgungsgeiste Gehör gab — das wird man niemals erfahren; doch zu rechtfertigen ist sein Benehmen aus keinem Gesichtspunkte. (S. Anh. 5.)

St. Augustine ward nun gegründet, und mehrere Religiosen begannen ihr Amt; doch wissen wir nichts Gewisses von ihnen und ihrem Wirken. Zwei Geistliche, Don Solis de Meras und den Caplan Fr. Lopez de Mendoza kennt man als die Chronikschreiber der Heerfahrt.

Als Melendez in St. Augustine einmal festen Fuß gefaßt hatte, schickte er Abtheilungen zur Aufwerfung einer Reihe von Küstenforts aus; und da er den Bruder eines Häuptlings von Aracan in St. Marien-Bai 37° n. Br. (wahrscheinlich Chesapeake-Bai) in seinem Gefolge hatte, sandte er diesen mit mehreren Dominikanern und einem Truppe Soldaten zur Erbauung eines Forts in Virginien ab. Beunruhigt durch fortwährende Stürme und unfähig den Hafen zu finden, fuhren die Missionäre nach Spanien hinüber, wo der Häuptling unter dem Namen Don Louis Velasco getauft wurde.

Melendez jedoch war von diesen indischen Missionen zu sehr zur Theilnahme gezogen, als daß ein einmaliges Mißlingen seinen Eifer hätte dämpfen können. Bei seiner

Rückkehr nach Spanien wendete er sich an St. Franc. Borgia, den neuerwählten General der Gesellschaft Jesu, und erhielt das Versprechen, Missionäre für seine Colonie zu erhalten. Demgemäß schifften sich P. Peter Martinez, ein alter und wohlerprobter Sendbote, P. Johann Roger und Bruder Villareal im Juni 1566 zu San Lucar ein. Auf der Reise ward das kleine flamländische Fahrzeug, welches sie trug, durch einen Sturm von dem Geschwader getrennt und an die Küste von Florida getrieben. Ohne Karte und Lootsen, konnten sie St. Augustine nicht erreichen. In dieser Verlegenheit erbot sich P. Martinez freiwillig, im Boot an's Land zu gehen und sich bei den Eingebornen nach der nächsten europäischen Ansiedelung zu erkundigen. Er war nicht lange auf dem Festen, als ein urplötzlicher Windsturm daher brauste, das Schiff seewärts trieb und den Missionär mit seinen Gefährten allein an der Küste zurückließ.

Ihre einzige Hoffnung war nun, die nächste Pflanzung zu erreichen, und die rechte Richtung gewahrend folgten sie in ihrem Boote der Küste; aber beinahe in Sicht von San Mateo [1]) und erschöpft von Hunger und Anstrengung, wurden sie von den Eingebornen angegriffen, und P. Martinez, im vergeblichen Versuche, seine Schicksalsgenossen zu retten, hingemordet. Der Rest der Gesellschaft entrann und erreichte bald darauf einen Ort der Sicherheit.

Der Tod von Martinez war für die Mission ein harter Schlag; denn er war nicht nur ihr Superior, sondern auch ein Mann von seltenen Kenntnissen, und seine Tugend wie seine Hingebung Gegenstand der allgemeinen Bewun-

---

[1]) Ein Fort an der Mündung des St. Johannflusses.

derung [1]). Auf die Nachricht seines Todes gingen Roger und Villareal nach der Havanna zurück und studirten, von Melendez bewogen, den Winter über die Sprache der Provinz Carlos, wie der um das Cap Connaveral liegende Landstrich von Florida dazumal hieß. Mit Hilfe von dortigen Eingebornen, die sich gerade in Havanna aufhielten, legten sie Wörtersammlungen von jenem Dialecte an, und gingen im Februar mit Melendez nach jener Provinz selber hinüber. Sobald der Gouverneur unter den verschiedenen indianischen Stämmen den Frieden hergestellt, empfahl er die Mission ernstlich dem P. Roger und zog mit Bruder Villareal weiter nach Tequeste, wo er eine Pflanzung begann und dann nach Spanien heimsegelte.

Die Völkerschaft, unter welcher Roger und Villareal nunmehr ihr Werk begannen, war offenbar ein Zweig der Creeks (spr. Crihks) und hatte in den Künsten des Lebens noch gar keine Fortschritte gemacht. Gleich den Bewohnern der westindischen Inseln, gingen sie vollkommen nackt; nur die Weiber trugen eine dürftige Schürze von Thierfell, oder Grasgeflecht — ein Beweis, daß ein Gefühl der Sittlichkeit diesem Geschlechte überall innewohnt. Ihre Häuser bestanden aus aufrechtstehenden, oben zusammengeneigten Baumstämmen; ihr Lager war eine Art erhöhtes Gerüste, worunter man zur Ausräucherung der Stechfliegen (Musquitos) ein Feuer anmachen konnte. Vielweiberei

---

[1]) P. Peter Martinez, geb. in Celda, Diöcese Saragossa, im Jahre 1533. Schon in der Kindheit verlobte er sich dem Dienste Gottes. In die Gesellschaft Jesu aufgenommen, ging er als Caplan mit einer Expedition gegen die Barbaresken-Staaten. St. Franc. Borgia hielt ihn hoch und erwählte ihn zur Gründung der Florida-Mission. Er starb im Jahre 1566.

war allgemein, oder vielmehr die Ehe als ein bleibender Stand unbekannt. Ihre Waffen und Hausgeräthe waren von der rohesten Art, und ihr Wandertrieb und die beinahe völlige Vernachläßigung des Ackerbaues boten der Einführung des Glaubens die größten Hindernisse.

Dennoch machten sich die Jesuiten ernstlich an ihr großes Werk, während Melendez in Spanien Hilfstruppen für sie zu gewinnen bemüht war. St. Franc. Borgia lieh seinem Gesuche um Vermehrung der Missionäre ein williges Ohr und erhob Florida zu einer Vice-Provinz des Ordens. P. Joh. Bapt. Segura, von Toledo, wurde zum Vice-Provincial ernannt und nebst P. Gonzalo de Alamo, von Cordova, P. Joh. de la Carrera, P. Ant. Sedeño und sieben Brüdern dahin abgesandt. Im Jahr 1568 segelte Melendez, nunmehr Gouverneur von Cuba, mit denselben hinüber und erreichte glücklich Havanna. Der Vice-Provincial hielt sofort Berathungen mit den bereits auf dem Platz befindlichen Missionären und formte, frommen Eifers voll, einen Plan ihrer Wirksamkeit. Da erkannte man, daß die Erziehung von Indianerknaben in christlichen Grundsätzen das wirksamste Mittel sei, der Mission Vorschub zu leisten, und Roger und Villareal, bereits mit der Sprache bekannt, wurden beordert, in der Havanna eine indianische Schule für floridanische Kinder zu eröffnen; während der Vice-Provincial mit seinen Gefährten nach Florida selbst hinüberging, um ihr Noviciat im Missionsleben anzutreten und unter allen Mühsalen einer apostolischen Laufbahn sich die Anfangsgründe der Sprache anzueignen. Demgemäß nahmen sie auf verschiedenen Punkten der Provinz Carlos ihre Posten ein; ferner nördlicher in Tequesta, und in Tocobaga an der Apalachen-Bai.

Hier arbeiteten sie eine Zeit lang, studirten Sprache

und Sitten des Volks, predigten vermittelst Dolmetschen, und, beiläufig gesagt, mit wenig Erfolg. Glücklicher waren P. Sedeño und Bruder Baez, welche auf der Guale-Insel, wahrscheinlich Amelia-Eiland, ihre Station hatten. Im Jahre 1566 ward P. Roger nach St. Helena oder Orista, wie es damals hieß, gesandt, und nachdem er den in dieser Wiege von Carolina angesiedelten Pflanzern geistlichen Beistand geleistet, drang er mit drei Gefährten in das Innere des Landes, um den eingebornen Stämmen Gottes Wort zu verkünden.

Hier traf Roger eine Raçe, welche den bereits begegneten weit überlegen und in aller Wahrscheinlichkeit ein Zweig der Cherokesen war. In vieler Hinsicht über den Crihks stehend, waren sie ein gesetztes, denkendes Volk; sie wohnten im Frieden ihrer Heimathberge, von wo sie gegen Nord und Süd ihren Feinden Trotz boten, warteten ihrer Pflanzungen und lebten so in Ueberfluß und Wohlgedeihen. In Sittenreinheit übertrafen sie bei weitem die Niederland-Raçen: Vielweiberei war unbekannt, und beide Geschlechter gaben schon durch ihre äußere Erscheinung Zeugniß für einen höhern Stand der Cultur.

Begeistert nnd froher Hoffnung voll, verlegte sich Roger mit solcher Beharrlichkeit auf die Sprache des neuentdeckten Stammes, daß er in sechs Monaten ihrer Schwierigkeiten Meister und im Stande war, seinen Neophyten die Geheimnisse unserer Religion verständlich zu machen. Während in ihrem erstaunten Ohre noch nie gehörte Lehren klangen, von einem einigen, allmächtigen Gotte, der den Menschen, sein Werk, belohne und bestrafe, der für Alle Wohnungen der Glückseligkeit, oder des Wehes bereit halte, die sie, selber willensfrei, nur wählen dürften — da lauschten sie

voll Aufmerksamkeit; und ernstgemeinte, wenn auch seltsame Fragen bewiesen, daß die Indianer theilnahmen und von der neuen Lehre betroffen waren.

Aber die schmeichlerischen Hoffnungen des Glaubensboten sollten bald schwinden. Es kam die Zeit zur Einsammlung ihres Wintervorraths heran, und Alles machte sich davon und begrub sich in die Tiefe der Wälder [1]) — und der Lehrer blieb, augenblicklich getäuscht, doch nicht entmuthigt, allein zurück. Er erneute seine Bemühungen, als der Stamm im nächsten Jahre wieder versammelt war; doch mit gleichem Mangel an Erfolg.

Gleich unfruchtbar waren in dieser Provinz die Anstrengungen von Baez (der nach zehn Monaten dem Klima unterlag), von Sedeño, Segura und Alamo — die Taufe von vier Kindern und drei sterbenden Erwachsenen das ganze Ergebniß! Derselbe Fall war es mit den Cribk-Stämmen, und die Jesuiten gedachten alles Ernstes ein so wenig verheißendes Feld zu verlassen — und ein anderes hatten sie gerade nicht — um sich nicht daraus vertrieben zu sehen, wann vielleicht der Aufwand von Blut und Arbeit gleicher Weise fehlgeschlagen. Nicht einmal die Hoffnung auf ein Martyrthum war hier vorhanden, um ihren Eifer zu neuen Anstrengungen zu wecken; sie erklärten diese Mission für entschieden unausführbar und meldeten dies ihren Obern in Europa.

---

[1]) Die südlicheren Indianer bauen wegen der Dürre des Flachlands ihre wenigen Cerealien gern auf einsamen Waldstellen: auch bietet der Wald selbst mit seiner reichen Flora von Fruchtbäumen und Beerenstauden in Hülle und Fülle Nahrung den genügsamen Naturkindern. Anmerk. d. Uebers.

Nun hatte aber diese Florida-Mission schon die Augen der christlichen Welt auf sich gezogen. Nicht nur ihr erlauchtes Ordenshaupt, der heilige Borgia, und der spanische Monarch legten einen besondern Nachdruck auf die Christianisirung der Eingebornen der Colonie, sondern sogar der Oberhirte der Kirche selbst richtete ein Sendschreiben an den Gouverneur von Florida, um dessen Eifer in dieser Sache aufzufrischen [1]).

---

[1]) An unseren geliebten Sohn, den edlen Don Pedro Melendez de Aviles, Vicekönig in der Provinz Florida in dem Lande Indien:

Geliebter Sohn und edler Herr! —

Gesundheit, Gnade und der Segen Unseres Herrn seien mit Euch. Amen.

Mit absonderlichem Wohlgefallen haben Wir wahrgenommen, daß Unser theurer und vielgeliebter Sohn in Christo, Philipp, Katholischer König, Euch zum Statthalter von Florida ernannt und bestellt, auch zum Adelantado desselbigen Landes erhoben hat; denn Wir vernehmen eine solche Kunde von Eurer Person und einen so ausführlichen und befriedigenden Bericht Eurer Tüchtigkeit und Eures hohen Adels, daß Wir nicht Anstand nehmen zu glauben, Ihr werdet nicht nur treulich, fleißiglich und sorgfältig die Euch von einem so Katholischen Könige ertheilten Vorschriften und Verhaltungsbefehle vollstrecken, sondern auch, wie Wir von Eurer Besonnenheit und Fähigkeit es erwarten dürfen, Alles thun, um die Mehrung Unseres heiligen Katholischen Glaubens zu bewerkstelligen und Gott mehr Seelen zu gewinnen. Es ist Uns wohlbekannt, wie Ihr wißt, wie nothwendig es erscheint, diese Indier mit Verstand und Schonung zu regieren, so daß die Schwachen im Glauben, so erst kürzlich bekehrt worden, bestärkt und gekräftigt, die Götzendiener aber dem Glauben Christi ge-

In diesem ältesten Documente des päpstlichen Stuhles, in Betreff der Bekehrung unserer Indianer-Stämme und ihres Fortschritts zur Gesittung, hat St. Pius V. eine Lehre niedergelegt, welche heute die Erfahrung dreier Jahrhunderte besiegelt hat. „Nichts," so spricht er, „ist bei der Bekehrung dieser Indier und Götzendiener von größerer

---

wonnen werden mögen, — damit die Ersteren Gott lobpreisen, indem sie die Wohlthat Seiner göttlichen Gnade anerkennen, und die Anderen, so noch ungläubig, durch das Beispiel und Vorbild Jener, welche aus dem Stand der Blindheit getreten, zu einer Kenntniß der Wahrheit gebracht werden. Nichts aber ist von größerer Wichtigkeit bei der Bekehrung dieser Indier und Götzendiener, als auf alle Art das Aergerniß zu verhüthen, welches Laster und Unsittlichkeiten Solcher geben können, die nach jenen westlichen Erdstrichen gehen. Dies ist der Schlüssel zu diesem heiligen Werk, in welchem das ganze Wesen des Euch aufgetragenen Amtes inbegriffen.

Ihr sehet, edler Herr, ohne daß Wir darauf anzuspielen nöthig hätten, welche große Gelegenheit Euch dargeboten ist, diese Sache zu fördern und zu unterstützen: daraus sich ergibt — 1) Dienst des Allmächtigen; 2) Erhöhung des Namens Eures Königs, der von den Menschen geachtet, von Gott aber geliebt und gelohnt werden wird.

Indem Wir Euch denn Unseren väterlichen und apostolischen Segen ertheilen, ersuchen Wir Euch und legen Euch auf, vollen Glauben Unserem Bruder, dem Erzbischof von Rossano, zu schenken, der Euch in Unserem Namen Unsere Wünsche des Längeren auseinandersetzen wird.

Gegeben zu Rom, unter des Fischers Siegelring, am 18. Tag des August, im Jahre Unseres Heils 1569, Unseres Pontificats im dritten. — Ensayo Cronologico, ann. 1569.

Wichtigkeit, als auf alle Art das Aergerniß zu verhüthen, welches Laster und Unsittlichkeiten Solcher geben können, die nach jenen westlichen Erdstrichen gehen." Wo immer diese moralische Schranke, von der jener heilige Oberhirte spricht, aufrecht erhalten wurde, da sah man die Indianer gedeihen: wo aber, wie in unsern englischen Colonien, eine solche nicht bestand, da schwanden die Stämme hinweg, indem ansteckende Laster sie ganz im Stillen, aber sicherer aufrieben, als Krieg und Gewaltthat. Der rothe Mann ist ja heut auf dem größern Theile unseres Territoriums ganz unsichtbar geworden — o! bevor wir von spanischer Grausamkeit sprechen wollen, wäre es nicht besser, erst ein Bischen nachzudenken, ob wir denn so ganz schuldlos sind an seiner Vertilgung? —

Noch ehe das Schreiben von St. Pius in Florida eintraf, machte der immer muthbeseelte P. Roger nochmals einen Versuch. Er kehrte auf seinen Posten zurück, fand aber Haus und Capelle zerstört. Vergebens verkündete er das Wort der Wahrheit. Augenblicklichen Erfolg nun nicht weiter abwartend, versuchte er es mit einem neuen Plane: indem er die Vortheile eines gründlichen und regelmäßigen Bodenbaues hervorhob, gewann er die Eingebornen zu einem Versuche der Art, und gründete so eine Missions-Plantage.

Da wurden denn Ländereien ausgesucht, Ackerwerkzeuge beschafft, zwanzig bequeme Häuser errichtet; und die Indianer hatten schon Fortschritte gemacht, welche geeignet waren die frohesten Hoffnungen zu wecken — als nochmals Alles zerging! Der liebe Flattersinn dieser Naturkinder behielt die Oberhand: taub gegen Roger's Vorstellungen und Bitten, verließen sie das neue Dorf und kehrten in ihre Wälder zurück. Und der Missionär, weniger besorgt, der Civilisation

Proselyten, als seiner Kirche Kinder zu gewinnen, folgte ihnen in diese Wälder nach und gab geduldig seinen christlichen Unterricht Jedem, den er da traf. Nach achtmonatlicher Bewerbung hielt er Viele für die Taufe hinlänglich vorbereitet und berief eine Versammlung der Häuptlinge, wo er den Vorschlag machte, der Stamm solle dem Teufel entsagen und den neuen Glauben annehmen. Da erfolgte eine Scene der Verwirrung. „Der Teufel ist das beste Wesen in der Welt!" war der einmüthige Schrei der Anführer; „ihn beten wir an, denn er macht die Herzen stark!" riefen sie aus; und von Wenigen hingerissen, beschloß die Menge, dem Satan nicht zu entsagen, und wies den neuen Glauben öffentlich von sich.

P. Roger besuchte noch andere Stämme, aber als Missionär richtete er nichts aus. Nach Orista zurückgekehrt, traf er die Indianer zu einem großen Feste an den Ufern des Rio Dulce versammelt. Entschlossen einen Endversuch zu machen, begab er sich auf den Festplatz und erhob nochmals seine Stimme unter ihnen. Er hatte aber kaum seine Rede beendet, als ein Häuptling aufstand und mit wenigen wüthenden Worten alle Gemüther bis zur Raserei aufstachelte. Bei dem darauffolgenden Tumulte verlor der Pater beinahe sein Leben und rettete mit Noth seine Kirche. Er sagte daher seiner Heerde ein Lebewohl, versprach seine Rückkehr auf das erste Zeichen besserer Gesinnungen und kehrte, dem Gouverneur über seine fehlgeschlagene Unternehmung Bericht erstattend, im Jahr 1570 mit P. Sedeño und etlichen indianischen Knaben nach der Havanna heim.

In diesem Augenblicke traf Melendez ein, mit des Papstes Schreiben und St. Franc. Borgia's Briefen an die Jesuiten in Florida, der mit ermuthigenden Worten sie

auszuharren ermahnte und zu ihrer Unterstützung den P. Luis de Quiros von Xerez und zwei Novizen oder Scholastiker schickte. Diese sollten an einer neuen, bereits in Spanien angebahnten, Mission Antheil nehmen.

Der Häuptling von Aracan, der die Dominikaner nach Spanien begleitet, bat um Erlaubniß zur Heimkehr, um für die Bekehrung seines Volkes seinen Einfluß geltend zu machen. Da man nun allgemein die Nothwendigkeit fühlte, die Missionen aus der Nachbarschaft der spanischen Kriegsposten zu entfernen, nahm man seinen Vorschlag an und vertraute ihm die Führung der nach den Ufern der Chesapeake- oder St. Marien-Bai bestimmten Patres an.

P. Segura war ganz entzückt über diese so neu eröffnete Aussicht und beschloß diese vielverheißende Mission in seine eignen Hände zu nehmen; als Hilfspriester wählte er, nebst P. Quiros und dessen Gefährten, die Brüder Mendez, De Solis, Redondo und Linares aus. Bald trafen Alle in St. Helena, dem Gränzposten der spanischen Colonie ein, von wo sie ein Fahrzeug nach der St. Marien-Bai trug. Sie landeten mit Don Luis (so hieß der getaufte Häuptling) und sahen ohne einen Seufzer ihr Schiff wieder seewärts stehen und sie zurücklassen — die einzigen Europäer auf tausend Meilen in die Runde.

Der Wohnsitz von Don Luis Stamm kann nicht näher ermittelt werden. Man weiß nur, daß es ungefähr der 37° bis 37° 30′ nördl. Br. und fern von der See war. Den Namen gibt man übereinstimmend mit „Aracan.“

Dieses Hinterland war nun die Marke ihrer Reise, und sie begannen ihren Marsch. Ein gewaltiger Landstrich von Morast und Waldung lag vor ihnen; dazwischen Gelände, die seit einer Reihe von Jahren der Fluch der Unfruchtbarkeit getroffen; aber zu Mühsal erzogen und von

Ungemach abgehärtet, drangen sie muthig vorwärts, auf vielfach sich windenden Pfaden und Umwegen, bis Don Luis Benehmen Verdacht erregte. Monde waren geschwunden, und noch war der Ort ihrer Bestimmung nicht erreicht. Zuletzt verkündete er ihnen, seines Bruders Dorf sei nur noch zwölf Meilen entfernt; er hieß sie Lager schlagen und eilte voraus, um seine Landsleute auf die neuen Gäste vorzubereiten. Aber Tage schwanden nun, wie früher Monde — und kein Don Luis ließ sich sehen noch hören.

Mittlerweile nagte der Hunger gewaltig an der kleinen Schaar. In dieser äußersten Verlegenheit richteten sie inbrünstige Gebete zu Gott, um eine Wandlung in des Apostaten Herzen zu erlangen. Ihr kleiner roher Feldaltar sah täglich das heilige Meßopfer seinetwegen dargebracht. Zuletzt schickten sie nach ihm, und auf seine ausweichenden Antworten machte sich P. Quiros auf den Weg, um durch eine persönliche Zusammenkunft den mißleiteten Mann auf die rechte Bahn zurückzuführen.

Don Luis begegnete ihm mit heuchlerischen Ausflüchten; er versah ihn mit knappem Vorrath von Lebensmitteln, und hieß ihn rückkehren. Der niedergeschlagene Missionär und seine Gefährten, Solis und Mendez, wandten sich, das Dorf zu verlassen; aber des Abtrünnigen Haß wurzelte zu tief. Er erhob das Kriegsgeheul; der ganze Stamm antwortete ihm; Häuptling und Krieger stürzten auf die arglosen Glaubensboten her und schlachteten sie ohne Gnade und Erbarmen. Quiros fiel zuerst, sein Herz durchbohrt von einem Pfeil von des Apostaten Bogen.

Die bange Erwartung der Zurückgebliebenen vermehrte sich bei dem Nichterscheinen des P. Quiros und seiner Genossen; aber der Apostat kam endlich, und welchergestalt!

Das geistliche Gewand von Quiros, welches seine dunkelbraune Gestalt einhüllte, erzählte eine Geschichte, die ihre eigenen Herzen ihnen bereits zugeraunt und dennoch zu glauben gefürchtet hatten. Kalt verlangte Luis ihre Holzbeile ab; es war ihr Alles, womit sie sich vertheidigen konnten. Segura überlieferte sie ohne ein Wort, und kniete mit seinen Genossen zum Gebete nieder. Nach wenigen Augenblicken ward das Signal gegeben: — aus dem allgemeinen Gemetzel entrann nur ein Einziger, ein indischer Knabe von der Havanna-Schule! [1])

Dies Martyrthum schnitt alle Hoffnung einer Mission in Oberflorida für immer ab und bewog die Jesuiten, die ganze Provinz gegen das mehr einladende Feld von Mexico zu verlassen. Drei Priester und vier Brüder waren der Treulosigkeit der Eingebornen zum Opfer gefallen; einer war dem Ungemach und Klima erlegen; und noch hatte kein wohlthätiger Erfolg ihre Anstrengungen gekrönt.

Die Spanier vernahmen P. Segura's und seiner Gefährten glorreichen Tod von Alonzo, dem verschonten Indierknaben, der, des Apostaten Wachsamkeit täuschend, nach dem spanischen Gränzposten entflohen war. Ein seltsam Ding ist doch des Menschen Herz! Luis hatte die Missionäre kalten Bluts erschlagen, und doch gab er allen ein anständiges Begräbniß; die geweihten Gefäße und gottesdienstlichen Gegenstände aber schenkte er seinen Landsleuten: die jungen Krieger und die Squaws von Virginien trugen sie als Schmuck am Leibe. —

Im Jahre 1572 kehrte Melendez nach Florida zurück

[1]) P. J. B. Segura aus Toledo trat zu Alcala in die Gesellschaft Jesu im Jahr 1566 und ward Rector von Vallisoleta. Im Februar 1570 ward er getöodtet.

und segelte nach der Chesapeake-Bai, zur Verfolgung der Mörder. Wohl bekam er mehrere derselben in seine Gewalt, nur den Apostaten nicht, der in Waldestiefen herumschweifte. Acht wurden hingerichtet; sie hatten unter P. Roger's Unterweisung das Christenthum angenommen und starben reumüthig. Dies war Roger's letzter Missionsact in Florida. Er verließ das Land, dessen erster wenn auch nicht glücklicher Apostel er gewesen, ging mit seinen andern Ordensbrüdern nach Mexico und wirkte hier noch viele Jahre mit fruchttragendem Eifer [1]).

Eine neue Gesellschaft von Glaubensboten landete nun in Florida. Wenn es Franciskaner waren, wie es scheint, so datirt sich die Mission dieses Ordens eigentlich vom Jahr 1573. Welchen Aufschwung die Colonie und ihre Missionen unter der weiteren Leitung des energischen und entschlossenen Melendez genommen hätten, können wir nicht leicht beurtheilen; aber er war ein zu großer Seebefehlshaber, als daß sein König zugeben konnte, daß er seine Tage mit der Einrichtung einer entlegenen Colonie verbringe. Flotte um Flotte war schon seiner Führung anvertraut worden, und nun wurde er aufgerufen, die große Armada gegen England zu führen.

Aber seine Laufbahn war zu Ende. Mitten unter den geschäftigen Vorbereitungen, mitten unter dem Geräusche der Arsenale und dem Gedröhne der Schiff-Bauhöfe verschied der alte Seeheld in Corunna, noch kräftig und un-

---

[1]) P. Joh. Roger, aus Pampeluna, hatte die Drei Gelübde abgelegt. Er wirkte in Florida von 1566—1571 und starb in Vera Cruz im Jahr 1618.

Villareal starb in Mexico am 8. Jan. 1599.

gebrechen vom Alter, auf der Höhe seines Ruhms, ein tapferer, treugesinnter und uneigennütziger Seecommandant, an dessen Namen nur eine einzige blut'ge Handlung klebt. Sein Tod war ein schwerer Schlag für die spanische Colonisation in Florida. Die nördliche Gränze der Ansiedlungen, welche Melendez bis zur Chesapeake-Bai vorgeschoben, zog sich allmälig wieder bis zum St. Marienfluß zurück, und St. Augustine blieb beinahe der einzige Haltpunkt in diesem Theil des Continents, bis in spätern Tagen Pensacola sich erhob, um den Franzosen am Missisippi Einhalt zu thun.

Florida erschlaffte zwar, aber die Missionen gingen ihren Gang. Im Jahre 1592 wurden weitere Franciskaner eingeladen und abgesandt, zwölf, ihre gewöhnliche Zahl, unter dem Superior F. Johannes de Silva. Sie kamen im nächsten Jahre an und stellten sich zur Verfügung des P. Franc. Marron, Quardian des St. Helenenklosters in St. Augustine. Sie waren sehnsüchtig erwartet worden, indem man nach den Berichten des P. Diego Perdomo, der eben einen großen Theil von Florida durchzogen, indianische Missionen nunmehr für thunlich hielt. Vier der Patres eilten daher nach Guale und nahmen um diese Stadt ihre gesonderten Posten ein. Mittlerweile schrieb der Mexicaner, P. Franc. Pareja, in der Sprache der Yamassees seinen Abriß christlicher Lehre, das erste Werk in irgend einer unsrer indianischen Sprachen, das die Presse verließ. P. Corpa wirkte in Tolemato, P. Blas de Montes pflanzte sein Kreuz am kleinen Bache Cano de la leche auf und sammelte Almosen für die Erbauung der Capelle zu Unserer Lieben Frau; mehrere Patres bewohnten die St. Peter's-Insel, um die wankelmüthigen und oft schlimm behandelten Kinder des Waldes für den

Himmel und die Gesittung zu gewinnen; Andere arbeiteten in Asao, Ospa und andern Orten.

So verflossen zwei Jahre friedlicher Arbeit. Es bildeten sich regelmäßige Dörfer von Neubekehrten; sie beugten nicht länger ihr Knie vor Baal (denn wie die Sabäer beteten diese Stämme Sonne und Feuer an); sie entsagten der Vielweiberei, welche so lange der Stein des Anstoßes gewesen, um den ihr Ohr den Lehren der Missionäre sich verschlossen.

Mitten in diesem Reiche des Friedens erhob sich plötzlich ein Sturm, welcher den lachenden Gottesgarten noch einmal in eine heulende Wildniß verwandelte.

Im September des Jahrs 1597 fand es P. Corpa für nöthig, öffentlich des Caziken Sohn zu tadeln, dessen zügellose Ausschweifungen schon seit lange des Missionärs Herz betrübt hatten. Einer der ersten Bekehrten, war er nach kurzer Dauer seines Glaubenseifers in lasterhafte Ungebühr aller Art gefallen. Vergeblich waren De Corpa's Mahnungen und Vorstellungen unter vier Augen gewesen. Ein öffentlicher Verweis schien das einzige Mittel, um einem Aergerniß zu steuern, das bereits den Spott der Ungläubigen geweckt.

Rasend vor Zorn verließ der junge Mensch das Dorf, und hatte bald in einem benachbarten Orte einen Haufen junger Krieger gesammelt, auf ein Blutwerk so begierig, wie er. In der Nacht kamen sie vor Tolemato; verstohlen erklommen sie die Capelle, deren schwache Thüren ihr Vordringen nicht aufzuhalten vermochten. Der Gottesmann kniete eben vor dem Altar im Gebete, und hier erschlugen sie ihn: ein einziger Hieb einer Streitart streckte ihn leblos zu Boden. Der durch sein Märtyrthum so ge=

heiligte Ort lag damals außerhalb der Mauern von St. Augustine und ist heute der Friedhof dieser Stadt.

Als der Tag anbrach, war das indische Dorf von Schmerz und Schrecken erfüllt; aber der junge Häuptling kannte die Leute zu gut, mit denen er es zu thun hatte. Sich auf ihren Nationalstolz berufend, hieß er sie ein Herz fassen: er habe den Mönch erschlagen, weil er ihre altehrwürdigen Gebräuche angetastet; nun sei der Tag gekommen, da sie einen Schlag vollführen oder auf immer in das Sclavenjoch sich beugen müßten. Dieser Glaube der Spanier, welcher den Menschen der Lebensfreuden beraube, der die liebsten ihrer Frauen von ihrer Seite genommen, der sie die Streitaxt niederlegen heiße und sie zu Weibern mache, dürfe nicht länger geduldet werden. Er habe das große Werk begonnen, und es bleibe ihnen keine Wahl, als ihm zu folgen. Furchtbare Rache werde der Spanier nehmen; um seinem Gerichte zu entgehen, da sei nur ein einziger Weg — ein allgemeines Blutbad — erst die Mönche, dann alle andern Spanier!

Derer, die ihm folgten, waren es genug, um den Rest der Treuen in Scheu zu halten. Man schnitt des Missionärs Kopf ab und pflanzte ihn auf einem Speere über dem Thore auf, während man seinen Körper den Vögeln des Himmels vorwarf.

Das Lager von Topoqui war der Punkt, nach dem sie zunächst stürmten, offenbar ehe die Behörden von St. Augustine überhaupt das Complott gewahr wurden, welches bereits die spanische Macht in Florida bedrohte. Sie brachen urplötzlich in die Capelle Unsrer Lieben Frau, unterrichteten P. Rodriguez von Corpa's Schicksal und hießen ihn sich zum Tode bereiten. Erschreckt und erstaunt

ob ihrer Verblendung, brauchte er alle Beweisgründe, sie von einem Vorhaben abzubringen, welches mit ihrem Verderben enden müsse. Als er all seine Beredtsamkeit fruchtlos sah, bat er sie, vor seinem Sterben noch eine Messe lesen zu dürfen. Es mag seltsam scheinen, aber dies gewährten sie. Er legte das Meßgewand an und begann. Seine Henker lagen auf dem Boden der Capelle herum und erwarteten ängstlich aber ruhig das Ende des heiligen Opfers, welches des Paters eignem Opfertod vorausging. Das erhabene Mysterium erlitt keine Unterbrechung, und als es ganz beendet war, kam der Missionär herab und kniete am Fuße des Altars nieder. Schon im nächsten Augenblicke war dieser mit des Blutzeugen Hirn bespritzt. Die Mörder warfen den Leichnam auf ein nahes Feld und stürmten eilig weiter, um durch Schnelle den Aufschub gut zu machen, welchen Montes unerschrockene Beredtsamkeit ihnen abgerungen.

Zunächst ging es nach der Insel Guale. Dort waren die Patres bereits von einem freundlichen Caziken gewarnt worden, leider durch einen treulosen Boten, der seinen Auftrag niemals ausgerichtet. Als die Empörer die Insel erreichten, eilte der Häuptling selbst zu Auñon, um ihn zur Flucht zu drängen. Aber P. Auñon versicherte ihn, er sei ganz glücklich, sein Blut für den Glauben zu vergießen. Er las dann Messe und reichte seinem Gefährten, Antonio de Badajoz, das Abendmahl. Kurze Augenblicke heißen, stillen Gebetes — dann hört man das Getrampel und das Geheul einer wutherfüllten Rotte. Ruhig war der Franciskaner Leben: ruhig ihr Sterben. Auf den Knieen erhält Badajoz einen Keulenschlag, Auñon deren zwei, und Beide sinken todt nieder. Die Capelle sah nun aus, als wohne hier der Schrecken; denn die Mörder ent-

fernten sich in wilder Flucht und überließen es dem freundlichen Caziken, die Leichname zu begraben.

Asao war die nächste Mission, aber hier fanden sich die Aufrührer zuerst getäuscht. Velascola, der Hervorragendste der Missionäre, war bei ihrer Ankunft abwesend. Wohl durften sie seine Macht fürchten und ihr Werk für nur halb gethan halten, blieb er am Leben. Ein vollkommener Geistlicher, gelehrt, arm und demüthig, verband er die größte Milde mit der größten Festigkeit, und besaß über die Indianer eine Herrschaft, wie sie keiner seiner Landsleute jemals erlangte. Gereizt durch seine Abwesenheit, beschloßen sie seine Rückkehr im Hinterhalte abzuwarten; und als er landete kamen Etliche herbei, ihn mit verrätherischen Worten zu bewillkommnen, während die Andern mit Keulen und Aexten über ihn herfielen und nicht von ihm abließen, bis sein Körper eine zuckende, formlose Masse war.

P. Avila's Capelle in Ospa ward zunächst angegriffen. Als er die Mörderbande nahen hörte, gerieth er in Angst und entfloh, ward aber eingeholt und zurückgebracht. Er entwich nochmals und gewann den Schutz eines Rohrdickichts, wo er in der Dunkelheit der einbrechenden Nacht der Beobachtung zu entgehen hoffte. Aber der Mond ward sein Verräther. Von Pfeilen verwundet, fiel er in ihre Hände und wurde zum Tode verurtheilt. Sein geistliches Gewand jedoch erregte die Habgier eines Indianers, welcher Fürsprache für ihn einlegte. Nun änderten sie ihren Plan, zogen ihn aus, banden ihn an einen Pfahl und führten ihn in ein benachbartes heidnisches Dorf, wo er als Sclave verkauft ward.

Nach Zerstörung seiner Capelle zogen sie weiter in ihrem tödtlichen Lauf, und der Trupp war bereits so angeschwellt, daß sie mit einer Flotille von vierzig Kriegs-

piroguen gegen St. Peters-Eiland herabkamen. Hier lag ein spanisches Fahrzeug bei der Mission. Es war bloß ein Vorrathboot für die Patres und hatte nur Einen Soldaten an Bord. Aber schon seine Erscheinung durchkreuzte ihre Pläne. Die Anführer berathschlagten sich und geriethen darüber in heißen Streit: da griff sie urplötzlich der Häuptling von St. Peter an und brachte ihnen eine so gründliche Niederlage bei, daß ihre Macht ein- für allemal gebrochen war. Die Missionäre aber bewillkommten ihren Befreier mit herzlicher Dankbarkeit und erfuhren bald wie weit das Werk der Zerstörung schon vorgeschritten.

P. Avila war mittlerweile ein Gefangener. Ein Sclave von Wilden! — Ach, er baute und pflügte und hackte ein ganzes Jahr lang ihre Felder und verrichtete jeden schnöden Dienst; doch wurden seine unmenschlichen Herrn endlich seiner überdrüssig und beschlossen ihn zu tödten. An den Pfahl gebunden, die Reisbündel schon um sich herum — dennoch wies er das Geschenk des Lebens verächtlich von sich: man hatte es mit der Bedingung gemacht, seinem Gott zu entsagen und in den Stamm zu heirathen. Schon blinkte ihm die Martyrkrone entgegen, welche seine Brüder bereits trugen; da verlangte ihn ein altes Weib für sich, um durch ihn die Loskaufung ihres Sohnes, der in St. Augustine gefangen war, zu erwirken. Ihre Bitte ward gewährt, und P. Avila, durch sein Leben unter den Wilden und durch rohe Behandlung bis zur Unkenntlichkeit entstellt, noch einmal seinen Landsleuten zurückgegeben [1]).

Die Missionen waren nun bis zum Jahr 1601 beinahe ganz aufgegeben, als der Gouverneur von Florida einen

[1]) Ueber diese Franciskaner-Mission sieh **Barcia, Ensayo Cronologico. — Torquemada.**

neuen Versuch machte, für dies unfruchtbar steinige Feld Arbeiter zu gewinnen. Und nicht ohne Erfolg. Im nächsten Jahre besuchte der Bischof von Cuba die Colonie und unterstützte, da er des Volkes äußersten Mangel an geistlichem Beistande sah, des Gouverneurs Bestrebungen. Es wurden nun fortwährend Franciskaner truppweise hinübergesandt, und die Quardianei von Florida bekam eine solche Ausdehnung, daß sie bald zu einer Franciskaner-Provinz gemacht wurde, unter dem Namen St. Helena, von dem Hauptkloster entlehnt.

Bei Wiederherstellung der Mission auf Guale oder Amelia-Eiland im Jahre 1605 nahmen die Patres mit besorgter Pietät die Leiber von Auñon und Badajoz aus ihrem ungeehrten Grabe, und setzten sie an einer ihrer Tugenden und ihres glorreichen Todes würdigeren Stelle bei.

Der Fortschritt der Mission in späteren Jahren muß sehr bedeutend gewesen sein, obwohl uns die Einzelheiten über deren Erfolg fehlen. Im Jahr 1612 wurden dreiundzwanzig Glaubensboten von Cadiz abgesandt, unter der Führung des peruvianischen Paters Louis Jerome de Oré, Verfasser einer Geschichte der Märtyrer von Florida und anderer ähnlichen Werke. Gleicherweise im Jahr 1613 acht, und zwei Jahre später zwölf Franciskaner aus der Provinz „der Engel" in Mexico. In weniger als zwei Jahren waren sie auf den Hauptposten vertheilt und zählten bei zwanzig Klöster oder Aufenthaltsorte in Florida. Diese beschränkten sich nicht auf den schmalen Küstensaum. Ein Missionär, dessen Name uns fehlt, drang in Gesellschaft von P. Alonzo Serrano tief in das Innere und erforschte die verschiedenen Oertlichkeiten, welche noch lang die ihnen von ihm beigelegten Namen trugen.

Drittes Kapitel.

Mission in Florida. (Fortsetzung.)

Neue Missionen. — Die Apalachen. — Unruhen in den geregelten Missionen. — Die Engländer zerstören die Missionen. — Versuch zu ihrer Wiederherstellung. — Lage des Landes bei der Uebergabe an England. — Ruin der Missionen. — Die Seminolen.

Die Mission breitete sich nun in stätigem Fortschritte aus, und es wurden Stationen unter den Apalachen gebildet. Dieser Stamm hatte im Jahre 1638 die Spanier angegriffen, war aber geschlagen und dann durch die Missionäre bald freundlich gestimmt worden. Es waren Viele davon bei den öffentlichen Arbeiten verwendet, und da sie Schutz und Trost von den Franciskanern empfingen, erwirkten sie diesen dafür freundliche Aufnahme in den Dörfern ihres Volkes.

So entstanden allmälig Missionen unter den Apalachen und den Cribks, in vielen Gegenden von Westflorida und Georgien: so im Jahr 1643 in Achalaque, wo der Häuptling getauft und so der Glaube unter den Cherokesen aufgefrischt wurde. Als zehn Jahre später der englische Reisende Bristock die Gegend besuchte, traf er da eine blühende Missions-Plantage und erfreute sich gastlicher Aufnahme in ihrer Station auf einem reizenden Fleck der Gebirgshalde [1]).

---

[1]) Davis, Caraibische Inseln. London 1666. Dieser Autor und Sanson, in seinem Atlas, geben einen seltsamen Bericht von einer Englischen Colonie unter den Apalachen, im Jahre 1621 von Flüchtlingen aus Virginien gegründet; von großem Erfolg der Heidenbekehrung, von Kirchen, Collegien und sogar einem Bischofe.

Verschiedene Gouverneure widmeten sich ernstlich der Glaubenssache; besonders Paul de Hita, der eine Mission an der Westküste der Halbinsel gründete, mit Hilfe des eifrigen Seb. Perez de la Cerda, Pfarrers von St. Augustine, der sie im Jahr 1679 mit einigen Weltgeistlichen von Cuba unternahm. Im nächsten Jahre erlaubte ein königl. Decret jedwedem Priester die Betheiligung an diesen Missionen, aber verborgener Widerstand vereitelte dennoch den schönen Plan des gelehrten und gottesfürchtigen Canonikers Juan de Cisneros, der mit sieben Priestern freiwilligen Missionsdienst zu thun bereit war.

Unglücklicher Weise erhoben sich damals Streitigkeiten, welche die Missionen aufhielten, und die Indianer selbst brachten Klagen gegen ihre Direktoren vor, und diese Klagen wurden zu politischen Zwecken ausgebeutet. Doch war nach wieder hergestellter Ruhe eine Reihe von Verordnungen zur Aufsicht und Verwaltung der Missionsdörfer die wohlthätige Folge, und fernere Schwierigkeiten waren damit abgeschnitten.

Es kam nun die Zeit, da Uebergriffe von Seiten der Englischen Colonien dieses Feld beunruhigten. Im Jahre 1684 vertrieben die Yamassihs ihre Missionäre und verbanden sich mit den Engländern; im folgenden Jahre griffen sie die Mission St. Catharina an, nahmen sie durch Ueberfall, plünderten Kirche und Kloster und verbrannten das Dorf. Bald darauf tauchten die alten Anklagen gegen die Franciskaner wieder auf und hatten große Zänkereien zur Folge. Im Jahr 1690 wurde die Mission von San Salvador de Maiaca gegründet und kam bald in großen Flor.

Die Gründung von Pensacola im Jahre 1693 gab den Missionen Westflorida's neues Leben. Vier Jahre

später versuchte man eine Station auf den Carlos-Keys [1]); aber die Insulaner hielten die Processionen und das religiöse Gepränge der Franciskaner für magische Ceremonien zu ihrem Verderben, und vertrieben die Patres, welche sich nun nach Matacumbe-Key im Florida-Canale wandten, dessen Bewohner Katholiken waren.

Die spanische Colonie, obwohl für sich selbst geringen Umfangs, war nunmehr ganz von indischen Stämmen umgeben, welche größtentheils bekehrt waren; katholische Indianerdörfer traf man ringsum entlang des Apalachicola, des Flint und anderer Flüsse; und alle standen unter der Leitung der Franciskaner, welche über jene wilden Stämme eine vollkommene Herrschaft erlangt hatten.

Aber die Kriegswolke hing nun drohend herab; die Engländer machten reißende Eingriffe in die Colonie und häufige Anfälle auf deren Missionsposten, um „die Indianer-Proselyten der spanischen Pfaffen" wegzuführen und auf dem Sclavenmarkt von Charleston und in andern Häfen zu verkaufen. Sechshundert wurden im Jahr 1703 am Flintflusse getödtet, oder gefangen genommen; aber der schwerste Schlag folgte im Jahr 1704, als englische Truppen, mit einer starken Hilfsmacht von Alabamas, St. Marcus, den Mittelpunkt der Apalachen-Mission wegnahmen und gänzlich zerstörten. Don Juan Mejia, der Platz-Commandant, fiel in ihre Hände. Drei Franciskaner,

---

[1]) Eine Unzahl kleiner Sand- und Felseninseln, **Keys** (Schlüssel) genannt, umgibt die Halbinsel Florida mit einem gefährlichen Gürtel; Tag und Nacht wirft eine wüthende Brandung die Wellen des dort vorüberrollenden Golfstroms an nackte Riffe und über lange sandige Nehrungen, und macht die Schifffahrt zu einer der schlimmsten in jenen Meeren. Anmerk. d. Uebers.

die Lehrer der Neubekehrten, begaben sich ins Lager, um ihren Kindern bessere Bedingungen zu erwirken; aber auch sie wurden festgenommen und unter allen Schrecken indianischer Barbarei hingerichtet. Diese Schläge lichteten die Reihen der Apalachen derart, daß in wenigen Jahren von einem Stamme von siebentausend nur noch vierhundert übrig waren [1]). Alle Stationen zwischen dem Altamaha und dem Savannah (Flusse) wurden aufgelöst, und was der Sclaverei oder dem Tode entrann, floh in die Halbinsel. Achthundert waren auf dem Platze getödtet worden, oder in die Hände der wilden Alliirten der Engländer gefallen; vierzehnhundert wurden von Gouverneur Moore weggeschleppt und um Savannah herum angesiedelt.

Bald brach der Krieg auf's neue aus. Die Atimucas, ein Stamm am Apalachicola, wurden im Jahre 1706 von den Engländern angegriffen. Ein barfüßiger Franciskaner kam aus dem Dorfe um gnädige Behandlung zu bitten, wie englische Berichte versichern; von seinem Schicksal wissen wir nichts: aber die Atimucas wurden aus ihren Dörfern vertrieben; ein Theil floh auf das östliche Gestade des St. Johannflußes und gründete daselbst die Ortschaft Pueblo de Atimucos.

Während dieser Kriege hörten viele Missionen gänzlich auf; großen Verlust erlitten alle. Die Christen wurden wieder mit den Heiden zusammengeworfen und viele, aus Mangel geistlicher Führer, fielen vom Glauben ab. Mehrere Stämme auch verwarfen, unter englischem Einfluß, die Missionäre. In wenigen Jahren aber sollten sie ihren Irrthum gewahr werden. Die Yamassihs, die ersten Bundesgenossen der Engländer, errichteten nun einen all-

---

[1]) Charlevoix, Hist. de la Nouvelle France. 256.

gemeinen Bund gegen ihre früheren Freunde und brachen im Jahr 1715 über deren Ansiedlungen los. Sie wurden zuletzt geschlagen und suchten eine Zuflucht in Florida, wo sie auch blieben. Bei diesem Kriege nahmen die christlichen Indianer thätigen Antheil; ihre Anführer waren Osiuntolo, ein Cribk-Häuptling; Adrian, ein Apalachicola, und Tirjana, Kriegshäuptling der Talisis, einer Bande der Tallapuhsas, der in Mexico unter dem Namen Balthasar getauft und zum Maese del Campo seines Stammes ernannt worden war.

Da die Verhandlungen mit den Engländern am Schlusse des Kriegs eine sehr günstige Wendung für die Indianer genommen, gedachten mehrere christliche Häuptlinge die früheren Missionsdörfer wieder herzustellen. Einer derselben, Joh. Marcus, gründete nach vergeblichem Versuche, die spanische Regierung zur Erbauung eines Forts zu ihrem Schutze zu bewegen, im Jahr 1718 aus einer Gesellschaft von hundert Köpfen die Missionen von „Unsrer Frau zur Einsamkeit“ und von St. Louis. Doch waren bei P. Charlevoir's Besuche im Jahre 1722 die meisten Stationen in dieser Gegend verlassen.

Von hier ab haben wir wenige Nachrichten über die Missionen bis zur Zeit der Abtretung Florida's an England durch den Pariser Frieden (1763). Sie war der Missionen Todesstreich.

Die Franciskaner verließen mit der Mehrzahl der spanischen Pflanzer die Colonie; die Indianer, seither im Besitz zweier Dörfer unter den Mauern von St. Augustine, wurden von dem Boden vertrieben, den sie lange Jahre mit dem Schweiß ihrer Arbeit gebaut, und ihrer Kirche beraubt, welche sie mit eigenen Händen errichtet. Der Gouverneur schenkte Alles der neu eingesetzten englischen

Hochkirche. In zehn Jahren war keiner mehr in der Nähe. Die so vertriebenen Indianer wurden ein Wandervolk und erhielten in dieser Bedeutung den Namen „Seminolen." Allmälig verschwand auch die letzte Spur von Christenthum und früherer Zähmung, und sie haben sich seither nur durch ihren bittern (ja, blutigen!) Haß gegen der Spanier Nachfolger einen Namen gemacht [1]).

In zwanzigjährigem Besitze vertilgte England auch die letzten Ueberbleibsel der Franciskaner-Missionen, und auch die Spanier machten nach 1783 keinen Versuch von Erfolg zu deren Wiederstellung: so sehen wir denn heute nur den Schatten ihres Angedenkens — in diesen Seminolen selbst, diesem Stamme, der ein Denkmal und ein schlagendes Beispiel für den verschiedenen Erfolg der katholischen Herrschaft von Spanien und der protestantischen von England bietet. Die Eine machte die Wilden zu Christen — zu einer ruhigen, ordnungliebenden, fleißigen Raçe, mit den Spaniern selbst Seite an Seite in Frieden und Behaglichkeit zusammenlebend: die Andere jagte ebendieselben Stämme wieder in den Stand der Barbarei und des Heidenthums zurück, und machte sie zu einer schrecklichen Geißel ihrer eigenen Colonien.

Unsre eigene Regierung setzt das Unrecht fort. Das Franciskanerkloster in St. Augustine ist heute eine Vereinigte-Staaten-Caserne; man hat keinen Versuch gemacht, die Herzen der Flüchtlinge zu gewinnen — im Gegentheile, lüstern sogar auf ihre Buschlichtungen, hat unsere Regierung sie gewaltsam zu entfernen gesucht *).

---

[1]) Bartram's East Florida. 34. Roman's Florida 263.

*) Sieh Anhang 6.

Viertes Kapitel.

Missionen in Neu-Mexiko.

Versuch des Bruder Alphons Rodriguez. — Tod der Missionäre. — Onnates Unternehmen. — Martinez gründet eine Franciskaner-Mission. — Deren erste Kämpfe. — Missionsbericht von Benavides im Jahr 1630. — Abnahme. — Wiederherstellung im Jahr 1660. — Aufruhr im Jahr 1680. — Villasennor's Bericht vom Jahr 1740. — Gegenwärtiger Stand.

Wir haben bereits in der Erzählung von Coronado's Heerfahrt den Versuch des P. Padilla und seines Gefährten gesehen, das Christenthum am obern Lauf des Rio Grande zu pflanzen, und kennen das Mißlingen ihrer Bemühungen um die Bekehrung der Stämme von Neu-Merico.

Coronado's ungünstiger Bericht verhinderte fernere weltliche Erforschung des Territoriums: dem Eifer christlicher Missionäre war solche vorbehalten. Mittlerweile schritten die indianischen Missionen von Merico beständig vorwärts nach Norden, und im Jahr 1580 wohnte im Thale von St. Bartholomäus ein frommer Laienbruder, Namens Augustin Rodriguez, der in der strengen Zucht und in aller Mühsal einer Francisкaner-Mission ergraut war. Da hörte er von Indianern, welche die Mission besuchten, daß starkbevölkerte Länder, noch von keinem spanischen Fuße betreten, weiter nördlich lägen, und entbrannte von dem Verlangen, diesen die frohe Botschaft Christi zu verkünden.

In heiligem Eifer wandte er sich an seinen P. Provincial um Urlaub, dahin zu gehen und ihre Sprache zu erlernen. Der Vicekönig von Merico billigte die Mission, gestattete jedoch dem guten Bruder nicht, allein zu reisen. Es ward ein Missionsplan nach der Regel entworfen. P. Franc. Lopez von Sevilla ward Superior; der gelehrte und wissenschaftliche P. Joh. de Santa Maria und Bruder Rodriguez sollten den Zug begleiten; und im Jahr 1581



machte man sich mit zehn Soldaten und sechs mexicanischen Indianern auf den Weg und erreichte das Land der Tehuas, wahrscheinlich der Tiguex des Coronado.

Hier waren sie gezwungen Halt zu machen, denn die Soldaten, da sie siebenhundert mühselig lange Meilen hinter sich sahen, verweigerten den Weitermarsch. Umsonst war der Väter Berufung auf Ehre, Stolz, Patriotismus und Religion; sie mußten sie ziehen lassen, und begannen nun mit dem Stamme sich bekannt zu machen, unter dem sie sich eben befanden. Dies neumexicanische Volk lebte auch damals noch, wie zu Padilla's Zeiten, in seinen eigenthümlichen Wohnungen und kleidete sich, unähnlich den wilden Indianern der Ebenen jenseits, in Baumwollen-Mäntel. Die Missionäre gewannen solch Gefallen an des Volkes Sitten, daß sie den Beginn einer Glaubensbotschaft unter demselben beschlossen; die ersten Erfolge steigerten auch ihre Hoffnungen zu einer solchen Höhe, daß sie P. Johann de St. Maria um weitere Hilfsmannschaft nach Mexico zurücksandten.

Furchtlos und seiner Gewandtheit vertrauend, machte sich dieser allein auf den Weg, unter Führung seines Compasses die gerade Richtung nach der nächsten Ansiedlung einschlagend; aber unterwegs eingeschlafen, ward er am dritten Tage seiner Abreise von einer Partie wandernder Eingebornen überfallen und erschlagen. Die Andern setzten indeß ihren Unterricht fort, bis, bei einem Angriff auf die Stadt, P. Lopez unter den Speeren der Belagerer fiel, und Bruder Rodriguez die Führung der Mission allein überlassen war.

Das Volk blieb nicht unbewegt bei seinen Lehren; aber das Laster erschien ihm in zu reizender Gestalt, um sich den strengen Geboten des Kreuzes zu unterwerfen. Rodri-

guez donnerte mit allem Feuer eines Apostels gegen die schrecklichen Sünden, von denen sie umstrickt waren, bis sie, endlich der Vorwürfe müde, dem unwillkommenen Mahner das Stillschweigen des Todes auferlegten.

Mittlerweile hatten die rückkehrenden Soldaten die Angst der Franciskaner erregt; auf ihre Bitten machte sich Don Antonio de Espejo, ein reicher, muthiger und frommer Mann, mit P. Bernardin Beltran dahin auf, aber nur um dort den Tod von Allen zu erfahren [1]).

Einige Zeit später wurden zwei andere Franciskaner, welche einen Eroberungszug unter Castaño begleitet, in Puaray hingerichtet, ohne daß man das Nähere erfahren.

Im Jahre 1597 führte Juan de Oñate eine Colonie nach dem nördlichen Rio Grande und gründete San Gabriel, den ersten spanischen Posten in dieser Gegend Acht Franciskaner begleiteten ihn, unter P. Roderich Duran; als aber letzterer mit einem Theile der Truppen zurückkehrte, ward P. Alonzo Martinez Commissär oder Oberer der Mission. Ein Jahr verbrachte Oñate mit Errichtung seines Postens und Erforschung des Landes; die Patres ihrerseits studirten Sitten, Bräuche, Sprache und Religion des Volkes. Als sie aber zu der bereits erlangten Bekanntschaft mit ihren mechanischen Künsten und eigenthümlichen Wohnungen auch ihre Art der Gottverehrung zu enthüllen suchten, da fanden sie große Schwierigkeit. Alle zeigten Verdruß und Abneigung sich des Längern über diesen Punkt auszulassen;

---

[1]) Br. Rodriguez, geb. in Niebla, trat in den Franciskaner-Orden in der Provinz der heil. Bibel in Mexico. Sein Leben war musterhaft, seine Bußübungen ungewöhnlicher Art; nie legte er sein hären Hemd und seinen Eisengürtel ab. P. Lopez war ein Andalusier, P. Joh. de St. Maria ein Catalonier.

doch erfuhren sie so viel, daß sie hauptsächlich drei Gottheiten anbeteten, oder vielmehr deren Gunst durch Sühne zu gewinnen suchten, besonders in Zeiten der Dürre. Sie hießen: Cocapo, Cacina und Homace; der Erstere hatte einen Tempel von zehn Fuß Breite und zwanzig Fuß Tiefe. Am Ende des Raumes saß das Bild von Stein oder Thon, die Gottheit vorstellend; es hielt Eier in der einen, und Maisähren in der andern Hand [1]). In diesem Tempel hatte ein altes Weib als Priesterin die Aufsicht und stand den Ceremonien vor, unter welchen die Eingebornen Regen erflehten — ein Segen, der um so nothwendiger, als die Ströme des Landes häufig ganz austrocknen [2]).

Am Schlusse des Jahres wünschte Oñate einen Bericht über den Verlauf seines Unternehmens nach Mexico zu schicken. Um seine Depeschen zu überbringen und die Absendung von Verstärkungen zu betreiben, wählte er den Commissär P. Martinez nebst P. Christoph Salazar und dem Laienbruder Peter de Vergara; aber P. Christoph starb unterwegs und ward unter einem Baume in der Wildniß begraben.

P. Martinez's Bericht bewog den P. Provincial zur Absendung neuer Missionäre, und es wurde dazu P. Johann de Escalona, ein Mann von großer Tugend und Heiligkeit, mit noch mehreren Ordensbrüdern erlesen. Unterdessen drang Oñate mit P. Franc. de Velasco und einem

---

1) Wie gemahnt dies an das alte Aegypten! Anmerk. d. Uebers.

2) Der Rio Puerco war trocken im Jahre 1853; und zu Coronado's Zeit und seitdem noch einmal stand der Rio Grande selbst so niedrig, daß er auf viele Meilen durch einen unterirdischen Canal lief und sein Hauptbette vollkommen trocken ließ.

Laienbruder noch weiter in die Tiefe des Landes ein, doch ohne besondern Erfolg.

Von P. Escalona ist noch ein Schreiben vom Jahr 1601 vorhanden, worin er kleinmüthig über die indische Mission sich äußert und bedauert, wie wenig er und seine Genossen bis jetzt noch des Guten gewirkt, da Oñate ihr Werk durch Ueberwachen und Einmischen behindere.

Doch theilten seine Oberen seinen Kleinmuth nicht. Sie schickten sechs neue Glaubensboten, unter P. Franc. de Escobar, Escalona's Nachfolger. Unter diesem unternehmenden Manne gewann die Kirche neues Leben. Die bereits an Ort und Stelle befindlichen Geistlichen, Franc. de San Miguel, Franc. de Zamorra, Gaston de Peralta u. a. m. hatten eine vollkommene Gewandtheit in allem Nöthigen erlangt, sich unter dem Volke gewissermaßen naturalisirt und ihr Werk reißende Fortschritte gemacht. Im Jahr 1608, als P. Escobar seine Stelle als Commissär niederlegen durfte, hatten die Missionäre in Neu-Mexico acht Tausende des Volkes getauft.

Eben so gewandt und glücklich war sein Nachfolger P. Alonzo Peinado. Stufenweis ging der Weg des Kreuzes von Stadt zu Stadt, und es gewann sich überall seine Jünger, die endlich Cocapo um Christus entsagten [1]).

Ueber den Stand der Mission im Jahr 1626, weniger als dreißig Jahre nach ihrer Gründung, haben wir genaue Angaben in einer Denkschrift, welche P. Benavides, einer der Apostel Neu-Mexicos, an den spanischen Hof gerichtet. Die siebenundzwanzigste Station des Landes war damals gerade in Soccoro errichtet worden. Mehrere dieser Stationen besaßen große und prachtvolle Kirchen. In Queres

[1]) Torquemada, Monarquia Indiana. II. 672. III. 359.

war Alles getauft, und viele Indianer konnten lesen und schreiben. Viertausend waren zu Tanos getauft, zweitausend zu Taos, und Viele in andern Städten. Es bestanden Residenzen oder Klöster in San Antonio, Socorro, Pilabo, Sevilleta, San Francisco und Isleta, unter den Topiras, Teoas, Picuries und in Zuñi, während Santa Fé, Pecos, St. Joseph oder Hemes, und Queres ihrer kostbaren Kirchen sich rühmen konnten; und Missionäre hatten bleibenden Aufenthalt in dem schwierigen Zuñi und in Acoma, das so oft von spanischem Blute geröthet war. So reißend schnell waren Christenthum und Gesittung am Rio Grande vorwärts geschritten, daß die Indianer oder Pueblos, wie sie allmälig genannt wurden, hier lesen und schreiben konnten, ehe noch die Puritaner an Neuenglands Gestaden festen Fuß gefaßt hatten [1]).

Unter den Männern, welchen man solch glücklichen Erfolg verdankt, müssen die PP. Benavides, Lopez, Salas und Ortego genannt, und nicht darf die ehrwürdige Maria de Jesus de Agreda übergangen werden, deren geheimnißvoller Bezug zu der neumexicanischen Mission, mag man ihn heute glauben oder nicht, derselben sicherlich ungewöhnliche Anregung gab, wie er auch die allgemeine Aufmerksamkeit auf sie lenkte. Benavides begegnete einem noch nie von einem Glaubensboten besuchten Stamme, und fand ihn zu seinem größten Erstaunen bekannt mit den Lehren des Christenthums. Auf sein Befragen erfuhr er, daß eine Dame, deren Gestalt und Kleidung die Indianer beschrieben, ihre Lehrerin gewesen. So erzählt er in seinem im Jahre 1630 veröffentlichten Werke. In der Folge sagte ihm P.

[1]) Benavides Denkschrift. Madrid, 1630.

Bernardin de Sena, daß die Nonne Maria de Agreda acht Jahre früher ihm von Vorkommnissen ähnlicher Art gesprochen. Benavides besuchte sie darauf, und war sofort überrascht von ihrer Aehnlichkeit mit der von den Indianern geschilderten Dame, und noch mehr von ihren Berichten über das Land und das Wirken der Missionäre, wovon sie viele merkwürdige Vorfälle zu erzählen wußte [1]).

Die schwierige Stelle in Zuñi war dem P. Joh. Letrado anvertraut. Später unternahm er die geistliche Unterwerfung der Cipias, unterlag aber in diesem Werke des Glaubenseifers. Ein ähnliches Loos ereilte den P. Martin de Arbide, welcher eben so furchtlos dasselbe gefahrvolle Unternehmen versucht hatte.

Verschiedene Ursachen scheinen allmälig die Missionäre von den meisten jener Posten vertrieben zu haben. Keine allgemeine Empörung fand Statt, aber schon vor 1660 muß das Territorium verlassen gewesen sein. In diesem Jahre kehrten zwei Missionäre zurück und predigten zwei Jahre lang. Dann erhoben sich die Indianer gegen sie, zogen sie nackt aus und trieben sie aus ihren Dörfern. Dem Sturme weichend, zogen sie sich nach Parral zurück, wo spanische Soldaten dieselben halbtodt vor Hunger und Kälte trafen. Sie erholten sich bald, und unabgeschreckt vom Vergangenen, kehrten sie im nächsten Jahre wieder und gründeten nach und nach die Missionen von Nuestra Señora la Redonda, Collani, Santa Fé, San Pedro, San Cristobal, San Juan und Guadalupe, und zuletzt von Zuñi. Noch einmal erblühten die Kirchen und mehrere

---

[1]) Sieh: „La mistica ciudad de Dios“ (die geheimnißvolle Gottesstadt). Ihre Enthüllungen führten zu einer Controverse von mehreren Bänden Umfang, aber ohne Endentscheid.

Jahre erfreuten sich die katholischen Indianer des vollen Segens der Religion; der heidnische Theil jedoch blieb hartnäckig und leistete den Gottesmännern festen Widerstand. Im Jahre 1680 gelang demselben ein allgemeiner Aufruhr, woran nur San Juan de los Caballeros keinen Theil nahm.

Es erfolgte eine Scene der Plünderung und Verheerung; Missionäre wurden auf verschiedenen Posten getödtet, so auch unter den Moquis und Navajos, bis zu welchen mehrere allzukühne Patres vorgedrungen [1]).

Nach einigen Jahren kam wieder friedliche Zeit; nochmals hoben sich die Missionen, doch nicht mehr auf dem alten Fuße, da viele Kirchen nicht wieder erbaut und die neuen Colonien häufig von den Apachen beunruhigt wurden.

Im Jahr 1733 erstand eine neue Mission unter denselbigen Apachen, in Jicarillas, aber sie schloß sich nach kurzer Dauer, da die Indianer in ihre Stämme heimkehrten. Doch erwachte ein neuer Missionsgeist: im Jahre 1742 begab sich P. Joh. Menchero in das Land der Moquis und Navajos und hatte Erfolg auf einem Boden, der so oft Gegenstand ehrgeizigen Bestrebens seiner Ordensbrüder gewesen.

Villaseñor, welcher im Jahr 1748 sein Teatro Americano herausgab, entwirft ein kurzes aber schmeichelhaftes Bild von der Lage des Landes zu jener Zeit. Die Eingebornen waren alle in Gewebe von Weiberhand gekleidet; Gewerbfleiß stand in ruhigem Flor, und seine Begleiter, Frieden und Ueberfluß, herrschten in ihren Dörfern. Die kirchlichen Gebäude, aufgeführt unter Leitung der Väter

[1]) Humboldt. Nouvelle Espagne. 285.

Franciskaner, konnten sich mit denen Europa's messen. Was Religion betrifft, standen die Neumericaner nicht unter ihren spanischen Nachbarn. Er zählt zweiundzwanzig damals bestehende Missionen namentlich auf, deren jede ungefähr hundert Familien umfaßte [1]).

Sie bestehen, mit einigen Ausnahmen, alle noch bis auf die heutige Zeit, und vierzehn werden noch von katholischen Missionären geleitet, obschon Spanien seine Herrschaft verloren, und Mexico, nach großer Beschädigung dieser Anstalten durch seine kirchenräuberischen Gesetze, das Land schließlich an die Vereinigten Staaten abgetreten hat. Von jener Periode an wurde Neu-Mexico zu einem Apostolischen Vicariat erhoben, und endlich zu einem Bisthume mit dem Stuhle von Santa Fé [2]).

Der hochwürdigste Herr Joh. Lamy schätzt in seinem Berichte für das Jahr 1854 die katholische Indianerbevölkerung seines Bischofs-Sprengels auf 8000 Seelen. Sie sind im Allgemeinen gottesfürchtig, fleißig, friedfertig und unterrichtet, viele des Lesens und Schreibens fähig. Ihre Abgeordneten in Washington halten mit denen der civilisirtesten Stämme einen rühmlichen Vergleich aus.

„Die Pueblo- oder halbcivilisirten Indianer dieses Territoriums," sagt der letzte Regierungsbericht, „befinden sich in jeder Hinsicht in einer befriedigenden Lage. Sie wohnen in Dörfern auf jenen Landstrichen, welche ihnen die Regierungen von Spanien und Mexico eingeräumt, und haben ein behagliches Auskommen durch Ackerbau und Züchten von Rindvieh und von Schafen verschiedener Raçe.

[1]) Villasennor, 411 — 422.

[2]) 36° nördl. Breite, am Rio del Norte, auf der großen Ueberland-Route von St. Louis nach Californien. Anmerk. d. Uebers.

Jeder Stamm (Pueblo) hat seine eigene gesonderte Regierung, obwohl alle nach demselben Muster geformt. Sie erwählen alljährlich ihren Gouverneur, Vice-Gouverneur, und verschiedene geringere Beamte. Viele sprechen das Spanische vollkommen, und sie kleiden sich in der Regel ganz gut und angemessen, oft in Tuche eigner Manufactur. Sie haben aufgehört, sich auf die Jagd als Unterhaltsmittel zu verlassen, begehen sehr selten Eingriffe in fremdes Eigenthum und sind in ihrem Benehmen ordentlich und anständig. Jedes Pueblo oder Dorf hat seine Kirche. Erheben sich Streitigkeiten zwischen zweien Pueblos, oder zwischen ihnen und ihren civilisirten Nachbarn, so wird der Fall unwandelbar dem Gouverneur des Territoriums unterbreitet, und seine Entscheidung ist in ihren Augen endgiltig. Nach den besten Angaben, welche ich darüber sammeln konnte, gibt es solcher Pueblos oder Dörfer ungefähr zwanzig, und die Seelenzahl darf man über Bausch und Bogen auf acht- bis zehntausend annehmen [1]."

Fünftes Kapitel.

Missionen in Texas.

Fränzösische Barfüßer mit La Salle in Texas. — Ihr Schicksal. — Spanische Missionen. — Plan dieser Missionen. — Ihre Einstellung. — Wiederaufrichtung im Jahr 1717. — Villasennor's Bericht. — Vernichtung der Missionen im Jahr 1813. — Die Gegenwart.

Die Entdeckung des Mississippi durch Pater Marquette, seine Erforschung bis zur Mündung durch La Salle, und besonders des Letztern Colonisations-Versuch, welchen erst

---

[1]) Botschaft des Präsidenten der Vereinigten Staaten vom Jahr 1854.

sein Schiffbruch an der Küste von Texas enthüllte, zogen die Aufmerksamkeit der spanischen Behörden auf das an Mexico gränzende Territorium. Man beschloß die Gränzposten in Florida und Coahuila (sprich Coawihla) gegen den Mississippi vorzurücken und sandt ein kleines Commando Soldaten aus, um La Salle's Partie aufzuheben. Sie fanden nur die Ruinen des Forts, welches mit allen seinen Bewohnern von den benachbarten Indianern vernichtet worden war. Alle Furcht vor französischer Besetzung war folglich beseitigt; doch um sich das Land zu sichern, fand man es rathsam, einige Franciskaner-Missionäre dazulassen; sie begannen demgemäß die Mission von San Francisco.

Im folgenden Jahre wurden vierzehn Priester und sieben Laienbrüder desselben Ordens mit fünfzig Soldaten unter Don Domingo Teran abgesendet; sie gründeten acht Missionen: drei unter den Texas (sprich Techas), vier unter den Cadodaches, und eine am Guadalupe-Flusse. Sie wurden nach dem gewöhnlichen Plane begonnen: jede Station hatte in der Regel zwei Patres und einen Laienbruder, mehrere Familien gezähmter Indianer aus Mexico, wohl versehen mit allem nothwendigen Vorrath und Werkzeug, und eine kleine Soldatenwache zum Schutz der jungen Colonie.

Ein Pater hatte die Wilden zu zähmen, welche man für den Anschluß an die Pflanzung gewonnen, und sie im Ackerbau und den verschiedenen Künsten des Lebens zu unterrichten. Seine Aufgabe war es auch, die benachbarten Stämme zu besuchen und durch sein Predigen der Colonie neue Mitglieder zuzuführen.

Verband sich ein Indianer der Mission, so erhielt er die nöthige Belehrung, und die Frucht seiner Arbeit floß

in das Gemeinvermögen, aus dem er Nahrung, Kleidung und anderes Nöthige bezog. Wenn er nach wenigen Probejahren der eigenen Haushaltung gewachsen schien, so wurde ihm sein Feld zugetheilt, sein Haus errichtet. Hatte er noch kein Weib, so mußte er sich eines aus den Christenmädchen wählen. Auf solche Art entstand um die Mission allgemach ein Dorf; und da die Indianer Spanisch lernten und häufig durch Wechselheirathen mit den Spaniern sich verbanden, so wurden sie bald mit denselben ganz vermischt.

Der erste Versuch, dessen wir eben erwähnt, war bestimmt, schlimme Wechsel zu erfahren. Die Aernten mißriethen, das Vieh starb hinweg, die Soldaten wurden den Indianern unangenehm; so daß in wenigen Jahren die Patres abzogen, und Texas wieder ein Feld war, das da der Hand harrte, es zu bebauen und seine geistlichen Früchte einzuheimsen.

Louisiana war mittlerweile eine bleibende und blühende Colonie geworden. Der abenteuerliche Canadier St. Dennis beschloß eine Handelsverbindung mit Mexico zu eröffnen, und drang im Jahre 1714 quer über Texas zum nächsten spanischen Posten vor. Seine Ankunft verbreitete Bestürzung im Gränzlande. Da ward sogleich Don Domingo Ramon mit einer Anzahl Religiosen zur Wiederherstellung der Missionen, als der sichersten Schranken gegen französischen Uebergriff, abgesandt. P. Augustin Padron de Guzman richtete demnach die Mission von San Miguel unter den Adayes, und ein anderer Pater die unter den Texas-Indianern wieder auf.

Zwei Jahre später brach der Krieg zwischen den beiden Ländern aus, und die Behörden in Mexico, welchen jene Posten der Gefahr allzu ausgesetzt schienen, riefen die Glaubensboten nach San Antonio zurück. Als der

Friede erklärt war, geleitete der Marquis de San Miguel de Aguayo die Patres wieder auf ihre ursprüngliche Station zurück. Zwischen den Jahren 1721 und 1746 wurden Missionen gegründet in San Francisco, im Mittelpunkte von Texas; San José, unter den Nazones; Nuestra Señora de Guadalupe, unter den Nacogdoches (sprich Nacogdotsches); und Nuestra Señora del Pilar, unter den Adayes, u. a. m. Diese wurden alle von Gliedern des Ordens von St. Franciskus, zumeist aus Queretaro und Zacatecas, geleitet [1]). Der Eifer der Missionäre führte sie sogar zu den Dörfern der Cocos, ja selbst bis zu den Jagdgründen der Osagen und Missouri-Indianer, allwo einer sein Leben ließ, und ein anderer erst nach langer Gefangenschaft entrann [2]).

Die Missionen in Texas reichten denen in Neu-Mexico die Hand und umschlangen viele Stämme. Ein Missions-Handbuch, im Jahr 1760 zum Gebrauch der Patres gedruckt, zeigt ihre Ausdehnung von Candelaria bis San Antonio. Sein Inhalt findet Anwendung auf die Pajalades, Orejones, Pacaos, Pacoas, Tilyayas, Alasapas und Pausanas, sowie auf verschiedene andere mit den Missionen minder zusammenhängende Stämme [3]). Unter den fähigsten Missionären auf diesem Felde nennt man die PP. Joseph Guadalupe Prado und Bartholomäus Garcia.

Eine vollständige Geschichte dieser Mission ward ungefähr im Jahre 1783 von einem der Väter verfaßt; sie ist noch Handschrift, und wird, einmal herausgegeben, eine

---

[1]) Villasennor, Teatro Americano. 319.

[2]) Charlevoix.

[3]) Fr. Bart. Garcia, Manual para administrar los sacramentos. 1760.

ausführlichere Darstellung des Wirkens jener apostolischen Männer bieten, worüber der Schreiber des Gegenwärtigen nur gelegentliche Notizen sammeln konnte.

Die Missionen standen in Flor bis zum Jahre 1812, wo die spanische Regierung sie unterdrückte und die Indianer zerstreute. Einige kehrten nach Mexico zurück; ein größerer Theil jedoch, in verschiedenen Gegenden, blieb in der Nachbarschaft der alten Missionsplätze wohnen, treu seiner Religion und glühend in deren Uebungen, wenn es einem zufällig einmal so gut ward, einem Priester zu begegnen. Sie waren in der That der Glaubensboten ganz beraubt, bis zum Jahre 1832, wo P. Diaz vom Bischofe von Monterey nach Nacogdoches geschickt wurde, leider nur zu kurzer Laufbahn bestimmt. Er hatte kaum ein Jahr unter der zerstreuten Heerde gewirkt, als er seinem Eifer zum Opfer ward und unter den Händen räuberischer Wilden fiel [1]).

Die anglo-amerikanische Besiedlung des Landes, die Empörung von Texas und darauffolgende Kriege vereitelten jedes Bemühen um Wiederherstellung der Missionen, und wenige weit und breit zerstreute Indianer sind allein noch übrig geblieben von jenen Tausenden, welche einst um die Altäre ihrer Apostel gekniet. Doch ein edles Denkmal der Geschicklichkeit der frommen Väter und des Fortschritts ihrer Neophyten bleibt in den vielen Kirchen, Wasserleitungen und andern von Indianerhand erbauten öffentlichen Werken zurück, welche heute noch texanischen Boden bedecken.

---

[1]) Ann. Prop. XIV. 453.

Sechstes Kapitel.

Missionen in Californien.

Entdeckung von Californien. — Frühe Missionsversuche. — Jesuitenmissionen von P. Salvatierra in Untercalifornien gegründet. — Unterdrückung der Jesuiten. — Franciskaner ihre Nachfolger in Californien. — Sie beginnen Missionen in Ober- und überlassen Untercalifornien den Dominikanern. — Die verschiedenen von P. Juniper Serra gegründeten Missionen.

Cortez selbst, der Eroberer von Mexico, entdeckte die Halbinsel von Californien, deren Golf lang seinen Namen trug. Doch blieb das neue Land in der Folge unbeachtet, bis es am Ende des sechzehnten Jahrhunderts noch einmal besucht wurde. Im Jahre 1596 fuhr Vizcaino zur Erforschung seiner Küsten aus, und es begleiteten ihn Franciskaner-Missionäre, unter andern Perdomo, der, wie wir bereits gesehen, mit dem Kreuz in der Hand schon Florida durchzogen hatte. Es ward ein Kirchlein und ein Pallisaden-Fort in La Paz errichtet, und zu bleibender Ansiedlung jede Vorbereitung getroffen; aber indianische Feindseligkeiten bewogen die Colonisten, das neue Unternehmen bald wieder aufzugeben [1]).

Eine zweite Fahrt zur Erforschung des Landes machten drei Carmelitermönche mit, nämlich P. Andreas von Mariä-Himmelfahrt, Antonius von Christi-Himmelfahrt, und Thomas von Aquinä. Bis zum 16. Dezbr. hatten sie die Höhe von Santa Barbara, Monterey und San Francisco erreicht; in Monterey aber landeten die PP. Andreas und Antonius, errichteten einen rohen Altar unter dem ausgespreiteten Aestedach einer uralten Eiche, und begingen feierlich die göttlichen Mysterien unseres Glaubens. Man kann dies den Geburtstag der obercalifornischen Mission nennen.

---

[1]) Venegas, Hist. California.

Doch war dieser Theil des Landes zu langer Vernachlässigung verurtheilt, während spätere Seefahrer die Küste der Halbinsel erforschten und aufnahmen, woselbst auch bald Franciskaner- und Jesuiten-Missionäre ihren Besuch machten*). Da die Letzteren hier eine weltberühmte Mission gründeten, welche schließlich auch zu den Franciskaner-Missionen in Obercalifornien führte, so wollen wir gern einen kurzen Blick auf die Arbeiten der Jesuiten werfen, obschon sie sich niemals bis innerhalb der gegenwärtigen Gränzen der Vereinigten Staaten ausdehnten.

Das Werk der ruhmreichen California-Mission, nächst den geistlichen Colonien von Paraguay das größte in den Annalen der Gesellschaft Jesu, erhielt seine erste feierliche Weihe durch P. Hyacinth Cortes im Jahre 1642, und ist somit Zeitgenosse der Irokesen- und Apalachen-Missionen. Doch wurden die Jesuiten erst im Jahre 1679 förmlich dahin gesandt, und auch dann verflossen vier Jahre, bis eine Station wirklich gegründet ward, und zwar von dem unternehmenden Deutschen, P. Eusebius Kühn, oder wie er gewöhnlich genannt wird, Kino. Indessen war seine Sendung nur vorübergehend; zwei Jahre später ward diese Station aufgegeben, und der unerschrockene Kühn begann mit wahrhaft wunderwürdigem Glaubenseifer sein Wirken unter den Pimos und andern Stämmen von Pimeria Alta, im Süden des Gilaflusses.

Furchtlos von Natur und getragen von hohem Pflichtgefühl, ging er ganz allein unter sie, sammelte sie in Dorfgemeinen, vermochte sie, ihre Ländereien anzusäen und Hornvieh zu züchten. Seine Hauptsorgfalt wandt er den Pimos zu; da aber in seinem Sprengel noch andere Stämme

*) Sieh Anhang 7.

lebten, so erlernte er verschiedene Sprachen und übersetzte in alle den Abriß der Christenlehre und die gewöhnlichen Gebete; gleicherweise verfaßte er Wörterbücher und grammaticalische Abhandlungen zum Gebrauch seiner Gehilfen und Nachfolger. Diese Reihe von Arbeiten setzte er bis zu seinem Tode im Jahre 1710 fort; da er aber hauptsächlich unter den südlichen Pimos wirkte, können wir bei dieser Pimo-Mission überhaupt des Längeren nicht verweilen [1]).

Mittlerweile gründete P. Salvatierra im Jahre 1697 zu Loretto die erste bleibende Mission in Californien. Von diesem Punkte aus verbreitete sich das Christenthum stufenweise nach dem Norden, und es erhob sich Station um Station, wo die Indianer sich um die frommen Väter schaarten, um das Wort der Wahrheit zu hören. Diese Siege über Götzendienst und Barbarei konnten nicht ohne Verluste erfochten werden, und Untercaliforniens brennend trockner Boden hat das Blut heroischer Glaubensboten getrunken. Aber der Tod hatte keinen Schrecken und eine Niederlage keine Entmuthigung für sie; die Jesuiten-Missionäre waren fort und fort in vorderster Reihe die

---

[1]) Dieser berühmte Missionär, dessen wahrer Name Eusebius Franz Kühn war, spanisch Kino genannt, ein Deutscher, trat in den Jesuitenorden und widmete sich den Wissenschaften. Professor der Mathematik in Ingolstadt, galt er für Deutschlands besten Astronomen. In einer gefährlichen Krankheit nahm er seine Zuflucht zu dem hl. Franz Xaver und gelobte sein Leben dem Dienste der Mission. Er erfüllte sein Gelübde und kam nach Amerika. Hier ward er der Apostel von Sonora und California und verkündete das Wort Gottes zuerst den Stämmen am Colorado. Alegre, Hist. de la Comp. de Jesus. III. 119.

Pioniere der Gesittung und des Glaubens — bis der König von Spanien (grundsatzlose Männer gaben ihm den Rath) sie, an einem einzigen Tage, von allen ihren Sendposten, soweit das Gebot seines Scepters reichte, gewaltsam wegreißen ließ. Zu dieser Zeit setzte P. Wenzeslaus Link die Entdeckungen Kühn's fort — vorwärts drang er am Stillen Ocean bis Guiricata oder St. Johann von Gott; seine Genossen Victorian Arnes und Joh. Joseph Diez gründeten in Cabujakaamang, 31° nördlicher Breite, die letzte Jesuiten-Mission von St. Maria — der Markstein so großen Glaubenseifers, so vieler Mühen!

Keines Verbrechens angeklagt, verurtheilt ohne Untersuchung, wurden sie aus der Mitte ihrer Neophyten fortgeschleppt, welche starr vor Staunen, Schmerz und Bestürzung ihren Verlust nur beweinen konnten. Am 3. Febr. 1768 ward was Jesuit hieß aus Californien gefangen weggeführt [1]).

Ungerecht war die Regierung gegen die Jesuiten gewesen; doch gedachte sie der Ansprüche ihrer indianischen Bekehrten. Man hatte eine Gesellschaft Franciskaner beordert, jenes Land zu besuchen und das gute Werk fortzusetzen. In demselben Augenblicke, als die sechzehn Gefangenen von der Gesellschaft Jesu in San Blas an's Land stiegen, schickten sich zwölf Franciskaner und vier Weltgeistliche zur Einschiffung auf demselben Fahrzeuge an, um die leeren Plätze auszufüllen.

Der Anführer dieser neuen Sendboten war P. Juniper Serra, ein Majorkaner, der bereits in verschiedenen Theilen

[1]) Clavigero, Storia della California. II. 176—204. Der vollständigste Bericht über diese Missionen. Sieh auch Histoire Chretienne de la Californie. Paris 1853.

Mexico's in heidnischer Missionen Werk eingeschult worden [1]). Am 1. April erreichte er mit seinen eilf Gefährten (denn immer gingen die Franciskaner wo möglich in Truppen zu zwölfe) Loretto, den damaligen Mittelpunkt der Jesuitenmission.

Nachdem er die verschiedenen Stationen seiner Vorgänger wieder mit Priestern besetzt, begann P. Serra den Wunsch der Regierung auszuführen und drei Missionen in Obercalifornien zu gründen: eine in St. Carlos de Monterey im Norden, eine andere in St. Diego im Süden, und eine dritte in San Bonaventura in dem mittlern District. Galvez, zur Zeit königlicher Visitator, wurde mit der Einrichtung dieser neuen Posten betraut, und P. Serra ernannte die Mönche für jeden derselben. Es sollten drei Züge abgehen, einer zu Land, zwei zur See. Im Jan. 1769 segelten P. Ferd. Parron, im Febr. die PP. Johann Vizcaino und Franc. Gomez ab; Serra selbst begleitete den Landzug mit de la Campa und Lazven. In Bellicata gründeten Letztere mit vielem Pomp die Mission von St. Ferdinand, und ließen eine Anzahl christlicher Indianer, ein Fünftheil des Zuchtviehes und einen Vorrath Korn zum Beginn der Plantage zurück. Noch ehe sie ihren Marsch fortsetzten, hatten sich die Eingebornen schon in Schaaren um sie eingefunden, und traten in freundliches Einvernehmen mit dem Missionär und den christlichen Indianern.

Mittlerweile war P. Crespi mit einem Theile der Truppen gegen San Diego vorwärts gedrungen, wohin ihm Serra bald nachfolgte, nachdem er vergeblich den

---

[1]) Palou, Relacion Historica de la Vida del V. Padre Frai Junipero Serra. Mexico. 1787.

Colorado [1]) zu erreichen versucht, wie P. Link vor ihm gethan. Am 1. Juli traf er im Hafen San Diego ein und fand hier auch Crespi nebst Vizcaino, Parron und Gomez, welche zu Wasser angekommen. Diese waren unter den Wenigen, welche die an Bord ausgebrochenen Krankheiten überlebt hatten.

Am 16. Juli 1769 ward die Mission von San Diego gegründet, an den Ufern des gleichnamigen Stroms, in einem langen und engen Thalbecken, welches zwei paralelle Hügelketten bilden, indem sie eine anmuthige Naturwiese in ihrem Schooße einschließen. Die Eingebornen, Comeyas, schienen freundlich gesinnt, und alles versprach hier schnellen Erfolg. Man machte sich alsbald an die Aufrichtung zweier Gebäude, einer Capelle und eines Wohnhauses; aber gerade als man sich zur Eröffnung so günstiger Aussichten Glück wünschte, ward das Haus von den Indianern angegriffen, welche schon vorher Räubereien begangen hatten. Den Eingang schützte bloß eine Matte, und bei der Abwehr des Ueberfalles ward ein Junge getödtet und P. Vizcaino mit vier Andern verwundet.

Trotz diesem Akte der Gewaltthätigkeit wurde endlich ein friedliches Einvernehmen wieder hergestellt, und die Missions-Arbeiten nahmen ihren Fortgang. Crespi, nachdem sein Versuch Monterey zu erreichen fehlgeschlagen, unternahm nun einen Zug zur See, Serra einen andern zu Lande. Sie trafen sich im Jahre 1770 in Monterey und gründeten die Mission von San Carlos, die gewöhnliche

---

[1]) Rio Colorado, entspringt in den Felsgebirgen und ergießt sich in den Golf von Californien — zu unterscheiden vom Colorado in Texas, welcher östlich in den Meerbusen von Mexico fällt.

Anm. des Uebers.

Zahl Indianer, Hornvieh, und eine Soldatenwache zurücklassend.

Als die Kunde von der Errichtung dieser Sendposten die Hauptstadt Mexico erreichte, da herrschte allgemeine Freude, und die Glocken erklangen im Triumphgeläute, als wäre ein Königreich erobert. P. Serra heischte neue Hilfstruppen; dreißig wurden vom Ordens-Superior in Mexico erlesen, um hinzugehen und das neue Feld zu pflügen; und mitten unter dem Frohlocken des Volkes begehrten auch die Söhne des heil. Dominicus Urlaub, das neue Missionsland zu besuchen.

Zehn der Franciskaner waren für Obercalifornien bestimmt; sie trafen im März 1771 in San Diego ein und begegneten im April ihren Oberen in den reizenden Geländen von Carmel zu Monterey. Bald darauf ward das heilige Fronleichnamsfest mit einem Pompe begangen, wie ihn die Wildniß niemals gesehen: zwölf Priester begleiteten die heilige Procession zu Ehren jener wirklichen Gottesgegenwart, welche der Glanzpunkt des katholischen Glaubens und Ritus ist.

Nach dieser hehren Feier begab sich Serra mit den PP. Michael Pieras und Bonaventura Sitjar nach einem lieblichen Fleck am Flusse San Antonio, im Schooße der Sierra Santa Lucia, wo eine hochgethürmte Felswand den Strom einkreist. Hier gründete er am 14. Juli 1771 die Mission des St. Antonius von Padua, des geliebten Schutzheiligen der Franciskaner, auf den weiten Jagdgründen der Telames. Indem er seine Missionsglocken hoch aufhing, ließ sie der enthusiastische Serra anschlagen, bis die ganze Felsschlucht wiederhallte, und rief von oben herab mit tönender Stimme den Eingebornen seine Einladung zu, nun zu kommen und in Frieden sich unter das Kreuz niederzusetzen, welches er aufgepflanzt.

Haus und Capelle erstanden zunächst, auch eine Caserne für die Soldaten daneben, und das Ganze schloß ein Pallisadenring ein. Schwierigkeiten bedrohten auch hier den Anfang, aber bald kam die Zeit frohen Gedeihens.

Das nächste Unternehmen des P. Serra war die Versetzung der Monterey-Mission, da dieser Ort Mangel an Wasser für das Vieh und für Bewässerung der Felder litt. Einen Platz am Ufer eines Flüßchens in der Nähe der kleinen Meeresbucht von Carmel auswählend, gründete er hier am 3. Juni 1770 die Mission vom Berg Carmel. An diesem Tage pflanzte er in dem rings vom Gebirg eingeschlossenen Thalgrunde sein Kreuz auf, und vor Jahresschluß waren Capelle und die andern Gebäude vollendet.

Die nächste Mission war die von San Gabriel, welche unter den PP. Angelo Somera und P. Benedict Cambon eröffnet werden sollte. Mit einer Bedeckung von zehn Soldaten trafen sie am Rio de los Templores ein und suchten einen Platz aus, als die Indianer über sie herfielen. In diesem Augenblicke der Gefahr entfalteten die Sendboten das Banner der gebenedeiten Jungfrau, und wie sich seine azurblauen Felder vor den Augen der erstaunten Eingebornen aufrollten, und das Bild Unsrer Lieben Frau im Strahlenglanze ihre Augen traf, warfen sie ihre Waffen weg und naheten in scheuer Ehrfurcht, um ihr all ihre Habe zu opfern und ihre Gunst zu gewinnen. Auf so wunderbare Weise ward der Friede hergestellt, und die guten Väter pflanzten ihr Kreuz am Fuß einer Sierra, in einer herrlichen Ebene und in der Nachbarschaft dreier indianischen Dörfer.

Am 8. September ward die erste heilige Messe gelesen, und bald begannen die Bauten; aber neue Unruhen blieben nicht aus. Diese Missionen waren, wie wir ge-

sehen haben, stäts von einigen Soldaten begleitet, in der Regel höchst unpassende Gefährten für Boten des Friedens. Einer derselben in San Gabriel hatte durch rohe Vergewaltigung die Rache eines beleidigten Ehemanns geweckt. Die Indianer erhoben sich in Waffen, das Haus ward angegriffen; als aber der unglückliche Führer der Eingebornen durch eine Kugel von seines Gegners Flinte getödtet wurde, ergriffen die andern die Flucht. Der schuldige Mann ward nun aus der Mission gejagt, und die Indianer ließen sich endlich besänftigen.

Die PP. Somera und Cambon fingen nun unter dem Klima zu leiden an, und mußten sich nach Altcalifornien zurückziehen; sie wurden durch die PP. Ant. Paterna und Ant. Cruzado ersetzt.

Die so errichteten Missionen waren für den Anfang auf die aus Mexico mitgebrachten Vorräthe angewiesen, und in kurzer Zeit begann sich bitterer Mangel fühlbar zu machen. Dies war besonders in San Diego der Fall, so daß P. Dumetz nach Altcalifornien um Unterstützung abging. Serra schickte darauf den P. Crespi mit Lebensmitteln nach San Diego.

Auch P. Dumetz kehrte mit materieller Hilfe und nebstdem mit drei Missionären zurück. Mit dieser Verstärkung beschloß der unermüdliche Superior eine neue Mission zu gründen, nämlich die von San Luis Obispo, auf einer freistehenden Anhöhe, in einer schönen Ebene, die von niederen Waldhügelketten geschützt, wohl bewässert und von der See aus leicht zugänglich war. Am 1. September 1772 ward das Kreuz aufgepflanzt und Kirche nebst Caserne unmittelbar in Angriff genommen.

Nachdem er für die Mission von Santa Barbara den Platz ausgesteckt und den fleißigen Crespi mit P. Dumetz

nach Monterey geschickt, reiste der Superior nach Mexico, allwo ein Wechsel der Gouverneure und verschiedene Geschäfte seine Gegenwart nothwendig machten.

Die Dominikaner hatten, wie wir gelesen, um die californische Mission nachgesucht; die Franciskaner gaben ihren Abschied ein; schließlich theilte man die Mission unter Beide. Alle die alten Jesuiten-Stationen in Altcalifornien, mit San Fernando de Vellicata wurden den Dominikanern zugewiesen, die Franciskaner behielten nur jene, welche ihr eigener Glaubenseifer in der oberen Provinz gegründet [1]). Diese sollten nun neues Leben durch Sendboten bekommen, welche P. Palou aus der Halbinsel brachte; auch P. Serra sandte neue Aushilfe von Mexico, von wo er im Mai 1774 zurückkam.

Einige der Patres machten Entdeckungsreisen entlang der Seeküste mit; Lazven und Amurro begannen im Oktober die Mission von San Juan Capistrano zwischen San Diego und San Gabriel. Ihr Anfang war vielversprechend, als man sie schon wieder aufgab und die Glocken und weniger tragbaren Gegenstände vergrub; denn es war in San Diego die Kunde eines furchterregenden Auftritts laut geworden.

Im November 1775 hatten die PP. Jayme und Vincenz Fuster, schon froh ihres Erfolgs in letztgenannter Mission, dieselbe, um das Vertrauen der Comeya-Indianer leichter zu gewinnen, vom Fort verlegt, als sie das plötzliche Verschwinden von zweien ihrer christlichen Indianer entdeckten. Es überraschte, aber beunruhigte sie nicht, und

---

[1]) Ueber die Dominikaner-Missionen sieh: **Noticias de la provincia de las Californias en tres cartas, por un sacerdote religioso. Valencia 1794.**

sie schickten Boten, um sie zurückzurufen; doch war die Ursache keine so geringe, wie sie zu arglos vermuthet. Diese Beiden waren gegangen, um ihre Landsleute zur Vertilgung der Glaubensboten aufzuwiegeln. Sie erklärten, sie seien mit Gewalt getauft worden, und das hl. Sacrament wäre bloß ein Mittel zu ihrer Vernichtung.

Dieser Idee von der Taufe werden wir in der Folge beinahe in jedem Stamme wieder begegnen; und ihre Allgemeinheit kann nur ihm zugeschrieben werden, dessen Macht da sollte zu Boden geworfen werden durch Erfüllung des Gebotes, welches einst ein Häuflein gar demüthig niederer Männer empfing: „Geht und taufet alle Völker!" — Nicht weniger leichtgläubig, als die Wilden an jenen nordischen Seen, hörten auch die Californier auf die Worte des Versuchers, und sie sammelten sich in Schaaren um die Apostaten. Tausend Krieger beschließen Mission und Fort anzugreifen und den Flammen zu übergeben, wenn deren Bewohner unter ihren Mörderhänden gefallen.

In der Nacht des 4. November kamen sie geräuschlos zum Rande der Thalschlucht wo die Mission lag heran — die guten Mönche hatten sich eine Strecke weit vom Fort nur deshalb weggezogen, um den widrigen Einfluß einer Soldatenbande zu vermeiden. Hier theilte sich der feindliche Haufen; ein Trupp zog gegen das Fort, der andere besetzte das Missionsdorf, stellte eine Schildwache vor jede Hausthüre und drang zur Kirche vor, deren Geräthe und Verzierungen eine glänzende Beute versprachen. Ein Theil aber schwenkte ab, um das Haus, wo die Missionäre mit noch etlichen Spaniern wohnten, anzugreifen, näherte sich unbemerkt und steckte es in Brand. Erweckt von den Flammen und dem Kriegsgeheul, stürzten die Soldaten zu ihren Waffen und warfen sich mit P. Vincenz in eine Küche.

P. Luis Jayme, erwacht vom Geräusch und gänzlich unvorbereitet auf solchen Angriff, hielt das Feuer für zufällig, und kam aus dem Hause mit seinem gewöhnlichen Gruß: „Liebet Gott, meine Kinder!"

Er ward alsbald von den Indianern ergriffen, durch die tiefste Stelle des nahen Stromes gezogen, entkleidet und mit Pfeilen und Hieben ihrer Schwerter von gehärtetem Holze, die beinahe wie Eisen schnitten, getödtet. Als man ihn fand, war sein Körper bis zur Unkenntlichkeit zerhackt und verstümmelt, seine Hände allein unverletzt.

Der Angriff auf die Küche wurde bis zum Tagesanbruch fortgesetzt; dann zogen sie aus Furcht vor einem Ausfall vom Fort wieder ab, und P. Vincenz mit seinen Gefährten konnte sich in diesen Platz der Sicherheit zurückziehen.

Es war dies ein arger Schlag für die Missionen, und vielfach wurde der Wunsch laut, San Diego und einige andere Stationen ganz aufzugeben. Aber solchen Gedanken gaben die Glaubensboten kein Gehör. Mit Worten der Freude begrüßten sie die Verkündung von Jayme's Tode. „Gott sei Dank, das Feld ist bewässert!" so rief der unerschrockene Präfect Serra aus, als er, selber gebrochener Gesundheit, den Muth der bürgerlichen Behörden zu heben versuchte. Das Schreiben der Letzteren verfehlte seinen Weg, und als er im September die Mission von San Diego wieder aufbauen wollte, befahl ihm der Commandant Rivera davon abzustehen.

Der Präfect, gehorchte ohne Murren; doch ein Wechsel der Behörden ermöglichte ihm bald die Ausführung seines Planes, und San Diego erstand aus seinen Ruinen. Dann eilte er nach San Capistrano. Hier fand er das Kreuz noch aufrecht stehend, und der bewundernswerthe

Mann, trotzend allem Ungemach, verachtend jede Gefahr, lenkte mitten durch feindliche Horden beinahe ganz allein seine eilenden Schritte nach San Gabriel, um sich nothwendigen Vorrath zu verschaffen.

Diese letztere Mission liegt in einer anmuthigen Ebene, eine Seemeile vom Meere entfernt, am Ufer eines Flüßchens, das auch in Zeiten größter Trockne nicht versiegt. Die Völkerschaft der Umgegend hat den Namen „Acagchemem," und wir besitzen von ihr in einem Werke P. Boscana's einen vollständigeren Bericht, als über irgend einen andern californischen Stamm.

Kein Strich des Welttheils enthielt in einem gleichgroßen Bezirke, in Sprache, und folglich in Raçe verschiedenere Stämme. Es besteht, wie aus den gegebenen Sprachmustern zu ersehen, schon zwischen den verschiedenen Dialecten geringe Aehnlichkeit, und mehrere sind ganz gesonderter Wurzelsprachen.

Im Allgemeinen gleichen alle californische Stämme, was Sitten und Gebräuche betrifft, den Indianern anderer Theile unsrer Republik. Unbekannt mit dem Gebrauch der Metalle, zogen sie aus Jagd und Fischfang ihren Lebensunterhalt. Ackerbau, auch in der rohesten Form, war beinahe unbekannt, und Samengewächse und Kräuter waren das einzige Erzeugniß, wovon sie Gebrauch machten. Die Männer gingen nackt, oder trugen einen Mantel von Thierfell über den Schultern; die Weiber, und selbst die kleinsten Mädchen trugen eine Art gefranzter Schürze, und nie sah man sie dies Abzeichen der Sittsamkeit bei Seite legen; viele trugen auch eine Art Robe, vom Nacken bis zu den Knieen reichend. Die cultivirtesten Stämme wohnten zwischen Santa Barbara und Monterey. Diese Indianer waren geschickte Fischer und bewiesen große Gewandheit in

Führung ihrer gutgebauten Canoes; auch betrieben sie vermittelst eines aus Seemuscheln gefertigten Geldes (gleich dem Wampum der östlichen Stämme) einen lebhaften Handel *).

Die religiösen Ideen des Stammes der Acagchemem waren sehr einfacher Art. Himmel und Erde betrachteten sie als den Anfang der Dinge, und bevölkerten das All mit einem Ungeheuer-Geschlechte, welches aus jenen hervorging und wieder vor Chinigchinich, „dem Allmächtigen," schwand, der den Menschen und die Thiere schuf. Dies Wesen war der Gegenstand ihrer Anbetung. Ihm erbauten sie Tempel, genannt Vanquech, und stellten darin die Haut des Coyote, einer wilden Katze auf, gefüllt mit Federn, Klauen, Hörnern, und ähnlichen Theilen verschiedener Vögel und Vierfüßler. Die Gottesverehrung wurde unter Leitung von Priestern oder Puplem in Tänzen und anderen Ceremonien begangen; von Opferbringen gewahrt man darin kaum eine Spur. Ihr Glauben an Hexerei, ihre Medicin-Leute und deren Gaukelspiel, ihre verschiedenen Tänze sind in der Hauptsache dieselben, wie man beinahe bei jedem amerikanischen Stamme sie findet.

Nachdem Serra San Juan Capistrano auf's neue eingerichtet, entwarf er, immer thätig, den Plan zu der Mission von San Francisco. Es war von Sonora aus ein Landzug abgegangen, um eine Ansiedlung in jener Bai zu beginnen, und P. Font begleitete ihn als Caplan. Die PP. Palou und Cambon schloßen sich als Missionäre an; ebenso die PP. Murguia und Peña, um unter dem

---

*) Sieh Anhang 8.

Schutz der heil. Clara eine zweite Mission in der Nachbarschaft zu gründen.

Die Mission von San Francisco ward wirklich eingeweiht in einer einfach rohen Capelle, am 27. Juni 1776, und das Land rings um jene schöne Bai von den unerschrockenen Glaubensherolden erforscht. Die gesetzliche Organisirung jener Sendposten erlitt aber Verzug durch die Unthätigkeit des Commandanten Rivera, von dem sie im Bezug ihrer Lebensmittel und der gebräuchlichen Wachtmannschaft abhängig waren. Daher wurde Santa Clara erst am 6. Januar 1777 auf der reizenden Ebene von San Bernardino gegründet.

Diese Missionen von Obercalifornien unterschieden sich wesentlich von jenen in andern Gegenden unseres Freistaats. Hier war es nicht ein einzelner Glaubensbote, der sich allein auf gut Glück in ein entferntes Land wagte, trotzend jeder Gefahr von den Elementen, den wilden Thieren, oder von dem ungezähmten Sohn des Waldes: sondern der Missionär ging auf seinen Posten unter Bedeckung einer kleinen Wache, mit einem Pflanzertrupp indianischer Bekehrten, mit Viehheerden und einem reichlichen Vorrath von Ackerbau- und anderen Geräthschaften. Um diesen Kern christlicher Indianer sammelten sich bald andere; es erstanden Gebäude; die neuen Ankömmlinge wurden zu Gewerben herangebildet, in den Lehren des Christenthums unterrichtet. Da viele der Väter in mechanischen Künsten geschickt waren, wurden die Indianer in alle Handwerke eingeschult, und jede Mission verschiffte jährlich ihre Ladungen von überflüssigen Bodenerzeugnissen und Handarbeiten, und tauschte damit die nothwendigen europäischen Waaren ein. Dieser Wohlstand zog beständig neue Theilnehmer an, die bei Zeiten zum Missionsleben abgerichtet

wurden. Der Reichthum dieser Missionen (vor wenigen Jahren bestand er noch) bezeugt, wie groß der Fortschritt der Indianer gewesen.

Pater Serra, der Apostolische Präfect, hatte nunmehr eine schöne Anzahl solcher Anstalten in's Leben gerufen, und sie begannen ihre Früchte zu tragen. Taufen waren zahlreich geworden; die Neubekehrten hatten das Dorf um jede Mission angefüllt, und Frieden, Ordnung und gedeihlicher Segen begannen ihr Reich.

Auf daß die Neubekehrten des heiligen Sacraments der Firmung nicht beraubt wären, erließ der päpstliche Stuhl unterm 16. Juni 1774 eine Bulle, welche dem Apostolischen Präfecten die Gewalt es zu spenden verlieh; doch hinderte ihn die Regierung eine Zeitlang an deren Ausübung.

Unter seiner leitenden Sorgfalt wuchsen und blüheten die Missionen fortan: es betrübte sie nur der Verlust des Veteranen, P. Crespi, der am 1. Januar 1782 zu Monterey starb, nach einer Glaubensboten-Laufbahn von dreißig Jahren, wovon er vierzehn in Californien zugebracht.

Aber wenn Erfolg und Wohlgedeihen den Missionen von San Diego bis San Francisco lächelten, so kann man dasselbe nicht von einer neuen Anstalt sagen, welche um diese Zeit versucht wurde. Die Gewalt, welche die Missionäre über die bekehrten Indianer in den Missionsdörfern ausübten, die Verwaltung des Eigenthums, welche sie in eignen sichern Händen hielten, und jene Art Vormundschaft, die sie über die neuen Christen pflegten, hatten schon den Jesuiten vielseitigen Haß zugezogen. Nichtsdestoweniger blieben die Franciskaner beharrlich bei demselben System, denn sie waren von seiner Zweckdienlichkeit überzeugt. Nicht so die Regierung, welche ihre Anklagen

gegen den unterdrückten Orden zu rechtfertigen wünschte. Es sollte demnach eine neue Mission gebildet werden, in der die Patres ihr Wirken auf den geistlichen Unterricht der Indianer beschränken, und deren Zähmung und zeitlichen Fortschritt den Händen Jener überlassen sollten, welche Interesse, Eifer oder Ehrgeiz zu diesem Versuche anspornen möchten.

Vier Missionäre vom Franciskaner-Collegium zum heil. Kreuz von Queretaro schlossen sich demgemäß dem General-Capitän Theodore de Croix an, und gründeten nach seinem Befehle zwei Sendposten am rechten Ufer des Colorado oberhalb seiner Mündung: einen unter dem Schutz von St. Peter und Paul, den andern drei Seemeilen südlicher, unter dem der Unbefleckten Empfängniß, beide aber bestimmt zur Bekehrung der Yumas, des nächsten Stammes.

Die Sache nahm langsamen Fortgang; die Soldaten, hier die Colonisten, suchten sich die besten Ländereien heraus, und die Indianer, ihrer Aernten beraubt, begann es bald nach den Schafheerden der Eindringlinge zu gelüsten. Die Missionäre, welche täglich ihre Pflicht nach den Dörfern der Yumas führte, sahen die Gefahr und suchten vergebens ihre Landsleute zu Maßregeln der Versöhnung zu bewegen. Und die Rache blieb nicht lange aus.

Eines Sonntags im Juli, nach der Messe, machten die Indianer, mehrere tausend Mann stark, einen gleichzeitigen Angriff auf beide Missionen, steckten sie in Brand und erschlugen den Commandanten Rivera und seine Soldaten nebst den meisten Ansiedlern. Die Glaubensboten eilten in Erfüllung ihres heiligen Amtes umher, nahmen Beichte ab, ermahnten, sprachen Muth ein, bis auch sie niedergeschlagen wurden. Es fielen die vier PP. Joh. Diaz und Matth. Morena — ihre Leiber wurden unter den

Trümmern ihrer Mission aufgefunden — Franc. Garces und Joh. Barraneche, von der Provinz Florida, deren irdische Hüllen, von einem alten Weibe begraben, nach einiger Zeit wiedererlangt wurden. P. Garces verdient besondere Erwähnung, als erfolgreicher und kühn strebender Glaubensherold, da er seine Ausflüge nach Obercalifornien ausgedehnt und einen großen Theil des Landes nördlich vom Colorado durchzogen, so daß er, indischem Leben sich anbequemend, wie einer von den Eingebornen geworden war. Doch so beliebt er war, verschonten ihn die Yumas nicht in dem allgemeinen Gemetzel [1]).

Die bereits gegründeten Missionen genügten jedoch dem gränzenlosen Eifer des ehrwürdigen Präfecten Serra nicht. Er starb im Jahre 1784 mitten in neuen Plänen und immer mehr begierig, in noch unbesuchten Landestheilen das Kreuz zu pflanzen. Zehn Missionen waren nun in Stand gesetzt und ungefähr zehntausend Indianer getauft worden.

Unter den unternehmenden Männern, welche die Bekehrung der Indier versucht, verdienen Wenige einen höhern Platz, als P. Juniper Serra. Nichts ist größerer Bewunderung würdig, als der Muth, den er bei seinem Bestreben entfaltete, die barbarischen Horden zu zähmen, in deren Mitte ihn sein Erbarmen geführt. Hatte er auch nicht die heroische Heiligkeit früherer Glaubensverkündiger, so berechtigen ihn doch seine sichere Entwicklung des alten Jesuitenplans, seine unablässige Aufmerksamkeit, eiserne Thätigkeit und eine oft mitten in parteiischem Widerstreit bewiesene Klug-

[1]) Noticias de la provincia de las Californias, ann. 1780 — Cronica Apostolica del Colegio de la Santa Cruz de Queretaro, Mexico, 1780. — F. Garces und F. Font zogen zuerst die Aufmerksamkeit auf die Casas Grandes.

heit im Halten der Zügel, zu der höchsten Stelle in der Schaar erlauchter Glaubensmänner. Aber es fehlte ihm ebensowenig die tiefe und zarte Frömmigkeit. Als einmal ein indianisches Kind, das er zu taufen bereit war, wieder aus seinen Armen genommen wurde, zeigte er tiefe Bewegung. „Die Gefühle des ehrwürdigen Paters, als er die Taufe des Kindes so vereitelt sah," sagt Palou, „waren der Art, daß man mehrere Tage Sorge und Bekümmerniß auf seinem Gesichte wahrnehmen konnte — der gute Pater schrieb das Benehmen der Indianer seinen eignen Sünden zu; nach Jahren noch, wann er des Umstandes erwähnte, füllten sich seine Augen mit Thränen."

Sein Tod war so ruhig wie sein Leben. Unter einem Lungenübel hinsiechend, setzte er doch seine Arbeiten fort, besichtigte die Missionen, spendete die heilige Firmung und ordnete Alles und Jedes an, bis er seinen Tod herannahen sehend, nach den nächsten Patres schickte, daß sie kommen und von ihm Abschied nehmen sollten. Im August ging es stufenweise mit ihm abwärts; doch blieb er stäts noch auf und las sein Meßgebet, obwohl immer sterbensbereit. Am 27. d. M. ließ er P. Palou eine Hostie weihen und sich die heilige Wegzehrung geben. Im Laufe desselben Tages bestellte er seinen Sarg und empfing das heilige Sacrament der letzten Oelung auf seinem Bette — einer über ein Brett gebreiteten Matte. Des folgenden Tages, 28. August 1784, war er nochmals auf und selbst heiter; aber bald zog er sich wieder auf sein hartes Lager zurück, legte sich hin und verhauchte ohne Todeskampf und Seufzer, im Alter von 71 Jahren [1]).

---

[1]) Palou, Relacion Historica de la Vida del V. P. Junipero Serra: Mexico, 1787.

Siebentes Kapitel.

Missionen in Californien. (Fortsetzung.)

P. Palou, Apostolischer Präfect. — Skizze einer californischen Mission. — Die Missionen von Santa Barbara, Santa Cruz und Soledad gegründet. — Präfect P. Lazuen. — In seiner Zeit gegründete Missionen. — Stand der Sache während des Bürgerkriegs. — Die Republik. — Sie beraubt die Missionen und treibt die Väter aus. — Schneller Verfall der Missionen. — Californien von den Amerikanern in Besitz genommen. — Schluß der Missionen.

Bei P. Serra's Tode ward sein späterer Biograph, P. Palou, zum Apostolischen Präfecten ernannt; doch bevor wir in die Geschichte seiner Verwaltung eingehen, wollen wir die Missionen beschreiben, wie sie damals bestanden; denn obschon die californische Mission ungefähr erst zur Zeit der amerikanischen Revolution begann und einen wundervollen Grad von Flor erreichte, so ist sie doch heute schon nur noch eines der Dinge die da waren, wie die Irokesen- und Huronen-Missionen im Norden.

Ein rechtwinkliges Gebäude, achtzig oder neunzig Ellen im Quadrat, machte die Mission aus. An einem Ende war die Kirche und das Pfarrhaus. Das Innere bildete einen geräumigen und schönen Hof, mit Bäumen und Brunnen geziert und von Gallerien umgeben, auf welche die Zimmer der Missionäre, Wärter und Reisenden, die Werkläden, Schulen, Vorrathskammern und Kornspeicher sich öffneten. Ein abgesonderter Theil, das Kloster genannt, war für die indischen Mädchen bestimmt, wo sie von eingebornen Weibern spinnen und weben lernten und andern ihrem Geschlechte passenden Unterricht empfingen. Die Knaben erlernten Handwerke, und jene, welche sich auszeichneten, wurden zum Range von Häuptlingen erhoben, indem man auf solche Art der Arbeit eine Würde verlieh, die Alle zu ihrer Ergreifung anspornte.

Jede Anstalt wurde von zwei Mönchen geleitet: der eine hatte die Oberaufsicht über die Missionsgebäude und den religiösen Unterricht; der andere die Feldarbeiten, an denen er immer Theil nahm, indem er, nach ihrem eigenen Ausdrucke, consilio manuque lehrte — durch Rath und Beispiel. Wie wohl sie dabei fuhren, sehen wir aus den errungenen Erfolgen, sehen wir aus der Zuneigung der Indianer. Wer vor noch nicht langen Jahren diese Missionen besuchte, war ganz erstaunt, zu sehen, wie sie mit so wenigen Hilfsquellen, sehr häufig ohne Beihilfe weißer Handwerker, mit indischen Werkleuten allein so Großes auszuführen vermochten, und das nicht nur im Ackerbau, sondern in Architectur und Mechanik — in Mühlen, Maschinen, Brücken, Straßen, Kanälen zur Feldbewässerung — und es einfach damit ausführten, daß sie feindliche und in Trägheit versunkene Wilde in fleißige Zimmerleute, Maurer, Sattler, Küfer, Schuhmacher, Weber, Steinmetzen, Ziegelstreicher und Kalkbrenner verwandelten [1]).

Ihre Zucht war allerdings streng, und die ganze Anstalt ward wie eine große Factorei geleitet. Es hat dies in neuern Zeiten großen Lärm verursacht; man hat nun die Missionen abgeschafft und die Indianer den „aufgeklärten" Männern des Tags überlassen. Unter ihrer zärtlichen Sorgfalt sind denn die Rothhäute wie Rauch vor dem Winde hinweggeschwunden, und es gibt heute Männer, die wieder nach den Missionen seufzen [2]).

---

[1]) Duflot de Mofras, Exploration de l'Oregon, les Californies etc. I. 261. Plan der Mission von San Luis Rey.

[2]) Hören wir was Bartlett, der Vereinigte-Staaten-Commissär, spricht: „Fünftausend Indianer waren zu Einer Zeit in der Mission von St. Gabriel. Man schildert sie als nüchtern und

Um das Missionsgebäude erhoben sich die Häuser der Indianer und einiger wenigen weißen Ansiedler: in verschiedenen Entfernungen sah man Gruppen von Häusern oder Dörfchen, jedes mit seiner Nothcapelle. In einem

---

arbeitsam, gut gekleidet und wohl genährt, und es scheint, daß sie einer so hohen Stufe irdischer Glückseligkeit sich erfreuten, als ihrer Natur angemessen war.

Diese fünftausend Indianer bildeten eine große Familie, deren gesellschaftlichen, religiösen und man darf auch sagen politischen Häupter die Patres waren.

Indem sie so zusammenlebten, begann diese niedere und entartete Raçe einige der Grundprincipien des gesitteten Lebens zu lernen. Der Stand der Ehe gewann Achtung und Segen durch die feierlichen Bräuche der Religion und bekam eine so hohe Geltung, daß Verletzung ehelicher Pflicht ein seltener Fall wurde. Die Mädchen wurden, sobald sie das Alter der Mannbarkeit erreicht, von der übrigen Bevölkerung abgesondert und die nützlichen Künste des Nähens, Webens, Krempelns u. a. m gelehrt, und sie durften nur in der Eigenschaft als Eheweiber unter die Bevölkerung sich mischen.

Blicken wir gegenwärtig um uns und betrachten die Lage der Indianer in diesem Lande — sehen wir ihre Weiber herabgekommen auf eine Stufe des Lebens, zu niedrig um nur Dienstbotenverrichtung zu erlauben — sehen wir die Männer durch Trunk zum Vieh herabgewürdigt, aller Arbeit unfähig und zu ihrem Lebensunterhalte auf ein System kleinlicher Dieberei sich verlegend: da kann die Menschenfreundlichkeit nur wünschen, daß die verfallene Mission von San Gabriel wieder hergestellt, ihre gebrochenen Mauern wieder aufgebaut, ihre dachlosen Wohnungen gedeckt, und ihre verlassenen Hallen wieder mit ihrer alten, fleißigen, glücklichen und zufriedenen ursprünglichen Bevölkerung gefüllt werden mögen." — Bartlett's Tagebuch. II. 84.

kleinen Bau neben der Mission stand ein Picket von fünf Mann zu Pferd, halb Soldaten, halb Eilboten.

Gleichförmig war die Tagwerk-Eintheilung aller Missionen. Mit Tagesanbruch rief das Angelus Alle nach der Kirche zu Gebet und Messe, von wo es zum Frühstück ging. Dann schaarten sich Alle in Rotten und begaben sich zu ihrer regelmäßigen Arbeit. Um eilf Uhr kamen sie zum Mittagessen zurück und ruhten bis zwei, wo die Arbeit wieder begann und bis zum Angelus währte, welches eine Stunde vor Sonnenuntergang läutete. Nach dem Abendgebet und Rosenkranz aßen sie zu Nacht und verbrachten den Abend in unschuldigen Vergnügungen. Ihre Nahrung bestand in frischem Rind- und Hammelfleische, welches ihre Heerden in Ueberfluß boten, in Kuchen von Waizen und Welschkorn, mit Erbsen, Bohnen und ähnlichen Vegetabilien ihrer eignen Wahl und Pflege.

Die Kleidung der Männer war ein Hemde, Hosen und eine Wolldecke; nur die Alcalden und Anführer der Arbeiter-Rotten trugen häufig den vollständigen spanischen Anzug. Die Weiber kleideten sich auf die gewöhnliche Art, auch sie mit der nie fehlenden Wolldecke.

Wann die Aernten eingebracht waren, dann verkaufte oder verschiffte jede Mission ihre Brodstoffe, Wein, Oel, Hanf, Flecht- und Strickwerk, Häute und Talg, und vertheilte aus dem Erlöse an die Indianer Kleider, Halstücher, Tabak und andere Artikel. Der Ueberschuß ward zum Ankaufe der Bedürfnisse der Mission, der Kirchen- und Hausgeräthe, Acker- und Handwerkzeuge u. dgl. verwendet.

Außer dem was dergestalt ihre eigene Arbeit abwarf, genoßen die Indianer die Einkünfte eines Theils des „Frömmigkeits-Fonds," der von mildthätigen Personen zu Gunsten

der alten Jesuitenmission angelegt worden war: denn die Glaubensboten, gebunden von dem Gelübde der Armuth, erhielten nichts weiter als Nahrung und Kleidung.

Die Indianer einer Mission waren nicht alle desselben Stammes, doch herrschte vollkommene Eintracht unter ihnen, und wann die Jahreszeit der Feldarbeiten vorüber war, machten viele Besuch bei ihren Landsleuten, und selten kehrten sie allein zurück. Bisweilen kam es auch vor, daß ein eifriger Christ seinen Stamm als Apostel besuchte, um seinem Volk die Glückseligkeit zu verkünden, deren man sich unter der milden Herrschaft von Gottes Wort erfreue. Auf solche Art erhielten die Missionen beständig neuen Zuwachs, denn die guten Mönche verstanden die Kunst, die Arbeit anziehend zu machen.

Eine der ersten Unternehmungen von P. Palou war die Gründung der Mission von Santa Barbara; dies geschah am 4. Dezember 1786, am Fuß einer Kette kahl verbrannter Berge. Am 8. Dezember 1787 folgte die von „der Unbefleckten Empfängniß“ (la Purisima Concepcion), von San Luis Obispo durch eine schöne, fruchtbare Ebene getrennt. Im Jahre 1791 erstand die Mission von Santa Cruz, bei Branciforte, und die von „Unserer Frau zur Einsamkeit“ (Nuestra Señora de la Soledad), in einem entzückenden Gaue, der sich gegen Monterey erstreckt. Dies waren P. Palou's letzte Verwaltungsacte; denn er soll darauf Californien verlassen haben und Superior des Klosters San Fernando in der Stadt Mexico geworden sein [1]).

Noch in größerem Maßstabe entwickelte sich die californische Mission unter dem nächsten Präfecten, P. Lazven.

---

[1]) Forbes, California. 80.

wenn die
Armuth,

desselben
r ihnen,
er war,
selten
or, daß
hte, um
n man
erfreue.
neuen
Kunst,

ou war
dies ge=
te kahl
gte die
Con-
frucht=
e Miß=
ie von
de la
gegen
e Ver=
erlassen
in der

ie cali=
Lazven.



P. ANTON PEYRI, O.S.F.

Gründer der California-Mission

von San Luis Rey

In dem einzigen Jahre 1797 gründete er drei Missionen — San José, San Miguel und San Fernando Rey. Die erste liegt am Fuße einer niedern Hügelkette, entlang welcher der San Joaquinfluß läuft. Die Nachbarschaft der Tulares erlaubte hier eine große Zahl Indianer zu sammeln, und dieser Platz war bald einer der blühendsten und handelsthätigsten in ganz Californien.

San Miguel erhob sich in einer prächtigen Ebene, in welche verschiedene Bergschluchten einmünden und leichte Verbindung mit andern Missionen gewähren; San Fernando, am Geburtsfeste der Gebenedeiten Jungfrau gegründet, lag in der Nähe von San Gabriel. Diese drei Schöpfungen erreichten bald einen hohen Grad von Flor und Wohlstand.

Zunächst kam die Mission des Heiligen Ludwig von Frankreich (San Luis Rey de Francia), welche sich in der Wildniß erhob, zur Zeit als Frankreich gleicherweise seinen Glauben, seine Landessatzungen und die Familie jenes heiligen Königs über Bord warf. Ihr Gründer, der berühmte P. Peyri, erbaute eine mit Stroh gedeckte Hütte an den schönen Ufern des San Luis, am Feste seines Schutzheiligen, des St. Antonius von Padua, im Jahr 1798.

Etwas weniges Vieh und einige bekehrte Indianer war Alles, was er von der nächsten Mission verlangte, und damit schuf er San Luis Rey unter den Kechi-Indianern. Aus diesem schwachen Anfang erstand die größte der californischen Missionsplantagen, als welche alle englischen, französischen und amerikanischen Berichterstatter einstimmig sie anerkennen. Ihre Kirche von Stein ist neunzig Fuß tief und erhebt sich an einem Ende zu einem schönen Thurm und Kuppeldome; von ihrer Façade breitet sich eine Säulenflucht aus, die nicht ohne architectonische Schönheit,

nahebei fünfhundert Fuß in der Länge und beinahe gleich viel in der Tiefe mißt.

P. Peyri war nicht nur ein Baumeister, sondern auch ein meisterhafter Missionsleiter. In kurzer Zeit hatte er 3500 indianische Bekehrte, die in zwanzig Rotten eingetheilt waren, und der ganze Ort trug Zeichen des Gewerbfleißes, und folglich des Friedens und Ueberflusses.

Spanien begann nun unter den Folgen der französischen Umwälzung zu zucken und zu taumeln, und der zerrüttete Zustand des Mutterlands und der Colonien berührte auch wesentlich die Missionen, die in großem Maße auf ihre eigenen Hilfsquellen angewiesen blieben. Mehrere Jahre lang gingen ihre Gelder sehr unregelmäßig ein, doch erlitten die Indianer, in der Hauptsache von der Arbeit ihrer eignen Hände lebend, keinerlei Verlust; nur konnten keine neue Missionen unternommen werden, und es schien die Schwäche der Regierung den wilden Stämmen eine Gelegenheit zu bieten, über diese Gränzstationen hereinzubrechen.

Mitten in dieser Zeit der Prüfung starb P. Lazven im Jahr 1803 auf seiner Mission vom Berg Carmel, wo er begraben ward. Sein Nachfolger gründete im folgenden Jahre Santa Inez, auf einer schönen Prärie, von Hügeln eingeschlossen, die ein wahrer Garten der Fruchtbarkeit war [1]. Im Jahr 1817 nahmen die Glaubensboten ihre Thätigkeit wieder auf, und P. Ventura Fortuni schuf die Mission von San Rafael unter den Jouskiousmé; auch machte der Präfect P. Mariano Payeras dem Könige von Spanien den Vorschlag, in Telame ein Presidio zu er-

[1]) Duflot de Mofras, Exploration etc.

richten und eine Kette von Missionen von San Luis Rey bis San José zu ziehen; aber die Macht Spaniens in der westlichen Welt fing schon zu wanken an, und der Plan ward wieder aufgegeben.

Aber die Missionäre wankten nicht, waren sie auch ganz ihren eignen Mitteln überlassen; so begann im August 1823 P. Amoros die Mission von San Francisco Solano unter den Guilucos, die nördlichste und letzte von all jenen religiösen Anstalten, die nun in Trümmern liegen, und die einzige, die von der Zeit der Mexicanischen Republik sich herschreibt. Derselbe Pater machte sogar im Jahr 1827 noch einen Versuch, aber die kleine Capelle der heiligen Rosa war alles, was er ausführen konnte [1]).

Echandia, der erste von der Republik Mexico gesandte Gouverneur, kam im Jahr 1824 an. Einer unsrer Landsleute nennt ihn: „die Geißel Californiens, ein Anstifter des Lasters, der Samen der Schmach aussäete, so nicht auszutilgen, so lange eine Mission übrig bleibt, die noch zu berauben ist [2]).“

Einer seiner ersten Acte war, sich dem aufgestellten Missionsplan entgegenzusetzen und den Missionären alle weltliche Leitung zu entziehen zu suchen. Diese widersetzten sich gegen solchen Eingriff in die Rechte ihrer Indianer, da sie zu deutlich deren Verderben voraussahen, wenn sie der Gnade der Regierungs-Agenten anheimgegeben wären. Echandia bestand auf seinem Plane der Plünderung, trieb den furchtlosen Martinez aus und überhäufte den P. Sanchez, den Präfecten oder Präsidenten der Missionen, mit schmählicher Behandlung, so daß der ehrwürdige Mann,

---

[1]) Duflot de Mofras, Exploration etc.

[2]) Robinson, Leben in Californien.

nachdem er Jahre lang gegen die Unterdrücker seiner Kinder des Waldes gekämpft, im Jahr 1831 vor Gram starb, doch in seinen letzten Augenblicken noch getröstet durch das Benehmen des rechtschaffenen Don Manuel Victoria, der für wenige Monden die Missionen wieder herstellte.

Aber dieser vortreffliche Gouverneur ward früh wieder entfernt, und die Beraubung fing von neuem an. P. Antonio Peyri, ein Mann von Energie und Fähigkeit, und, obwohl in Jahren vorgeschritten, noch frischer Gesundheit und im Stande seiner Rechte zu gewahren, stand ganz besonders im schwarzen Protocoll. Er ward aus seiner Mission von San Luis Rey getrieben, seiner Schöpfung, die er vierunddreißig Jahre mit wunderwürdiger Gewandtheit geleitet. Die Bitten und Thränen seiner Neophyten konnten sein Bleiben nicht erwirken, und als er sich von seiner Heerde losriß, um sich nach Mexico einzuschiffen, strömten Zähren von seinen alten Wangen. Noch Jahre nachher bewahrten die Indianer ein Gemälde, das Vater Peyri unter seinen Bekehrten darstellte, und häufig kamen sie, um ihre Gebete vor dem Bildniß Dessen herzusagen, der sie zuerst zur Kenntniß Gottes geführt; und als er schließlich nach Barcelona abging, da ward jeder Fremde um Nachrichten über ihren geliebten Führer begierig ausgefragt, und konnte sie mit Seufzern von ihrem glücklichen Zustande unter seiner leitenden Vaterhand sprechen hören. So lautet das Zeugniß von Forbes und Robinson im Jahre 1835, von Duflot de Mofras im Jahre 1840 und selbst von Bartlett im Jahre 1852 [1]).

---

[1]) P. Antonio Peyri, geb. im Jahre 1765 in Catalonien. Er muß jung in den Franciskanerorden getreten sein, denn er war wenig über die Dreißig, als er seine berühmte Mission

In San Luis Obispo hatte P. Martinez seine Heerde zu großer Gewerbthätigkeit gebracht: sie woben und färbten ordinäres Tuch und feine Baumwolle-Fabrikate, welche sie in Bälde zu einer gedeihenden und glücklichen Colonie gemacht hatten, selbst in Mitte der rings sich vermehrenden Weißen; aber er ward auf rohe Art vertrieben. Fünf andere Patres traf gleiches Loos, und es begann ein regelmäßiges System der Plünderung: Dorf um Dorf ward weggenommen, das Hornvieh abgetrieben, und die Indianer, durch den Gouverneur Echandia von der Arbeit verlockt, wurden nun gegen die Missionäre erbittert, so daß sie in San Miguel den P. Cabot zu tödten versuchten.

Angesichts dieses Elends beschlossen mehrere andere Patres, schlimmer Behandlung und Verfolgung ausgesetzt, das Land zu verlassen, wo einige von ihnen dreißig und vierzig Jahre verbracht, die Wilden zähmend, und sie in eine Lage der behaglichen Ruhe und des Ueberflusses versetzend. Sie gingen so arm wie sie gekommen waren und wie sie gelebt hatten — denn sie verloren Nichts: ihre Neophyten waren die Beraubten [1]).

Die Zahl der Glaubensboten war nun so geschmolzen, daß im Jahre 1833 die mexicanische Regierung sich an das Colleg Unserer Frau von Guadalupe in Zacatecas wandt und zehn Missionäre für Californien erhielt, welche

---

gründete. Als er schied, hatte San Luis Rey eine Bevölkerung von 3000; Viele davon waren Schmiede, Zimmerleute und Handwerker anderer Fächer. Sie besaßen 60,000 Stück Rindvieh und bauten 13,000 Bushel Kornfrucht im Jahr.

Nachdem P. Peyri kurze Zeit in einem Kloster seines Ordens in Mexico zugebracht, kehrte er in sein Heimathland zurück.

die reicheren und nördlicheren Stationen einnahmen; und P. Duran, der eben dem F. Francisco Garcia Diego als Präfect gefolgt war, nahm seinen Sitz in Santa Barbara, nachdem er eine Zeit lang auf nichtswürdige Anklage hin Gefängnißhaft erstanden [1]).

Mittlerweile führte die Regierung in Californien ihr Werk der Säcularisation oder Beraubung durch, und man kann das Jahr 1834 als das der völligen Vernichtung der Mission ansehen, obschon erst im Jahr 1837 dieselbe schließlich und amtlich vom Congresse beschlossen wurde. Doch war dieser Act desselben so unnöthig als ein spä-

---

[1]) Während die Gottesmänner Californiens also verfolgt wurden, nahmen sie die Verfolgten anderer Länder gastlich auf. „Um diese Zeit, Ende Januars 1832," sagt Robinson, „lief eine kleine Brigantine in die einsame Bai von San Pedro ein und warf Anker. Am nächsten Morgen wurden zwei Passagiere an dem nackten Strande gelandet und hier mit zwei Flaschen Wasser und einem Schiffszwieback ausgesetzt. Mehr als dreißig Meilen von jeder Menschenwohnung entfernt (nur eine armselige Hütte stand eine Seemeile weiter), und mit Nichts um sich vor der Strenge der Jahreszeit zu schützen, verbrachten sie eine schlaflose Nacht. Das zufällige Herumstreichen eines müßigen Indianers, der Seemuscheln suchte, war das Mittel, den Padre in Sanct Gabriel zu benachrichtigen, allwo sie durch seine Güte und sein Mitleid herzliche Aufnahme fanden. Die beiden waren die Herren Bachelot und Short, Katholische Priester, die in Folge ihrer unpopulären Religion mit Gewalt genöthigt worden waren, die Sandwich-Inseln zu verlassen, trotz ihres Einspruchs gegen diese willkürliche Maßregel. Sie wurden mißhandelt, an Bord getrieben, und das armselige Fahrzeug erhielt Befehl, unverzüglich in See zu gehen." — Robinson 159. 197.

Einen englischen Bericht sieh in: Simpson's Ueberland-Reise um die Welt.

terer, im Jahre 1840; das Eigenthum der armen Indianer war bereits in Händen der Plünderer, und es gab keine Gewalt, es ihnen wieder zu entreißen.

Die Mission von St. Gabriel hatte ihre Weinberge, gepflanzt von P. José Maria Zalvidea, die schon vortrefflichen Wein lieferten: er stand mit einem amerikanischen Hause um eine eiserne Umpfählung in Unterhandlung. Alles ringsum athmete Thätigkeit, Fleiß und Unternehmungsgeist — seine Schöpfung! Seine Schiffe, mit den Erzeugnissen der Mission befrachtet, machten schon regelmäßige Fahrten nach Lima und San Blas; doch weder hier, noch in dem gleichfalls seiner Sorge anvertrauten San Juan Capistrano, konnte er die Plünderung verhüthen. Seine Weinberge wurden aufgerissen, und in kurzer Zeit nahm Elend die Stelle des Wohlstandes und der Industrie ein.

Zu dieser Zeit enthielten die Missionen 30,650 Indianer, 424,000 Stück Rindvieh, 62,500 Pferde und 321,500 Schafe; sie erzeugten jährlich 122,500 Bushel Waizen und Mais. Dies Eigenthum ward nun den Behörden übergeben, welche etwas davon jeder Familie zuwiesen. Hie und da rettete ein Missionär, der besser im Stande war, mit ränkevollen Männern zu kämpfen, die Missionsgebäude und bewirkte die Uebergabe des Viehstandes an seine Neophyten; aber in den meisten Fällen wurden sie beinahe augenblicklich desselben beraubt. Dem Missionär verstattete man gewisse Rationen zu seiner Nothdurft, und auch diese blieben häufig aus.

So geschah es, daß im Jahre 1838 P. Sarria, von dem ein Amerikaner sagt: „Es war in der That eine Glückseligkeit, seine Bekanntschaft gemacht zu haben" — vor Hunger und Verkommenheit auf seiner Mission La Soledad starb, weil er sich weigerte, seine täglich abnehmende

Heerde zu verlassen. Weder sein hohes Alter, noch seine Herzensgüte, weder seine Mildthätigkeit, noch sein sanfter Charakter waren im Stande, ihm ein armseliges Auskommen auf jenem Platze zu erwirken, wo Tausende seine Gastfreundschaft genossen hatten. Eines Tages im August versammelte er, obwohl ganz von Kräften durch erduldete Leiden und Entbehrung, seine Heerde in der Kirche, hatte aber kaum die Messe begonnen, als die Lebenskraft ihn verließ: er fiel am Fuße des Altars nieder und hauchte seinen Geist in den Armen jener Indianer aus, die zu belehren und zu beschützen dreißig Jahre lang seine Lebensaufgabe gewesen. Bald nach ihm verschied auch P. Fortuni, der Gründer der Mission von San Rafael.

Es konnte sogar die im Jahre 1840 erfolgte Erhebung des P. Francisco Garcia Diego, eines alten californischen Glaubensboten, auf den Bischofsstuhl dem schnöden Werk des Kirchenfrevels nicht Einhalt thun. Als Duflot de Mofras im Jahre 1842 die Missionen besuchte, waren mehrere derselben gänzlich geschlossen, die Indianer von 30,000 auf 4450 herabgeschwunden, ihr Hornvieh von 424,000 auf 28,000 Stück, und der andere Viehstand im selben Verhältniß. Die Mission und Kirche von San Diego lag in Ruinen, und der Geistliche F. Vicente Oliva hatte nur noch ein kleines Gütchen für seine fünfhundert Indianer übrig. Auch San Juan Capistrano lag in Trümmern. Mitten unter den Ruinen von San Gabriel traf er den noch ungebeugten Biscayer, P. Thomas Estenega, wie er im Felde vor einer großen Tafel saß, mit aufgerollten Aermeln Lehmen knetete und seine Indianer Ziegel machen lehrte. In San Fernando, Santa Clara und Santa Inez, war dem Geistlichen Vieles zu retten gelungen. St. Bonaventure, Santa Cruz, San Mi-

guel, San Juan Baptista, Carmel, Concepcion und San Raphael waren verlassen, oder in Ruinen.

St. Barbara war der Aufenthalt des P. Narcissus Duran, des gütigen, edelmüthigen, wohlwollenden und frommen Präfecten. In San Luis Obispo fand er, mitten in dem Verfall und im größten Elend, den ältesten Glaubensherold des Landes, P. Ramon Abella — La Peyrouse hatte ihn im Jahre 1787 hier gesehen! Dieser uralte Mann hatte zum Bette eine Thierhaut, zum Trinkbecher ein Horn, zur Nahrung nur etwas gedörrtes Ochsenfleisch. Vergebens war es, daß P. Duran in ihn gedrungen, seinen Platz zu verlassen und einen bequemeren zu wählen; er beschloß auf der Mission zu sterben, und vertheilte alles ihm übersandte Almosen unter seine armen und ausgeraubten Indianer. Gründer von mehreren nun in Trümmern liegenden Missionen wie er war, plauderte der Alte immer noch von seinem demnächstigen Aufbrechen nach dem Norden, um dort neue zu errichten.

In La Soledad, ja, da thronte die Einsamkeit in der That! — da waren schweigende Ruinen, aber kein Missionär — kein einziger Indianer mehr, auch kein Stück Vieh, nicht Horn noch Klaue; die Weinberge verödet, die Gärten von Unkraut überwuchert, die Obstpflanzungen verwildert. In San José war dem Vorgesetzten der nördlichen Missionen, P. Gonzalez, vom Civil-Administrator ein geringerer Mundtheil von Lebensnahrung zugestanden, als man einem Verbrecher verabreichen würde. San Francisco Solano war zerstört worden; Don Mariano Vallejo nahm daraus das Material zur Erbauung seines prächtigen Herrenhauses [1]).

---

[1]) Duflot de Mofras, Exploration, I. 333—447.

Dergestalt war die Lage jener Missionen, die immer noch dreizehn Geistliche zählten. Nun brach aber der Bürgerkrieg aus; was von derlei Anstalten noch übrig war, ward von den streitenden Parteien besetzt, und die Indianer wurden mit in den Hader gezogen. Bevor die Ordnung wieder hergestellt werden konnte, erfolgte der Amerikanische Krieg; Californien ward genommen, die Goldminen zogen eine ganz neue Bevölkerung in das Land, und die Indianer von den Missionen sind gänzlich verschwunden. Vier der alten Glaubensboten halten sich noch in Santa Barbara und San Juan Baptista auf; aber das große Werk von Pater Serrá und seinen Nachfolgern ist ganz und gar zertrümmert worden, um nie wieder zu erstehen!

Die Ureingebornen von Californien haben sich, gleich den Seminolen in Florida, in ihre Berge und Wälder zurückgezogen, und zur Wiedervergeltung des an ihnen verübten Raubs im Großen, die Ansiedler und Einwanderer geplündert. Umsonst hat man es mit dem Kriege gegen sie versucht, und die Regierung der Vereinigten Staaten geht nun damit um, den Missionsplan aufs neue in's Leben zu setzen, nur, wie sich natürlich versteht, die religiöse Schattirung bei Seite lassend. Am San Joaquin-Flusse, da haben sie Indianer zusammengebracht, Landgüter ausgesteckt, Hornvieh gesammelt, und sie verfolgen thatsächlich den alten Franciskanerplan. Welchen Erfolg dieser den Missionären spät gebrachte Ehrenzoll haben wird, muß die Zukunft lehren [1]).

---

[1]) Pierces Präsidenten-Botschaft, 1854.

Achtes Kapitel.

Allgemeiner Ueberblick der Spanischen Missionen.

Pläne der spanischen Missionäre. — Fehlschlag der ursprünglichen Methode. — Das Missions-Plantagen-System. — Klagen und Anschuldigungen dagegen. — Sein Einwirken auf die Indianer. — Sein vollständiger Erfolg.

Wir haben somit die Geschichte der verschiedenen indianischen Missionen in den Staaten und Territorien spanischen Ursprungs zu Ende gebracht, und es sei uns hier ein Ruhepunkt vergönnt, um die Pläne zu prüfen, welche die Religiosen bei dem großen Werke der Indianer-Bekehrung verfolgt.

Die frühesten Versuche entsprangen aus Erforschungszügen, wo man den Missionären ihr Wirken allein überließ, oder es waren Unternehmungen von Patres, welche sich allein in die Wildniß wagten. Sie schlugen beinah alle fehl und trugen der Kirche nur Märtyrer ein. Dies war in Neu-Mexico und in Florida bis zum Schlusse des siebenzehnten Jahrhunderts herab der Fall.

Das Missions-Plantagen-System wurde darauf angenommen, und zwar auf zwei verschiedene Arten. In Florida wurden die Neubekehrten, zusammen mit Indianern von andern Landestheilen, in der Nähe der spanischen Ansiedlungen zu Dörfern vereinigt und in die Bräuche des civilisirten Lebens eingeschult, und es verbreitete sich auf diese Weise eine Reihe christlicher Dörfer über das Land. In diesen hatte der Missionär nur geistliche Gewalt; man beließ die Indianer frei unter der Herrschaft ihrer Häuptlinge, und ihr Fortschritt war folglich langsam. Sie blieben auf alle Weise eine verschiedene Classe.

In Neu-Mexico und Californien galt ein anderes System. Es ward eine Mission gebaut, welche Kirche, Werkstätten, Schulen, Kornböden, Krankenhaus und andere

nothwendige Räumlichkeiten enthielt. Zwei Missionäre mit einigen bekehrten Indianern, mit Stammvieh, Acker- und Handwerkzeug und Maschinen, nahmen dort Besitz und suchten von den umgebenden Eingebornen in die Mission zu ziehen. Dies ward hauptsächlich durch die bekehrten Indianer bewirkt.

Einmal in der Mission, war der Eingeborne nicht länger frei: er ward unter dem Zwangs-System verwendet, im Christenthum unterrichtet, an Arbeit gewöhnt, und nach der Fähigkeit, die er entfalten mochte, zu einem Handwerk angeleitet. Jeder gehörte einer Section an, welcher ein Häuptling vorstand, der sie zur Kirche und Arbeit führte und häufig auch Schläge nicht sparte, um Bereitwilligkeit zu erzwingen. Dagegen leistete Anfangs der Indianer Widerpart; als er aber all seine Bedürfnisse befriedigt sah, ward er bald mit Neigung an dies Leben gefesselt und zog gerne von seinen Landsleuten herbei, die er leicht beredete, der Routine sich zu unterwerfen.

Viele erlernten das Spanische vollkommen, und Alle erlangten eine Kenntniß der christlichen Religion und waren gewissenhaft in deren Ausübung. So war eine zwiefach große Wohlthat ihr Gewinn — Frieden und behagliches Auskommen in diesem Leben, und das Mittel zur Glückseligkeit im nächsten.

Viele Schriftsteller haben jedoch dieses Zwangs-System als ein tyrannisches angeschwärzt, als welches eine edle und unabhängige Menschenraçe zu einer Sclavenheerde herabwürdige. Offenbar hat religiöses Vorurtheil seine Hand in dieser so freigebig gespendeten Verdammung von Seiten einer Autoren-Classe, welche durch ihre Unwissenheit in katholischen Lehrsätzen und den verächtlichen Ton, womit sie solche besprechen, jenes nur zu deutlich an den Tag

gegeben; es bleibt nur immer die Frage, was der Werth und Vorzug jenes Systemes selbst sei. Beweggrund und Erfolg einer Handlung rechtfertigen allerdings nicht immer die Mittel; und in gegenwärtigem Falle, wo der erste unzweifelhaft gut, der andere über allen Vergleich groß war, will man die Thatsache, daß die Missionäre den Indianer zeitlich seiner Freiheit beraubten, als einen durchaus nicht zu rechtfertigenden Act betrachten.

Neuere Theoretiker sehen in dem Wilden der Prärien einen Menschen, der mit gleichen gesellschaftlichen Rechten begabt sei, wie der Bewohner eines civilisirten Staates. In dem Auge der spanischen Glaubensboten aber war er ein Kind, welches der Lehre bedurfte, und bei dem die Anlegung eines Zaumes erlaubt war, um es in den Anfangsgründen der Religion, des Lernens aller Art, und in den Mitteln des Lebensunterhalts zu unterweisen. Hier greift die Frage in ihre innerste Triebfeder, und wir sind geneigt, die Richtigkeit der letzteren Ansicht anzuerkennen. Die Beamten der Vereinigten Staaten sind ja zu demselben Schlusse gekommen. Noch mehr, die Indianer selber, wenn sie des Erfolges sich erfreuten, haben das Mittel gebilligt, und als sie von der Regierung der Freiheit zurückgestellt waren, der Zeit ihrer Unfreiheit mit Sehnsucht gedacht. Unzählig sind dessen die Beweise. Die Lage des wilden Indianers ist wohlbekannt; jene des Missions-Indianers seit seiner Befreiung — ein Gegenstand täglichen Vorwurfs. In der ersten war der Eingeborne unbekannt mit Gott und den Künsten des gesitteten Lebens; in der zweiten ein Christ, fleißig und glücklich, obwohl in gewissem Grade geknechtet; in der dritten ist er nur ein arm entwürdigt Geschöpf.

„Der beste und unzweideutigste Beweis,“ sagt Forbes,

„von der guten Leitung der Patres Franciskaner findet sich von selber in der gränzenlosen Zuneigung und völligen Hingebung, welche ihre indischen Untergebenen unter allen Umständen ihnen bewiesen haben. Sie verehren dieselben nicht nur als Freunde und Väter, sondern mit jenem Grade andächtiger Weihe, der an Anbetung gränzt. Bei Gelegenheit der Versetzungen, welche in den letzten Jahren aus politischen Ursachen stattgefunden, war die Betrübniß der Indianer bei der Trennung von ihren Seelenhirten ungemein groß. Sie flehten um die Erlaubniß, denselben in ihre Verbannung folgen zu dürfen, unter Thränen und Wehklagen und mit allen Aeußerungen tiefgefühlten Kummers und herzlicher Zuneigung. In der That, gab es je ein Beispiel der vollen Gerechtigkeit und Schicklichkeit der Vergleichung des Priesters und seiner Zöglinge mit einem Schäfer und seiner Heerde, so war es in diesem Fall, von dem wir eben sprechen [1]."

Der Häuptling der Kechis von San Luis Rey erzählte Bartlett, „daß sein Stamm zahlreich und sein Volk glücklich gewesen, als die guten Väter da waren, sie zu schützen; daß sie den Boden anbauten, große Heerden Rindvieh ziehen halfen, das Hufschmiede- und Zimmermannshandwerk, so wie andere Gewerbe gelehrt wurden; daß sie genug zu essen hatten und glücklich waren.... Nun seien sie ringsum zerstreut, wo, das wisse Gott, ohne Heimath und Beschützer, in einer elenden, dem Hunger preisgegebenen Lage."

„Christliche Secten," sagt Bartlett selbst, „mögen um ihren Erfolg unter den indischen Stämmen hadern; aber eine unläugbare Thatsache bleibt es, daß die Jesuiten (er

---

[1]) Forbes, California. 230.

meint damit die katholischen Missionäre) während der Dauer ihrer Herrschaft mehr ausgeführt, als die andern religiösen Bekenntnisse alle zusammen. Sie brachten die Stämme von Mexico und Californien in vollständigste Unterwerfung, und hielten sie darin bis zur Unterdrückung ihres Ordens. Und wie geschah dies? Nicht durch das Schwert und nicht durch Vertrag, nicht durch Geschenke und auch nicht durch indische Agenten, die so häufig um ihres eignen schnöden Gewinns willen die armen Geschöpfe sonder Gewissensbiß und Reue hinopfern. Sie lehrten den Indianer das Christenthum, und gaben ihm viele Künste des gesitteten Lebens in den Kauf, und zeigten ihm den Weg, von seiner Hände Arbeit zu leben. Mit diesen einfachen Mitteln hat die Gesellschaft Jesu (und noch andere religiöse Orden) für die Verbesserung der Lage der Indianer mehr gethan, als je von den Vereinigten Staaten seit des Landes Ansiedlung geschehen [1])."

Solcher Art war das Glück der Indianer unter den Missionären. Unter der mexicanischen Regierung aber riefen sie aus: „Schaut doch auf unsere unglückliche Lage! Die Patres können uns nicht länger beschützen, und die öffentlichen Behörden selber berauben uns. Ist es nicht ein schrecklicher Anblick, zu sehen, wie man uns die Missionen entreißt, die wir selbst gebaut, die Heerden, die wir mit eigner Pflege gezogen, wie man uns und unsere Familien schlimmer Behandlung und dem Tode selbst preisgibt [2])?" Forbes zeigt sie uns in den Händen der Regierung bis zur Armuth herabgebracht, in Laster versunken, stäts die Gefängnisse füllend und, innerhalb weniger Monden nach

---

[1]) Bartlett, Tagebuch. II.

[2]) Duflot de Mofras, Exploration, I. 345.

der Unterdrückung einer Missionsanstalt, zur wahren Pest des Landes geworden.

Und obschon Bartlett Missions-Indianer von solcher Intelligenz und Tüchtigkeit traf, daß bei ihnen Heirathen mit Amerikanern vorkamen, so spricht er dennoch als Classe so von ihnen: „Sie sind eine armselige, schmutzigblickende Bande, an den Straßenecken liegend oder kauernd, ohne Beschäftigung. Es fehlen ihnen nun alle Mittel, ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, da man ihnen all ihr Land genommen; und die Missionen, für welche sie arbeiteten, und welche vielen Tausenden ein glückliches Loos bereitet, sind abgeschafft [1]). Die Amerikaner scheinen sich ihrer überall nicht anzunehmen; im Gegentheile hat es das Aussehen, als bestrebe man sich, dieselben baldmöglichst auszurotten."

Man hat denselben Plan in Florida verfolgt. Und wir haben gesehen was der Seminole gethan. Aus seinen Dörfern vertrieben, ist er uns fürchterlicher geworden, als unbekehrte und ungezähmte Stämme jemals waren. Der Californier droht seinem Beispiel zu folgen. „Wer kann uns der Schuld anklagen," sagt ein indischer Häuptling, „wenn wir uns auf die Vertheidigung legen, wenn wir zu den Tulares unsere Zuflucht nehmen und alles Vieh mitführen, das wir forttreiben können?" Und nach diesem Racheplan handelnd, raffen sie die Pferde, dann das Rindvieh und selbst die Weiber ihrer Unterdrücker weg.

Die spanischen Missionen in Florida, Texas und Californien bestehen nicht mehr. Sollen wir nun ihre Vernichtung innwohnenden eignen Schwächen, oder äußeren

---

[1]) Woe to the poor, when the convent goes! Weh dem Armen, wo das Kloster eingeht!

Ursachen zuschreiben? Keiner, der ihre Geschichte gelesen, kann zuzugeben anstehen, daß die Einmischung der Regierung allein sie erdrückt hat; daß ihr Ruin der Regierung von England und Mexico und der angebornen Feindseligkeit der angelsächsischen Raçe gegen den Indier zur Last fällt — eine Feindseligkeit, die zu allen Zeiten seine Rechte mißachtet, seine Vertilgung erstrebt hat [1]). Der Pueblo-Indianer von Neumexico (spanischer Colonisation) war ein Bürger von Mexico, und ist nun durch Vertrag ein Bürger der Vereinigten Staaten; aber ein Abenake in Maine (englischer Colonisation) kann keine Weiße heirathen, und bis vor wenigen Jahren konnte kein Irokese einen Fußbreit Land in dem Staate seiner Geburt als Eigenthum besitzen; und der Cherokese, dem man die Zulassung in die Reihe der Staaten versprochen, hat doch niemals einen Abgeordneten nach Washington geschickt, seinen Sitz in unserer Volkshalle einzunehmen: es hat in der That kein Indianer Hoffnung auf diese Ehre, ausgenommen der Pueblo, dessen Vorfahren von katholischen Missionären bekehrt worden.

So steht die Sache. Die Spanischen Missionen bleiben ein Monument katholischen Glaubenseifers, und „wenn sie zu Nichts gekommen sind,“ wenn wir „vergebens nach

---

[1]) Das neueste, schlagende Beispiel dieses englischen Misgovernments, wovon Großbritanniens Colonien zu allen Zeiten Belege abgeben können, haben wir in dem großen ostindischen Aufstande des Jahres 1857. Ueberall, auf beiden Hemisphären, tritt der Angelsachse dem Schwächeren, namentlich dem Indier gegenüber brutal und gewaltthätig auf. So der Amerikaner in Texas, Mexico und gegenwärtig in Centralamerika (die Flibustier-Züge Walker's). — Anmerk. d. Uebers.

dem Resultate ihrer Mühsale und Opfer uns umsehen," so darf man doch gewiß diesen Fehlschlag so wenig den Schöpfern der Missionen, als einem Apelles oder Zeuxis Mangel an Geschicklichkeit zuschreiben — weil eben ihre Werke zerstört worden sind. Alles Menschenwerk unterliegt dem Wechsel und Umschwung: die Missionen zählen zu den edelsten Werken der Menschheit; und in demselben Grade wir die glaubenseifrigen Männer bewundern, welche die Wildnisse von Florida, Texas und Californien mit Christendörfern gefüllt, müssen wir auch mit jedem Brandmal von Schimpf und Schande die Menschen und die Politik stempeln, welche selbe zerstört und deren Bewohner in die alte Nacht der Barbarei zurückgejagt haben.

Französische Missionen.

A[illegible]
B[illegible]

si[illegible]
be[illegible]
da[illegible]
Z[illegible]
w[illegible]
th[illegible]

sch[illegible]
geb[illegible]
in [illegible]
Re[illegible]
der[illegible]
M[illegible]
zu [illegible]
Ge[illegible]
wa[illegible]
und[illegible]
Kir[illegible]

verl[illegible]
zur [illegible]
lich[illegible]

Die Französischen Missionen.

Erstes Kapitel.

Allgemeiner Ueberblick der französischen Missionen. — Jesuiten in Port Royal. — Barfüßer in Quebeck. — Die große Jesuiten-Mission in Canada. — Ihr reißender Fortschritt und großer Umfang.

Die spanischen Missionen, welche wir bisher besprochen, sind durch große Landstrecken von einander geschieden und bestanden in wechselseitiger Unabhängigkeit; denn sie waren das Werk verschiedener Körperschaften, zu verschiedenen Zeiten unternommen, und nicht das Ergebniß eines stufenweisen Weiterschreitens der Civilisation und des Christenthums.

Die französischen Missionen bieten ein Gemälde von schlagendem Gegensatz: sie bilden eine Schritt vor Schritt gehende Eroberung; eine stätig fortschreitende Herrschaft, in ihrem Wachsthume so regelmäßig, wie unsre eigene Republik. Frankreichs Könige waren sich der großen Pflicht der Heidenbekehrung so wohl bewußt, als die spanischen Monarchen. Cartier's Reisebrief gab ihm die Vollmacht, zu entdecken, „Um so des Bessern thun zu können was Gott, unserem Schöpfer und Erlöser, wohlgefällig, und was dienlich ist zur Erhöhung Seines heiligen Namens und zum Wachsthum unserer ehrwürdigen Mutter, der Kirche."

Auch von De Monts, dem Gründer Acadiens, ward verlangt, daß er die Indianer belehre, einlade und antreibe zur Erkenntniß Gottes, des Glaubens und des christlichen Lichtes.

Schon im Jahre 1608 begann er eine Ansiedlung auf Boon-Eiland, an der Mündung des St. Croix, welche, auf das jenseitige Gestade verlegt, den Namen Port Royal annahm und heute Annapolis heißt. Dies war das erste Fußfassen Frankreichs und des Katholicismus im Norden. Potrincourt, sein Nachfolger im Colonisations-Werke, richtete ein ergreifendes Schreiben an den Papst und erhielt zu seinen Bemühungen dessen Segen. Da die Verbreitung des Christenthums dergestalt der Wunsch Aller war, berief der König Werkleute des Evangeliums auf das Feld von Acadien. Bald kamen zwei Jesuiten-Missionäre daselbst zur Bekehrung der Eingebornen an, und nachdem sie unter den Mikmaks oder Souriquois Neu-Schottlands gewirkt, begaben sie sich auf die Küste von Maine, das Kreuz unter den Abenaken aufzupflanzen, aber wehe! nur um es zerbrochen und ihre Mission durch englische Gewaltthätigkeit erdrückt zu sehen.

Aber an einer anderen Stelle, von größerer Sicherheit, ward Quebeck erbaut, des frommen Champlain Schöpfung. Innig überzeugt von der Pflicht der christl. Mächte, das Reich des Wortes Gottes zu erweitern, gerechter Weise größeren Ruhm in der Heidenbekehrung, als in der Eroberung eines Königreichs erblickend [1]), sah er sich bald nach einer Gesellschaft von Glaubensboten um, die am St. Laurentius-Strome unter den vielen Stämmen wirken sollte, welche seine Politik gewonnen. Die Barfüßer, ein Zweig der

---

[1]) „La salut d'une seule âme vaut mieux que la conquête d'une empire, et les rois ne doivent songer à étendre leur domination dans les pays où regne l'idolatrie, que pour les soumettre à Jesus Christ." Mit diesen Worten beginnen „Champlain's Reisen."

Franciskaner, die all die heilige Glut ihrer ersten Ordenszeit wiederbelebt und damals gerade in Frankreich sich aufgethan hatten, horchten auf seinen Ruf und schickten im Jahre 1615 drei Priester und einen Laienbruder hinüber, das Werk zu beginnen.

Und es war ein Feld voll Unruhe und Schwierigkeit. Die Montagnais am Saguenay und die eigentlichen Algonquins am St. Laurentius und Ottawa, in viele winzige Horden aufgelöst, alle nomadisch, alle nur auf Jagd und Fischerei sich verlegend, boten eine Aufgabe, zum Zurückschrecken schwer — denn sie hatten keine Dörfer, und das Werk der Bekehrung schien da einen eigenen Missionär für jedes wandernde Jägerzelt zu verlangen. Mit diesen verbündet, obwohl in Ursprung und Sprache verschieden, war ein Stamm an den Ufern des Huron-Sees, der sich selber Wendat oder Wyandot (sprich Waiendot) nannte, von den Franzosen aber den Beinamen „Huronen" erhielt.

Ein Barfüßer drang bis zu diesem Stamme vor, während seine Gefährten zurückblieben, um unter den Algonquins und Montagnais am St. Laurentius zu wirken. Diese drei großen Missionen bestanden bis zum Jahre 1625 unter der Leitung der Franciskaner allein; dann kamen auf deren Einladung auch drei Jesuiten zur Aushilfe an. Beide Orden arbeiteten gemeinsam bis 1629, als die Engländer Quebeck wegnahmen und die Glaubensboten alle fortführten. Bei der Zurückgabe des Landes an Frankreich ward die Mission von der französischen Regierung den Kapuzinern, einem anderen Zweige der Franciskaner, angeboten und bei deren Ablehnung den Jesuiten übertragen [1]). Diese kehrten im Jahr 1633 zurück, nahmen

[1]) Richelieu's permission, in Bressani, Relation abrégée. p. 295.

das schon begonnene Werk wieder auf, und rangen nahe ein halbes Jahrhundert lang mit dem Heidenthum in den nördlichen Wildnissen. Von da an ward Quebeck ein Mittelpunkt, von wo Jesuiten-Sendboten nah und weit ausgeschickt wurden. Glaubenseifer und Begeisterung für die Missionssache wurden bald in Europa geweckt, besonders in der Gesellschaft Jesu, deren Freunden und Patronen; und die jüngeren Jesuiten entbrannten vor neuem Verlangen, unter den Indianern von Neu-Frankreich zu wirken. Jünglinge verließen Feldlager und Hof, um in den Orden zu treten, indem sie die Mühsal der Missionäre zu theilen hofften; ein Sohn des Marquis de Gamache gründete in seiner Frömmigkeit das Collegium von Quebeck. Sogar die Frauenklöster theilten den allgemeinen Eifer: die Töchter der heiligen Ursula und die vom Hospital kamen, den Indianern das werkthätige Christenthum zu zeigen, indem sie die Kranken pflegten und die Jungen belehrten, während Canada selber eine neue Gesellschaft zu ihrer Unterstützung heranzog.

Reichthum und Adel verliehen hochherzig die Stammgelder, nicht nur zur Gründung des Quebecker Collegs, sondern auch zur Errichtung von Missionen in verschiedenen Landestheilen [1]).

---

[1]) Ein Manuscript in Quebeck, eines der wenigen Papiere aus den bändereichen Jesuiten-Archiven, welche, in den Händen der Colonial-Behörden, bis heute noch übrig geblieben, gibt folgende seltsame Liste von Wohlthätern der Jesuiten-Mission. Es datirt vom Jahre 1663.

			Liv.	Jährl.
März 15.	1626.	Marquis de Gamache . . .	48,000	3000
	1634.	Mr. Bardin	5400	

Doch war die Zeit keineswegs günstig; die canadischen Indianer, obwohl in Frieden unter einander, waren mit den Irokesen von New-York in einen Krieg verwickelt und erlitten in dieser Fehde Jahr für Jahr schreckliche Verluste. Die Missionen nahmen dennoch ihren unaufhaltsamen Fortgang. Die Algonquins am Huron-See begannen Glaubensboten anzunehmen, und deren zwei wurden im Jahr 1642 nach den Stromschnellen der heiligen Maria, am Ausflusse des Oberen Sees, gesandt. In demselben Jahr predigte Jogues, einer der beiden, von den Irokesen gefangen, am Mohawk (sprich Mohahk), entwich dann nach der holländischen Colonie und gelangte zuletzt glücklich nach Europa, aber nur um nach Canada wieder zurückzukehren. In einer Pause des Friedens, im Jahre 1646, ward er an den Mohawk zur Gründung der ersten Irokesen-Mission geschickt, und zur nämlichen Zeit machte Druillettes sich auf, eine andere unter den Abenaken am Kennebek zu errichten. Jogues ward erschlagen, seine Mission über den Haufen geworfen; es erfolgte ein Krieg, in welchem das Huronenvolk vertilgt und das der Algonquins gelichtet

---

			Liv.	Jährl.
April 27.	1637	Mr. Bardin		700
	1638	Card. Richelieu (Huron-Mission)		1000
Febr. 22.	1639.	M. de Sillery	20,000	
		Mme. Berniere	30,000	
	1644.	Mr. Avenel	100	
„ 28.	1646.	Mr. Louthon	12,000	
Aug. 14.	„	Bruder St. Gilles	25000	
		Mme. St. Gilles	5000	
		Mme. de Maupeon	5000	
	1655.	Eine unbek. Person in Vanne	1200	
		Mme. de la Peltrie	7000	

ward. Da hörten die Missionen auf. Die überlebenden Huronen flohen; einige nach Quebeck, die Station von Loretto zu gründen; andere verbanden sich den Irokesen in New-York und bahnten dort neuen Sendposten den Weg; ein letzter Bruchtheil drang weit nach Westen zu den Ufern des Obern Sees und des Mississippi vor, schweifte um Mackinaw, Detroit und Sandusky, und wohnt heut an den Borden des Kansas und Missouri.

Als endlich Frieden erfolgte, wurden die Missionen unter den Irokesen-Stämmen auf's neue begonnen und hatten, obwohl von Zeit zu Zeit durch Kriege unterbrochen und endlich im Jahre 1685 durch englische Hinterlist und spätere Gewaltthat unterdrückt, in dieser Periode so erfolgreiche Eroberungen gemacht, daß ihre Neophyten, an den St. Laurentius sich zurückziehend, allhier christliche Dörfer bildeten, deren drei noch heute bestehen.

Ungefähr zur selben Zeit wurden Glaubensherolde nach den Gestaden des Oberen Sees gesandt, um unter den Ottáwas und Chippewäern die Ottawamission zu gründen. Bald dehnten die Patres ihr Wirken auf die Algonquinstämme der Menomonies, Pottawattomis, der Sahkis und Foxes, der Kikapuhs und Mascoutens aus, auch auf die Winnebagos, einen Zweig der großen Dacota-Familie, dann auf die Miamis und Illinois, diese letzten Zweige der Algischen Raçe im Westen.

Diese Missionen führten zu der Entdeckung des Mississippi und zur Gründung bleibender Sendposten unter den Illinois, allwo Jesuiten, Barfüßer und Priester aus dem Seminar von Quebeck beinahe Seite an Seite nebeneinander arbeiteten. Eine Mission in Arkansas war der Quebecker Jesuiten entfernteste Unternehmung, aber das Seminar schickte seine Priester selbst bis Natchez und Mobile.

Als Louisiana angesiedelt wurde, sendete Frankreich Jesuiten aus, um Missionen am unteren Mississippi zu unternehmen. Sie pflanzten nochmals das Kreuz am Arkansas auf und verkündeten den Yazoos, Alabamas, Choctaws und Creeks den Glauben. Diese neuen Jesuiten-Missionen waren nicht dem Superior von Quebeck, sondern einem andern in Neu-Orleans untergeben.

Dies sind die Marken der französischen Missionen, und folgendermassen wollen wir sie eintheilen:

1. die Abenaken-Mission, in Maine;
2. die Huronen-Mission, in Ober-Canada, Michigan und Ohio;
3. die Irokesen-Mission, in New-York;
4. die Ottawa-Mission, in Wisconsin und Michigan;
5. die Illinois-Mission, in Illinois; und
6. die Louisiana-Mission.

Ihre Hauptverbreitung fällt zwischen die Jahre 1625 und 1763, doch sind sie alle bis auf die gegenwärtige Zeit fortgesetzt worden. Jene von Canada sind am genauesten in den Annalen verzeichnet, und von ihnen besitzen wir die befriedigendsten Einzelheiten. Die früheren Ordensvorstände in Quebeck waren ernste, unternehmende Männer, in die Missionsarbeit alle selber eingeschult. Jahr für Jahr sandten sie ihre apostolischen Arbeiter aus, um als Herolde des Kreuzes dem Tod in jeder Gestalt in's Angesicht zu sehen.

Da Alle demselben Superior gehorchten, so kommt es vor, daß derselbe Missionär zu verschiedenen Zeiten in den von einander entferntesten Missionen auftritt: bald ist er

in Thätigkeit in dem Schnee von Maine oder dem Eise der Hudson's Bai, bald an den Stromschnellen von St. Maria, oder unter den Illinois, auf den Hochland-Flächen von Missouri. Mehrere derselben, nach Europa zurückgerufen, wurden nochmals ausgesandt, ihre Tage in fremden Ländern zu beschließen. Ein Missionär, welcher Albany besucht, stirbt auf Martinique, oder Macerata, oder St. Domingo; ein anderer, nachdem er die Huronen an den Ufern ihres Sees unterrichtet, verbringt seine übrigen Tage als ein Mann der Wissenschaft, gewinnt die Kinder des Mittelreiches für die Wahrheiten der Bibel, oder durchschweift die Tartarei und begegnet dort einem Huronenweibe, und liefert den Beweis, daß Asien und Amerika sich berühren oder nahe zusammenreichen.

Die spanischen Glaubensboten gingen, wie wir gesehen, erst allein hinaus, um Missionen in Florida und Neu-Mexiko zu gründen; und als dies fehlschlug, nahmen sie ein anderes System an, nach welchem jeder Trupp zu Missionszwecken aus Missionären, spanischen Soldaten, bekehrten Indianern und Handwerkern bestand. Auf diesem Wege entstanden jene Schöpfungen in Neu-Mexico, Texas und Californien.

Der französische Plan war verschieden: der Glaubensbote pflanzte sein Kreuz unter den Heiden auf, gewann so viele er konnte für den Glauben und bildete, wenn immer er es vermochte, ein abgesondertes Christendorf. Aber diese Dörfer glichen niemals den spanischen Missions-Plantagen: der französische Geistliche ließ seinem Neophyten die Freiheit — steckte ihm keine Aufgabe vor, erbaute mit dem Schweiß seiner Arbeit keine prächtigen Gebäude. Die spanische Mission enthielt ihre Werkstätten, Schlafsäle, Krankenstuben und Kornspeicher; die französische aber war

ein Fort gegen feindlichen Angriff und schloß nur Kirche, Missionshaus und Handwerksläden ein — die Indianer wohnten alle außerhalb in Hütten oder Häusern und zogen sich bloß in Zeiten der Gefahr in das Pfahlwerk zurück.

Die Missionen der Franzosen bieten darum einen ganz neuen Anblick: da bleiben die Stämme — Stämme; der Indianer war frei als Götzendiener, er ist auch frei als Christ. Aber wie bei den spanischen Glaubensboten, so haben wir auch bei den französischen, Autoritäten aller Art, welche Zeugniß geben für deren Würdigkeit; viele unter ihnen waren Männer von hervorleuchtender Heiligkeit, Weihe und Hingebung, und Amerika nicht minder als der Katholicismus macht Anspruch auf sie als seine Heroen.

Wir können nicht umhin, hier ein Paar Zeilen aus dem Journal der Jesuiten-Oberen anzuführen, welche gleicherweise auf alle Missionsgesellschaften ihre Anwendung finden:

„Si vacat annales nostrorum audire laborum,
Ante annos clauso componet Vesper Olympo,
Quam primo repetens ab origine singula tradam.
Quae regio in terris nostri tam plena laboris?
Dispice sacratas nostrorum ex ordine pugnas
Bellaque, jam famâ totum vulgata per orbem,
Et laceros artus ambustaque corpora flammis.
Juratus praeclaram Huronum excindere gentem,
Iroquaeus multâ vastabat caede colonos
Hostibus occisis, pessumdedit Algonquinos.“

Zweites Kapitel.

Die Abenaken-Mission.

Die Abenaken. — Erste Jesuiten-Mission unter P. Biart. — Ihre Schwierigkeiten. — Gründung von St. Sauveur. — Seine Zerstörung durch Argal. — Barfüßer-Missionen. — Kapuziner. — Neue Jesuiten-Mission unter Druillettes. — Leiden und Erfolg in Maine. — Gesandtschaften und spätere Missionen.

Der Stamm, welchen die Franzosen Abenaken, die Engländer Tarantihns und die New-Yorker Owenagungas nennen, war einer der mächtigsten Algonquin-Stämme im Osten, und hatte den größern Theil des gegenwärtigen Staates Maine inne. Weniger unstät, als die meisten Stämme der algischen Familie, besaß er feste Dörfer und angebaute Ländereien, obwohl zu gewissen Jahreszeiten Alles auf Jagd oder Fischfang fortzog. Ausgezeichnet als Krieger, wurden sie doch nie der Grausamkeit beschuldigt, während eine gewisse Reinheit der Grundsätze und Annehmlichkeit der Sitten sie über die Mehrzahl der umgebenden Horden erhob.

Port Royal, heute Annapolis in Neu-Schottland, war gerade erst gegründet worden, als schon Pläne für die Bekehrung der Eingebornen des großen Heinrich IV. Gedanken erfüllten, der damals auf Frankreichs Throne saß. Auf seinen Wink unternahm P. Coton, der Provincial der Jesuiten, die Mission und erkor die PP. Peter Biard und Enemond Masse zu Neu-Frankreichs Aposteln. Heiliger Begeisterung voll, eilten die beiden Missionäre nach Bordeaux (im Jahr 1608), fanden aber keine Mittel sich einzuschiffen. Sichtlich war man gewillt, ihre Abreise zu verhindern, und noch im Jahre 1610 finden wir sie in Dieppe bereit, Potrincourt's Schiff zu besteigen, der einen Freibrief auf Port Royal besaß. Hier erhob sich eine neue Schwierigkeit: das Fahrzeug eignete zum Theil

zweien hugenottischen Kaufleuten, welche den Mitgliedern des verhaßten Ordens die Ueberfahrt versagten, und die Glaubensboten mußten wieder in ihr Collegium von Eu zurückkehren. Es blieb nun nichts übrig, als ein Fahrzeug zu heuern; aber Madame Guercheville, die Gönnerin der Mission, nachdem sie eine hinreichende Summe bei Hof gesammelt, kaufte den beiden Handelsleuten ihren Antheil an Schiff und Ladung ab und übertrug ihn als Fond zu ihrem Unterhalt auf die Missionäre, welche sonach Potrincourt's Geschäftsgenossen wurden. Es führte dieser Schritt, welchen die Bosheit ihrer Feinde nothwendig machte, gelegentlich zu neuen Beschuldigungen und verursachte, wie wir sehen werden, noch größere Schwierigkeiten in Amerika.

Sie segelten endlich mit Biencourt, einem Sohne des Eigenthümers ab, und landeten am 12. Juni 1611 in Port Royal. Bereits war ein französischer Priester, Messire Jessé Flèche von Langres, zur Stelle; aber er beschränkte seine geistliche Sorgfalt zumeist auf die Colonisten, obwohl er, offenbar etwas zu hastig, eine Anzahl Eingeborner taufte und darüber einen ausführlichen Bericht nach Frankreich schickte.

In Port Royal machten sich die beiden Ankömmlinge an die Erlernung der Mikmak-Sprache, fanden aber dazu unter den Franzosen keinen fähigen Lehrer. Zum Glücke verstand der Sagamore Membertou etwas Französisch, auch war er begierig das Christenthum kennen zu lernen. In kurzer Zeit konnten die Missionäre in jener Sprache sich ausdrücken und hatten auch Hoffnung zur Bekehrung des ganzen Stammes, als Membertou's Tod solche vereitelte. Unbeirrt arbeiteten sie jedoch weiter; sie wohnten indessen in Mikmakhütten, oder theilten harte Arbeit mit den Ansiedlern, welche bald Mangel zu drücken begann.

Es war eine Lage voll der Prüfung: sich für Andere aufopfernd, erfuhren sie von Biencourt, dem Befehlshaber der Colonie, unwürdige Behandlung aller Art. Zwar waren die Missionäre bekanntlich wirkliche Theilhaber am Handelsgeschäfte, aber dennoch verweigerte ihnen Biencourt allen Antheil an den Vorräthen, ja sogar die gewöhnlichen Rationen, und auf ihre Gegenvorstellungen drohte der halsstarrige Junge (er war erst achtzehn Jahre alt) sie öffentlich auspeitschen zu lassen. Verzweifelnd am Erfolg in einer solchen Colonie, beschlossen Biard und Masse die Rückkehr nach Europa; aber Biencourt nöthigte sie, schon eingeschifft, wieder zu landen. Ein Laienbruder, Gilbert Du Thet, hatte ihnen Vorräthe überbracht, und bei seiner Rückkehr nach Frankreich machte er die Marquise de Guercheville, ihre Gönnerin, mit der elenden Lage der Patres und dem an ihnen verübten Unrechte bekannt. Als diese nun mit Potrincourt, dem Eigenthümer von Port Royal, hinsichtlich der Missionäre sich nicht verständigen konnte, faßte sie den Plan, in ganz anderer Gegend eine Missions-Colonie zu gründen.

P. Biard hatte bereits den Kennebek-Fluß besucht und sprach so günstig über Land und Volk, daß sie diese Lage dafür erwählte. Leicht erhielt man ein Patent vom König und einen Landbrief oder eine Rechtsübertragung von De Monts, dem Bevorrechteten. Mit ihrem eignen Vermögen und Beisteuern der Königin und der französischen Hofdamen ward nun ein Schiff ausgerüstet, und mit allem Nöthigen versehen unter La Saussaye's Befehl abgeschickt. Bei seiner Ankunft in Port Royal, im März 1613, nahm dieser die beiden Missionäre an Bord und segelte mit ihnen, mit Du Thet und den neumitgebrachten PP. Quentin und Lalemant nach der südlicher gelegenen Einöd-

Berg-Insel (Mount Desert Island [1]) an der Mündung des Penobscot.

Hier landeten sie, pflanzten ein Kreuz auf, brachten das heilige Meßopfer dar, nahmen Besitz von der Insel und gründeten so eine Missions-Ansiedlung unter dem Namen „Saint Sauveur." Während die Colonisten hier ein kleines Fort und Wohnhäuser errichteten, landeten P. Biard und Lieutenant La Motte le Vilin an der Festlandküste und drangen in das Innere, um es zu erforschen und wo möglich freundliche Verbindung mit den Ureingebornen anzuknüpfen. Endlich entdeckten sie ein Dorf: furchtbares Geschrei und Gezeter traf da ihr Ohr; sie vermutheten ein Leichenbegängniß und eilten zur Stelle. Dort fanden sie die ganze Bevölkerung in zwei Reihen aufgestellt; an einem Ende stand ein Vater mit einem sterbenden Kinde auf seinen Armen. Bei jedem Seufzer des kleinen Dulders erhob er einen wilden Schrei, der allseits aufgenommen und von Allen wiederholt wurde. Biard, der Sprache der Algonquins schon mächtig, trat zum Vater und frug ihn, ob er sein Kind getauft wünsche. Schweigend legte es der Mann in die Arme des Missionärs, welcher es La Motte übergab, nach Wasser lief, und unter dem stillen Staunen der Wilden die Taufe vollzog. Dann kniete er nieder und flehte den Allmächtigen an, ein Zeichen seiner Macht zu gewähren und gnädig seinen Diener anzusehen vor den Augen dieses blinden, doch gelehrigen Volkes. Und sein Gebet fand Erhörung. Das Kind, nun in der Mutter

---

[1]) An wildzerrissener Küste, die voller Einschnitte und Baien, eine hohe Felseninsel, auf 15 Meilen weit zu sehen, von Riffen umgeben, mit sandigen und mageren Gestaden, im Innern dicht bewaldet 3 ¾ Quadr.-Meilen groß. Anmerk. d. Uebers.

Armen, war anscheinend wieder wohl und suchte ihre Brust. Solch ein augenfälliges Wunder gab den Glaubensboten das Ansehen übermenschlicher Machtvollkommenheit. Und Gott dankend und froher Hoffnung voll kehrte P. Biard nach St. Sauveur zurück.

Dort war das Fort bald in Stand gesetzt, die verschiedenen Gegenstände gelandet; was nicht dazubleiben hatte, bereitete sich zur Wiedereinschiffung, das Fahrzeug lag segelfertig vor Anker: aber ein Ungewitter erhob sich, welches alle Hoffnungen zu Nichte machte.

Englische Fischerfahrzeuge unter Argal's Bedeckung (Trug und Ungerechtigkeit brandmarken seinen Namen in Virginiens Annalen) trieben an die Gestade von Maine, und beschlossen auf die Kunde einer neubegonnenen Ansiedlung von Europäern auf der Insel deren Ueberfall. Bei ihrer Ankunft waren die Franzosen vertheilt: De la Saussaye mit seinen meisten Leuten und den Patres im Fort, La Motte, Bruder Gilbert und der Rest auf dem Schiffe. Als La Motte die englischen Schiffe, zehn an Zahl, herankommen sah, schickte er sich zur Vertheidigung an; da aber die erste Lage der Virginier Viele an Bord verwundete, ergab er sich, zu schwach, mit dem Feinde es aufzunehmen. Argal kam an Bord, nahm De la Saussaye's Papiere weg und forderte das Fort zur Uebergabe auf, wie es auch that.

Im Gefechte war Bruder Gilbert du Thet tödtlich verwundet worden; an's Land gebracht, starb er des andern Tags nach Empfang der heiligen Sacramente mit großem Gleichmuth und frommer Ergebung, Gott dankend für solche ihm gewährte Gnade. Am Fuße des Kreuzes ward er begraben, und mit ihm die Hoffnungen der Mission.

Dieser glückselige Tod verwirklichte Du Thet's feurigsten Wunsch; „denn," sagt Biard, „bei der Abfahrt von Honfleur erhub er in Gegenwart der ganzen Schiffsmannschaft Hände und Augen zum Himmel und bat Gott, ihn nicht mehr nach Frankreich zurückkehren, sondern in dem Werke der Seelenrettung und Bekehrung der Indianer sterben zu lassen [1])."

Argal beschloß die ganze Niederlassung zu zerstören: er beschuldigte Saussaye der Seeräuberei und drohte, da er seine Vollmacht nicht vorzeigen konnte, ihn aufzuknüpfen. Seine erste Absicht war, Alle wegzuschleppen; endlich erlaubte er aber La Motte und einigen andern zu gehen und Port Royal so gut sie könnten zu erreichen. Die Uebrigen, worunter P. Biard und zwei andere Jesuiten, führte er nach Virginien, obschon er sie nach Frankreich zu senden versprochen.

Der Gouverneur von Virginien, Sir Thomas Dale, war auf Argal's Darstellung hin schon des Sinnes, sie den Piratentod sterben zu lassen; als er aber die Wahrheit erfuhr, schickte er Argal zu Port Royal's Zerstörung zurück. Dieser nahm seine Gefangenen mit sich, und als er vernommen, Biard sei ein Spanier, gedachte er ihn unter dem peinlichen Gesetz Englands richten zu lassen; aber auf seiner Rückkehr ward sein Geschwader durch Sturm zerstreut und das Schiff, worauf die Missionäre, trieb an die Azoren. Hier nun, in einem katholischen Hafen und ohne Schiffspapiere, sah sich der Capitän P. Biard's Gnade anheimgegeben; dieser aber, weit entfernt, für erlittene Unbill Rache zu suchen, verzichtete auf eine Berufung an

---

[1]) Biard, Relation de la Nouvelle France, de ses terres, naturel du pais et de ses habitants, etc.

die portugiesischen Behörden. Das Schiff erreichte endlich England, von wo Biard nach Frankreich heimkehrte [1]).

Saint Sauveur war nunmehr eine Ruine — das zerbrochene Kreuz allein blieb über Du Thet's Grab, als bewache es das Land für den Katholicismus; Alles war schweigend — keine Hymne, keine Stimme des Gebetes; keine Wilden waren da versammelt, die man Gott und der Gesittung gewonnen. Also ward die erste Abenaken-Mission noch in ihrer Wiege erdrückt, und zwar von Menschen, die eine Colonie gegründet, in welcher man den Eingeborenen das Wort Gottes niemals verkündet hat [2]).

Jahre vergingen; da begannen einige Barfüßer oder reformirte Franciskaner von der Provinz Aquitanien eine Mission in Acadien. Ihre Hauptstation war am St. Johannflusse, wo sie unter den Indianern wirkten; aber ihr gedruckter Bericht, worauf sich P. le Clercq bezieht, findet sich weder in diesem Lande, noch in den großen Büchersammlungen Europa's. Einer derselben, P. Sebastian, besuchte Quebeck und starb unterwegs vor Hunger; drei andere begaben sich im Jahre 1630 in La Tour's Colonie. Mehr wissen wir nicht von ihnen.

---

[1]) Pater Biard war aus Grenoble; er ward später Professor der Theologie in Lyon und starb als Feldcaplan im Jahre 1622 zu Avignon.

Enemond Masse, geb. im Jahre 1574, trat mit 22 Jahren in die Gesellschaft Jesu. Im Jahre 1625 kehrte er nach Canada zurück und wirkte unter den Algonquins und Montagnais bis zur Wegnahme von Quebeck im Jahre 1629. Nochmals gefangen, ging er im Jahre 1633 zum dritten Male nach Canada und starb dort im Jahre 1646.

[2]) Champlain. liv. III. ch. 1. (edit 1603.)

Einige Kapuziner, welche später als Capläne bei dem französischen Posten an der Küste stationirt waren, hatten ein Kloster am Penobscot und ein Hospiz am Kennebek; aber daß sie indianische Missionen versuchten, ist nicht bekannt.

Viele Jahre nach Biard's Versuch rief ein Zufall die Jesuiten nochmals auf jene Küste. Im Jahre 1642 bestand an den Ufern des St. Laurentius ein Missionsdorf, St. Joseph oder Sillery genannt, und von dem gottesfürchtigen und vortrefflichen Commandanten Noel Brulart de Sillery gegründet, allwo die Jesuiten viele Algonquins und Montagnais versammelt, die ihr Wanderleben aufgegeben, um den Boden zu pflügen und bei ihren Seelenhirten zu wohnen [1]).

Einer der Edelsten unter den Neophyten, welche in Sillery all' die Reinheit und Heiligkeit der ursprünglichen Kirche erneuet und es zum Elysium Canada's gemacht, war Charles Meiaskwat. Nun wurden im Jahre 1642 einige Abenaken von einer Streifpartie heidnischer Algonquins gefangen und, obschon an ihrer Sprache als Glieder derselben großen algischen Familie erkannt, mit aller möglichen Grausamkeit behandelt. Um sie zu retten, brachen Charles und Nicolet, ein früher Erforscher des Westens, in aller Eile von Sillery auf. Nicolet verlor sein Leben in einer Stromschnelle; Meiaskwat erreichte seine heidnischen Landsleute zeitig genug, um deren Opfer herauszubekommen und brachte sie im heiligen Triumphe nach Sillery zurück,

---

[1]) Noel Brulart de Sillery, Ritter von Malta, ward nach einem glänzenden Leben am Hofe Ludwigs XII., bei Gelegenheit des Jubiläums von 1625 ein Muster heiligen Wandels, trat in den geistlichen Stand und verbrachte den Rest seiner Tage in guten Werken. Sillery ward im Jahre 1637 gegründet.

wo damals ein Hospital der Nonnen bestand. Hier ward den armen Abenaken barmherzige Aufnahme und Heilung von ihren Wunden. Einer derselben begab sich dann in sein Geburtsdorf, bewaffnet, herausgekleidet und mit Vorrath versehen, und überdies von Charles begleitet.

Dieser treffliche Mann erreichte den Kennebek-Fluß, besuchte die Engländer in Coussinok (heute Augusta) und erhob überall die Erhabenheit des Christenthums und seiner Verheißungen mit solchem Lobe, daß Viele von dem Verlangen, es kennen zu lernen, entbrannten. Ein Sagamo oder Häuptling begleitete Meiaskwat nach Quebeck und nahm dort den Glauben an[1]). Andere folgten seinem Beispiele, und in wenigen Jahren zählte jedes Abenakendorf mehrere Christen. Zuletzt kamen zwei Sagamos und begehrten zwei „Schwarzröcke," um den Stamm zu unterrichten. Sie wurden von dem Statthalter Montmagny, einem Malteserritter, in Freuden und Gnaden empfangen.

Sobald die Jesuiten nach dem Frieden mit den Irokesen im Jahre 1646 wieder zu Athem kamen, ward P. Gabriel Druillettes nach dem Kennebek geschickt, zur nämlichen Zeit als P. Isaak Jogues den Mohawk besuchte[2]). Diese Mission nahm von dem Tage, da sie begehrt wurde, den Namen „zu der Himmelfahrt Mariä" an.

Die Reise des Glaubensboten war voller Mühsal und Beschwerde; aber mit freudigem Willkomm ward er empfangen, denn die Abenaken sind ein gelehriges Volk und

---

[1]) Relation de ce qui s'est passé dans les missions de la Nouvelle France.

[2]) Journal des Superiors der Jesuiten, MS. Derselbe Beschluß jener Sitzung rief die Irokesen- und Abenaken-Mission in's Leben — beide bestehen bis heute noch.

für gute Eindrücke überaus empfänglich. Weitere Bekanntschaft befestigte ihre Achtung; der Missionär theilte ihr armes Mahl ohne Zeichen der Unlust, ertrug alle Mühen des Herumschweifens mit Fröhlichkeit und heiterem Sinn und brachte in der Stunde ihres Ueberflusses seinen eignen Antheil den Kranken. Ihre Mundart zu erlernen war seine erste Sorge, und in ein Paar Monden verstand er sie besser, als manche Algonquins, die schon lang unter ihnen gewesen.

Gott gab der Lehre des P. Druillettes wunderbaren Segen: die Abenaken horchten freudig auf, und viele wünschten die Taufe. Sie hatten ihm in der Nähe des englischen Postens eine Brettercapelle gebaut; hier war seine Hauptstation, und hier war es auch, wo er am Schlusse seiner Belehrungen drei Dinge von ihnen verlangte: 1) berauschenden Getränken zu entsagen; 2) in Frieden mit ihren Nachbarn zu leben; 3) ihre Medicin-*) Beutel, Trommeln und anderes abergläubische Zeug aufzugeben. Alle willfahrten diesen Forderungen. Die Engländer, Zeugen des Guten, das er schon bewirkt, begrüßten P. Druillettes als wahren Freund der Humanität, obschon in demselben Augenblicke die Colonie Plymouth ein grausames Gesetz gegen seinen Orden und Stand erließ. P. Ignatius de Paris, der Superior der Kapuziner am Kennebek unten, bereitete ihm einen warmen Willkomm.

Wann die Indianer an den Musethierkopf-See (Moose Head Lake) zum Jagen gingen, da begleitete sie Druillettes; seine Zöglinge waren immer um ihn herum und kehrten trotz der abergläubigen Warnungen der Medicin-Leute stäts mit Wildpret beladen und glücklich zurück. Er fuhr in seinen Arbeiten und Besuchen der Kranken und

*) Sieh Anhang.

Gesunden fort bis zum Mai, der für seine Rückkehr bestimmten Zeit. Da verkündete er seine Abreise. Allgemein war die Betrübniß. „Du thuest unsern Herzen wehe, wenn du von deinem Gehen und von der Ungewißheit deines Wiederkommens sprichst.“ „Vater Gabriel liebt uns nicht,“ sagten Andere; „es macht ihm keinen Kummer, sterben wir auch, wenn er uns verläßt.“ Der Schmerz des Paters war nicht geringer; aber da er Gehorsam gelernt, machte er sich mit einem Truppe Begleiter auf den Weg und erreichte Quebeck im Juni.

Schon im September schickten die Abenaken nach ihm, und noch mehrmals in den zwei folgenden Jahren; aber sie konnten ihn nicht bekommen, denn die Zahl der Missionäre reichte für diese Stationen nicht aus. Auch waltete ein geheimer Widerstand der Kapuziner am Kennebek. Endlich hatte im Jahre 1650 solche liebe Beharrlichkeit ihren Erfolg, und Druillettes, obschon erst aus einem mühselig langen Winterquartiere an der Mündung des St. Laurentius zurückgekehrt, begab sich im August auf den beschwerlichen Marsch. Er hatte zugleich auch eine Botschaft von dem Statthalter Canada's an die Neu-England-Colonien zu überbringen, welche eine Art Bündniß vorgeschlagen hatten, dem der französische Gouverneur unter der Voraussetzung beistimmte, daß die Neu-Engländer Canada gegen die Irokesen unterstützen würden [1]).

---

[1]) Die Allgemeine Zeitung vom 24. Februar 1857 bringt unter der Rubrik: Materialien zur Geschichte der Vereinigten Staaten, eine hierauf bezügliche Notiz. „Die in Amerika so zahlreichen historischen Vereine widmen sich jetzt mit lobenswerthem Eifer der Veröffentlichung von alten Reisebeschreibungen, Chroniken und andern auf die ältere Geschichte des Landes bezüglichen

Auf seinem Weg zum Kennebek gab es große Leiden zu bekämpfen. Den Weg abzukürzen suchend, verloren die Führer die Richtung, und die Wanderer irrten herum, bis all ihre Lebensmittel verzehrt waren. Ihren endlichen Erfolg im Jagen schrieben sie nun Druillettes Gebeten zu, der das heilige Meßopfer darbrachte, um Gottes Gnadenauge auf die Verlorenen zu lenken, und der auch, wie schon öfter, auf wahrhaft wunderbare Weise Hilfe erhielt. Endlich nach vierundzwanzigtägiger Mühsal, erreichten sie Norridgewalk (spr. Norridschuahk), den Hauptort der Abenaken.

Da kam alsbald der ganze Stamm in Bewegung, und unter einer Salve von Feuerwaffen umarmte der Häuptling den Missionär und rief: „Nun seh' ich wohl, daß der Große Geist, der im Himmel herrscht, gnädig auf uns herabzublicken geruht, da er uns unsern Patriarchen zurückgesendet." Die Freude war allgemein: Männer, Weiber, Kinder, alle suchten ihrem Glücke Worte zu geben. Ein Festmahl ward in jeder Hütte bereitet, und alle mußte er besuchen. „Endlich haben wir Dich wieder," riefen sie, „unsern Vater, unsern Patriarchen, unsern Landsmann. Du lebst wie wir, Du wohnest wie wir, Du bist ein Abenake wie wir. Du bringst die Freude wieder in das Land zurück. Es kam uns schon in den Sinn, das Land zu verlassen, und Dich aufzusuchen; denn viele sind in Deiner Abwesenheit gestorben. Wir verloren schon alle Hoffnung, den Himmel zu erlangen. Die Du unterrichtet, übten

---

Schriften und Documenten. So gibt die New-York Historical Society u. a. das Tagebuch des P. Drouillettes über die Unterhandlungen zwischen Neu-England u. Canada im Jahre 1660 &c. heraus. (Aus M. f. d. L. A.) Anmerk. d. Uebersetzers.

alles was sie gelernt; aber ihr Herz war schwer, denn es suchte und konnte Dich nicht finden.

Nachdem er sich einige Tage ihren Freuden und Sorgen hingebend überlassen, fuhr P. Truillettes nach Coussinok hinab und überantwortete dem englischen Agenten seine politische Mission; nach gelegentlichen Besuchen bei seiner Heerde sehen wir ihn dann im November vom Cap Ann nach Boston-Hafen entlang der Küste steuern. Hier, mitten in der Heimath der Puritaner, ward der Sohn von Loyola wohl empfangen, und in Roxbury lud ihn Elliott, gleich ihm der Heidenbekehrung sich weihend [1]), unter sein gastliches Dach für den ganzen Winter ein. Aber Ruhe schien ein unbekanntes Ding in des Jesuiten Leben. Seine Abenaken riefen ihn, und im Februar war er wieder unter ihnen, wieder bei seiner harten Missionsarbeit. „Trotz alledem," schreibt er, „was die Menschennatur bei diesen Missionen peinigt und schmerzlich berührt, gibt es doch auch wieder große Freuden und Tröstungen. Und überschwenglicher als ich auszudrücken vermag, war die Wonne die ich fühlte, als ich sah, daß der Samen der Bibel, vor vier Jahren allhier von meiner Hand ausgestreut, schon des Herrn so würdige Früchte trug, und das in einem Lande, welches so viele Jahrhunderte nichts als Dornen und Brombeeren hervorgebracht."

Die große Masse seiner früheren Zöglinge hatte ausgeharrt und das Erlernte Andern mitgetheilt: weniger Monate Unterricht bereitete sie für die Taufe vor, welche

---

[1]) Es ist bemerkenswerth, daß die Indianer, bei welchen Elliot zuerst predigte, mit dem Christenthum nicht unbekannt waren; und der Apostel von Neu-England schrieb diese Kenntniß irgend einem französischen Priester zu, der an jener Küste Schiffbruch gelitten.

er nunmehr ohne Gewissensbisse vollziehen konnte, denn lang hatte er die Zeit ihrer Prüfung gemacht. Im Jahre 1651 kehrte er nach Quebeck zurück, und nach einem zweiten Geschäftsbesuche in Boston setzte er seine Arbeiten am Kennebek bis zum März 1652 fort, worauf er nach Ueberstehung großer Beschwerden Quebeck noch einmal und schließlich erreichte.

Nichts ging über die Hingebung der Indianer für ihren Glaubensboten. Als ein Engländer Druillettes beschuldigte, daß er gegen seine Nation spreche, kamen die Häuptlinge nach Coussinok, erklärten die Anklage für falsch und warnten Jedermann, ihren Patriarchen anzugreifen, selbst nicht in Worten. Sie riefen: „Wisset, daß er unseres Volkes ist! Wir haben ihn als Sohn in den Stamm aufgenommen und betrachten ihn als den Weisesten unsrer Häuptlinge; wir verehren in ihm einen Abgesandten Jesu. Wer ihn angreift, greift den Abenakenstamm an."

So war der Glaube unter den Abenaken gepflanzt worden; aber die Vertilgung der Huronen, der Tod und die Zurückberufung vieler Missionäre machten es unmöglich, einen Nachfolger Druillettes an den Kennebek zu senden. Im Jahre 1656 ging er mit P. Garreau an den Obern See; letzterer ward bei Montreal von den Irokesen erschlagen, und Druillettes kam nach dem Scheitern ihres Planes nochmals nach Maine und überwinterte bei seinen Neophyten; aber im nächsten Frühlinge nahm er förmlichen Abschied von ihnen, und verbrachte, wie wir später sehen werden, seine meiste übrige Lebenszeit auf weit entfernten Sendposten [1]).

[1]) Relation 1656—7. P. Gabriel Druillettes, geboren im Jahre 1593, schiffte sich 1643 in Rochelle ein. Er überwinterte

Zwei Jahre später, als der heilige Bischof Laval und der im Dienst ergraute Superior Jerome Lalemant den indischen Missionen einen neuen Sporn gaben, kamen nochmals Väter der Gesellschaft Jesu in die Abenakenhütten, ihnen das Lebensbrod zu brechen; aber es war nur vorübergehend, und auf Jahre hinaus fehlt uns jede nähere Kunde darüber.

Drittes Kapitel.

Abenaken-Mission. (Fortsetzung.)

Abenaken in Sillery. — Bigot gründet die Mission von Chaudière. — Die Bigots in Maine. — Thury am Penobscot. — P. Simon am St. Johann. — Eifer der Neophyten. — Die Jesuiten. — Rale und seine Mission. — Thury's Tod. — Neue Mission von St. Franciscus. — Nachstellungen auf Rale's Leben. — Mission von Becancour. — Unrecht gegen die Indianer. — Grausame Ermordung Rale's.

Da die geistlichen Behörden für die bekehrten Indianer in Maine regelmäßige Seelenhirten zu halten nicht vermochten, so suchten die Jesuiten die christlichen Abenaken

---

bei den Algonquins, wo er sein Gesicht gänzlich verlor und wunderbarer Weise beim Messelesen wieder gewann. Von da an fortwährender Aufenthalt bei den algischen Völkern. Im Jahre 1661 versuchte er mit Dablon die Hudsonsbai zu Land zu erreichen, was aber mißlang. Er ward Marquette's Lehrer, folgte demselben nach dem fernen Westen und wirkte, von Alter und Schwäche gebrochen, noch bis 1679 in Sault Sanct Mary's. Sein Tod erfolgte am 8. April 1681 in Quebeck, in einem Alter von 88 Jahren, wovon er 40 in der canadischen Mission zugebracht. Als Mann von fünfzig Jahren, (bei seiner Ankunft) litt er mehr als die meisten seiner Genossen. „Sein äußerster Eifer für Bekehrung der Seelen und das große Talent, das ihm Gott für Sprachen gegeben, machten ihn zu einem unserer besten Missionäre," sagt ein Zeitgenosse; und Charlevoix äußert: „Gott hat ihn gewaltig gemacht in Wort und That."

nach Sillery zu ziehen, welches zur Zeit durch Krankheit und Krieg sehr geschwächt war. Hier vermischten sich die Leute vom Kennebek mit den übrig gebliebenen Algonquins, und machten den Ort bald zu einer Abenaken-Mission. Aber der Boden war nahebei ausgesogen, und P. Jacob Bigot sah sich nach einem neuen Platze um: eine mildthätige Dame in Frankreich, die Marquise de Bauche, gab die Stiftungsgelder, und so ward im Jahre 1683 ein reizender Fleck an den Fällen des Chaudière, einem der schönsten Katarakte Canada's, erworben, allwo die Mission des heil. Franc. de Sales bald sich erhob. Viele siedelten hier sich an, und endlich im Jahre 1685 zogen alle herüber, mit ihren Missionären, den PP. Bigot und Gassot; und Sillery, das ein halbes Jahrhundert lang eine Zuflucht der algischen Kirche gewesen, ward verödet[1]). Trotz vieler widrigen Zufälle, der Zerstörung ihrer neuen Kirche, des Verlustes ihrer Capellengeräthe und andern Mißgeschickes, kam diese Mission in hohen Flor und vergalt mit Wucher den Eifer der Glaubensboten, welche jedoch bald mit einer Krankheit zu kämpfen hatten, die in ihrer Heerde Verheerungen anrichtete. Recht rührend ist der Bericht der Patres hierüber, und man ersieht daraus ihre fromme Hingebung und ihr eifriges Verlangen, die Lage ihrer Indianer zu verbessern.

Ungefähr zur selben Zeit hatten die zwei PP. Bigot die Mission von Druillette wieder herzustellen versucht, fanden aber Widerstand bei der Fischerei-Gesellschaft, welche das Monopol der Küste hatte. Gouverneur Denon-

---

[1]) Vor 30 Jahren standen noch die Mauern der Capelle von Sillery, und heute noch kann man den Grundplan von Kirche, Hospital und Missionshaus erkennen.

ville hielt es jedoch für ungerecht, der Habsucht jener Handelsleute nachzugeben und bestand in einer Eingabe an den Hof auf der Wiederaufrichtung der Jesuitenmission.

Im Jahre 1688 nahm P. Bigot seine Arbeiten am Kennebek wieder auf, während Thury, ein Priester der Diöcese Quebeck, ein Mann von Fähigkeit und Takt, bald eine zahlreiche und eifrig glühende Schaar von Neophyten am Penobscot um sich versammelte (Baron St. Castine verlieh ihm seinen Schutz); gleicherweise leitete auch der Barfüßer P. Simon eine weiter entlegene Anstalt in Medoktek, an der Mündung des St. Johannflusses.

Aber neue Schwierigkeiten erhoben sich. Das Land der Abenaken war ein Zankapfel zwischen Franzosen und Engländern, und die Eingebornen, den Ersteren durch Gemeinsamkeit des Glaubens und das Band früherer Wohlthaten verbunden, waren um so erbitterter gegen die Letzteren, als sie nur Unbill und Mißhandlung von deren Händen empfangen. Bald brach der Krieg aus, und die Missionäre, oft in Gefahr, blieben männlich auf ihren Posten, wie jede andere Christentugend so auch Gnade im Kampfe einschärfend. Bisweilen begleiteten sie die Streifpartien als Feldcapläne, bisweilen blieben sie auch mit den Weibern und Kindern zurück. Auf den heiligen Eifer ihrer Neophyten erlaubt uns die Thatsache zu schließen, daß beim Angriffe auf das Fort Pemquid Alle mit ihren Weibern und Kindern zum Empfang der heiligen Sacramente kamen, damit Letztere reine Hände zum Himmel erheben könnten, während sie selbst im tödtlichen Kampfe mit den Feinden ihres Glaubens und Volkes begriffen wären. So lange der Feldzug dauerte, war ein ununterbrochenes Rosenkranzgebet im Gange.

Solcher Art war die Heerde des vortrefflichen Thury,

und die Indianer der Jesuiten-Stationen standen ihr in Frömmigkeit keineswegs nach. Neben den beiden Bigots, Sprossen des edlen Hauses der Erbgrafen Bigot, arbeiteten zeitweise in demselben Felde die PP. Binneteau, Aubery, de la Chasse, Rale, Lauvergat und Loyard.

P. Rale, lang der Schrecken der Neu-Engländer, ist unter allen am besten bekannt. Erst im Dorfe Chaudière, dann im Illinois-Gebiete stationirt, finden wir ihn im Jahre 1695 in Norridgewalk mit der ganzen Fülle seiner Gedanken seinen Pflichten hingegeben, bis sein Tod politischem Hasse genug that. Die Stelle seiner Mission, heute Indian Old Point genannt, ist ein einsam verstecktes Plätzchen am Kennebek, allwo die Natur in allen ihren Reizen immer noch die Aufmerksamkeit des Reisenden fesselt. Rale ist nicht der Apostel des Kennebek. Bei seiner Ankunft waren die Abenaken beinahe alle bekehrt und im Besitz eines kleinen aber wohlgebauten Kirchleins. Einen Theil des Jahres blieb der Missionär mit seiner Heerde im Dorfe; aber wann die Saat vorüber war, zogen sie zum Fischfang an die Seeküste hinab: ein Reisezelt, gleich Israel's Stiftshütte, war dann ihre Capelle unterweges, und eine Baumrinden-Hütte nahm dieselbe am Seegestade in ihr Inneres auf. Gleicher Weise verbrachten sie den Winter mit Jagen, bald an der Küste, bald in den Bergen.

Kaum hatte Rale seine Arbeiten hier begonnen, da kam ein neuer Stamm daher gezogen und nahte der Mission. Die Amalingans waren es: sie wollten sich von der Wahrheit dessen überzeugen, was sie gehört. Bewältigt von allem was sie hier sahen, begehrten sie den Unterricht, horchten auf seine Lehren und nahmen den Glauben an, als er in der folgenden Jahreszeit ihr Lager besuchte. Von da an scheinen sie sich mit den Abenaken vermengt zu haben.

Am 3. Juni 1699 starb Thury unter seinen Kindern des Waldes, von Allen, die ihn kannten bedauert [1]). Ihm folgten am Penobscot Messrs. Gaulin und Rageot, beide vom Seminar der Ausländischen Missionen, und blieben dort bis 1703, wo ihre Stelle den Jesuiten zufiel, welche nun in Maine die alleinigen Leiter der Anstalten waren.

Unterdeß blühte die Mission am St. Laurentius unter der Pflege ihrer Gründer, der Bigots; da man aber ihre Lage an den Ufern des Chaudière unbequem fand, zogen die Abenaken, nach zehn= bis zwölfjährigem Aufenthalt an diesem schönen und höchst romantischen Orte, im Jahre 1700 nach dem Platze, den sie gegenwärtig noch einnehmen, und gaben ihm den Namen ihres Schutzheiligen Franc. de Sales. Dieses Dorf, das in Folge der Kriege durch Einwanderung aus Maine starken Zuwachs erhielt, ist dasselbe, aus welchem die St. Franciscus=Indianer in Masse auf die Neu=England=Gränze strömten.

Wir kommen nun bis zum Kriege von 1703 herab, einem Kampfe zwischen England und Frankreich, der ihre Colonien in eine verheerende Fehde verwickelte. Neu=England, das gerade durch einen Gesetzesact die katholischen Glaubensboten mit lebenslänglichem Gefängniß bedroht hatte, suchte nun derselben Vermittlung, um die Neutralität der Abenaken zu gewinnen. Da dies mißlang, sollten Jene für Alle büßen, zunächst aber Rale.

---

[1]) Peter Thury, geb. in Bayeux, Mitglied des Seminars der Ausländischen Missionen. Von Bischof Laval im Jahre 1684 nach Acadien gesandt, begann er eine Mission in St. Croix; von da kam er an den Penobscot.

Memoir on the Acadian Missions, by the Rev. E. A. Taschereau.

Im Jahre 1705 erreichte eine Partie Neu-Engländer unter Capitän Hilton Norridgewalk, verbrannte Kirche und Dorf, entweihte das Heiligthum und zog sich zurück. Die Indianer waren eben abwesend; bei ihrer Rückkehr errichteten sie rasch eine Baumrinden-Capelle an der Stelle ihres schönen Kirchleins. Rale schwebte nun in doppelter Gefahr, denn die Engländer hatten einen Preis auf seinen Kopf gesetzt und wandten alles an, die Indianer zu verführen, daß sie ihn verriethen; diese aber blieben treu, und alle Unternehmungen gegen seine Mission scheiterten.

Der Friede von Utrecht im Jahre 1713 übergab dieses Territorium an England. Da beschlossen die Abenaken zum Theil auszuwandern, und zogen nach Becancour am St. Laurentius; der größere Theil jedoch gedachte zu bleiben, und P. Rale suchte seine Kirche wieder aufzubauen. Da Boston näher als Quebeck war, gingen einige Häuptlinge dahin, um Werkleute zu bekommen. Der Statthalter, begierig den Stamm sich zu gewinnen, bot ihnen die Wiedererbauung ihrer Kirche auf seine eigenen Kosten an, wenn sie ihren Missionär entlassen und einen seiner Wahl annehmen wollten. Aber mit unwilliger Geberde erwiederte der indische Sprecher: „Als Ihr zuerst in's Land kamet, da sahet Ihr mich lang vor den Franzosen-Statthaltern; aber weder eure Vorgänger noch eure Geistlichen sprachen je zu mir vom Gebete oder vom Großen Geiste. Sie sahen sich mein Pelzwerk, meine Biber- und Musethierfelle an, und dachten nur d a r a n, suchten nur d i e s e, und so begierig, daß ich ihnen nicht genug verschaffen konnte. Hatte ich deren reichlich, da waren sie meine Freunde, ja, und nur dann. Eines Tags verfehlte mein Canoe seinen Weg; ich verlor den Pfad und zog weit ab in der Irre, bis ich zuletzt bei Quebeck

landete, in einem großen Dorf der Algonquins, wo die Schwarzröcke lehrten. Und Einer kam mich zu sehen. Ich war beladen mit Pelzwerk; aber der Schwarzrock von Frankreich würdigte es nicht einmal eines Blickes. Er sprach zu mir vom Großen Geiste, von Himmel und Hölle, und vom Gebete, das der Weg sei, den Himmel zu erreichen. Und meine Ohren waren offen, denn seine Worte klangen so wohl darin, daß ich bei ihm blieb in dem Dorfe. Zuletzt gefiel mir sein Gebet, und ich begehrte den Unterricht; ich bat um die Taufe und erhielt sie. Dann kehrte ich zu den Hütten meines Volkes und erzählte was sich ereignet. Alle beneideten mein Glück und wünschten daran Theil zu nehmen: und sie gingen auch zum Schwarzrock und ließen sich taufen. So haben's die Franzosen gemacht. Hättet Ihr auch vom Gebete zu mir gesprochen, als wir uns zuerst begegneten, so würde ich itzt beten wie Ihr betet; denn es hätte mir ja Keiner gesagt, ob mein Gebet gut sei, oder nicht gut. Nun bleibe ich bei dem der Franzosen; es passet mir; ich will ihm treu sein, bis die Erde verbrennt und vergehen muß. Behaltet eure Leute, euer Gold und euern Pfaffen: ich will zu meinem französischen Vater gehen." —

Ihr Kirchlein ward nun von Franzosen wieder aufgebaut, obwohl später auch englische Werkleute kleine Capellen errichteten.

Diese Friedenszeit ließ die Missionäre in den verschiedenen Dörfern von Maine und Canada ihre Arbeiten ohne Furcht und Gefahr wieder aufnehmen. Doch waren die Neu-England-Unruhen noch nicht zu Ende. Die Engländer übergriffen immer weiter, und vergebens verlangten die Indianer eine Beschränkungs-Linie. Man verweigerte sie. Bei einer Zusammenkunft in Georgetown, im Jahre 1717,

zeigte Gouverneur Shute, wie ein amerikanischer Schriftsteller sagt, „seine Untergeordnetheit gegenüber Jenen, die wir Wilde nennen, in allen wesentlichen Eigenschaften eines Mannes — in Schärfe des Gedankens, Macht der Beredtsamkeit, Geschliffenheit der Manieren," und (darf man hinzusetzen) in Ehrlichkeit, „denn er bot ihnen eine Bibel an mit derselbigen Hand, womit er nach ihrem Lande zugriff." Er ließ den Ehrw. Hrn. Baxter, einen protestantischen Geistlichen, zu Portsmouth, um eine Trutzmission zu gründen; aber nach kurzer Prüfung weniger Monden, da es ihm nicht gelungen, die Katholiken zu verführen, verließ der neue Missionär das nichtsversprechende Feld und kehrte in sein bequemeres Standquartier zurück, von hier aus mit Rale über Gottesgelahrheit und Latein sich herum streitend.

Bald darauf wurden die Indianer in verschiedenen Gegenden aufgegriffen und festgenommen, und ein neuer Krieg schien vor der Thüre. P. Charlevoir schrieb an die Regierung in Frankreich und drang ernstlich auf Feststellung einer sichern Gränzlinie. „Der geringste Verzug," sagt er, „kann Folgen haben, die nicht mehr gut zu machen." Frankreich wünschte die Indianer nach Prinz-Eduards-Insel zu versetzen; aber der Superior De la Chasse bewies die Unausführbarkeit dieses Planes. Die Missionen wurden mittlerweile von den Engländern ganz umringt, und Rale durfte sich ihren Uebergriffen nicht widersetzen. P. Lauvergat war in ähnlicher Lage; er befand sich ganz unter den Kanonen von Fort Pemquid[1]).

Rale wurde nunmehr ein immer größerer Stein des

[1]) Charlevoix, Mémoire sur les limites de l' Acadie, Oct. 1720. Paris.

Anstoßes, und die Engländer beschlossen sich seiner zu versichern. Im Spätherbste des Jahres 1722 zog eine Partie von 230 Mann unter Oberst Westbrook gegen Norridgewalk, in der Hoffnung ihn allein zu finden, denn es war die Jagdzeit. Sie irrten sich nicht: nur wenige alte Leute und Invaliden waren im Dorfe. Doch glücklicher Weise hatten zwei junge Krieger der Feinde Spur verfolgt und rechtzeitig Lärm geschlagen. Dem Missionär blieb gerade noch Zeit, die Hostien im Tabernakel bei Seite zu bringen und mit den Altargefäßen in den Wald zu eilen: er war schon lang ein Krüppel (denn er hatte einst auf harter Reisefahrt beide Beine gebrochen), und ohne Schneeschuhe*) konnte er nicht weit fliehen. Die Engländer verfolgten ihn, aber Gott machte sie blind, denn sie kamen hart an der Stelle vorüber, wo er hinter einem Baumstamm lag, ohne entdeckt zu werden. Da sie ihren Hauptzweck verfehlt, plünderten sie seine Kirche und Hütte und schleppten Alles mit fort, seine Laden, Papiere, selbst sein Dintenfaß, und unter anderm auch sein heute berühmtes abenakisches Wörterbuch[1]). Er war nun dem Hungertod in den Wäldern ausgesetzt und hatte große Leiden zu ertragen, ehe er von Quebeck aus Hilfe erhielt.

---

*) Sieh Anhang 9.

[1]) Dieses Wörterbuch gilt seitdem als eines der kostbarsten Ueberbleibsel früherer philologischen Arbeiten im Felde der indischen Sprachen. Das Original wird sorgfältigst aufbewahrt im Schranke der Bibliothek des Harvard-Collegiums (Universität Boston); es ward publicirt im I. Band der neuen Serie der amerikanischen Academie der Künste und Wissenschaften vom Jahr 1833. p. 370. Er begann es im Jahre 1691 und schrieb es auf 220 Seiten in Quart.

Diese letzte schmachvolle Handlung stachelte die Indianer zum Krieg auf: das Leben des geweihten Gottesmannes schwebte nunmehr in beständiger Gefahr; seine Nahrung bestand hauptsächlich aus Eicheln, denn Jagd und Feldbau waren beide unterbrochen und wenig Korn ward gebaut. Der Indianer Besorgniß um seine Sicherheit konnte nur sein treues Ausharren bei ihnen übertreffen; denn wenn man in ihn drang, nach Quebeck zu fliehen, erwiederte er: „Mein Entschluß ist gefaßt: Gott hat diese Heerde meiner Huth anvertraut, und ihr Loos will ich theilen — zu glücklich, wenn ich mein Leben für sie opfern darf!" Mit dem Apostel rief er aus: „Ich fürchte all diese Dinge nicht und halte mein Leben nicht werthvoller, als mein unsterblich Theil; so will ich meinen Weg verfolgen und ein Diener des Wortes meines Herrn Jesu sein." Gezwungene Eilmärsche waren hinfort sein täglich Loos, und er hielt sich beständig bei der Hauptmacht des Stammes, dem einzigen Platz der Sicherheit, unstät flüchtig von Ort zu Ort, ob man nun angriff oder sich zurückzog.

Bedrängt war die Lage der Missionen, und P. Lovard ging deshalb im Jahre 1723 nach Europa, um Hilfe zu erflehen für die armen Abenaken. Bei seiner Rückkehr hauchte er neuen Geist in sein Volk, und der Krieg ging fort. Nochmals machten die Engländer einen letzten Versuch auf Rale's Leben, ihrer Wünsche höchsten Gegenstand. Am 23. August 1724 tauchte ein kleiner Trupp Engländer und Mohawks (spr. Mohahks) plötzlich aus dem dichten Unterholze auf, welches das unvertheidigte Dorf umgab, und weckte mit Büchsensalven, die durch die Baumrinden-Hütten rasselten, die argwohnlosen Bewohner. Alles war in Bestürzung; die Weiber und Kinder flohen; die wenigen Krieger griffen zu ihren Waffen und kamen heraus; aber

der todtgeweihte Glaubensbote war der Erste auf der Stelle. Er kam hervor, wohl sich bewußt, allein der Gegenstand ihres Hasses zu sein, und in der Hoffnung, mit dem Opfer seines eignen Lebens seine Heerde zu retten. Und in der That hatte er kaum das Missionskreuz erreicht, als ein wildes Gejauchze sich erhob und eine Salve, die auf's neue das Echo des Waldes weckte, ihn todt am Fuße des Symbols der Erlösung hinstreckte. Sieben Häuptlinge, die sich um ihn geschaart, theilten sein Loos. Die Indianer flohen, und die Sieger ließen ihre Wuth am Körper des alten Glaubensboten aus, den sie zerhackten und verstümmelten; sein Schädel ward zerschmettert, seine Beine zerbrochen, sein ganzer Leib zerrissen und zertreten. Zur Kirche dringend, beraubten sie den Altar, entweihten die Hostien und geheiligten Gefäße und steckten das Gebäude in Brand.

Nach dem Rückzug der Engländer begruben die Abenaken ihre Todten, vor allen den Leichnam ihres geliebten Missionärs, und zwar in den Ruinen ihrer Kirche, wo der Altar gestanden, an dem er so oft das heilige Opfer dargebracht. Nach Quebeck übersandten sie als Reliquie seinen zerrissenen Habit, den die Engländer auf ihrem eiligen Rückmarsche weggeworfen.

Also fiel der größte der Abenaken-Missionäre: bei den Katholiken ein Märtyrer, bei den Puritanern ein blutiger Anhetzer zu indischem Kriege. Seine Lage war eine der Prüfung und Versuchung: konnte er bei englischer Gewaltthätigkeit gegen seine Heerde dieser zahme Unterwerfung rathen? Grausamkeit kann ihm Keiner vorwerfen, gibt doch das Gegentheil der Gouverneur von Maine zu, wenn er sagt: „Als der alte Mann am Fuße des Altars den er errichtet sein Leben verhauchte, da brach die Barbarei, die er gewissermaßen im Zaum gehalten, mit einem Unge-

stüm los, welches die Glaubenssätze, die er gelehrt, nicht gemildert hatten [1])."

Führte sein Nationalgefühl den Franzosen, der von seinem Könige, wie von dem Statthalter Canada's, zum Widerstande gegen englischen Uebergriff gedrängt wurde, bis zur Ueberschreitung der Gränzen der Klugheit: so ist auf der andern Seite Neu-England's Ungerechtigkeit gegen seine Heerde und dessen bitterer persönliche Haß aus bloßen Religionsgründen auch außer allem Zweifel [2]).

Unter unsern indischen Missionären muß man P. Rale immer in der vordersten Reihe suchen: gelehrt, glaubenseifrig und fleißig, war er voll Sorge für seine Heerde, ohne Sorge für sich; Bequemlichkeit und das Leben selbst galten ihm nichts, der ja die Märtyrkrone begehrte. Eingeschult auf der Illinois-Mission, verbrachte er seine größte Lebenszeit in Maine, und als er in vorgerücktem Alter starb, wo die Meisten nach Ruhe sich sehnen, war er, obschon ein gelähmter Mann, doch noch ein tüchtiger Arbeiter [3]).

Die Indianer von Norridgewalk wurden durch den Tod ihres Hirten so entmuthigt, daß hundert und fünfzig derselben nach Canada zogen und die Mission von St.

---

[1]) Gov. Lincoln, Maine Hist. Coll. I.

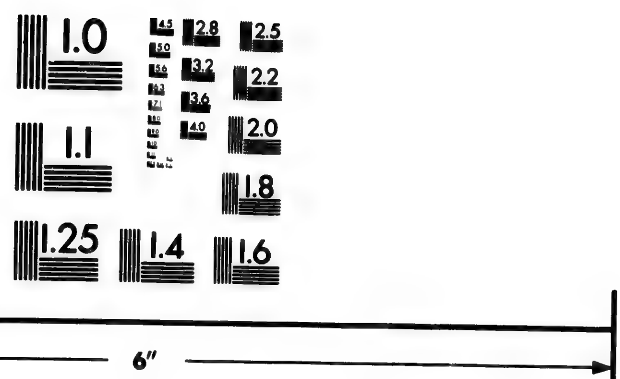
[2]) Bancroft, III. 338.

[3]) Sebastian Rale ward geboren im Jahre 1658 in der Franche Comté, wo seine Familie eine achtbare Stellung hatte. Er war Lehrer des Griechischen am Collegium von Nismes, und kam 1689 nach Amerika.

Im Jahre 1833 errichtete Bischof Fenwick von Boston, vormals ein Mitglied der Gesellschaft Jesu, ein Monument zu Rale's Andenken, auf der Stelle, wo er vor hundert und neun Jahren begraben wurde.



IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)




2.8
2.5
3.2
2.2
3.6
4.0
2.0
1.8
1.0

Franciscus, damals unter P. Aubery, anschwellten; die Uebrigen mochten ihr Land nicht verlassen, mieden aber das Dorf, und der Platz ward verödet.

Die Missionen am Penabscot und St. Johannfluß wurden von den Engländern nicht gestört; nur P. Lauvergat hatte viel von dem Mestizen Castines zu erdulden.

Viertes Kapitel.

Die Abenaken-Mission. (Fortsetzung.)

Die Mission von Norridgewalk wieder hergestellt. — Lauvergat verläßt den Penobscot. — P. Germain, der letzte Jesuitenmissionär. — Der französische Krieg. — Die Abenaken während der Revolution. — Orono. — Sie wenden sich an Bischof Carroll. — Mr. Ciquard. — Mr. Cheverus, später Cardinal. — Spätere Glaubensboten. — Die Jesuiten an Rale's Grab. — Gegenwärtige Lage des Stammes.

Um die Abenaken am Kennebek zu trösten, befahl der König von Frankreich dem P. de la Chasse, „den Leichnam des P. Rale zu bedecken“ — das heißt in indianischer Sprachweise: mit ihnen Leid zu tragen um ihren Verlust. Begierig, ihr Dorf wieder herzustellen, baten sie ernstlich um einen Missionär; der Superior von Quebeck schickte daher im Jahre 1730 den P. Jacob de Sirenne nach Norridgewalk, und unter ihm gewann der Ort bald wieder sein früheres blühende Aussehen. Die Penobscot-Mission dagegen kam in Abnahme, und P. Lauvergat, müde des Kampfes mit widrigen Elementen, zog sich nach Medoktek zurück.

In dieser Lage blieben die Dinge, bis der alte Französische Krieg, oder wie er in Europa genannt wird, der Oesterreichische Erbfolgekrieg ausbrach, und die Tochterländer in nutzlosen und blutigen Hader verwickelte. Louisburg, das amerikanische Gibraltar, ward genommen, und die Missionäre im heutigen Neu-Braunschweig und Neu-Schottland wurden deportirt oder genöthigt, Schutz in den

Wäldern zu suchen; die in Maine waren sogar noch mehr ausgesetzt, da die Indianer den Engländern immer noch feindlich entgegentraten.

Der Friede von Aachen im Jahre 1748 schloß nun zwar den vorbenannten Krieg, ließ aber die Gränzen der amerikanischen Colonien unberichtigt. Sechs Jahre waren noch nicht vergangen, da Washington*) das erste französische Blut an den Ufern des Ohio vergossen und einen Krieg entzündet, der für Frankreichs Macht in Amerika verderbenvoll wurde.

Im Verlauf dieses Kampfes ward das alte Land Acadien völlig unterdrückt; die französischen Ansiedler wurden weggeschleppt, ihre Landhäuser und Dörfer niedergebrannt, die Glaubensboten eingekerkert oder ausgetrieben. Manach, von den Auswärtigen Missionen, der Sendbote der Mikmaks, ward nach Frankreich geschickt, Le Loutre war Gefangener in Jersey, und im Jahre 1760 blieb am St. Johannflusse nur Coquart übrig; auch die Missionen der Jesuiten in Canada kamen in Verfall, da ihre Popularität in Frankreich schwand.

P. Germain war der Letzte der alten Jesuiten-Gesellschaft in Maine; seine Hauptstation das Dorf St. Anne auf einem Eiland im St. Johann, nahe dem heutigen Fredericton, von wo aus er die verschiedenen Stämme in Maine besuchte und unter allgemeiner Achtung ein Leben nützlicher Thätigkeit führte. Doch im Kriege zog auch er sich zurück und blieb bis zu seinem Tode im Jahre 1779 in der Mission von St. Franciscus. Letztere so blühende Anstalt ward von dem englischen Parteigänger Rogers und seinen Landstreichern gänzlich zerstört; sie tödteten viele

*) Sieh Anhang 10.

der Abenaken, verbrannten die Kirche und ließen die Ueberlebenden im größten Mangel.

Doch ward in dieser Zeit von Graus und Verwüstung der Muth der Abenaken nicht gebrochen. Tapfer hatten sie als christliche Krieger an der Seite der Söhne Frankreichs gefochten, und nun wo das Kreuz von St. Georg an die Stelle der Lilien der Bourbonen trat, theilten sie das Loos des besiegten Canadiers. St. Franciscus erstand aus seinen Ruinen, Becancour ward von dem Wechsel gar nicht betroffen, und beide Städtchen blieben bis auf den heutigen Tag unter der christlichen Sorgfalt der Bischöfe von Quebeck[1]).

Verschieden war die Lage der Orte in Maine. Durch den Frieden von 1763, in welchem Frankreich Canada und die abhängigen Territorien abtrat, erhielten die Missionen einen furchtbaren Schlag. Während die englische Regierung dem Canadier die Freiheit und Rechte seiner Kirche gewährleistete, that sie Schritte die Jesuiten und Barfüßer zu unterdrücken. Auf diese zwei Orden hatten sich die entfernten Missionen gestützt. Wie die alten Glieder derselben auf ihren Posten wegstarben, war der Bischof von Quebeck nicht im Stande, Priester zu ihrer Nachfolge zu finden. Die Missionen in Maine standen verlassen, und Gefahr schien der Abenaken-Kirche allseits zu drohen.

Aber bald jagte eine andere Kriegsfurie über das Land dahin; dieselben Colonien welche Canada angegriffen, um Großbritanniens Herrschaft zu erweitern, erhoben sich nun im Aufruhr gegen eben diese Macht, weil gewisse Parlaments-Acte ihre Rechte bedrohten. Es war der

---

[1]) Das Dorf St. Francis bewahrte viele werthvolle Handschriften der früheren Missionäre, aber alle verbrannten mit der Capelle im Jahre 1818. Note des Abbé Ferland von Quebeck.

Krieg der amerikanischen Revolution, der genährt von Vorurtheil gegen die katholische Kirche, in den Plänen der Vorsehung dennoch bestimmt schien, derselben endlich ein neues freies und unbehindertes Feld einzuräumen. Während des Streites standen die Abenaken auf Seite der Amerikaner, welche frühzeitig deren freundliche Mitwirkung begehrt hatten. Auf Washington's Anschreiben an den Stamm im Jahre 1775 kamen Abgeordnete der Indianer am St. Johannfluß und der verschiedenen Mikmakhorden an der Fundy-Bai zur Rathsversammlung von Massachusetts in Watertown. Der Bericht über diese Zusammenkunft ist noch erhalten, ein edles Zeugniß der Umwandlung von Wilden durch den Katholicismus. Ambros Var, der Häuptling vom St. Johann, kam als Sprecher. „Wir danken dem Allmächtigen, die Rathsversammlung zu sehen," waren die ersten Worte dieser wahrhaft katholischen Männer. Sie erklärten hier, sie seien entschlossen, den Amerikanern in dem nahe bevorstehenden Kampfe beizustehen und dafür ihr Bestes zu thun.

Nachdem der politische Theil ihrer Sendung abgemacht war, setzten sie weiter hinzu: „Wir brauchen einen Schwarzrock, einen französischen Priester. Zu Jesu beten wir, und wir wollen kein Gebet (d. i. Religion) hören, das von Alt-England kommt." Die Generalversammlung von Massachusetts zeigte ihre Bereitwilligkeit, erklärte aber auch, nicht zu wissen, wo sie einen französischen Priester finden solle. Dieselbe Antwort ward den Passamaquoddy's und Penobscots, welche sich gleicherweise den Amerikanern angeschlossen. Seltsame Umwandlung im Gemüth der Menschen! Dieselbe Körperschaft, welche vor hundert Jahren den Besuch katholischer Priester bei den Abenaken für Hochverrath erklärt und Preise auf die Köpfe der Glaubens-

boten gesetzt hatte, bedauerte nun, jenen christlichen Indianern keinen Missionär jenes Glaubens geben zu können [1]).

Zahlreich schlossen sich die Abenaken der Revolutions-Armee an, und Orono, der Penobscot-Häuptling, bekleidete eine Stelle, welche er durch seine Tugenden und Tapferkeit noch mehr adelte. In allen seinen Wechseln und Uebergängen vom Wigwam und Urwalde zum Feldlager und zur volkgedrängten Stadt, von den katholischen Kindern des Waldes zur Gesellschaft der Independenten Neu-Englands, blieb Orono immer seinem Glauben treu. Wenn er, wie häufig geschah, zu protestantischen Gotteshäusern Einladungen erhielt, pflegte er zu sagen: „Wir kennen unsere Religion und lieben sie: von Euch und der eurigen kennen wir nichts.“ Wahrlich, niemals haben unsere Missionäre ein so festes Glaubens-Bollwerk gebaut, als in den Herzen der Abenaken!

Nach Wiederherstellung des Friedens suchten die wenigen Katholiken von Maryland einen Bischof. Die Wahl fiel auf den hochw. Johann Carroll, ein Mitglied der unterdrückten Gesellschaft Jesu. An ihn sandten die Abenaken von Maine eine feierliche Deputation und baten um einen Missionär. Sie trug das Kreuz von P. Rale vor sich her und überreichte es dem Bischof mit den Worten: „Wie wir heute es Dir geben, sei es ein Unterpfand, daß Du uns einen Priester schicken wirst.“ Bischof Carrol wandte sich an Mr. Emery, den Superior von St. Sulpice, überzeugt, daß Frankreich einen Nachfolger für seinen

[1]) American Archives, 1223. Die guten Leute von Massachusetts hatten zu jener Zeit noch gar keinen „Priester“ gesehen. Sie konnten den Indianern nur einen „Diener der Kirche“ anbieten.

Rale nicht verweigern werde. Bald war Mr. Ciquard von jener geistlichen Gesellschaft in Old Town wo er bis zum Jahre 1794 wirkte.

Auch der hochw. Johann Cheverus, damals Missionär in Boston, verlegte sich auf die Abenakensprache und besuchte die Penobscots. Arm und verlassen wie sie waren, hingen diese Kinder der nordischen Waldöden doch fest an ihrem Glauben; die Alten unterrichteten die Jugend, und Sonntags versammelte sich Alles, um die Vesper- und Meßmusik abzusingen, obschon ihr Altar des heil. Opfers und eines Priesters entbehrte. Die unerwartete Erscheinung von M. de Cheverus erfüllte Alles mit Freude, wie er selbst freudig hingerissen wurde, als er, dem Dorfe sich nähernd, die Königsmesse von Dumont durch die Tiefe der Wälder erschallen hörte.

Drei Monate lang saß er Beichte, catechisirte, taufte er; er besuchte die Kranken und Sterbenden überall, am Penobscot wie am Passamaquoddy. Während seiner ganzen Laufbahn als Priester und Bischof machte der apostolische Cheverus jedes Jahr dort seinen Besuch, baute ihnen eine Kirche und gab ihnen in der Person seines Mitbürgers, des hochw. Mr. Romagné, einen vortrefflichen Missionär [1]).

---

[1]) Jean Louis Lefebvre de Cheverus, geb. in Mayenne, im Jahre 1768, ward zum Priester geweiht 1790, bei der letzten öffentlichen Weihe in Paris vor der Revolution. Während dieser entwich er nach England und kam später nach Boston. Im Jahre 1808 ward er Bischof von Boston, 1823 Bischof von Montauban und 1826 Erzbischof von Bordeaux. Im Februar 1836 ernannte ihn Leo XII. zum Cardinal; er starb aber schon am 7. Juli desselben Jahres, schmerzlich bedauert in Europa wie in Amerika. Sieh sein Leben von Dubourg.

Dieser Nachfolger Drulllettes nahm seinen Wohnsitz in Point Pleasant am Passamaquoddy und wirkte dort nahe zwanzig Jahre, seine Wohnung, eine armselige Blockhütte, von nur zwei Stübchen, seine Capelle wenig besser. Gebeugt von häufigen Krankheiten, kehrte er im Jahre 1825 nach Frankreich zurück. „Seine Hingebung gegen diese armen Indianer, die segensvollen Früchte seines Wirkens," sagt Bischof Fenwick im Jahre 1831, „sind heute noch sichtbar; und um so mehr bedaure ich sein Scheiden, als seine Erfahrung mir bei der Leitung jenes Theils meines Sprengels von größtem Nutzen gewesen wäre."

Bischof Fenwick betraute nun den Dominikaner P. Charles Ffrench in Eastport mit der geistlichen Pflege der Penobscots. Zu dieser Zeit machte man einen Versuch, den Glauben dieser edlen Katholiken zu erschüttern. Da dieser Stamm das einzige Ueberbleibsel der Ureingebornen Neu-Englands ist, vereinigten sich die Regierung von Maine und eine Missionsgesellschaft in Massachusetts in der Wahl eines Hrn. Kellogg, als Lehrer und Glaubensboten der Passamaquoddy's; er that aber, wie es scheint, nicht mehr und nicht weniger, als um anständiger Weise von der Gesellschaft sein Stipendium als Missionär erheben zu können; denn er machte keine Proselyten und seine Schüler konnten im Jahre 1827 noch kein Wort buchstabiren.

Fünf Jahre lang erfreuten sich die Penobscots nur gelegentlicher Besuche von Geistlichen; doch lernten die Kinder von den Alten den Catechismus und die Gebete.

Im Juli 1827 besuchte Bischof Fenwick diesen Theil seiner Diöcese. Er ward mit gränzenlosem Enthusiasmus empfangen und unter Flintensalven in Procession zur Kirche geleitet, voran das rothe Kreuzbanner des Stammes,

welches über dem Blutzeugen Rale geweht. Hier war er nichts, als Missionär; er lehrte, saß zur Beichte, stärkte die Lebenden und entsühnte die Todten welche ohne geistliches Geleite begraben worden. Kellogg's Laufbahn war da zu Ende. Der Bischof bemühte sich nun ernstlich um einen Glaubensboten, und da die englische Sprache nicht erfordert wurde, wandt er sich an die Propaganda.

Erfolg krönte sein Bemühen: noch vor seinem nächsten Besuche hatten die Penobscots einen bleibenden Missionär. Eine schöne Kirche mit hohem Thurm und ein nettes Pfarrhaus waren an die Stelle von Romagné's Hütte getreten: häufig auch sah man die der Indianer in saubergetünchte Landhäuschen verwandelt, und die ganze Ansiedlung bot ein Bild der Behaglichkeit. Nach Spendung des heiligen Sacraments der Firmung weihte der Bischof die Kirche zu Ehren der heil. Anna ein, des Stammes Schutzpatronin.

Während seines Aufenthalts erstand der Bischof, selber ein Mitglied der geistlichen Gesellschaft des berühmten Rale den Platz des Kirchleins des letzteren, um seinem Andenken, ein Mahl zu errichten. Dies geschah am 29. August 1833, dem Jahrestage seines Todes, 109 Jahre nach dem Gefechte von Norridgewalk. Das Dorf war verschwunden und die Stelle selbst ganz einsam. Eine Meile den Fluß entlang lag eine schöne, liebliche Fläche, allwo man die von den Indianern nie vergessene Stelle seines Grabes leicht wieder auffand. Bischof Fenwick war gekommen; ein Altar ward in einem kleinen Haine errichtet; die Abenaken vom Penobscot und Passamaquoddy kamen mit ihrem Pfarrer, auch die von St. Franc. de Sales waren da. Wie vor Alters sangen die Indianer die traditionellen Meßgesänge der Mission. Dann predigte der Bischof der Menge, die auf beiden Seiten eine Viertelmeile sich aus-

dehnte, und ließ den Schaft des Mahles auf dem Sockel aufrichten.

Dieses Monument unsrer alten Missionen ist zwanzig Fuß hoch, der Schaft ein einziger Granitblock, von einem Kreuz überragt. Eine lateinische Inschrift auf der Basis erzählt dem Reisenden, daß dieser einsame Fleck einst die Stelle eines Gotteshauses in einem Christendorfe war, und daß der Hirte erschlagen und die Heerde zerstreut worden.

Bei seinem Briefwechsel mit der Propaganda war es des Bischofs Bemühen, einen französischen Priester dieser alten Mission zu gewinnen, und es gelang ihm. Im Jahre 1833 schickte die Gesellschaft von Picpus, eine Verbindung des dritten Ordens des heil. Franciscus, die Herrn Edmund Demilier und Petithomme zur Wiederherstellung der Franciskaner-Missionen in Maine aus. Sie gingen nach Point Pleasant und verlegten sich auf die Sprache der Eingebornen, Demilier in ihren Dörfern, Petithomme in ihrem Winterlager, Ersterer mit solchem Erfolg, daß er in kurzem im Abenakischen die Beichte abnehmen und predigen konnte. Auch verfaßte er darin ein Gebetbuch und übersetzte den Quebecker Catechismus.

Nochmals gewann die Anstalt ein neues Aussehen unter seiner Pflege. Manche Laster wurden ausgerottet, und es mußte wohl auch der sociale Fortschritt dieser indischen Katholiken sichtbar sein, während aufs neue ein regelmäßiger Gottesdienst zur Herstellung früherer Frömmigkeit das Seine beitrug.

Unbedeutend war diese Mission an Seelenzahl, doch widmete sich Mr. Demilier mit freundlicher Sorge auch

dem geringen Amte, bis sein Tod am 23. Juli 1843 der Heerde ihren gütigen und aufopfernden Hirten entriß.

Bischof Fenwick's Nachfolger, Johann Fitzpatrick, beschloß die Abenaken-Mission ihren Gründern, den Vätern der Gesellschaft Jesu, zu übergeben; im Jahre 1848 ward daher P. Johann Baptist von den Oberen der Provinz Maryland nach Oldtown geschickt, und seit der Zeit waren die Penobscots und die Passamaquoddis unter der Obhut der Jesuiten.

Diese beiden Stämme sind in Parteien zersplittert, zwischen denen, sehr zum Nachtheil ihres Fortschritts, große Mißverständnisse obwalten. Sie betragen heutigen Tags nicht mehr als ein Tausend Seelen in allem, und reißend schnell ist ihre Abnahme: der Umstand, daß ihre meisten Ehen in Verwandtschaftsgraden stattfinden, erweist sich verderblich ihrer Nachkommenschaft; und in solcher Beziehung steht fast jede Dorfbevölkerung zu einander, und Weiße zu ehelichen verbietet ihnen das Landesgesetz. Nimmt man dazu ihre unsichere Lebensweise — denn Ackerbau ist so wenig als je nach ihrem Geschmack — so muß man befürchten, daß in nicht langer Zeit auch die Abenaken unter die Dinge gehören werden, die da nicht mehr sind — die Abenaken, die so lange die anderen Indianer Neu-Englands überlebt haben!

Gegenwärtig hausen die Penobscots auf dem Eiland von Indisch-Altstadt (Indian Oldtown), die Passamaquoddis in Lust-Ort (Pleasant Point) und auf der Louis-Insel im St. Croix. Doch indem wir uns von ihnen trennen, freut es uns noch zu sehen, wie jedes Dorf sein Kirchlein besitzt, und dieses der heil. Anna geweiht ist, der Schutzpatronin des ganzen Stammes, welcher eine gränzenlose

fromme Hingebung an die Mutter der Jungfrau zeigt und in Tagen des Unglücks seine Pilgrime hinüberschickt zu dem wunderthätigen Heiligenschrein in Canada [1]).

Fünftes Kapitel.

Die Huronen-Mission.

Das Huronenvolk. — Seine Sitten. — Sprache. — Religion. — Seine Bekanntschaft mit den Franzosen. — Der Barfüßer Le Caron gründet die Mission. — Sagard und Viel. — Unerwartete Ermordung Viel's. — Die Jesuiten. — Erneute Mission. — Der Barfüßer Dallion unter den Attiwandaronks. — Der Jesuit Brebeuf unter den Huronen. — Schwierigkeiten der Colonie. — Die Missionäre zurückberufen. — Rührende Scene. — Quebeck's Wegnahme durch den Renegaten Kirk. — Ende der ersten Mission. — Philologische Arbeiten der Patres.

Das Volk, welches man in Canada unter dem Namen „Huronen" kennt, heute unsere Wyandots (spr. Waiendots), nennt sich selbst Wendat. Zur Zeit als die Franzosen Quebeck gründeten, nahm es einen schmalen Landstrich auf einer Halbinsel am südlichen Ende der Georgs-Bai ein, in Allem nicht mehr als 75 zu 24 Meilen — ein kleineres Territorium, als das irgend eines andern amerikanischen Volkes: denn in diesen engen Gränzen wohnten vier Stämme, wenigstens dreißigtausend Seelen stark, in achtzehn volkreichen Dörfern. Westlich von ihnen, in den Bergen und entlang den Küsten des Sees, lebten die Tionontates oder Petuns, gleicher Abstammung und Sprache mit den Huronen, ihren engen Verbündeten, auch später mit ihnen vermischt. Andere verwandte Stämme erstreckten sich, wie wir gesehen, bis Carolina hinab; die mächtigsten unter ihnen die fünf Irokesenstämme von New-York.

[1]) Brief von P. Joh. Baptist, S. J.

*) Sieh Anhang 11.

Diese Gruppe, in vieler Hinsicht den Algonquins überlegen, mit ihren gutgebauten und starkbefestigten Dörfern, ihren üppigen Pflanzungen von Welschkorn, Bohnen, Kürbißmelonen und Tabak, mit thätigen Handelsleuten und tapfern Kriegern, hatte zu allen Zeiten ein Uebergewicht über ihre Nachbarn. Weniger so in Hinsicht der Kleidung. Die Männer trugen im Allgemeinen den einfachen Hosenlappen (breech-cloth), ein Stück gegerbter Hirschhaut, das zwischen den Schenkeln durchgezogen und an einem Hüftengürtel befestigt vorn und hinten ungefähr einen Schuh lang herabhängt. Wohl waren im Winter auch Beinkleider und zuweilen Aermel in Gebrauch, und eine ganze Haut stellte eine Art Mantel vor: aber während die Weiber der Algonquins eine Robe von den Schultern bis zu den Knieen trugen, begann der kleine Biberfell-Rock der Huronenweiber erst an der Taille. Anständigkeit war ihnen beinahe unbekannt, und beide Geschlechter schienen selbst in völliger Nacktheit nichts Ungeziemendes zu sehen; und da das Tättowiren und Bemalen des Körpers Thaten der Kraft und des Wagnisses anzeigt, fanden sie keinen Grund, solche Theile allzu ängstlich zu bedecken. Federn, Raubthierklauen und Vogelkrallen, Muscheln, oder Kopfhäute von den blutenden Schädeln ihrer Feinde waren ihr Schmuck.

Ihre Sprache, der einzige Schlüssel zu ihrem Zusammenhange mit der übrigen Welt — ein Jesuit[1]) hat vor hundert Jahren auf dieses Kettenglied hingedeutet, die neueste Zeit es nochmals aufgefunden — ist ein vollständiges System der Synthese. Da gibt es nichts Abstractes, nichts Allgemeines; die sachliche, wirkliche Gegenwart lebt in

[1]) Charlevoir, der Gründer amerikanischer Enthologie.

ihrer Sprache; nichts ist unendlich, unbegränzt oder unbestimmt. In dieser wie in jeder andern Sprache unseres Welttheils eignet das Zeitwort sich Alles an, verschlingt Alles: Nenn-, Bei- und Fürwort sind mit dem Zeitwort verbunden, oder ihm ähnlich gebildet.

Gleich diesen Sprachen unterschied sich ihre Religion und Kosmogonie völlig von der anderer Völker. Ihre Weltschöpfung beginnt mit einem Weibe, Namens Atäntsik, das, vom Himmel herabfliegend oder daraus vertrieben, in den Abgrund der Wasser fiel, und für welches die Schildkröte und der Biber, nach langer Berathung und Anstrengung, zuletzt die Erde heraufbrachten. Auf dieser ausruhend, ward sie Mutter zweier Söhne: Tawiscaron und Jouskeha — der Letztere erschlug seinen Bruder. Dieser Jouskeha gilt als die Sonne, und sein Sohn Tharonhiawagon oder Aireskoi war die große Gottheit. Doch scheinen die Ideen über seine menschliche oder göttliche Natur sehr unbestimmter Art. Nach Einigen waren die Nachkommen jenes Weibes gewisse Thiere, von welchen die verschiedenen Stämme entsprangen, deren jeder das Thier seines Ursprungs als Stammwappen führt.

Neben dieser Gottheit, welche sie „Herr des Lebens“ nannten, doch böser Natur glaubten, bevölkerten sie die ganze Schöpfung mit dem Menschen, günstigen oder feindlichen Geistern. Jeden Wassersturz, jeden gefährlichen Paß, jeden Windsturm, kurz jeden Gegenstand der Gefahr beherrschte ein Dämon, der besänftigt werden mußte; über das Welschkorn, den Hirsch, die Kürbißmelone, den Biber und den Fisch waren Geister gesetzt, deren Gunst man gern gewann. Dem Großen Gott allein ward eigentliches Opfer gebracht — Menschenopfer, oder an dessen Statt ihr einziges

Hausthier, der Hund; geringere Gottheiten begnügten sich schon mit einer Spende Tabaks[1]).

Handelsvolk wie sie waren, hörten die Huronen bald von den Algonquins, daß Fremdlinge in den St. Laurentius-Strom gekommen, die gar wunderbare Dinge mit sich führten, welche sie gern gegen Pelzwerk umtauschten. Die Ansiedlung von Quebeck war kaum begonnen, so kamen sie schon auf langer und mühsamer Fahrt den Franzosen-Fluß und den Ottawa nach Trois Rivières herab. Champlain bewillkommte die Gäste und trat bald in ein Bündniß mit ihnen. Die Missionäre von der Barfüßer-Reform, welche im Jahre 1615 herübergekommen, machten sich nach Trois Rivières und Tadoussac auf, um von den dortigen Handelsvölkern zu sehen, und formten bei ihrer Rückkehr nach Quebeck Pläne zu Missionen. Es waren ihrer nur drei Priester, doch nahmen sie Besitz von den Außenposten. Der Commissär, P. Denis Jamay, blieb in Quebeck; der kühne Jean d'Olbeau eilte nach Tadoussac, an der Mündung des Saguenay, um Sprache, Sitten und Leben der „Leute vom Berge" (Montagnais) kennen zu lernen; P. Joseph Le Caron nahm auf seinen Theil die Huronen und westlichen Stämme und bereitete sich zum Besuch der großen Seen des Westens vor.

Mit zwölf Franzosen, die mit den Huronen handeln sollten, reiste er im Herbste des Jahres 1615 ab. Da gab es tagelanges Ruderführen, mühselige Arbeit durch die Stromschnellen, Canoe- und Gepäckschleppen über die vielen Tragplätze, und keine andere Nahrung als den geschmack-

[1]) Brebeuf, De la Créance, des Moeurs et des Coutumes des Hurons. Rel. 1636.

losen Mais: aber der sanfte Missionär bahnte sich unerschrocken seinen Weg zu den Wohnsitzen der Wendat.

Dort lud das Dorf Carragouha den Abgesandten Christi in sein sicheres Pfahlwerk ein, das, von dreifacher Stärke, beinahe vierzig Fuß hoch sich erhob, und die Huronen boten ihm ihre „große Hütte“ an; aber furchtlos wie er war, und mehr die Ruhe und Abgeschiedenheit, als das geschäftige Schwärmen der Menschen suchend, wünschte Le Caron abgesondert zu wohnen. Bald erstand eine Hütte neben dem Dorf, und hier begann er seine Sendung, indem er vor Champlain und seinen Landsleuten, mitten unter den staunenden Eingebornen, das heil. Meßopfer darbrachte.

Während der Gründer von Canada seine Huronen-Alliirten bis ins Herz von New-York führte, um dort an den starken hölzernen Mauern und noch stärkeren Herzen der Irokesen abzuprallen, sammelte der eifrige Barfüßer so viel er konnte von der Huronensprache und bemühte sich Regeln aufzufinden, die ihn durch ihre seltsamfremden Fugen führen sollten. Bei Champlain's Rückkehr im Januar begleitete ihn der Missionär zu den Bergen der Tionontates, mußte aber bei seinen Versuchen, den Glauben zu verkünden, viel von den Ohis oder Medicin-Leuten erdulden und sich, wie die Dominikaner am Coosa, nur mit der Taufe sterbender Säuglinge und Erwachsenen begnügen. Von der Huronen-Mission kehrte er dann mit der Flotille nach Trois Rivières zurück, nicht ohne eine beträchtliche Kenntniß des Volkes und ein Wörterbuch von ziemlichem Umfang.

Das Gewicht der Leitung der Missionen im Allgemeinen, so wie die Nothwendigkeit, die Stämme um Quebeck zu besorgen, verschoben seine Rückkehr auf Jahre; doch besuchte Wilhelm Poulain im Jahre 1622 die Huronen.

Im folgenden Jahre kamen P. Nicolaus Viel und Bruder Gabriel Sagard, der Historiker an, und Le Caron begab sich mit ihnen nach seiner Mission. Als sie nach vielen Beschwerden am 20. August Carragouha oder St. Gabriel erreicht, fanden sie seine Hütte noch im alten Stande und erneuten hier ihr gemeinsames Leben, nach der Regel des heil. Franciscus, in Armuth und gänzlicher Entbehrung. Ihre kleine Hütte war, wie bei den Eingebornen, ein bloßes Lattenwerk, gleich einer Sommerlaube, außen mit Baumrinde gedeckt und innen mit dünnen Sparren gefüttert. Hier arbeiteten sie so gut es ging; sie genügten den geistlichen Bedürfnissen der sie begleitenden Franzosen, erlernten die Sprache des Volkes und bemühten sich den Aberglauben zu vertreiben und in die Nacht dieser Geister doch einige Strahlen des Bibel-Lichtes fallen zu lassen. Ihre Armuth und ihr strenges Leben gewannen ihnen mehrere Indianer; sie bauten sich Hütten bei ihnen und die Taufe eines Vaters mit seiner Tochter gab Hoffnung auf weiteren Erfolg.

Hart war ein solches Leben in der That. „Unsere gewöhnliche Nahrung," sagt Le Caron, „war das indianische „Sagamity" — ein Mus aus gequetschtem Welschkorn, Kürbis-Melonen und gequellten Erbsen, gewürzt mit Majoran, Portulak und einer Art Balsam, (Melisse?) nebst wilden Zwiebeln, die wir in Wald und Feld fanden. Unser Getränke war das Wasser des Flusses der vor der Hütte floß; und befand sich zur Zeit, wo die Bäume im Safte stehen, Einer unwohl, so machten wir Einschnitte in einen Ahorn, sammelten das herausfließende zuckerige Wasser in Rindetrögen und tranken es als souveränes Mittel. Unsere einzigen Lichte waren kleine Baumrinde-Rollen von nur momentaner Dauer, so daß wir, zu großer

Unbequemlichkeit, an den langen Winterabenden bei'm Scheine unseres Feuers lesen und schreiben mußten. Unsern kleinen Garten bearbeiteten wir mit einer alten Axt und einem zugespitzten Pfahle; doch trug er nur wenig. Den Meßwein preßten wir aus der wilden Traube des Landes."

Der Sommer kam, und P. Le Caron kehrte mit Bruder Sagard zurück, und überließ dem fleißigen Viel die Fortsetzung seiner Mission für ein weiteres Jahr.

Groß waren bei dem gänzlichen Mangel abstracter Ausdrücke die Sprachschwierigkeiten; aber P. Viel überwand sie und begann sein Lehramt, indem er die Indianer die gewöhnlichen Gebete hersagen lehrte. Viele besuchten den Unterricht, aber seltsam, ihre Gesichtszüge blieben dabei so unbewegt, daß der Missionär nicht entdecken konnte, war es Höflichkeit, Interesse, Freundschaft oder Ueberzeugung, was die Wilden um ihn versammelte. Zu Widerspruch gegen das Christenthum als eine neue Lehre schienen sie nicht geneigt, denn es war ihnen noch zu wenig enthüllt, um die Medicin-Leute aufzuregen. Daher schrieb Le Caron: „Hieher muß Keiner in Hoffnung einer Märtyrerkrone kommen, denn sie sind unfähig, einen Menschen aus Glaubenshaß zu tödten."

Es war ein auch bei unsern protestantischen Schriftstellern gewöhnlicher Irrthum der früheren Barfüßer, zu glauben, die Bekehrung der Stämme sei unmöglich, bis Canada bevölkert und die indianische Raçe unter die Franzosen aufgenommen und unter ihnen angesiedelt wäre. Die Zeit hat das Trügerische dieser Hoffnung gezeigt: der amerikanische Eingeborne hat sich nie mit dem Europäer vermischt, wie der Gothe, der Römer, der Celte und Iberier in Spanien, oder andere Urstämme in andern Theilen der alten Welt in einander aufgegangen. In Mexico und

Peru verschmolzen die Eingebornen auf umfassende Weise mit der Masse der Colonisten; aber anderswo war der sociale Unterschied zu groß, um eine solche Vereinigung der Raçen zu erlauben, und unser Indianer zeigte niemals Gefügigkeit in die europäischen Sitten.

Doch waren die Barfüßer nicht die Männer, die Indianer in Dunkelheit zu lassen. Zufrieden, auch umsonst zu arbeiten, schmerzte es sie, ihre Anstrengungen von dem Geiz ihrer Landsleute durchkreuzt zu finden, und sie sahen sich bei einem mächtigeren Orden nach Unterstützung in ihrem guten Werke um. Die Jesuiten nahmen willig solch' Anerbieten auf, und im Jahre 1625 landeten die PP. Carl Lalemant, Edmund Masse von der alten acadischen Mission und Johann de Brebeuf mit neuen Barfüßer Arbeitern in Quebeck.

P. Viel bereitete sich zur Reise nach Trois Rivières, um auszuruhen, seine Oberen um Rath zu fragen und einige nothwendige Artikel zu bekommen. P. Brebeuf und der Barfüßer Joseph de la Roche Dallion, aus dem Hause der Grafen Du Lud, sollten ihn beim Handelsposten treffen, wohin die jährliche Pelz-Flotille von Huronenland bestimmt war, und unter seiner Führung unter den Wyandots wirken; aber sie trafen sich nie. Bei'm Hinabschießen durch die letzte Stromschnelle, in einem gefahrvollen Passe des Des Prairies-Flusses hinter Montreal, stieß der ihn geleitende Indianer aus unerklärtem Hasse Vater Viel und einen kleinen Christenknaben in die schäumende Strömung hinab, und sie versanken um sich nimmermehr zu erheben. „Barfüßer-Stromschnelle" heißt bis auf den heutigen Tag der Platz.

Bei der Ankunft der Huronen-Flotille in Trois Rivières ergriff banges Zagen die neuen Missionäre. Unbekannt mit des Volkes Sitten und Sprache, ohne Führer

und Geleit schien es unsicher, weiter zu reisen. Ein Jahr verstrich, und noch war kein Glaubensbote in den Hütten der Huronen; aber als die gewöhnliche Flotille im Jahre 1626 ankam, schifften sich endlich Brebeuf, Dallion und der Jesuit Anne de Nouë auf ihr ein, da sie nun aus den Mittheilungen und Handschriften Le Caron's und Viel's einige Sprachkenntniß erlangt hatten. Bereitwillig nahmen die Indianer de la Roche auf, aber unbekannt mit dem Jesuitenhabit, machten sie Einwendungen bei der stattlichen Gestalt P. Brebeuf's. Durch Geschenke endlich erhielt er mit seinem Genossen einen Platz, und nach einer wie immer mühseligen Fahrt erreichten Alle das Huronendorf St. Gabriel oder La Rochelle [1]) und nahmen das Werk ihrer Vorgänger wieder auf. Im October rüstete sich P. de la Roche, das Land der Attiwandaronks oder „Neutralen“ zu erforschen. Dieser Stamm wohnte um den Niagarafluß und lebte, gleicher Herkunft und Sprache, in Frieden mit Huronen und Irokesen. Anfangs wohl aufgenommen und von Soharrissen, dem Stammes-Oberhaupt, adoptirt, wohnte er unter ihnen nahe der Seneca-Gränze, bis er später von einer gesetzlosen Bande ausgeraubt und unmenschlich geschlagen wurde. Auf P. Brebeuf's Rath verließ er dann die Neutralen und kehrte zu den Huronen zurück.

P. de Nouë konnte die Sprache nicht erlernen und ging wieder nach Quebeck hinunter [2]). Ihm folgte das

---

[1]) Das Dorf heißt Carragouha bei Champlain; später St. Gabriel, La Rochelle; indisch Tequeunonkiaye oder Quieuindohan bei Sagard.

[2]) De Nouë war französischer Hofpage, ehe er in die Gesellschaft Jesu eintrat. Im Jahre 1632 kehrte er nach Canada zurück und nach mehreren Jahren eifrigen Wirkens erfror er auf dem St. Laurentius, bei Isle Platte, 2. Februar 1646.

nächste Jahr P. de la Roche; nur der energische Brebeuf ließ sich durch nichts abschrecken, wirkte fort und fort, gewann das Wohlwollen der Indianer und eignete sich ihre Sprache und Sitten auf eine Weise an, die ihn ihren Herzen theuer machte. Unter dem Namen „Echon" in den Stamm aufgenommen, war er in der That wie Einer von ihnen geworden und überzeugte allmälig ihre Herzen von Stein von der Nothwendigkeit der Religion, so daß er die Anschläge des Zauberers Tehoronhägnon zu Nichte machte. Als er im Jahre 1629 von seinem Superior, P. Masse, den Befehl erhielt, nach Quebeck zu kommen, schaarten die Indianer sich um ihn: „Was, Echon! Du willst uns verlassen? Du bist nun drei Jahre bei uns gewesen, unsere Sprache zu lernen, uns deinen Gott kennen zu lehren und wie wir ihn anbeten und ihm dienen sollen, und wir haben wohl gesehen, wie Du nur zu diesem Zwecke gekommen: und nun Du unsere Sprache besser kannst, als irgend ein anderer Agnonha (Franzose), gehst Du fort! Kennen wir deinen Gott noch nicht, so rufen wir Ihn zum Zeugen — es ist nicht unsere Schuld — es ist Deine, da Du uns so verlässest."

So ergriffen er von dieser Berufung war, konnte er jedoch ihren Bitten so wenig als seiner Neigung nachgeben. Er erreichte Quebeck im Juli, drei Tage zuvor als die Engländer unter dem Verräther Kirk die Stadt wegnahmen und ein einziger Augenblick Champlain's Hoffnungen vernichtete. Im vorhergehenden Jahre hatte dieser kühne Seefahrer durch seinen trotzigen Widerstand seinen Landsmann, der unter dem St. Georg's-Kreuz focht, vertrieben; aber nun ohne Vorräthe und Waffen, mußte er sich dem Eindringling ergeben. Die Barfüßer gewannen Kirk's Wohlwollen, aber die Jesuiten erfuhren alle seinen Haß gegen ihren Orden, und Brebeuf's Leben insbesondere war

in Gefahr. Herr des Landes, beschloß Kirk es zur Wüste zu machen: fünfzig Jahre früher hätte man sie der Schärfe des Schwerts überliefert, nun aber wo die Wildheit der Glaubenskriege nachließ, wurden sie nur alle geplündert, Champlain und die Missionäre nach England weggeführt.

Von England kehrten Le Caron, Brebeuf und ihre Gefährten nach Frankreich, dort den Ruin ihrer Arbeiten zu beklagen. Von der Huronen-Mission blieb kaum ein Schatten übrig. In Carragouha blieben wenige Bekehrte, im Glauben selber nicht gar fest, mitten unter Barbarei und Unglauben allein zurück. Ein junger Hurone ward in Rouen mit großer Feierlichkeit getauft und kam in ein Jesuiten-Collegium.

Aber die Patres gaben die Hoffnung nicht auf, noch einmal in ihr Canada zurückzukehren, und legten sich eifrig auf die Verarbeitung des mitgebrachten Sprachschatzes. Sagard schrieb seine Geschichte von Canada und gab ihr ein huronisches Wörterbuch bei; und Brebeuf's Uebersetzung von P. Ledesma's Catechismus erschien nach vollständiger Umarbeitung französisch und huronisch als Anhang zu der letzten Ausgabe von Champlain's Reisen [1]).

---

[1]) P. Le Caron war nach vergeblichem Kampfe mit der Canada regierenden Handelsgesellschaft selbst mit der Zustimmung der Propaganda nicht im Stande, seine geliebte Mission zu erreichen, deren Procurator er nun war, und starb gebrochenen Herzens den 29. März 1632. Er war ein Mann von seltener Frömmigkeit, Tugend und Hingebung, und als Gründer der Huronen-Mission einer der hervorragendsten Diener Gottes in den Annalen der amerikanischen Missionen. Sein Neffe, der Sulpizianer Souart, brachte in späterer Zeit Le Caron's Tugenden wieder in Canada's Andenken.

Sechstes Kapitel.

Die Huronen-Mission. (Fortsetzung.)

Wiederherstellung der Mission. — Auf die Weigerung der Kapuziner kehren die Jesuiten allein zurück. — Brebeuf, Daniel und Davost unter den Huronen. — Mission von St. Joseph in Ihonatiria. — Missions-System. — Neue Missionäre und Missionen. — Huronen-Collegium in Quebeck. — Reisen der Väter. — Ihre Prüfungen. — Die Seuche. — Der erste Bekehrte. — Erwachender Verdacht. — Anschläge gegen ihr Leben. — Muth Brebeuf's und seiner Gefährten. — Neue Mission von St. Joseph in Teananstayae. — Mission in Ossossané, Scanonaenrat, Taenhatentaron und unter den Tionontates. — Neue Verfolgung.

Zur Freude aller an der Bekehrung der Wilden Theilnehmenden wurde Canada im Jahre 1632 zurückgegeben; doch schien man die früheren Missionäre ausschließen zu wollen. Die Kapuziner wurden eingeladen, das Werk der Heidenbekehrung zu übernehmen; aber auf ihre Ablehnung wurden die Jesuiten mit der Mission betraut, und die Barfüßer von der Compagnie, welche die Colonie zu regieren bestimmt war, ausgeschlossen.

Brebeuf kam im Jahre 1633 an, gerade als man das Herannahen der Huronen-Flotille verkündete. Als diese eingelaufen war, willigten die Häuptlinge in feierlicher Rathsversammluug ein, die Missionäre aufzunehmen, und die Väter Brebeuf, Daniel und Davost bereiteten sich zur Abreise; da aber die Algonquins vom Ottawafluß ihre Durchfahrt geradezu verweigerten, waren sie gezwungen, noch ein Jahr dazubleiben. Neue Schwierigkeiten erhoben sich. Die Huronen waren jüngst mit schwerem Verlust in einer Schlacht besiegt worden und zeigten wenig Lust, Missionäre anzunehmen; doch gaben sie zuletzt den Vorstellungen des Flotten-Commandanten Duplessis Bochart nach, und die drei Missionäre wurden getrennt eingeschifft.

Es war eine Reise von ungewöhnlichen Beschwerden: zu allen Gefahren des Wegs, der Stromschnellen und

Tragplätze gesellte sich noch Mangel an Lebensmitteln, und P. Daniel, endlich von seiner Partie verlassen, erreichte nur mit Noth das Huronenland. Den P. de Brebeuf nahmen sie zwar nach seinem alten Aufenthaltsort Toanché mit, ließen ihn aber hier im Stiche. Dennoch gelang es ihm das neue Dorf Ihonatiria zu erreichen, wo er von Allen mit ungestümer Freude empfangen wurde. Hier in der Hütte des gastfreundlichen Awandoren, bewillkommte er P. Daniel und den armen P. Davost, der am meisten von allen gelitten.

Von ihren Mühsalen ausgeruht beschlossen die drei Patres die Mission hier zu beginnen und errichteten im September ein Blockhaus von 36 Fuß Länge und 21 Fuß Breite, welches sie in Wohnhaus und Capelle eintheilten. Dieses armselige Gebäude mit seiner Einrichtung erregte bei den Eingebornen eine Verwunderung, die nicht enden wollte; und sie waren fest überzeugt, eine Schlaguhr der Patres sei ein fremdes Thier aus dem Osten — die Gelehrten des Dorfes stritten sich nur darüber, wie es leben könne, ohne zu fressen.

Brebeuf unterrichtete mittlerweile seine Gefährten im Huronischen und schickte sie in den Hütten herum, um dort so viele Wörter als möglich zu sammeln: Eine Methode voller Prüfungen! Aber gleich begierig, sich zu demüthigen, als wie auch Seelen zu gewinnen, blieben sie beharrlich dabei. So wie sie im Stande waren, halfen ihm dann Daniel und Davost den Kindern den Katechismus und die Gebete lehren. An Sonntagen durften alle Besucher nach dem Gebrauch der alten Kirche die heilige Messe bis zur Opferung mit anhören.

Das erwachende Verlangen, den Glauben anzunehmen, belohnte bald den Eifer seiner Sendboten; aber der Teufel,

voll Furcht, seine Herrschaft zu verlieren, blieb auch nicht ruhig; er stachelte seine Diener, die Medicin-Leute auf, eine Dürre, welche die Aernte bedrohte, den Patres in die Schuhe zu schieben. Das Kreuz war ein besonderer Gegenstand des Hasses bei diesen Betrügern. Es war nach ihrer Erklärung ein Instrument der Hexerei der Patres, und sie drohten das, welches vor dem Sitze von St. Joseph sich erhob, niederzureißen.

Doch die Gebete der Missionäre öffneten bald die Schleusen des Himmels und überwanden die Feinde des Kreuzes.

Im Sommer kamen die PP. Franz le Mercier und Peter Pijart zur Aushilfe an, und bei'm „Fest der Todten" *), wo Tausende von jeder Sippschaft sich versammelten, donnerte der furchtlose Brebeuf gegen den eingebornen Aberglauben mit aller Beredtsamkeit und allem Eifer eines Apostels.

Auch erweiterte er nun den Kreis seiner Thätigkeit. Man besuchte die anderen Dörfer, so Teananstayae, das größte von allen, wo Louis de Ste. Foi wohnte, der, obwohl in Rouen getauft, nach der Rückkehr in seine heimathlichen Wälder lebte wie einer, der Christum niemals kennen gelernt. Bei diesem Besuch der Patres ward jedoch sein Glaubenseifer wieder aufgefrischt, auch seine Familie bekehrt.

Um des Himmels Gunst zu gewinnen, wurde die Mission nunmehr feierlich unter den Schutz der Unbefleckten Empfängniß gestellt, und um jeden hastigen Schritt zu vermeiden, beschlossen die Patres noch ein Jahr in Ihona-

---

*) Sieh Anhang.

tiria zu bleiben, dann nach dem großen und wohlbefestigten Dorfe Ossossané überzusiedeln. Auch faßten sie nun, ihrem Werke Dauer zu geben, den Plan einer Huronenschule in Quebeck: hier sollten Knaben in Religion und Künsten des Lebens unterrichtet werden, um bei der Rückkehr einen Kern in ihrem Stamm zu bilden; denn man fand es gar schwierig, sie in ihrem eigenen Lande zum regelmäßigen Schulbesuche anzuhalten.

So wurden denn im Sommer 1636 zwölf Knaben zusammengebracht, und die PP. Daniel und Davost sollten sie nach Quebeck führen; als es aber zur Abreise kam, ach, da waren nur drei von ihnen stark genug, den Thränen einer Mutter zu widerstehen!

Mit diesen machten die Missionäre sich auf den Weg. Harte Arbeit gewohnt, führten sie kräftig ihre Schaufelruder, und barfuß und in Lumpen ging's hinab nach Quebeck. Unterwegs begegneten sie den neuen Missionären Garnier und Chatelain, welche, Dank dem guten Häuptling Aenons, gemächlich in ihren Canoes saßen und nicht zu rudern brauchten. Bald darauf kam auch Vater Isak Jogues an; aber nun brach eine pestartige Krankheit aus und fegte das Land der Huronen.

Sie warf auch die Missionäre nieder; doch erholten sie sich alle wieder und flogen nun zu den Krankenbetten und Sterbenden. Alle Dörfer hallten wieder von dem Lärm der Orgien, der Spiele, Feste und andern Gebräuche zu Ehren des Dämon Autoerhj; die Medicin-Leute, welche ein unbegränztes Vertrauen bei'm Volke besaßen, hatten dieselben angeordnet, weil sie jene Geisel dem Zorne selbiger Gottheit zuschrieben. Mitten unter diesem Tumulte verfolgten die Väter ihre Aufgabe. Ihre erste Sorgfalt widmeten sie den Catechumenen; sie wandten alles an, solche

nicht ohne Taufe sterben zu lassen; sobald aber die Zauberer die Patres beschuldigten, daß sie der Krankheit Ursache seien, da jagte das Volk die Letztern aus seinen Hütten.

Doch machte sie dies im Werk der Milde nicht irre; sie wurden endlich Herr über mancherlei Widerstand und brachten sogar die Häuptlinge mehrerer Dörfer dazu, feierlich in Gottes Gegenwart ihrem Aberglauben zu entsagen, den Christenglauben anzunehmen, ihre Heirathen in christliche Regeln zu bringen und dem Lebenden Gotte Capellen zu bauen. Leider war es nicht aufrichtig gemeint: die Huronen schaarten bald sich wieder um den Zauberer Tonnerauanont, der sich rühmte ein eingefleischter Teufel zu sein.

Mittlerweile setzte die Seuche den ganzen Sommer, Herbst und Winter durch ihre Verheerungen, und die fromme Väterschaar ihre barmherzigen Besuche durch alle großen und viele kleinere Dörfer der Huronen und selbst der Tionontates fort. Das Ergebniß dieser mühseligen, mit Gefahren jeder Art verbundenen Reisen war sehr trostreich: dreißig Kreuzfahrten, oft durch Schnee und Eis, von Ort zu Ort, ermöglichten ihnen, außer den körperlichen Curen, welche ihre Geschicklichkeit vollzog, 250 sterbenden Kindern und Erwachsenen die Himmelsthore durch die Taufe zu öffnen.

Allerdings vollbrachten sie bei Kindern den Ritus oft vermittelst einer Art Kriegslist. So finden wir P. Pijart, wie er auf rauhe Art aus einer Hütte vertrieben, deren Bewohner ihr sterbendes Kind nicht wollten taufen lassen, demselben zur Linderung Zucker bringen zu dürfen sich anbietet; und wie er, während er den Lippen des kleinen Dulders ihn beibringt, aus einem nassen Tuche einige Tropfen Wasser auf die fieberische Stirne preßt, so die Taufe vollzieht, und unbeargwohnt von den Indianern, die seine Bewegungen bewachten, von dannen geht.

Sobald die Krankheit an ihrer Heftigkeit nachgelassen, warfen sich die neuen Ankömmlinge auf das Sprachstudium; Brebeuf, ihr Lehrer, hatte bereits darin große Entdeckungen gemacht und das System der Conjugationen vollständig zergliedert. Im Mai verlegten sie den Sitz „der Unbefleckten Empfängniß" nach Ossossané, und am heiligen Dreifaltigkeitssonntag tauften sie den ersten Erwachsenen in gesundem Zustande.

Mittlerweile gab das Huronen-Seminar zu Quebeck, der Gegenstand so schmeichlerischer Hoffnungen, wenig Aussicht auf Erfolg; und wie um die Erwartungen des Christenthums an den Huronen-Seen noch mehr zu vereiteln, sah der Sommer 1637 die Seuche mit erneuter Wuth das unglückliche Land heimsuchen.

Die Verleumdungen gegen die Missionäre nahmen von Tag zu Tag zu: nicht nur die Zauberer und das gemeine Volk, sondern die Häuptlinge selbst beschuldigten sie öffentlich der Verheerung des Landes durch Hexerei. Sie schwebten nun in beständiger Lebensgefahr, da nach indianischem Gesetze Jedweder einen Hexenmeister niederschlagen darf. Die Lebensweise der Patres ward zu einem Gegenstand immer wachen Verdachtes: ihre Messe und nächtlichen Gebete, ihre Schlaguhr, das Kreuz, die Fahne über ihrem Hause — alles ward nach einander beargwohnt.

Wohl rechtfertigten sie sich in einer Versammlung zu Angoutenk; aber im August wurde eine allgemeine Berathung der drei großen Stämme gepflogen, wobei der blinde und ehrwürdige Häuptling Ontetarak den Vorsitz führte. Man verlangte von den Vätern die Herausgabe eines Tuches — „worein sie die Pest gewickelt hätten." Brebeuf leugnete furchtlos die Anklage und schrieb den tödtlichen Gang der Krankheit ihrer eigenen abergläubigen

und unpassenden Behandlung zu, wobei er erklärte, daß Gott allein die wahre Ursache wissen könne. Dies machte einige Wirkung, aber alle erwarteten sie, daß wenigstens Einer von ihnen als Sühnopfer fallen müsse.

Im October steckte man ihr Haus in Brand, und Brebeuf setzte damals einen Brief an den P. Superior in Quebeck auf, welchen sämmtliche Missionäre von Ossossané unterzeichneten. „Wir stehen," so beginnt er, „wahrscheinlich nahe daran, unser Blut zu vergießen im Dienste unseres gesegneten Herrn und Meisters, Jesu Christi. Offenbar läßt Er sich in seiner Güte herab, dies Opfer zur Sühne meiner großen und zahllosen Sünden anzunehmen, und die vergangenen Dienste wie das brennende Verlangen all unserer Väter hier zu krönen."

Einzig von dem Schmerz erfüllt, ihre wenigen Christen hier trostlos allein zu lassen, vertrauten sie ihre Altar-Geräthe und huronischen Handschriften Peter, ihrem Erstbekehrten an. Als dann Versammlung auf Versammlung gehalten und Brebeuf wiederholt verhört wurde, bereiteten sie sich zum Tode und gaben am Tage, der zu ihrer Hinrichtung bestimmt war, nach Huronengebrauch ihr „Todes-Gastmahl." —

Solch unerschrockenes Gebahren blieb nicht ohne Wirkung. Noch einmal vor eine Rathsversammlung geladen, überzeugte Brebeuf endlich die Häuptlinge von seiner Unschuld; und als er heraustrat, sah er einen Medicin-Mann, seinen größten Verfolger, an seiner Seite unter einem Tomahawk fallen. Im Glauben, der Rächer habe im Dunkel sein Opfer verfehlt, frug er: „galt das mir?" — „Nein," war die Antwort, „er war ein Hexenmeister, Du bist keiner."

In dieser ganzen, endlich glücklich abgelaufenen Zeit

der Gefahr setzten die Patres in Ossossané und Ihonatiria unermüdet ihre Arbeiten fort. Wohl schlossen sich ihnen manche Hütten, aber sie beharrten in ihren Besuchen, ihrer Belehrung, ihrem Studium. Und nicht ohne Frucht. Joseph Chihatenhwa, der später ein wahres Heiligenleben führte, empfing die Taufe, und der erste Kriegshäuptling der Bundesgenossenschaft bat um die gleiche Gunst.

Gastmahle und Zusammenkünfte stellten ihnen die Volksgunst wieder her, und als die Seuche im Frühling nachließ, genossen sie größerer Freiheit. Die Bekehrung von Joseph's Weibe hatte die Feier der ersten Hochzeit zur Folge, und zuletzt im Jahre 1638 waren zwei Christen-Familien ihr Lohn für langjährige harte Arbeit.

Ihonatiria war in Folge der Krankheit ganz verfallen, und St. Joseph's Sitz ward im Frühlinge nach Teananstaye verlegt. Später kam auch Verstärkung an; es waren die PP. Simon Le Moyne, Franz du Perron und Hieronymus Lalemant, der unterwegs beinahe erschlagen worden wäre.

Die zwei Missionen enthielten nun jede vier Patres, indeß zwei andere beständig auf Rundreisen begriffen waren. Garnier und Jogues überwinterten bei den Petuns, um unter Widerstand aller Art eine neue Mission unter diesem Stamm zu gründen. Viele bekehrten sich, Mehrere noch unter den Wenro, einem Stamm, der vor Irokesen-Grausamkeit herüber geflohen war. Neue Schöpfungen waren ferner St. Michael und St. Ignatius. Die festen Missionen wurden nunmehr ganz regelmäßig fortgeführt, und Jung und Alt erhielt täglichen Unterricht; Sonntags rief, in indianischem Style, ein Pater den Anfang des Gebetes durch die Dorfgassen aus. Die Capellen waren gedrängt voll und der Glaube schien nun allmälig Wurzel im Lande zu fassen; aber mitten unter diesen

freudigen Aussichten erhob sich ein neuer Sturm, der ihre Schöpfung beinahe zermalmt hätte. Eine Squaw verlangte von den Missionären, daß sie einem schönen Weibe, welches ein Kind in seinen Armen hielte und ihr im Traum erschienen sei, eine Wolldecke darbrächten; es habe, unter andern Geschenken von verschiedenen Stämmen und Individuen, von den Patres die Wolldecke als Opfergabe für sich, die Herrin des Landes, verlangt.

Der Traum ist ein großer Gott bei dem Indianer; man darf ihm nicht ungehorsam sein, aber die Patres durften in diesem Falle nicht gehorchen. Offenbar entstand die Idee des Weibes von irgend einem Gemälde der heiligen Jungfrau her, und weniger gewissenhafte Männer hätten die Sache vielleicht zu ihrem Vortheile ausgebeutet. Ihr Leben war in Gefahr; aber sie beschlossen der Traumdienerei keinerlei Zugeständnisse zu machen und blieben zuletzt die Sieger. Zu dieser Zeit, im Frühling 1639, gingen nahebei Fünfzig zu ihrem ersten heiligen Abendmahle, und die Mission schien zu ewiger Dauer befestigt.

Mit dem Sommer kamen noch weitere Patres an: Chaumonot, der alle seine Gefährten überleben sollte, und Poncet, der nach langen Leiden und märtyrerhaftem Dulden in Canada, auf Martinique starb. Unglückseliger Weise brachte die indische Flotille von Quebeck mit europäischen Waaren die Blatternkrankheit mit — des rothen Mannes größte Geißel! wie es schien, in Kleidungsstücken. Als diese tödtliche Seuche Dorf um Dorf verheerte, und der Indianer, schreckensstarr, durch sein eigenes Verfahren den Tod nur beschleunigte, da kehrte sich wieder Alles gegen die Missionäre. Ihnen schrieben sie wie bei der früheren Veranlassung all' ihr Elend zu, an ihnen ließen sie ihre Rache aus. So waren sie denn nun, dreizehn an Zahl,

nochmals jeder Gefahr ausgesetzt. Die Kreuze neben ihren Wohnungen wurden niedergerissen; die wüthenden Teufelsjünger drangen in ihre Hütten und oft blitzten Beile über den Häuptern der Väter; man riß ihnen die Crucifixe ab und einer ward auf grausame Art geschlagen. Doch trotz alledem strauchelten die eifrigen Sendboten des Worts Gottes nicht und wichen keinen Schrittbreit von ihrer gefährlichen Pflicht. Sie besuchten jedes Dorf und machten jede Anstrengung, zu den Kranken durchzudringen, obschon oft hinausgetrieben und in der Reihe ihrer Verfolger Leute erblickend, welche schon in dem Wasser der Taufe gebadet, nun aber zu schwach waren, ihren Landsleuten zu widerstehen. Oft erreichte ein Missionär nach tagelangem Waten durch den tiefen Schnee ein Dorf, um dort wieder fortgejagt, oder betrat es, um als Hexenmeister bewacht zu werden.

Aber solch felsenfeste Beharrlichkeit triumphirte zuletzt, und alle gingen sie heil und unversehrt aus dem Gottesurtheil hervor, nachdem sie Hunderten das ewige Heil gebracht. —

Siebentes Kapitel.

Die Huronen-Mission. (Fortsetzung.)

Veränderter Plan. — Gründung von St. Maria. — St. Johann. — Die Algonquins. — Brebeuf und Chaumonot unter den Attiwandaronks. — Wachsthum des Glaubens. — Die Christen „Mariane“ genannt. — Die Algonquin-Missionen. — Der Irokesenkrieg. — Gefangenschaft von PP. Jogues und Bressani. — Vermehrter Eifer. — Ein Augenblick des Friedens. — Teananstayae zerstört und Daniel getödtet. — Schrecken unter den Huronen. — Verlassenes Dorf. — Zerstörung von St. Louis und St. Ignatius. — Martertod von Brebeuf und Lalemant. — Ruin der Huronen. — Ihre Zerstreuung. — St. Maria verbrannt und die Mission nach St. Joseph's Insel verlegt. — Die Petun-Dörfer. — Tod von Garnier und Chabanel. — Uebersiedlung nach Quebeck.

Die Huronen-Mission, deren Geschichte wir bisher verfolgt, gleicht, wie wir gesehen haben, ganz der gegenwärtigen katholischen Mission in den Vereinigten Staaten. Wenige Katholiken, mit einer Masse vermischt, die ihnen oft mit größtem Hasse und giftigem Ingrimm feindlich gegenübersteht [1]). Hier wie dort dasselbe Bild. Es gab kein Dorf von Neubekehrten, welche die Jesuiten gesammelt, wie man gewöhnlich annimmt, noch ward in Huronenland je ein Missionsdorf gegründet. Doch bewogen die häufigen Verfolgungen nunmehr den P. Superior zu einer Aenderung des seitherigen Systems. Man beschloß, an einem passenden Orte, gesondert von all den Dörfern, einen Sitz zu gründen, der doch Allen leicht erreichbar wäre. Dies sollte dann der gemeinsame Sammelplatz der Väter sein, wann die Dörfer durch die Abwesenheit von Kriegs-, Jagd- oder Fischfangpartien beinahe verödet waren, oder die Volkswuth ein zeitlanges Zurückziehen räthlich machte. Im Falle der

---

[1]) Die Dörfer, welche die Patres St. Gabriel, St. Louis und St. Ignatius nannten, waren so wenig katholische Oerter oder Missions-Ansiedlungen, als es New-York, Boston oder Philadelphia heute sind.

Noth könnten die Patres von da überall hingeschickt und in der Zwischenzeit fliegende Besuche gemacht werden.

Am Flüßchen Wye (spr. Wai), zwischen zwei kleinen Seen, ward der Ort gewählt, wo man das Missionshaus St. Maria errichtete, und im Herbste 1639 zogen sich die Väter von der Unbefleckten Empfängniß, von Ossossané vertrieben, hieher zurück; im Frühlinge folgten ihnen die von St. Joseph. Auch sie hatten jeder Gefahr die Stirne geboten und standen bis zum Letzten bei ihrem Altar.

Von diesem St. Maria aus verbreitete sich die Mission nun über neue Gefilde. Die PP. Daniel und Le Moyne gründeten St. Johann unter dem Stamme der Ahrendas, der früheſten Freunde der Franzosen, und Garnier und Jogues besuchten nochmals die hartnäckigen Tionontates. In den verschiedenen Missionen wurde ein Tausend getauft, beinahe alle im Zustande der Lebensgefahr, ein Viertheil davon Kinder.

Im Sommer 1640 kamen Carl Raymbaut und Claudius Pijart an, um unter den benachbarten Algischen Stämmen zu wirken. Hieronymus Lalemant ward Superior, und der Veterane Brebeuf, gern einer Stelle entsagend, die er nie gesucht, eilte mit Chaumonot zum Neutralen Volke, um auf's neue das Werk zu beginnen, das sein alter Gefährte, der Barfüßer Dallion, vor Jahren versucht. Im November machten sich die Väter paarweise nach ihren zugewiesenen Posten auf den Weg. Jogues und Chastelain blieben in St. Maria und besuchten die fünf benachbarten Oerter; die Mission „von der Empfängniß," diese Perle der apostolischen Männer, bethauete der Schweiß Lalemant's und Lemercier's; St. Joseph und St. Johann, zwei weitentfernte Dörfer, übernahmen mit Freuden Daniel und der muthige Le Moyne. Garnier kehrte mit Peter Pijart

zu den Tionontates zurück, die ihn im vorigen Jahre ausgetrieben.

Doch da diese Canadische Mission nur das Vorspiel der späteren auf unserem eigenen Territorium ist, müssen wir uns eilen. Wie gerne würden wir sonst Jedem in seinem Wirken, seinen Prüfungen, seinen Bedrängnissen folgen! Wir könnten die Gefahren erzählen, die ihnen von lauernden Irokesenkriegern, vom zugefrorenen Strom, von Hunger, Kälte und Zufällen aller Art drohten; zeigen, wie Garnier mit dem Treibeis ringt, in das er auf einem Gange der Barmherzigkeit eingesunken; wie Chabanel lange Jahre auf einer Mission sich plackt und abkämpft, gegen die jede Fiber seiner Natur sich mit Abscheu sträubt; wie Chaumonot auf gefrorner Erde seine Grammatik zusammenstellt; oder wie der heroische Brebeuf, von einem Falle gelähmt, mit gebrochenem Halsbein, auf Händen und Füßen auf dem gefrornen Wege fortkriecht und obdachlos im Schnee schläft, zu einer Zeit da die Bäume vor Kälte bersten.

Der Glaube machte nun im Stillen Fortschritte. Berühmte Häuptlinge waren bereits Catechumenen, und die größten Sachems lauschten den Worten der Missionäre; und doch, unter einem Volke von 16,000 Köpfen, zählte man kaum hundert Christen — hundert Taufen der Lohn so großer Mühen!

Trostreicher war das folgende Jahr. Obschon der Krieg mit den Irokesen einen gefährlichen Charakter bekommen, wurden die Missionen doch in erneuter Kraft in Angriff genommen, außer der unter den Neutralen; denn Brebeuf war nach Quebeck gegangen. Die Christen und Catechumenen wurden nun so zahlreich, daß sie in vielen Dörfern eine ansehnliche Partei bildeten; und da sie alle Theilnahme an Festen und Ceremonien, die nach Götzen-

dienst rochen, fortan verschmähten, so luden sie Verfolgung und bittern Haß auf sich. Weil sie häufig Maria's Namen nennen hörten, hießen die Heiden die Christen „Marianer" — ein Name, den sie mit Freuden trugen. In vielen Familien blieb der katholische Indianer beständiger Verfolgung ausgesetzt, und die Annalen geben hier erbauliche Beispiele selbst von kindlicher Beharrlichkeit.

Auch die Algonquin-Mission bekam einen neuen Impuls. Nach einem Fest der Todten, welches die Abgesandten von jeder algischen Sippschaft rund um die oberen Seen versammelt hatte, setzten Raymbaut und Jogues über den Huron und verkündeten Gottes Wott den Chippewäern bei den Stromschnellen von St. Maria, indem sie das Kreuz innerhalb der Gränzen von Michigan aufpflanzten: und dies geschah, wie man richtig bemerkt hat, Jahre früher, als Elliot den Algonquins nur zehn Meilen weit von Boston predigte.

Aber drohendes Unheil begann jetzt auf die Zukunft der Huronen-Mission seinen Schatten zu werfen. P. Jogues, im Sommer nach Quebeck um Unterstützung gesandt, fiel auf seiner Rückkehr in die Hände der Mohawks. Die Flotille, worauf die besten Christen, ward weggenommen, und Alle trafen harte Leiden oder Tod auf ihrem Weg in's Mohawkland. Raymbaut starb; die Irokesen verheerten Huronenland; doch der Superior blieb unverzagt bei alledem und schrieb: — „Niemals haben wir mehr Muth für Geistliches oder Zeitliches gehabt."

Jeder Kriegs- oder Handelstrupp hatte schon seine Christen, die in pflichttreuem Gebete die Aufrichtigkeit ihres Glaubens zeigten; und Mancher, der in Huronenland ein taubes Ohr für den armen Missionär gehabt, ergab sich dann, als er sah, welche Ehre man seiner Religion in

Quebeck bezeigte, und als er die Größe des Opfers von Seiten jener apostolischen Männer erst fühlen konnte. Bei ihrer Rückkehr wurden dann solche Leute selber Glaubensboten, wie Totiri, verkündeten das Wort den Hartnäckigen und warnten vor der Rache des Himmels. Das christliche Element wirkte ganz still, sicher und stätig fort, und obschon die Uebel des Kriegs besonders die Christen zu treffen schienen, wankte doch keiner im Glauben.

Gegen das Jahr 1644 hatte das Aussehen des Landes solche Veränderungen erlitten, daß die Patres, obschon in großer Mittellosigkeit, doch auf Gottes Schutz vertrauend, den Missionsplan nochmals zu ändern beschlossen: die verschiedenen Stationen, wie St. Joseph, St. Michael u. dgl. wurden wieder bleibende Sitze, und St. Maria nur der Ort ihrer jährlichen Erholung und Zusammenkünfte. Das folgende Jahr sah zwei neue Kirchlein, St. Ignatius und St. Johann Bpt. nebst der algischen Kirche zum heiligen Geist entstehen.

Das Jahr 1645 brachte einen Friedensschluß, der zum ersten Male seit vielen Jahren den St. Laurentiusstrom frei machte. P. Bressani, im vorigen Jahre gefangen, erreichte nun das Huronenland mit den nöthigen Dingen, deren die Patres so lange beraubt gewesen. Ein langer und blutiger Krieg war zu Ende; das Land schien neue Kräfte zu gewinnen, und die Jesuiten hofften ihre geistlichen Eroberungen weiter auszudehnen: da ward der junge Friede schon wieder von den Mohawks gebrochen, ihr Missionär Isak Jogues ermordet. Die Kriegsflamme schlug nochmals auf; die Irokesen brachen über Huronenland herein; bald herrschte ringsum wieder nur Schrecken und Verheerung.

Aber diese Stunde des Unglücks ward die Zeit der Aernte des Heils. Als Hungersnoth, Niederlage und Ver-

nichtung sich rings um sie schlossen, sammelten sich die Huronen um's Kreuz, ihre einzige Hoffnung! Jeder Alarm erzeugte aufrichtige Bekehrungen, stärkte die Schlaffen, überwand die Herzen der Ungläubigen. Alle Capellen wurden zu klein. Im Sommer und Winter, trotz aller Strenge des Wetters, vereinigte die außerhalb knieende Menge ihre Herzen und ihr Gebet mit dem innen dargebrachten heil. Opfer.

Es war an einem Juli-Morgen des Jahres 1648; die streitbaren Männer waren auf Kriegs- oder Jagdzügen aus, nur Greise, Weiber und Kinder in dem einst starken Flecken Teananstayae zurück; P. Anton Daniel, der Allgeliebte, eben von der Einsiedelei St. Maria wiedergekehrt, voll Verlangen nach der Glorie des Himmels, eiferte gerade und drang in seine Heerde, sich auch derselben würdig zu machen: da erhob sich der Ruf: „Zu den Waffen! zu den Waffen!“ — er wiederhallte durch die gedrängte Capelle schreckverbreitend.

Die Messe ist eben zu Ende; Daniel eilt an's Pfahlwerk, wo sich die wenigen Vertheidiger schaaren; er feuert ihren sinkenden Muth an, denn eine furchtbare Irokesen-Macht ist über ihnen! Wenige, hastige Worte; hier Beichte, dort Taufe — so fliegt er der Linie entlang. Dann in Eile zurück zu den Hütten. Dichte Schaaren umdrängen ihn und flehen um die langverschmähte Taufe. Da ist aber keine Zeit zu Einzel-Taufen — er tauft durch Besprengung; dann fliegt er nochmals von Hütte zu Hütte, die Alten, die Kranken Beichte zu hören.

Endlich ist er wieder in der Capelle. Sie ist gefüllt bis zur Thüre. Alles hatte sich um den Altar gesammelt; hier suchten sie Schutz und Abwehr und verloren, ach! die kostbaren Augenblicke. „Flieht, meine Kinder, flieht!“ rief der todgeweihte Missionär — „hier will ich ster-

ben, hier ist mein Platz, so lang ich lebe, daß noch Eine Seele dem Himmel zu gewinnen ist; und sterbe ich, um Euch zu dienen, gilt ja mein Leben nichts." Nachdem er einen allgemeinen Ablaß verkündet, drängte er sie zur Flucht durch die Hinterpforte der Capelle, schritt zur Hauptthüre vor, ging heraus und schloß hinter sich ab. Die Irokesen waren bereits zur Stelle; aber bei'm Anblick dieses Mannes, der so furchtlos dahertrat, prallten sie zurück, als wäre plötzlich eine Gottheit über sie gekommen. Doch nur für einen Augenblick — da machte schon ein Schauer von Pfeilen seinen Leib zum Siebe! Von Wunden klaffend, zerfleischt und zerrissen — doch verließ der apostolische Geist ihn nicht. Daniel steht unerschrocken, bis er, von einer Flintenkugel durchbohrt, den Namen Jesu laut ausruft, und, wie er oft gewünscht, todt bei dem heiligen Schreine niederfällt, den er in der Wildniß errichtet. Seine Kirche, bald in hellen Flammen, wurde sein Scheiterhaufen, in den sein Körper geschleudert und völlig vom Feuer verzehrt ward.

So fiel mitten in seinem Wirken Antonius Daniel, Priester der Gesellschaft Jesu — unermüdlich in der Arbeit, ungebrochen von Mühsal und Beschwerde, geduldig über allen Glauben, sanft bei jedem Widerspruch, mildthätig in Christi Milde, Alle umfassend, Alle aufrechthaltend. Um ihn fielen Hunderte seiner Christen. So sank in Blut und Asche die Mission von St. Joseph zu Teananstayä[1]).

---

[1]) P. Anton Daniel, von den Indianern Antwen (Antoine) genannt, geb. zu Dieppe in der Normandie 1601, trat mit seinem einundzwanzigsten Jahre in die Gesellschaft Jesu. Im Jahre 1633 nach Canada gesandt, war er zuerst in Cap Breton; aber vom Juli 1634 bis zu seinem Tode den 4. Juli 1648 der Huronen-Mission verbunden.

Die Kunde dieses Unglücks verbreitete Entsetzen durch das Land. Dorf um Dorf ward verlassen. Die Huronen flohen auf die Inseln des Sees, oder in die Hütten der Tionontates, und die Missionäre bestrebten sich vergeblich, sie zu einem regelrechten Vertheidigungsplan anzuspornen. Während des Winters durchschwärmten die Irokesen ungestört die Gegend, und alle Hoffnung eines endlichen Sieges über sie schien verloren. Das Huronenvolk hatte seinen Tag des Ruhmes und der Glorie gehabt, und es sollte vor den erobernden Irokesen hinwegschmelzen, nachdem Krankheit seine Dörfer geschwächt hatte. Es war erst ein halsstarrig, hochmüthiges Volk, aber die Vorsehung harrte seiner Bekehrung, bevor der Todesstreich es traf. „Der Glaube," sagt Bressani, ein Augenzeuge der hier erzählten Scenen, „hatte nunmehr beinahe das ganze Land erobert; er hatte allenthalben seine öffentlichen Bekenner; nicht nur das gemeine Volk, sondern selbst die Häuptlinge waren gleicher Weise seine Kinder und Beschützer. Die abergläubigen Gebräuche begannen ihre Geltung dermaßen zu verlieren, daß ein Heide in Ossossané, obschon ein Mann von Rang, bei seiner Krankheit Niemand finden konnte jene zu vollziehen. Die gegen uns erhobenen Verfolgungen hatten endlich aufgehört, die Flüche, womit man den Glauben überhäuft, in Segenssprüche sich verwandelt. Wir dürfen sagen, sie waren nun reif für den Himmel; es fehlte nur noch die Sichel des Todes, um die Aernte in die sichere Kornkammer des Paradieses niederzulegen. Dies unser einziger Trost in dem allgemeinen Elend des Landes. Unglück und Betrübniß hatten mit dem Glauben begonnen; sie wurden mit einander groß; und als die Religion endlich die friedliche Herrin des Landes zu sein schien, „„da brachen die Wasser der Heimsuchung

so wüthend herein, daß die geschlagene Kirche wohl ausrufen konnte: Ein Sturm hat mich überwältigt!""

Dies war das Bild des unglückseligen Landes — und doch sein Maß noch nicht voll. Am 16. März 1649 mit Tagesanbruch brach ein Heer von tausend Irokesen über das Dorf St. Ignatius herein, und bald entstand ein allgemeines Gemetzel. Nur Drei fanden Mittel zu entrinnen und halbnackt das benachbarte St. Louis zu erreichen. Hier schickte man die Weiber und Kinder fort, und die Krieger bereiteten sich, den Platz zu vertheidigen. Zwei Missionäre waren zur Zeit im Orte, — der Veterane Brebeuf und Gabriel Lalemant. Die Christen drängten dieselben zur Flucht, da es nicht ihre Sendung sei, Schwert oder Flinte zu führen; aber P. Brebeuf entgegnete ihnen, in einer solchen Lage sei noch etwas mehr nöthig, als Feuer und Stahl: nämlich, zu Gott und den heil. Sacramenten seine Zuflucht zu nehmen, die sie allein spenden könnten. Lalemant, nicht weniger entschlossen, bat Brebeuf um Erlaubniß bei ihm zu bleiben, und erhielt sie.

Wie Daniel, eilten auch sie nun von Hütte zu Hütte, die Kranken und Gebrechlichen zum Tode vorzubereiten; dann entflammten sie am Pfahlwerke den Muth der kleinen Bande, welche den nahenden Feind erwartete. Die Irokesen kamen wie Rasende heran, doch ein wohlgezieltes Feuer der Huronen warf sie blutig zurück. Aber ihre Macht war zu überwältigend. Trotz der Verluste warfen sie sich gedrängt auf's Pfahlwerk, öffneten bald eine Bresche, trieben die wenigen Huronenkrieger vor sich her und steckten im Vordringen das Dorf in Brand. Die beiden Patres, welche zurückgeblieben, um die Verwundeten und Sterbenden zu beruhigen, fielen bald in die Hände der Irokesen, welche, ihre Gefangenen sammelnd,

die Marter mit dem Ausreißen der Nägel begannen, sie dann in Eile nach St. Ignatius führten, wo sie die übrigen Gefangenen nebst der Beute zurückgelassen.

Die Missionäre und ihre Schicksalsgefährten wurden unter jeder Art von Schmach dahingeschleppt und betraten das Dorf nur im schrecklichen Spießruthenlauf — Schläge regnete es von der doppelten Reihe der wüthenden Wilden, welche herauskamen, sie zu empfangen. Ihrem Brauche gemäß hatte man aus zusammengebundenen Stangen, gedeckt mit Baumrinde, ein Schaffot errichtet. Hier wurden sie ausgestellt.

Als Brebeuf christliche Kriegsgefangene in seiner Nähe sah, weckte er ihren Muth, indem er sie an die Glorie des Himmels erinnerte, so sich nun vor ihnen eröffne. Unter den Irokesen waren aber auch einige nun naturalisirte Huronen, und zwar Feinde der Patres von alten Tagen her. Bei jenen Worten Brebeuf's begannen sie die Tortur. Bald war Jeder an einen Pfahl gebunden. Brebeuf wurden die Hände abgeschnitten, und schon zuckte Lalemant's Fleisch unter den Pfriemen und Eisenspitzen, die man in jedweden Theil seines Körpers gestoßen. Nicht genug: ein in der Nähe unterhaltenes Feuer machte bald ihre Streitärte rothglühend, und diese zwängten sie gewaltsam unter die Armhöhlen und zwischen die Schenkel der Dulder; Brebeuf aber legten sie ein ganzes Halsband von solchen glührothen Waffen um — und da standen die Gottesmänner, und die funkensprühenden Eisen siedeten und brodelten verzehrend hinein in's innerste Lebensmark. Und mitten aus dem Glutzischen und Geklinge heraus hörte man noch die tiefe, bebende Stimme des alten Huronen-Sendboten, und diese Stimme erhob sich, die Bekehrten zu trösten und Gottes Gerichte herabzubeschwören auf das Haupt der

Ungläubigen, bis seine Henker ihm den Mund mit einem Stein zerschlugen, Nase und Lippen abschnitten und einen Feuerbrand in die Mundhöhle stießen, so daß Gaumen und Zunge, verbrannt und geschwollen, endlich ihren Dienst versagten.

Sie hatten von Lalemant abgelassen, und hielten nun inne, einen neuen Marterplan auszusinnen. Feinde des Glaubens, hatten sie Brebeuf sogar auf der Bresche noch seine Neubekehrten taufen sehen, oft auch sahen ihn die abtrünnigen Huronen früher in ihren Dörfern das Lebenswasser auf das Haupt der Sterbenden ausgießen. Da kommt ihnen ein höllischer Gedanke. Sie beschließen ihn zu taufen. Während die Einen wie böse Geister ihn umtanzen und dabei sein Fleisch aufschlitzen, um es vor seinen Augen zu verschlingen, oder die Wunden mit glühenden Steinen und Beilen ätzen, stellen die Andern einen Kessel an's Feuer. „Echon," rufen die Spötter — gar wohl kannten sie seinen Huronennamen — „Echon, Du hast uns immer gesagt, je mehr wir hier auf Erden leiden, desto größer werde unsere Krone im Himmel sein: dank' uns — denn wir legen Dir eine im Himmel zurecht, die kostbar über alle Maßen ist!" Als das Wasser heiß war, rissen sie ihm die Wirbelhaut ab und gossen dreimal, in Verspottung der Taufe, den Sud über sein Haupt, unter dem donnernden Beifallruf aller Ungläubigen. — Das Auge des Blutzeugen ward nun dunkel, und seine Peiniger, vom Anfang bis zum Ende nicht im Stand, seinen Lippen einen einzigen Seufzer des Schmerzens zu entpressen, wurden ungestüm und begehrten die Scene zu beschließen. Sie hackten ihm die Füße ab, spalteten seine Brust, rissen sein edles Herz heraus — und verschlangen es.

So starb, gegen vier Uhr Nachmittags, nach drei

Stunden schrecklicher Marter, Pater Johann de Brebeuf, der wirkliche Gründer der Mission, ein Mann, wie ihn nur die katholische Kirche allein hervorbringen konnte — als Missionär, in Eifer, Fähigkeit, unermüdlicher Pflichtübung und eiserner Beharrlichkeit ohne seines Gleichen; als Diener Gottes, einer dessen Tugenden die Rota selber als heroisch, geduldig in Ungemach und Mühsal, hingebend in Leiden und Entbehrung verkünden müßte; ein Mann des Gebets, von tiefer und zarter Frömmigkeit, von brennender Liebe zu Gott, in Dem und für Den er alles that und alles litt; als Märtyrer, der Ruhmwürdigsten einer in unsern Annalen, was Manchfaltigkeit und Gräßlichkeit seiner Todesqualen betrifft.

Gabriel Lalemant hatte sich zu Brebeuf's Füßen geworfen, um seine glorreichen Wunden zu küssen; aber er wurde hinweggeschleudert, in Stücke Baumrinde eingewickelt und eine Zeit lang liegen gelassen. Nachdem sein Superior den Geist aufgegeben, steckten sie jene Rindendecke in Brand; und die rothen Flammenzungen begannen um und um zu lecken, und dieser zarte P. Lalemant, dies so fein gegliederte Gebilde, so wenig gewohnt des Ungemachs — er war ein geborner Pariser — er konnte der Feuerpein nicht widerstehen, und aus dem Funkensprühen erhoben sich ein Paar Hände in die Luft, und flehten den Himmel um Schutz an. Befriedigt durch diesen Ausdruck des Schmerzes, beschlossen die Peiniger seinen Todeskampf zu verlängern und häuften die lange, lange Nacht hindurch Qual auf Qual, um an der sich windenden Gestalt, an dem zitternden Fleisch des jungen Priesters sich zu laben. Auch er ward der grausamen Spotttaufe unterworfen. „Wir taufen Dich," riefen die Scheußlichen, „auf daß Du ein Seliger im Himmel werdest, denn ohne eine gründliche

Taufe kommt man dort nicht hinein." Auch er hatte dieselben sein Fleisch vor seinen eigenen Augen verzehren, oder in grausamem Muthwillen wegschnellen sehen, denn es war nicht ganz nach ihrem Geschmack; sein Körper war Zoll für Zoll, von Kopf bis zu den Füßen, verkohlt und verbrannt; die Augen aber standen herausgetrieben, vermittelst glühender Kohlen, welche sie in ihre Höhlen gezwängt. Als endlich die Sonne des 17. März 1649 aufging, hatte der Schlag einer Streitart dies lange Märtyrthum geschlossen, und sie sah von Gabriel Lalemant's irdischem Theil nichts mehr übrig, als eine verstümmelte, formlose, schwarze Masse [1]).

---

[1]) Rel. 1648—9. Bressani, Relation abrégée; Mémoires sur les Vertus etc. M.S.

P. Jean de Brebeuf, geb. zu Baveux, Normandie, am 25. März 1593, aus edlem Haus, welchem auch das alte Geschlecht Arundel entsprungen. Sein Leben ist der Glanzpunkt und die Geschichte der Huronen-Mission selber. Am 5. Oktober 1617 trat er zu Rouen in die Gesellschaft Jesu und erhielt fünf Jahre später die Weihen. Schon der Beginn seines religiösen Lebens glänzte durch Büßungen, Strenge und Gottesweihe. Am 19. Juni 1625 kam er in Canada an und wirkte unter den Huronen von 1626 — 1629, von 1634 — 1641 und von 1642 — 16. März 1649, seinem Todestage. Er ward in St. Maria beerdigt, sein Haupt aber nach Quebeck gebracht und in einer von seiner Familie aus Frankreich gesandten Silberbüste eingeschlossen. Diese Todtenmaske, wovon eine genaue Copie in diesem Werke sich findet, ist noch im Hotel Dieu zu Quebeck zu sehen. P. Brebeuf ward fortwährend um seine Fürsprache bei Gott angerufen, und manches Wunder ihm zugeschrieben. Er schrieb einen Catechismus (publ. 1632) und eine Grammatik der Huronensprache, auch zwei Relationen mit Abhandlungen über Sprache, Sitten und Gebräuche des Stamms. — Schon war der erste Gelehrte im Huronischen. Ueber

Sie hatten auch St. Maria anzugreifen versucht, allwo sich ein kleines Dörfchen gebildet; doch von einem Huronentrupp in die Flanke genommen, gaben sie den Plan auf und traten endlich in der Besorgniß, abgeschnitten zu werden, einen hastigen Rückzug an.

Dies war der Todesstreich des Huronenvolks: fünfzehn Dörfer standen nunmehr verlassen, und ihre Bewohner zerstoben in jeder Richtung. Die Horde von St. Michael, mit den Ueberlebenden jener von St. Johann dem Täufer vereint, machte den siegreichen Irokesen Friedensvorschläge und wanderte in einer Masse nach dem Seneca-Land aus, wo wir sie später wieder finden werden. Andere flohen zu den stammverwandten Tionontates, Attiwandaronks und Eries; der Rest suchte eine Zufluchtsstätte auf den Eilanden und Gestaden des Huron-Sees.

In diesem Durcheinander hörten die Missionen alle auf. Die Patres fanden sich wieder in St. Maria zusammen und beschlossen den Flüchtigen, die im Lande herumirrten, zu folgen und deren Loos zu theilen. Das kleine Häuflein, welches dergestalt im Huronenlande verblieb, klammerte sich an die Glaubensboten als seine einzige Hoffnung an: die Ungläubigen gelobten Bekehrung, die

---

sein Leben sieh: **Transactions of the Americ. Antiquar. Society. Tanner 533. Alegambe. Mémoires touchant les vertus etc. O' Callaghan, Jesuit Relations etc.**

P. Gabriel Lalemant, geb. zu Paris 31. Oktober 1610, trat mit 20 Jahren in den Orden, lehrte mehrere Jahre, folgte dann seinen geistlichen Oheimen und mehreren Schulkameraden nach Canada, im Jahre 1646. Ein sanft und schuldlos verbrachtes Leben machte ihn wohl jünger, aber nicht unschuldiger aussehen, als er wirklich war. Ueber ihn sieh dieselben Autoritäten wie bei P. Brebeuf.

Christen Treue bis in den Tod. Einige Missionäre drangen hundert Meilen weit in die Tiefen der Wälder ein, um die Flüchtlinge in ihren Prüfungen zu trösten; andere verbanden sich mit Garnier auf seiner Petun-Mission, nun der wichtigsten von allen; der Rest mit dem Superior und den Franzosen im Lande, bemühte sich so Viele wie möglich zu sammeln und eine Colonie auf einer Insel zu gründen, welcher sie den Namen St. Joseph beilegten.

Doch vor ihrer Uebersiedelung legten sie mit überströmenden Augen Feuer an ihr Haus und Capellchen von St. Maria, um seine Entweihung zu verhüthen, und sahen noch die Flammen in einer Stunde das Werk von neunzehn Jahren verzehren! —

Die neue Ansiedlung hatte kein Glück. Nicht im Stande, für die hier eingepferchte Menge genügende Aernten zu erzielen, abgesperrt durch die Streifpartien des kriegerischen Feindes, fielen die todtgeweihten Huronen bald als Opfer von Hunger und Krankheit.

P. Garnier und seine Genossen arbeiteten eifrig unter den Tionontates fort, aber die Verläumdung und Verfolgung erhoben ihr Haupt, und Einmal hatte man ihren Tod beschlossen; doch auf des Himmels Schutz bauend, wirkten sie ohne Furcht weiter, und auch den Sommer durch. Spät im Herbste vernahm der Superior auf St. Josephs-Insel die Kunde, daß eine starke Irokesenmacht im Felde sei und die neue Siedlung, oder die Tionontates bedrohe. Um seine Untergebenen der Gefahr nicht allzusehr auszusetzen, ließ er zeitig den Warnruf an sie ergehen. P. Chabanel verließ seinen Posten am 5. Dezember. Am selben Tage gingen die Tapferen von Etharita, des War-

tens müde, dem Feinde entgegen, schlugen aber eine falsche Richtung ein; die Irokesenmacht kam unbemerkt ihnen vorüber und überfiel am Abend das nun wehrlose Dorf. In der Furcht, von den rückkehrenden Petuns überrascht zu werden, hieben sie Alles ohne Gnade nieder und steckten den Ort in Brand. Da war noch P. Carl Garnier auf seinem Posten; und unermüdlich war er im Ermahnen, im Trösten, im Taufespenden, um die Verwundeten, die Kranken, die Kinder; denn er verachtete die Gefahr und hörte nur auf den Ruf der Pflicht — bis er tödtlich verwundet zusammensank, von zwei Flintenkugeln getroffen; und die Irokesen rissen ihm den Habit vom Leibe und stürmten weiter. Wie er so schmerzbetäubt dalag, faltete er noch die Hände zum Gebete und erwartete sein Sterben. Doch der Anblick eines nahen Verwundeten gab ihm selbst im Todeskampfe noch einmal neues Leben. Er nimmt die letzte Kraft zusammen, er erhebt sich, wankt ein Paar Schritte und fällt wieder schwer zu Boden. Da wälzt er sich an die Seite des verwundeten Mannes, ertheilt ihm noch die Absolution und — fällt als Leiche über ihm hin: ein Irokese hatte ihm sein Schlachtbeil in den Schädel getrieben.

Die PP. Garreau und Grelon kamen in Eile von dem andern Dorf herbei und begruben, unter den Ruinen ihrer Kirche, den Leichnam des frommen Martyrers, des geliebten „Oracha“ der Eingebornen, welche gewonnen von der Milde und Sanftheit seiner Sitten, von seinem gänzlichen Vergessen alles dessen, was nicht mit ihrem Seelenheile zusammenhing, so wie von der gründlichen Kenntniß ihrer Sprache und Sitten, schon lange gewohnt waren, ihn weniger als Franzosen, denn als Indianer anzusehen, oder vielmehr als ein Wesen, gesandt aus einer

andern Welt, um hier im Kleid der Sterblichen zu wandeln [1]).

Auch seinen Gefährten, den P. Chabanel, ereilte sein Geschick. Er war noch nicht weit gezogen, als das Geschrei von St. Johann (Etharita) her seine Begleiter in den Wäldern stutzen machte: sie zerstreuten sich, und Chabanel ward auf seiner einsamen Flucht nach St. Maria von einem abtrünnigen Huronen getödtet und in einen Fluß geschleudert. So beschloß er eine Laufbahn, in welcher er trotz eines tiefbegründeten inneren Widerstrebens und bei gänzlichem Mangel alles äußeren Trostes dennoch bis zum Ende ausgeharrt hatte [2]).

Nach diesem Unglücke verließen die Tionontates auch ihr anderes Dorf und flohen mit den stammverwandten Huronen, mit denen sie sich von da an völlig vermengten.

---

[1]) P. Carl Garnier, geboren zu Paris im Jahre 1605, aus einem angesehenen Hause. Er trat im Jahre 1624 in den Orden und war von 1636 bis zu seinem Tode 1649 beständig auf der Huronen-Mission. Er schien dazu auch ganz geboren, und seine noch vorhandenen Briefe sind dessen ein rührender Beleg. Als Kenner des Huronischen war er nächst Brebeuf der beste in der ganzen Gesellschaft der Missionäre. Siehe **Alegambe**, Heroen. **Tanner. Creuxius, Hist. Canada. etc.**

[2]) P. Natalis Chabanel, geboren in Südfrankreich, im Jahre 1613. Er war Professor der Rhetorik an verschiedenen Collegien des Ordens und hochgeschätzt als Gelehrter. Er kam nach Canada im Jahre 1643. Es gebe dies einen Begriff von seiner Tüchtigkeit, daß er seinen unüberwindlichen Widerwillen gegen die Indianer und ihre Lebensweise durch ein Gelübde fesselte, die Mission niemals zu verlassen. — **Mémoires pour servir etc. Tanner, Societas Jesu Militans,** deutsche Ausgabe 687.

Wie die Noth auf der überfüllten St. Joseph's-Insel zunahm, faßten die Häuptlinge den Entschluß, mit ihrem von allen Schicksalswettern gepeitschten Volke nach dem unteren St. Laurentius auszuwandern und unter den sichern Mauern von Quebeck sich anzusiedeln. Auch die Missionäre gaben zuletzt ihre Einwilligung dazu, so ungern sie ein Land verließen, das ihnen ja durch langer Jahre Arbeit theuer geworden, das ja bethauet war von dem Schweiß und Blut der Märtyrer, ihrer Brüder.

Die Pilgrime machten sich im Juni 1650 auf ihre Wanderfahrt und erreichten im folgenden Monate die Hauptstadt der französischen Colonie.

So war das Huronenvolk in alle Welt zerstreut, die Mission zu Ende. Seit Le Caron's erstem Besuch im Jahre 1615, in einem Zeitraum von fünfunddreißig Jahren, hatten neunundzwanzig Glaubensboten auf jener entlegenen Halbinsel am Huron-See gewirkt. Sieben davon waren gewaltsamen Todes gestorben; eilfe blieben noch übrig. Diese Lehrertrümmer zerstreute sich gleich ihren Zöglingen nach allen Winden: Bressani ging nach Welschland, Lemercier und Poncet nach Westindien und Grelon nach China; aber weder die Trennung, noch die weite Ferne war im Stande, ihre Herzen der langgehegten Zuneigung gegen die Sendung ihrer früheren Jahre zu entwöhnen. Und wo sollen wir Worte finden, jenen Freudenschauer zu beschreiben, welcher Grelon's Herz überrieselte, als er nach Jahren, auf einer seiner Reisen durch die Ebenen der Tartarei, ein Huronenweib traf, das er an den Ufern ihres heimatlichen Sees gekannt, und das, von Stamm zu Stamm, von Volk zu Volk verkauft, das tiefe Innere von Asien erreicht hatte! Hier,

mitten auf der Steppe kniete sie hin, und in den Lauten jener Sprache, die keines von beiden seit langen, langen Jahren mehr gehört, beichtete die arme Wyandot noch einmal ihrem alten Pfarrer[1]).

[1]) Charlevoix, V. 45. Sieh noch Hist. Spanish America, London. 1742.

Dieser Umstand führte zuerst zur Kenntnißnahme des nahen Angränzens Amerikas an Asien.

Es war zur Zeit, da man noch die fabelhafte Straße von „Anian" suchte. Nachdem Cortez Californien entdeckt, segelte Rodriguez Cabrillo die Küste entlang bis Cap Mendocino, und in den Jahren 1596 bis 1602 erweiterte Sebastian Vizcaino jene Entdeckungen bis Neu-Albion. Auch Juan de Fuça soll bis zum Königin-Charlotte-Sund gekommen sein. Erst der russischen Expedition unter Führung des Holländers Vitus Behring im Jahre 1741 war es vorbehalten, jenes Problem, zu des letztern unsterblichem Ruhme, zu lösen. Anmerk. des Uebers.

Achtes Kapitel.

Die Huronen-Mission. — (Schluß.)

Die Huronen in Quebeck. — P. Chaumonot und seine Arbeiten. — Irokesen-Unruhen. — Spätere Geschichte. — Gegenwärtige Lage. — Huronen von St. Josephs-Insel. — Ihre Trennung. — Huronen in Mackinaw. — Menard's Tod auf seinem Wege nach Green Bay. — Allouez in Chegoimegon. — Marquette. — Rückkehr nach Mackinaw in Folge des Sioux-Kriegs. — Mission von St. Ignatius. — Ihre Geschichte. — Uebersiedlung nach Detroit. — Sandusky und Indianisches Territorium. — Allgemeiner Ueberblick.

Die Huronen wurden in Quebeck mit aller Liebe empfangen und von den Jesuiten auf ihre Ländereien in Beauport gewiesen, allwo sie schon eine Colonie jenes unglücklichen Volkes gebildet hatten. Doch waren ihre Leiden groß, trotz allen Bemühungen ihrer Seelenhirten — denn des weißen Manns Mildthätigkeit ist gewaltig verschieden von der Gastfreundschaft des Indianers. Nach manchem Kampfe mit Armuth und Elend zogen sie im Jahre 1651 auf die Orleans-Insel über, wo eine Kirche und ein Fort sich erhoben und der Landbau ihnen hinreichendes Auskommen bot. P. Leonhard Garreau und P. Peter Maria J. Chaumonot, zwei ihrer alten Pfarrer, waren ihre Führer, unter denen sie Muster der Frömmigkeit wurden.

Der Letztere verbrachte seine meiste Lebenszeit unter ihnen, und die Arbeiten Brebeuf's und Garnier's im Huronischen vervollständigend, verfaßte er eine Grammatik von dieser Sprache, welche bei den canadischen Sendboten lang als Meisterwerk galt. Sie ward den angehenden Missionären stäts in die Hände gegeben und bildete die Grundlage von beinahe allen Sprachlehren indischer Zunge, welche die Franzosen verfaßt. Lang nur Handschrift und von Hand zu Hand copirt, wurde dies bewundernswürdige

Werk im Jahre 1835 von der Literarisch-Historischen Gesellschaft in Quebeck im Druck herausgegeben.

Die Irokesen aber waren wieder die Friedensstörer in diesem kleinen Eden, wo zwei fromme Genossenschaften für beide Geschlechter einen Geist der Andacht und des gläubigen Eifers wach erhielten, welcher der ursprünglichen Kirche würdig war. Die Senecas nämlich waren durch den Beitritt der Huronen von St. Michael und St. Johann zu mächtig geworden: nun suchten die verschlagenen Mohawks und die noch schlaueren Onondagas ihre Volkszahl durch ähnliche Mittel anzuschwellen. Unglücklicher Weise gaben die Huronen Beiden Gehör und luden sich durch unbedachte Verhandlungen neues Elend auf, indem sie beiden Cantonen die Uebersiedlung versprachen. Schwankend in der Wahl, wurden sie im Mai 1656 plötzlich von den Mohawks überfallen und ihrer nahebei hundert erschlagen oder gefangen weggeschleppt. Bestürzt machte der Ueberrest Friedensvorschläge; man kam endlich über eine Trennung überein: die „Bären"-Sippschaft verband sich den Mohawks, die vom „Felsen" begab sich nach Onondaga und die übrige Sippe vom „Gürtel" blieb bei den Franzosen zurück.

Groß war der Schmerz der Huronen bei dem Abschied von ihren Seelenhirten; da aber bereits alle Aussichten auf ständige Missionen in den Irokesen-Cantonen vorhanden waren, so blieb ihnen doch die Hoffnung künftigen Trostes ihrer Religion. Die fernere Geschichte dieser unglücklichen Auswanderer werden wir in den Irokesen-Missionen verfolgen.

Das kleine zurückgebliebene Häuflein auf der Orleans-Insel suchte Schutz und Zuflucht in Quebeck's Mauern, bis nach wieder eingetretenem Frieden Chaumonot fünf Meilen weit von der Stadt die Mission von Notre Dame

de Foye[1]) gründete. Im Jahre 1693 verlegte er sie aber an eine andre Stelle, wo er Kirche und Capelle nach dem Modell des Heiligen Hauses in Loretto erbaute und ein vollkommenes Ebenbild desselben in Form, Umfang, Baustoff und Einrichtung herstellte. Es war die Mission von Lorette. Lange lebten hier die Huronen in blühendem Wohlstand[2]).

---

[1]) Sie bekam ihren Namen von einer Statue der Gebenedeiten Jungfrau, welche man aus Belgien zur Aufstellung in einer indischen Mission geschickt hatte. Sie war aus dem Holz jener Eiche, in der man das wunderthätige Bild von Notre Dame de Foye in der Nähe von Dinan in Belgien aufgefunden.

[2]) P. Peter Maria Joseph Chaumonot, geboren im Jahre 1611 bei Chatillon sur Seine, eines Winzers Sohn. Als Student wurde er von einem schlechten Kameraden verführt, seinen Aufseher zu bestehlen und nach Baume zu gehen. Bald enttäuscht und die Rückkehr befürchtend, machte er eine Wallfahrt nach Rom. Nach einer Reihe Abenteuer, welche er unnachahmlich beschrieben, trat er 1632 in die Gesellschaft Jesu, als eines Advocaten Sohn. Aber bald enthüllte er den Betrug, bekehrte sich aufrichtig und gab sich nun ganz dem Studium hin. Hier gab ihm P. Poncet, gleichfalls Student in Rom, eine von Brebeuf's Huronen-Relationen, und er bewarb sich darauf um eine Canada-Mission. Er ging hinüber im Jahre 1639, und sofort nach dem Huronenland, wo er bis 1650 blieb. Er begleitete den Bruchtheil des Volks nach der Orleans-Insel und verharrte bei demselben bis zu seinem Tode am 21. Februar 1693. — Die Brüderschaft zur heil. Familie, welche er gründete und welcher der Papst zahlreiche Indulgenzen ertheilte, besteht noch heute. Nebst seiner Huron-Grammatik schrieb er auch: „Racines Huronnes," eine Sammlung der Wurzel- und abgeleiteten Wörter; einen Catechismus und Anleitungen im Huronischen; und endlich im Jahre 1688

Als Charlevoix im Jahre 1721 hier seinen Besuch machte, war die Anstalt unter Leitung des P. Peter Daniel Richer, eines Mannes von hervorleuchtenden Tugenden. Der Glaubenseifer der Huronen war dazumal der Art, daß er die höchsten Lobsprüche des berühmten Reisenden auf sich zog, welcher auf ihrem patriarchalischen Glauben, ihrer Rechtlichkeit, Gelehrigkeit, Unschuld und aufrichtigen Frömmigkeit mit Liebe verweilt.

Aber auch ihre kriegerischen Tugenden litten keineswegs darunter: ihre Häuptlinge spielten hervorragende Rollen in jedem Kriege; so war Braddock's Niederlage hauptsächlich das Werk der Tapferkeit und Erfahrung von Anastasius, dem Häuptling von Lorette.

Das Bedürfniß besseren Ackergrunds veranlaßte eine spätere Uebersiedlung zu einem Orte, der heute Jeune Lorette genannt wird und wo sie annoch wohnen. Aber sie haben einmal ihre Heimath, Sprache, Sitten und in gewissem Grade ihre Nationalität verloren und schwinden so allmälig weg. „Sie gleichen," sagt P. Martin, „einem Baume, der niemals tiefe Wurzeln in dem Grunde fassen konnte, nach welchem er verpflanzt worden. Des belebenden Saftes beraubt, fallen seine Blätter eines um das andere ab, und keine Hoffnung bleibt, daß ein neuer Lenz die Grüne seiner früheren Jahre wieder herstellen werde."

Als die Huronen in Begleitung der Missionäre die St. Josephs-Insel verließen, waren verschiedene Horden des Volks da und dort noch zurückgeblieben: eine derselben machte eine Zeit lang Halt auf der Großen Manitoulin-

---

seine Autobiographie, in einem an den Superior P. Dablon gerichteten Briefe. In seiner großen Bescheidenheit unterschrieb er sich gewöhnlich: „Le pauvre Hechon" — sein indischer Name.

Insel [1]), wehrte unter dem kühnen Stephan Annaotaha die Irokesen tapfer ab, zog aber endlich auch gen Quebeck. Ein Theil aber ließ nicht von seinem Westen ab, und in Kurzem sah man eine Huronen-Colonie auf Michilimackinaw, einem durch seine Sagen westlicher Mythologie hochberühmten Eilande. Rauh und den Stürmen ausgesetzt wie diese kleine Insel war, bot sie doch andere Sicherheit, hatte Ueberfülle vortrefflicher Fischereien, so wie urbar zu machendes Land und guten Jagdgrund, und setzte sie in Stand, einen gewinnreichen Handel zu treiben.

Aber auch selbst hier angegriffen, wanderten sie zeitlich nach den Roquet-Inseln hinüber, betraten dann die Grüne Bai (Green Bay) und erreichten endlich auf dem Wisconsin den Mississippi, wo sie in freundliches Vernehmen mit den Illinois traten; doch vor dem Zorne der Sioux, den sie geweckt, kehrten sie wieder nach den Roquet-Inseln zurück. Diese Bande zählte ungefähr fünfhundert, beinahe alle Christen. Ihrer Pfarrer und des Unterrichts beraubt, von Ungläubigen umgeben, von jedem Wind der Widerwärtigkeit herumgejagt, mußte ihr Glaubenslicht verfinstert werden, und Laster und Aberglaube des Heidenthums lebten auf's neue unter ihnen auf.

Dennoch als der ehrwürdige Veterane P. Menard, neun Jahre lang Missionär im Huronenland, im Jahre 1660 die Gestade des Obern Sees erreichte, um das Kreuz unter den Ottawas aufzupflanzen, da sandten die langverlassenen Huronen von der Roquet-Insel Boten an ihn und baten um seinen Besuch. P. Menard verließ Chegoimegon im Juni 1661 und trat die wilde Waldreise an.

---

[1]) Die „Geisterinseln,“ eine Gruppe im östlichen Theile des Huron-Sees, flach, waldig und großentheils steril. Anmerk. d. Uebers.

Mangel an Lebensmitteln löste seine begleitende Partie auf; die Indianer ließen ihn mit einem treuen Franzosen zurück, und bald darauf verlor sich der alte Mann bei einem Tragplatze, oder ward von einer Raubbande der Sioux aufgefangen.

Bald darauf zogen die Huronen nach Chegoimegon über, als P. Allouez im Jahre 1665 hier seine Sendung begann. Diese armen Wanderer waren der erste Gegenstand seiner Sorgfalt, denn er kannte ihre Sprache. Er bemühte sich, sie wieder um sich zu sammeln. Garnier's Lehren waren wohl tief in ihre Herzen gedrungen, aber der lange Mangel an Seelenhirten hatte den Samen des Aberglaubens unter ihnen wild aufschießen lassen. Seine Anstrengungen scheiterten, und im Jahre 1669 vertauschte er dies undankbare Feld mit einem andern. Sein Nachfolger war P. Jacob Marquette, aber damals der Huronensprache beinahe noch völlig unkundig.

In thörichter Laune hatten die Huronen und die Ottawas die Dacotahs zum Kriege aufgefordert, und beide wurden gezwungen, vor diesen fürchterlichen Feinden zu fliehen; die Ottawas waren die ersten, welche ihre Canoes auf dem See flott machten; sie steuerten nach Manitouline-Eiland und ließen die Huronen mit P. Marquette zurück. Dies Überbleibsel eines mächtigen Volkes beschloß gleichfalls, den Wellen sich zu überlassen und eine neue Heimath aufzusuchen. Mit ihrem treuen Glaubensboten schifften sie sich in ihren gebrechlichen Canoes ein und wandten sich noch einmal der alten Heimath zu. Gerne hätten sie den Schauplatz der Huronen-Herrlichkeit wieder besucht und die mit Thierfell ausgelegten Gräber ihrer Vorfahren. Gern auch wäre der Missionär gegangen, um den Rest seines Lebens auf jenem von Daniel's, Brebeuf's, Lale-

mant's, Garnier's und Chabanel's Blute geheiligten Grunde zu verbringen; aber die Macht der Irokesen war noch zu groß, um einen solchen Schritt zu rechtfertigen, und im Angedenken an die reichen Fischereien von Mackinaw beschlossen die Flüchtlinge die Rückkehr nach dessen Kieselstrand.

Es ward am nördlichen Ufer ein Fort erbaut, welches ihre Capelle und die Wohnhütten einschloß. In solcher Trennung von andern Stämmen öffnete ihr Ohr sich wieder den Lehren ihres Glaubensboten, und viel gewannen sie dabei. Selbst bei seiner zeitlichen Abwesenheit sangen sie regelmäßig ihre Gebete in der Capelle. Einige Heiden in der Bande begehrten die Taufe; Traumdeuterei und abergläubische Gebräuche wurden verworfen, und jede Aussicht war vorhanden, diese kleine Trümmer noch so glaubenseifrig zu sehen, wie ihre Brüder in Lorette. Aber der gute Missionär stand nun am Vorabend jener Reise, welche seinen Namen unsterblich machen sollte[1]).

P. Pierson ward Marquette's Nachfolger. Auch Ottawas kamen herbei. Da die Dörfer auseinander lagen, ward zwischen beiden eine neue und bequeme Kirche gebaut. Diese Kirche ist der geehrte Platz, wo Marquette's Gebeine ruhen. Wenige Jahre nach seinem Tode von den Ottawas herausgenommen, wurden dieselben mit großem Pomp nach der Mission gebracht, und heute — unbekannt und ungeehrt ruht heute auf diesem Platz der Entdecker des Mississippi, der gottesfürchtige und unerschrockene Marquette.

Kriege herrschten in den darauffolgenden Jahren, und die Huronen, als Verbündete der Franzosen, nahmen zu

---

[1]) Leben Marquette's in Shea's Entdeckung und Erforschung des Mississippi. Redfield. 1852.

großem Schaden der Missionssache Theil. Kondiaronk oder die „Ratte“ brachte durch seine verrätherischen Ränke Canada beinahe in's Verderben, und ein anderer Häuptling, genannt le Baron, verband sich mit den Irokesen. Ungefähr im Jahre 1702 ward Detroit gegründet, und die Bande von Michilimackinaw wanderte nach diesem neuen Posten aus [1]). Hier blieb sie mehrere Jahre unter Leitung ihrer Missionäre; aber bei Charlevoix' Besuch im Jahre 1721 war die Stelle unbesetzt. Sasteratsi, das erbliche Oberhaupt der Tionontates, war damals ein Kind, und seine Großmutter ging den reisenden Jesuiten ernstlich an, ihnen einen Missionär zu verschaffen. Auch zeigt uns das Missions-Register alldort einen ständigen Pfarrer vom Jahre 1728 an. Der Glaube ward wieder geweckt und die neu erblühende Mission nach dem jenseitigen Ufer verlegt.

P. de la Richardie war unter den Huronen von Detroit wenigstens vom Jahre 1738 an, und führte im Jahre 1751 einen Theil derselben nach Sandusky. Diese, unter ihrem alten Namen der Wyandots, nahmen bald thätigen Antheil an den Angelegenheiten des Westens: sie machten sich im letzten französischen Kriege bemerkbar, und bei seinem Schlusse in Pontiak's Verschwörung. Während dieser Zeit der Unruhen wurden die Jesuiten von Sandusky vertrieben, und ihre Unterdrückung brachte auch den Schluß der Missionen bei Detroit mit sich. P. Salleneuve war bis 1760 dort, und P. Peter Potier, der letzte Jesuiten-Missionär bei den westlichen Huronen, starb im Juli 1781; von da an hingen die Indianer einzig von den Priestern der französischen Posten ab. Die Wyandots in

---

[1]) Charlevoix IV. 5.

Sandusky waren dergestalt von allem geistlichen Unterrichte abgeschnitten, doch beharrten sie bei ihrem Glauben. Als der Staat Ohio sich anzusiedeln begann, zogen sie die Aufmerksamkeit der protestantischen Missionäre auf sich, welche mehr geneigt scheinen, katholisches Werk zu Nichte zu machen, als das Heidenthum auf seinem eigenen Grund und Boden zu bekämpfen. Zwischen 1803 und 1810 versuchte der Ehrw. Joseph Badger, Presbyterianer, eine Sendung unter den Wyandots, erfuhr aber hartnäckigen Widerstand von den Oberhäuptern, welche, wie die Sage geht, wirklich Einen getödtet, der von dem katholischen Glauben abgefallen war. Den nächsten Versuch machten die Methodisten; und da die alten Glieder des Stammes, die in der Jugend andern Unterricht genossen hatten, wegstarben, hörten ihre Abkömmlinge, der Priester beraubt, auf die neue Lehre.

Die Wyandots wurden in der Folge auf Indianisches Gebiet weggeführt, und sind nun der Zahl nach die Geringsten, aber die Wohlhabendsten unter den Verbannten. Sicher ist das Angedenken jener Tage des Glaubens noch frisch in ihrem Geiste, und wir mögen wohl noch einmal einen katholischen Glaubensherold unter ihnen sehen, einen Nachfolger von Le Caron und Brebeuf.

Wir haben dergestalt die Geschichte der Huronen-Mission im eigenen Lande dieses Volks genau verfolgt, auch einen flüchtigen Blick auf den Stand der Kirche im Dorf Lorette und unter der westlichen Bande geworfen. Anderen Bekannten werden wir wieder in Mitte der Irokesen begegnen, allwo sie in Gefangenschaft, gleich den Kindern Israel's, ihre Thränen mit den Wasserbächen mischten und zum Herrn sangen in einem fremden Lande. Es war die Huronen-Mission der Stolz der Väter Jesu in Canada,

der Schauplatz ihres glühendsten Glaubenseifers, ihrer größten Hingebung. Und ein edles Monument bleibt sie in der That. Die Mission hatte ein Volk bekehrt; sie hatte Christen geschaffen, deren Frömmigkeit glänzend leuchtete. Joseph Chihatenhwa, der nach seinem Tode angerufen ward; Ahasistari, der tapferste Krieger seiner Tage und andächtiger Christ zugleich; die Familie der Atirontas, in welcher frommes Gemüth erblich wurde; Franz Tchoronhiongo, dem wir wieder begegnen werden; und in späteren Tagen Anastasius, der Sieger bei Braddock's Niederlage — Alle sind sie Männer, würdig der Glanzperiode der Kirche. Weiber und Kinder selbst bewiesen eine heroische Stärke im Bekennen ihres Glaubens und im Widerstande gegen die Lockungen wie Drohungen ihrer heidnischen Verwandten und Landsleute.

Im ethnologischen Gesichtspunkte führte die Mission zu großen und glorreichen Ergebnissen — die Identität der verschiedenen Zweige am Huronen- und Irokesen-Grundstock, die Analyse dreier Mundarten, eine vollständige Sprachlehre, ein Wörterbuch mit Exegese des Huronischen als Muttersprache, und Andachtsübungen zum Gebrauche der Bekehrten. Gelegentlich wurden die Glaubensmänner und ihre Begleiter auch Erforscher des Westens; die Ersten, welche den Oberen-(Lake Superior) und Michigan-See besucht und das große Wasserbecken des Inneren von Nordamerika studirt; während Marquette, der Gründer der Huronen-Mission auf Michilimackinak, seinen Namen durch die Erforschung des gewaltigen Mississippi mit unsterblichem Ruhm umgeben hat.

Neuntes Kapitel.

Die Irokesen-Mission.

Die Barfüßer entwerfen eine Irokesen-Mission. — Einer derselben, P. Poulain, in Gefangenschaft. — Huronenkrieg. — Gefangenschaft P. Jogues. — Sein Entkommen. — Güte der Holländer. — Gefangenschaft des P. Bressani. — Seine Auslösung. — Friede. — P. Jogues geht als Gesandte zu den Mohawks. — Er führt die Unterhandlungen zu Ende. — Er gründet die Mission. — Sein glorreicher Tod.

In der Geschichte der Huronen-Mission haben wir schon häufig die Irokesen genannt, eine Verbindung von fünf Völkern im Staate New-York, die unversöhnlichen Feinde der Huronen, Algonquins und der Franzosen in Canada. In Abstammung, Sitten und Sprache ähneln sie den Wyandots: ihr unterscheidender Name war „Hotinnonsionni" oder „die vollständige Hütte." Die Franzosen gaben diesen beiden Stämmen zuerst den Namen Hiroquais, von einem in ihren Reden gebräuchlichen Worte und ihrem gewöhnlichen Schrei [1]). Die Wyandots jedoch erhielten bald den Beinamen „Huronen," und der Ausdruck „Irokesen" (Iroquois) ward ausschließlich den Fünf Nationen beigelegt. Als der große Champlain sich mit ihren Feinden verbündete, bevor Quebeck befestigt war, da erfolgte ein Krieg, welcher die ganze frühere Geschichte Canada's einnimmt — ein Krieg, der die berühmtesten Missionen des Nordens vernichtete — ein Krieg, der den Weg des Evangeliums zu den Hütten der Irokesen für immer abzusperren schien. So war es aber nicht die Absicht des Allmächtigen, welcher Menschenleidenschaft und Menschen-

---

[1]) Hiro schloß jede Rede, gleich dem Dixi der Lateiner; Kouai war ein Schrei der Warnung oder Waffenruf.

irrthum ungesehen und unvermerkt zur Glorie seiner Kirche selber beitragen läßt.

Jene apostolischen Männer, so die canadische Mission gegründet, sehnten sich nach der Bekehrung auch dieser Römer des Westens. Ein Barfüßer-Pater, Wilhelm Poulain, war Gefangener in ihren Händen im Jahre 1621, an den Stromschnellen von St. Louis, und tröstete sich für seine Leiden mit dem Glaubensunterrichte, den er einigen Gefangenen der Irokesen ertheilte, in der Hoffnung eines Tags deren Hütten zu besuchen. Als die Jesuiten zur Unterstützung der Barfüßer kamen, beschloß man, daß einige Huronen-Missionäre über den Niagara setzen und eine Mission unter den Senecas gründen sollten; aber der Tod von P. Viel und späteres Mißgeschick in der Colonie verhinderten die Ausführung dieses Plans. Bei'm Friedensschlusse (Champlain bewirkte ihn im Jahre 1627) war Bruder Gervase Mohier bereit, mit den canadischen Abgesandten an den Mohahk (**Mohawk**) zu gehen: derweil er noch des Superiors Genehmigung abwartete, entging er dem grausamen Tode, welcher die Friedensboten ereilte.

Von dieser Zeit an, manche lange Jahre hindurch, lag eine Irokesen-Mission nur noch im Reich der Träume; und als sie endlich doch gegründet war, da wollte man ihrer Wirklichkeit kaum Glauben schenken.

Der Krieg der Irokesen gegen die Indianer von Canada hatte nicht auch die Franzosen betroffen; aber bei der Auslieferung einiger Gefangenen im Jahre 1640 gab es einen Zusammenstoß, der die Mohahks in Wuth versetzte und zu einem völligen Wechsel ihres Benehmens führte. Von nun an, erklärten sie, sollten Franzosen und Huronen gleich behandelt werden, und Kriegsbanden besetzten alle Wasser-Verbindungen des Nordens, bereit,

beide ihre Krallen fühlen zu lassen. Die Huronen-Missionäre geriethen dadurch in eine Lage großen Mangels, und im Jahre 1642 machten sich die PP. Jogues und Raymbaut, welche eben das Kreuz in Michigan aufgepflanzt, nach Quebeck auf den Weg, wohl der Gefahr sich bewußt, aber bereit, ihr entgegen zu gehen.

Sie erreichten mit ihrem Indianertrupp Quebeck in Sicherheit; Jogues entledigte sich seiner vielerlei Aufträge, und man trat die Rückreise an. Gott befohlen zogen sie dahin und entdeckten nach zwei Tagen eine frische Pfadspur am Ufer. Ungewiß, ob sie von einer freundlichen oder feindlichen Partie war, beorderte Ahasistari, der Anführer der Huronen, in allzugroßem Vertrauen auf seine Anzahl, die Geleitsmannschaft gerade in die Mitte eines Hinterhalts. Eine Salve vom nächsten Ufer durchlöcherte ihre Canoes und enthüllte die Gefahr. Die Huronen eilten an's Land. Der Missionär, nachdem er so lange verweilt, um einen Verwundeten in seinem Canoe zu taufen, folgte den Flüchtlingen, fand sich aber bald allein auf der Uferbank, während von fern der Lärm der Verfolger und Verfolgten an sein Ohr schlug. Er hätte wohl fliehen können; aber durfte er, ein Diener Christi, die Verwundeten und Sterbenden verlassen? Während er sich umsah, erblickte er mehrere Gefangene in der Obhuth weniger Mohahks, ging auf sie zu und ergab sich. Ahasistari mit dem Franzosen Couture hatte einen Theil der Leute in Sicherheit gebracht; da er aber den Missionär nicht fand, kehrte er zurück, um sein Loos zu theilen, wie er zu thun geschworen hatte: eine Hingebung, wie sie nur ein gottgeweihtes Dasein einflößen konnte.

Als die Verfolgung vorüber war, sammelten sich die Mohahk-Krieger allmälig um ihre Gefangenen. Außer

nen = Miſ=
Mangels,
gues und
gepflanzt,
bewußt,

uebeck in
Aufträge,
zogen ſie
he Pfad=
hen oder
Anführer
Anzahl,
Hinter=
rte ihre
n eilten
verweilt,
, folgte
er Ufer=
nd Ver=
können;
ten und
lickte er
s, ging
anzoſen
ebracht;
ück, um
hatte:
Daſein

ſich die
Außer



P. ISAK JOGUES, S.J.

Gründer der Irokesen Mission.

getödtet 18 October 1646

P. Jogues und dem braven Couture war auch René Goupil dabei, vormals ein Novize, nun ein donné der Mission [1]), ein Mann, der sich ohne Hoffnung irdischer Belohnung in den Dienst der Patres begeben hatte. Ahasistari und neunzehn andere Huronen vollendeten die Gruppe. Die Marter begann. Couture hatte einen Häuptling getödtet; er ward nun entkleidet, geschlagen und verstümmelt, P. Jogues, der ihn tröstete, wüthend angefallen und geschlagen, bis er ohnmächtig hinstürzte: denn sie fielen wie die Wölfe über ihn her, rissen ihm die Nägel aus und nagten die Finger bis auf den Knochen ab.

Verfolgung ahnend, zogen die Sieger nun hastig nach ihrem Dorfe ab, auf eiligem Marsch durch die Waldöden ihre Gefangenen mit sich schleppend, alle mit Wunden bedeckt, von Hunger, Hitze und nimmer endender Grausamkeit leidend, mit immer frisch geöffneten Wundmalen, Pfriemen in ihrem Fleisch, mit ausgerauftem Bart und Haare. Während sie über den Champlain-See fuhren, tauchte ein anderer Trupp auf: nun ward auf einer Insel gelandet, ein Schaffot errichtet, eine doppelte Linie gebildet; die Gefangenen, mit Jogues am Schlusse, mußten hintereinander durchlaufen, während es Schläge regnete. Der fromme Gottesmann sank zu Boden unter den Keulen und Eisenruthen. „Gott allein," ruft er aus, „um dessen Liebe und Verherrlichung es süß und glorreich ist, zu leiden, weiß welche Grausamkeiten sie damals an meinem armen

---

[1]) Diese donnés oder „Geschenkte Leute" waren den Franciskaner- wie den Jesuiten-Missionen beigegeben. Manche derselben wurden später in Canada und sonst hervorragend im Missionswerke; wir erwähnen nur Couture, Le Coq, Le Moyne, Douay.

Leibe verübten.“ Zum Blutgerüste geschleppt, ward er abermals wund geschlagen und gebrannt; seine kaum sich schließenden Wunden klafften auf's neue, seine noch übrigen Nägel wurden beinahe alle ausgerissen und die Hände so ausgerenkt, daß sie nie wieder ihre natürliche Bildung annahmen. Unter all diesen Prüfungen blieb der gute Glaubensbote lautlos; sein eigner Schmerz verstummte vor dem Kummer um seine Genossen im Unglücke und um die Huronenkirche, deren älteste Mitglieder nun auf ihrem Todesgange waren.

Ein neuer Trupp am Champlain-See brachte neue Grausamkeiten. Sie verließen nun den Georg-See, traten die Fußreise an und kamen am 14. August an das erste Mohahkdorf [1]). Der Freudenschrei der Krieger, wie sie aus Waldestiefe auftauchten, ward im Dorfe beantwortet, das nun herausströmte, die Gefangenen in Empfang zu nehmen. Wieder Spießruthenlauf — „dieser schmale Pfad zum Paradiese,“ wieder Keulen und Eisenstäbe, wieder das Martergerüste, wo neue Grausamkeiten ihrer harren! Des Missionärs linker Daumen ward von einem Algonquin-Sclaven abgehackt; eben so René's rechter, vermittelst einer Muschelschale. Keiner entging der Qual. Die Nacht brachte keine Linderung. An den Boden gefesselt, mit ausgespannten Armen und Beinen, wanden sie sich vergebens, um den glühenden Kohlen zu entgehen, welche die Kinder auf sie warfen.

---

[1]) Die Franzosen nannten diesen Stamm: Aguiers. Ihr eigner Name ist: Kajinkahaga oder Ganniegehaga, d. h. Bär. Die Algonquins übersetzten das Wort in Maquaa, Mahakwa; die Holländer und Engländer machten daraus „Mohawk.“ Bruyas Dictionary, M. S.

Noch in zwei andere Dörfer geführt, ward ihnen überall gleiche Behandlung; auf dem Blutgerüste im dritten standen bereits die gefangenen Huronen, darunter mehre Catechumenen. Der Glaubensbote trat zu ihnen, er hörte die Christen Beichte, andere bereitete er zur Taufe; aber wehe! selbst Gefangener, konnte er sich keinen Tropfen Wasser verschaffen. Da ging just ein Indianer vorüber und warf einen Maisstengel nach ihm: es war Morgen, seine breiten Blätter blitzten im Thaue. Die kostbaren Tropfen mit der Hand auffangend, tauft er zwei zur Stelle, und wie sie das Schaffot verlassen, bei'm Ueberschreiten eines Wässerchens, noch einen dritten. Der Anfang der Mission am Mohahk!

Eine Rathsversammlung der Sachems beschloß den Tod Aller; bei weiterer Ueberlegung wurden die gefangenen Franzosen aufgespart, und von den Huronen nur drei für den Marterpfahl ausgewählt. Eustach Ahasistari, Pauli und Stephan waren es, die mit der herkömmlichen Barbarei in den drei Dörfern des Stammes den Martertod erfuhren. Couture ward adoptirt; P. Jogues und René, um welche sich Niemand mehr kümmerte, verfielen in eine Art kindischen Unvermögens, worunter sie beinah erlagen. Vergebens schossen die barmherzigen Holländer in Fort Oranien eine Summe Geldes zusammen und sandten Arendt Van Curler, um sie auszulösen; die Indianer gaben ausweichende Antworten und trügerische Versprechen. Bald darauf kam eine Kriegsbande zurück, welche bei einem Anfall auf die Franzosen mit Verlust zurückgeworfen worden. Durch die Niederlage bis zur Raserei aufgestachelt, athmete der ganze Stamm nun nichts als blutige Drohungen; Jogues, in Furcht vor ihren Gewalthätigkeiten, nahm René auf die Seite in ein kleines Gehölz beim Dorfe Andagoron mit.

Aber des jungen Arztes Loos war schon besiegelt. Man hatte ihn auf die Stirne eines Kindes das Kreuz machen sehen, und da die Mohahks von holländischer Bekanntschaft her wußten, das Kreuzeszeichen sei kein gutes Zeichen, beschloß man René's Tod. Jogues und René kehrten eben, nach langen und heißen Gebeten, zum Dorfe zurück; da trafen sie schon unterwegs zwei Boten mit dem Befehl augenblicklicher Rückkehr. Den sichern Tod vor Augen, begannen sie ihre Rosenkränze zu beten und waren gerade bis an das Spitzpfahlwerk des Dorfes gekommen, als einer der Boten sein Tomahawk schwang und es tief in Goupil's Schädel begrub. — Der Name Jesu war sein letzter Laut! Jogues, welcher ihn kurz zuvor in die geistliche Gesellschaft aufgenommen, kniete bei ihm nieder, sein Loos zu theilen, ward aber hinweggerissen und sah des geliebten Bruders Opfertod durch wiederholte Schläge vollbracht, welche den Geist aus seinem verstümmelten Kerker erlösten[1]).

Mit Lebensgefahr suchte er sich andern Tags des Leichnams zu versichern, um ihn zu begraben; aber er kam ihm abhanden, und erst im folgenden Frühjahr fand er ihn wieder — ein gebleichtes und zerbrochenes Gebein.

Nun einsam und allein unter den Mohahks, widmete Jogues seine freie Zeit dem geistlichen Troste der in den Dörfern zerstreut lebenden Huronen-Gefangenen. Der Mohahk-Dialect war so verschieden vom huronischen, daß er mit den Eingebornen unmöglich verkehren konnte; und

---

[1]) René Goupil, von Allen nur „der gute René," genannt, war aus Angers und zum Arzt gebildet. Später Jesuit, bot er sich bei gebrochener Gesundheit der Canada-Mission als donné an. Jogues nennt ihn „einen Märtyrer, nicht nur des Gehorsams, sondern auch des Glaubens und des Kreuzes."

in täglicher Todeserwartung, ohne Schreibmaterial, erachtete er es für nutzlos, eine Vergleichung beider Mundarten zu versuchen. Als Sclave zu ihren Jagdgründen mitgeführt, zog er sich viel schlimme Behandlung und Todesdrohungen durch sein beharrliches Weigern gegen Berührung von Nahrung zu, welche sie ihrem Götzen Aireskoi geweiht, gleicherweise durch sein beständiges Gebet vor einem rohen Kreuze, das in einen stattlichen Baum eingeschnitten war. Nach gethaner Arbeit schweifte er gewöhnlich im Walde herum, sang Psalmen aus der Erinnerung und schnitt den Namen Jesu in die Bäume, um das Land für Ihn einweihend in Besitz zu nehmen. Mit erlegtem Wild beladen, ging's dann wieder in's Dorf zurück, um dort, abgemattet und erschöpft, neue schnöde Hundearbeit zu beginnen.

Bei alledem erlernte er allmälig die Sprache seiner Herrn, war im Stand, sich zu unterhalten, und die Sachems bekamen bald auch Achtung vor ihm. Den guten Eindruck benützend, machte er seine Besuche in den andern Dörfern, taufte Kinder in Todesgefahr, belehrte die Kranken und spendete die göttlichen Heilsmittel, wo nur immer die Gnade Eingang finden mochte. Vor allem brachte er den unglücklichen Kriegsgefangenen, so oft deren ankamen, Hilfe und geistlichen Beistand, bisweilen mitten unter den Flammen, denn er blieb auf dem Todesweg immer an ihrer Seite. Bald nahm er sich voll Ergebung zu Gemüthe, daß dies die Sendung sei, welche der Allmächtige ihm zugewiesen, da alle Bemühungen der Holländer, sowie seiner eigenen Landsleute und der Sokoki-Indianer Behufs seiner Befreiung fehlgeschlagen. Wunderbarer Weise war bereits seines Lebens geschont worden, und wunderbar ward es fortwährend erhalten, trotz den

vielen Versuchen, dies arme Dasein von des Lebens Tafel wegzutilgen.

Verschiedene Male betrat er mit Indianerbanden die holländische Niederlassung Rensselaerswyck[1]), machte aber keinen Versuch zur Flucht. Hier war es, wo er im August 1643 in zierlichem Latein und in Form eines Briefs an seinen Provincial die Geschichte seiner Gefangenschaft und Leiden abfaßte, eines der köstlichsten Zeugnisse jener Zeit, ein Document voll rührender Einfalt und nicht ohne Erhabenheit. Nachdem er es vollendet hatte, ging er an das Ufer des Hudson, um zu fischen; bei seiner Rückkehr warnten ihn die Holländer im Dorfe und boten ihm die Mittel zur Flucht, denn die Mohahks, welche eben vor Fort Richelieu abgeschlagen worden, hatten Todesdrohungen gegen ihn verlauten lassen. Jogues zauderte — seine Mission hieß Mohahk; erst nach einer Nacht des Gebetes willigte er ein. In der folgenden Nacht erhob er sich aus der Schaar seiner schlafenden Wächter und stahl sich behutsamen Schrittes aus dem Schuppen, wo sie ihr Quartier aufgeschlagen; aber schon bei den ersten Athemzügen der Freiheit fielen ihn die Indianerhunde an, bissen ihn heftig und weckten ihre Herrn mit ihrem Gebell. Nun mußte er umkehren und streckte sich hoffnungslos wieder nieder; doch die Indianer fielen nochmals in Schlaf, und gegen Tages Anbruch stand er auf und erreichte den Fluß, wo ein Boot bereit lag; nach harter Anstrengung gewann er das Fahrzeug im Strom, wo man ihn verbarg und wegstaute.

Wie die Mohahks seine Flucht entdeckten, da brach

---

[1]) Das heutige Albany, Hauptstadt des Staats New-York.

ihre Wuth wieder in hellen Flammen aus, da stürmten sie in die holländische Niederlassung, da schwangen sie die Tomahawks in der Luft und begehrten ihren Gefangenen heraus. Van Curler war ein Mann von Wort und blieb fest; als jedoch die Indianer in voller Raserei die Ansiedlung zu zerstören drohten, setzten die Holländer ihren Gast wieder an's Land, bereit ihn auszuliefern, wenn äußerste Noth sie dazu zwänge, und wie zu thun in seinem Opfermuthe Jogues sie selber anflehte. Im Schiffe und am Lande war er in engem Gewahrsam und litt viel durch schlechte Luft und Vernachläßigung; aber der holländische Commandant hielt doch männlich aus: die Indianer wurden endlich durch Geschenke besänftigt und Jogues sofort nach Neu-Amsterdam (heute New-York) geführt; hier erfuhr er große Güte und ward ihm freundlichste Aufnahme vom Statthalter Kieft und von Dominie Megapolensis, seinem beständigen Wohlthäter, worauf er im November 1643 nach Europa heimsegelte.

Seine Sendung am Mohahk hatte siebenzig Taufakte nebst vielfacher Ablegung von Glaubensbekenntnissen bewirkt. Sogar in Neu-Amsterdam traf er zwei Katholiken und hörte den einen, einen Irländer, Beichte.

Wir lassen ihn auf seinem Weg über den Atlantischen Ocean und kehren an den St. Laurentius zurück. Im April 1644 eilte eine Huronen-Flotille westwärts; sie trug auch P. Franz Joseph Bressani, der seinen Brüdern droben Lebensmittel brachte. Kriegerbanden der Irokesen umschwärmten den Weg, und bei Fort Richelieu, auf St. Peter's-See, geschah der Angriff. Die Huronen wurden geworfen, und Bressani, nachdem er einen seiner Gefährten vor seinen Augen auffressen gesehen, ward mit den Uebrigen eilig den Sorel-Fluß hinauf, dann durch den

Champlain-See geführt; fort ging's dann auf dem rauhen, felsigen Pfad, den sein Vorgänger Jogues schon betreten, dem Mohahk zu.

In einem Fischerdorf am obern Hudson begann die Marter. Schon bei dem schrecklichen wohlbekannten „Gasse-Laufen" ward Bressani beinahe zerquetscht; dann kamen erst die „Liebkosungen," wie sie es nannten, auf dem Gerüste: sie waren derart, daß er bald nur noch ein lebendes Wundmal vorstellte. Mehrere Finger waren ihm abgeschnitten, eine Hand aufgeschlissen, sechsundzwanzig Schnitt- und Brandwunden an Händen und Füßen überhaupt. Einstimmiges Geschrei verlangt seinen Tod; er wird in's erste Mohahkdorf abgeführt, hier die andere Hand aufgeschlitzt; nach abermaligem Spießruthenlauf wird er in Ketten an den Füßen aufgehängt, dann beinahe splitternackt an die Erde festgebunden und Atzung auf seinen Leib gelegt — die hungrigen Indianerhunde verzehren sie auf dieser Stelle, bis er von ihren Zähnen halb zerfleischt ist! Genug, und schon zu viel! —

Seine Wunden, nie gepflegt, welches Ende mußten sie nehmen! Unfähig, die Hände zu gebrauchen, wäre er sicher Hungers gestorben, ohne die spärlichen Bissen, die ihm Einige reichten. Er ging buchstäblich als wandelnder Leichnam herum, ein lebender Tod! Bald ein Gegenstand des Abscheus, ward er einem alten Weibe übergeben, welches von Mitleid bewegt ihn im August den Holländern verkaufte. Diese behandelten ihn gütig, wie früher Jogues, und Statthalter Kieft, dessen Menschlichkeit in diesen Fällen einen sonst zweideutigen Charakter gut macht, sandt ihn nach Europa zurück.

Während eines dreimonatlichen Aufenthalts unter den Irokesen war Bressani's einzige Dienstübung die Taufe

eines Huronen, der, halbgeröstet und ganz entstellt, am Marterpfahl sie begehrte. Für die in Sclaverei Gehaltenen oder Adoptirten war er nicht im Stande, etwas zu thun, denn alle mieden ihn aus Furcht, sich die Rache des Stammes zuzuziehen [1]).

Bald nach Bressani's Entkommen neigte sich die Gesinnung der Mohahks zum Frieden, und die Sachems schickten ihren Gesandten zu den Franzosen. Es war der Häuptling Kiotsaeton; er brachte im Juli 1645 siebenzehn Wampum-Gürtel*) nach Trois Rivières, als Sinnbild eben so vieler freundlicher Vorschläge. Mit allen Ehrenbezeigungen aufgenommen, überreichte er bei dem öffentlichen Empfang jene indianischen Symbole dem französischen Gouverneur. Die PP. Jogues und Bressani, die Opfer der Irokesen-Grausamkeit, waren bei der Zusammenkunft auch zugegen, denn keiner von beiden war länger in Europa geblieben, als die Nothwendigkeit erheischte, zu begierig, auf ihren gefährlichen Posten zurückzukehren! Kiotsaeton entschuldigte den Stamm für die an denselben verübte Barbarei; und obgleich man seinen Beschönigungen keinen Glauben schenkte, waren doch die Franzosen der nahen Friedensaussicht allzufroh, um der Rache oder des Vorwurfs willen in jene Vergangenheit zurückzugreifen, und die Missionäre selbst zeigten es in ihrem Benehmen, daß in ihren Herzen kein Groll Platz habe.

Der Friede kam daher zum Abschluß; die Gesandtschaft reiste nach dem Mohahk ab, um die Genehmigung

---

[1]) Bressani, Relation abrégée, 116—139. — Rel. 1643—4. Creuxius, Hist. Canad. 399.

*) Sieh Anhang.

des Vertrags einzuholen, und der Superior der Missionen trug sich mit einer neuen Sendung unter jenem Stamme. „Wir haben sie die Mission der Märtyrer genannt," spricht er, „und mit gutem Grund, indem wir sie in Mitten Jener gründen, welche die Arbeiter im Weinberge des Herrn schon so viel erdulden ließen, und unter welchen großes Leiden und Ungemach noch ferner zu erwarten stehen. Der gute René Goupil hat den Tod unter ihnen bereits gefunden; und wenn man Schlüsse auf Wahrscheinlichkeiten bauen darf, so kann man nur glauben, daß unsere Pläne gegen das Reich des Satan keine Früchte tragen werden, ehe das Blut auch noch anderer Märtyrer den Boden getränkt hat."

Zu dieser Gründung wählte er, unter einstimmigem Beifall seiner Räthe, Einen aus, den das Oberhaupt der Kirche noch bei seinem Leben mit dem Titel eines Märtyrers geschmückt; denn als man sich an Innocenz XI. um eine Dispensation wandte, auf daß P. Jogues mit seinen verstümmelten Händen Messe lesen könne, gewährte er solche mit dem Ausruf: „Das wäre ungerecht, daß ein Märtyrer Christi Christi Blut nicht sollte trinken dürfen"[1])!

Von Montreal aus aufgeboten, bereitete sich der furchtlose Jogues mit Sieur Bourdon zur Mohahtfahrt, weniger als Glaubens-, denn als Staatsbote. Er legte sogar sein geistliches Gewand ab, denn ein Algonquin-Häuptling drang darauf, indem er sagte: „Nichts ist im Anfang mehr abstoßend, als diese eure Lehre — denn sie scheint ja alles auszurotten, was dem Menschen das Liebste ist; und da euer langer Rock sie so gut predigt, als eure Lippen, so wäre es besser, Ihr ginget im kurzen."

---

[1]) „Indignum esse Christi martyrem Christi non bibere sanguinem."

Am 16. Mai 1646 traten sie die Reise an; an demselben Tage nahm auch ein öffentliches Gebet für ihre glückliche Rückkehr seinen Anfang. Sie fuhren den Sorel hinauf, glitten zwischen den reizenden Inseln des Champlain-Sees, der Scene früherer Leiden, dahin, erreichten den Tragplatz des Sees Andiatarocte (heute Lake George) am Vorabend des heil. Fronleichnamstags und nannten ihn daher „Lac Saint Sacrament“[1]). Den Hudson hinabtreibend, erreichten sie Fort Oranien, von wo Jogues, nachdem er seinen gütigen Freunden gedankt, nach dem ersten Mohahkdorf, Namens Onewyiure, sich begab. Die französische Gesandschaft ward freudig empfangen, und die Geschenke, welche P. Jogues in indischem Style überreichte, wurden in gleicher Anzahl erwiedert. Der Friede war somit ratificirt, und nachdem der Missionär der Familie dieses Stammes, „dem Wolf“[2]), ein Geschenk übergeben, überschickte er ein anderes den Sachems von Onendaga durch einige ihrer eben anwesenden Krieger, um den Franzosen den Weg auch in jenen Canton zu eröffnen.

Das Indianer-Geleite drängte nun zur Abreise, und man trat sie an, nachdem die Mohahks einen Glaubensboten sich ausgebeten hatten. Angenehm und sicher war

---

[1]) Welcher Leser Coopers erinnert sich nicht des „Glimmerspiegels — Horican“ im „Letzten Mohikaner?“ Nach unserem Autor soll aber Horicon nur ein Druckfehler, statt Hirocoi, auf einer alten Landeskarte, und der Irokesenname fälschlich dem See beigelegt worden sein. Anmerk. d. Uebers.

[2]) Der Irokesenstamm theilte sich in drei Sippen: Schildkröte, Wolf und Bär. Es gab da seltsame Bestimmungen bezüglich der Abkunft und der Zwischenheirathen von Gliedern dieser Volksfamilien.

die Rückfahrt nach Quebeck. Ihre Ankunft erfüllte alles mit Freude; nach wenigen Tagen der Ruhe bereitete der Missionär sich schon zur Rückkehr an den Mohahk vor, als ein neues Hemmniß sich zeigte. Kriegsgerüchte kamen in Umlauf; doch noch vor dem Schlusse Septembers bahnte sich das Canoe, welches nunmehr einen Abgesandten des Himmels trug, seinen Weg nach dem Herzen des gegenwärtigen „Reichs-Staates" (New-York).

Doch war er nicht ohne eine gewisse Vorahnung der Schluß-Scene. „Ibo et non redibo" lauten die prophetischen Worte seines letzten Briefs: Ich werde gehn und nicht zurückkehren." Eine Anzahl Huronen gab ihm das Geleit, aber als sie dem Mohahkland sich näherten, verließen sie ihn einer um den andern. Zauderte er? Nein! als ächter Missionär durfte er ein Ding wie Todesfurcht nicht kennen. Mit nur Einem treuen Franzosen, Jean Lalande, ging er vorwärts. „Ich würde zu glücklich sein," hatte er gesagt, „wenn Unser Herr mich würdigte, mein Opfer da zu vollenden, wo Er es begonnen, und wenn Er mein Paar in diesem Lande vergossenen Blutstropfen zum Handgeld dessen machen möchte, was ich aus jeder Ader meines Leibs und Herzes fürder Ihm zu geben bereit bin."

Sie arbeiteten sich mühsam weiter; aber kaum waren sie auf die erste Mohahkbande gestoßen, als auch die allerschlimmsten Befürchtungen sich zu verwirklichen schienen. Schon der erste Blick zeigte den Umschlag im Rath der Irokesen. Die Bande trug Kriegerschmuck und Kriegsmalerei. Mit einem Freudenschrei bei seinem Anblick stürzten sie auf des Missionärs geringes Geleite, beraubten und banden es, und heimwärts ging's nun!

Am 17. October 1646 betrat P. Jogues abermals Gandawagué, den Ort seiner früheren Gefangenschaft.

Nicht als gewöhnlicher Kriegsgefangener ward er behandelt: als Hexenmeister sollte er den Tod erleiden; denn sie schrieben seinem (von der vorigen Reise zurückgelassenen) Koffer mit den geistlichen Gewanden und dem Altargeschirr die pestartige Seuche, welche ihre Hütten, und die Raupenunzahl, welche ihre Pflanzungen heimsuchte, zu. Wie er in's Dorf kam, da gab es Faust- und Knüttelschläge, mit Todesdrohungen vermischt. „Morgen sollst Du sterben! Fürchte dich nicht! Verbrannt sollst du nicht werden," riefen sie; „Ihr sollt beide unter unsern Beilen sterben, und eure Köpfe sollen auf die Pallisaden gesteckt werden, auf daß eure Brüder, wann wir sie gefangen einbringen, dieselben sehen können."

Umsonst war P. Jogues Bestreben, ihnen die Ungerechtigkeit der Behandlung Seiner, als eines Feindes, zu zeigen. Gegen alle Vernunftgründe taub, begannen sie die Schlächterei, indem sie ihm Fleisch von Armen und vom Rücken abschnitten und schrien: „Laß uns sehen, ob dies weiße Fleisch das eines Zauberers ist!" „Ich bin ein Mensch, gerade wie Ihr," erwiederte der unerschrockene Bekenner Christi, „obschon ich den Tod und eure Martern nicht fürchte. Ich weiß nicht, weshalb Ihr mir das Leben nehmt. Ich bin in euer Land gekommen, um den Frieden zu erhalten und das Volk zu bestärken und ihm den Weg zum Himmel zu zeigen, und Ihr begegnet mir gleich einem Hunde. Fürchtet die Rache des Herrn des Lebens!"

Aber sein Loos war trotz der Marter noch nicht besiegelt. Man führte ihn in eine Hütte der Wolf-Familie ab, und ließ sein Schicksal eine Zeitlang unentschieden. Es trat ein Rath der Sippschaftshäupter zusammen: die Bärensippe schrie nach seinem Blut; aber Wolf und Schildkröte widersetzten sich dem standhaft, und der Be-

schluß fiel: seines Lebens zu schonen. Doch es war zu spät. Während der Rath in der Nacht saß, kamen welche von den Bären und luden ihn zum Abendessen ein; er stand auf, um zu folgen; aber kaum hatte sein Schatten die Thüre seines verrätherischen Wirthes verdunkelt, als ein innerhalb versteckter Indianer vorwärts sprang und mit einem einzigen Schlage ihn leblos zu Boden streckte. Der edelmüthige Arm von Kiotsaeton hatte sich zu seiner Deckung erhoben, hielt aber, obschon tief verwundet, den Schlag nicht auf. Pater Isak war tödtlich getroffen, sein schweres Missionärwerk zu Ende! Sein Begleiter theilte sein Loos — und die aufgehende Sonne sah ihre Häupter hoch herabschauen von der nördlichen Spitzpfahlwand, während ihre Leiber in den nahen Strom geschleudert wurden [1]).

Er war Gründer der Mohahk-Mission; aber weniger sein Wirken, als sein Leiden, gibt ihm eine Stelle in ihren Annalen. Seine Briefe sind sein edelstes Denkmal: in ihnen sehen wir jene tiefgewurzelte und weiche Frömmigkeit, jene schwärmerische Andacht zu Unserm Herrn, besonders in dem Gedächtnißmahl seiner Liebe, jene Hingebung an das Kreuz, jenes felsenfeste Vertrauen auf die Vaterhand des Allmächtigen, und die unbedingt gehorsame und engelreine Anhänglichkeit an seine heilige Mutter, die Kirche, welche diesen ihren Sohn geschmückt haben. Nach seinem Tode wurden ihm Wunder zugeschrieben und gehörig beglaubigt; und die Glaubensboten, denen es, in späteren Tagen so gut ward, an

[1]) Man nimmt dafür gewöhnlich den Mohahk an, aber wahrscheinlicher war es der Bach Caughnawaga, an dem das Dorf lag.

der Stelle seines glorreichen Todes eine glühende Kirchengemeine erstehen und dieselbe jene heilige Jungfrau, Catharina Tegahkwita, aufweisen zu sehen — *sie* schrieben solche Wunder der Gnade einzig *seinem Blute* zu[1]).

---

[1]) Jogues Briefe, New-York Hist. Coll. II. III. — Alegambe, Mortes Illustres, p. 616. — Tanner, Societas Militans, p. 511. — Buteux, Narré de la Prise de Père Jogues, MS. — Relations, 1642—3—6—7.

Isak Jogues, geboren d. 10. Januar 1607 in Orleans. Aus einer, noch vorhandenen, hochachtbaren Familie, zeichnete er sich schon in der Kindheit durch Frömmigkeit aus; am Schlusse seiner Studien trat er zu Rouen im Jahre 1624 in den Orden Jesu. Voll Missionseifer bewarb er sich um die Stelle in Aethiopien, ward aber seiner seltenen Fähigkeiten wegen im Lehrfach angestellt. Nach seiner Ordination im Jahre 1636 kam er nach Canada und von da über Miscou und Quebeck nach Huronenland. Seine folgende Laufbahn haben wir schon gegeben; wir wollen nur noch beifügen, daß er auf der Rückfahrt nach Europa an die Küste von England verschlagen und hier völlig ausgeraubt wurde. In Frankreich erregte er bald allgemeine Bewunderung, die Königin Mutter lud ihn nach Hof ein, auch der Papst verkündete sein Lob. Sein Tod erfolgte in Caughnawaga, am 18. Oct. 1646, im Alter von 39 Jahren. In seiner eignen Handschrift ist noch eine Beschreibung von Neu-Niederland und eine Lebensskizze von René Goupil vorhanden. Die erstere ist in die urkundliche Geschichte von New-York aufgenommen. Seine Briefe wurden in Canada gesammelt und herausgegeben. Alles was er schrieb athmet einen Geist glühender Frömmigkeit, freudigen Duldens und starrer Treue gegen die Gelübde und Verpflichtungen seines Ordens.

Zehntes Kapitel.

Die Irokesen-Mission. (Fortsetzung.)

Gefangenschaft von P. Poncet. — Friedensvorschläge — Friedensvertrag. — Le Moyne besucht Onondaga. — Plan einer Mission. — PP. Chaumonot und Dablon. — Ihre Mission in Onondaga. — Deren Erfolg. — Eifersucht der Indianer. — Dablon kehrt zurück. — Le Moyne am Mohahk. — Seine Gefahren und Beschwerden.

Bei P. Jogues Tode brach der Krieg von neuem aus, und die Mohahks mit den stammverwandten Clanen spreiteten, beinahe ohne Widerstand, Verheerung nach allen Seiten. Das Huronenvolk war schon vertilgt, oder auseinander gestoben; gleiches Loos traf die Tionontates; vernichtet waren die Attawandaronks. Ober-Canada ward zur Wüste, und den Ottawa und St. Laurentius entlang zeigten die gelichteten und erschreckten Horden der Algonquins, welche Verluste sie im Strauße erlitten. Der Franzosen war auch nicht geschont worden; ihre Missionäre fielen sammt ihren braunen Bekehrten, und im Jahre 1653 verdunkelte ein schlimmer Umschlag um den andern den Ruhm Frankreichs und erhöhte die Kühnheit der alles besiegenden Irokesen. Quebeck ward belagert; die Leute durften sich nicht herauswagen, um die reife goldene Aernte einzuthun, und die Hungersnoth begann Allen in's Gesicht zu stieren. Eine arme Wittwe klagte trauernd über diese Aussicht. Bewegt von ihrer verlassenen Lage, machte sich P. Joseph Anton Poncet mit einer Handvoll Leute, die seine Aufopferung um ihn schaarte, auf, um ihre Frucht herein zu bringen. Die Irokesen fielen aus dem Hinterhalt über sie her; Poncet und einer seiner Gefährten wurden gefangen, und obgleich heiß verfolgt von seiner Heerde, fort ging es nach dem Mohahk. Jogues und Bressani hatten den Pfad geöffnet; auch Poncet betrat ihn: zwei-

maliges Spießruthenlaufen, Marter und Verstümmelung, Führen durch all' ihre Dörfer!

Allbereits waren jedoch die Mohahks des Krieges müde; um Frieden zu erhalten, stellten sie P. Poncet zurück; doch kehrte er nicht heim, bevor er die Holländer in Fort Oranien besucht und einige Katholiken allda Beichte gehört hatte [1]).

Die Onondagas hatten schon Frieden begehrt, ja sogar Missionäre eingeladen, sich bei ihnen niederzulassen, um sie zu lehren, wie die Huronen gelehrt worden. Beweggründe der Politik verleiteten die westlichen Cantone zu diesem Schritt, denn sie waren nun in einen tödtlichen Kampf mit den Eries (spr. Ehris) verwickelt, dem westlichsten Stamme ihres Grundstocks, welche die Huronen begünstigt.

Bei den stattfindenden Unterhandlungen machte P. Simon Le Moyne, ein alter Huronen-Missionär, welcher bei P. Jogues Tode seinen indischen Namen Wane (spr. Wähn) abgelegt und den von dem ermordeten Jesuiten geführten „Ondessonk" angenommen [2]), den Sprach-

---

[1]) P. Joseph Anton Poncet de la Rivière, geb. in Paris, studirte in Rom. Er war der erste Priester in Montreal und lange Stadtpfarrer in Quebeck. Am Schlusse seiner Missionslaufbahn erst in der Bretagne, dann als Penitentiar der Franzosen in Loretto, starb er als nochmaliger Sendbote des Heils im Jahre 1675 in einem Alter von 65 Jahren auf Martinique.

[2]) Dieser Gebrauch hieß die Auferstehung. So folgte Chaumonot in Brebeufs Namen „Echon" nach. Die Namen der ersten Missionäre wurden somit erbliche Gattungsnamen. Gegenwärtig führt Mr. Marcour in Sault St. Louis den Namen Milets „Tharonhiakanere," der vor zwei Jahrhunderten lebte.

wechsler zwischen Franzosen und Irokesen. Sein Gebahren gewann ihm die Gunst der letzteren, und die Mohahk- und Onondagagesandten vereinten beide ernstlich ihre Bitten, ihn „nach ihren Hütten tragen zu dürfen.“ Den Onondagas wurde willfahrt, den Mohahks ward das Versprechen baldigen Besuchs.

Merkwürdiger Umschwung der Dinge! Das ganze Land schien plötzlich dem Wort Gottes offen zu stehen. Durch Fehlschlag niemals abgeschreckt, wie begierig waren die Jesuiten, zur Bekehrung jener Stämme zu fliegen, die ihre Huronen-Neophyten hingeschlachtet, die mit teuflischem Haß ihre heiligsten Gottesmänner gemordet! — Nochmaliger Plan einer Irokesen-Mission. Am 2. Juli 1653 brach Le Moyne von Quebeck auf, arbeitete sich über Montreal hinaus und kam, Erster, durch den reißenden Strom bis zum jenseitigen See, der, wie ein Meer hinter den tausend Inseln sich öffnet (Ontario). Zwischen diesen Eilanden hindurchgleitend, von denen aufgescheuchte Musethiere sich in's Wasser stürzten, und die südliche Küste haltend, erreichte er endlich die Mündung des Oswego.

In einem Fischerdorf begann hier seine Mission: gefangene Huronen verlangten seine Dienste, und mit jedem Schritte heiterten bekannte Gesichter sich bei dem Anblicke des Schwarzrocks auf, welcher so oft in ihren Geburtsdörfern das Wort Gottes verkündet hatte.

Le Moyne, ein lang adoptirter Indianer, betrat das große Dorf Onondaga nach der Sitte des rothen Mannes, indem er schon eine Meile vor dem Orte eine wohlgesetzte Rede begann, in welcher er ihre Sachems und Häuptlinge aufzählte, und jedem derselben sein Theil Ruhm zukommen ließ. Seine Aufnahme war feierlich, und pomphaft die öffentliche Aufwartung, bei welcher er die Geschenke

des französischen Gouverneurs überreichte, zum Frieden ermahnte, und absonderlich zur Annahme des Glaubens, dessen Botschafter er war. Die Geschenke wurden angenommen, und die Sachems von Onondaga luden durch symbolische Wampumgürtel die Franzosen zur Erbauung eines Hauses am See Ontario ein. Als er die Staatsgeschäfte abgemacht, begann er seine geistliche Sendung.

Es blieben nur noch die gefangenen Huronen zu trösten, und ihnen das lang vermißte Glück der Abwaschung in den Wassern der Buße zu spenden. Auf allen Seiten gab es auch Kinder zu taufen und sogar Erwachsene, welche von frommen Huronen den Unterricht empfangen hatten deren nicht weniger als tausend hier in Gefangenschaft lebten. Er taufte auch einen Häuptling, der eben gegen die Eries in's Feld zu ziehen bereit war. Vergebens suchte der kluge Gottesmann dessen Taufe bis zu seinem nächsten Besuche zu verschieben. „Bruder," rief der Verlangende aus, „wenn ich den Glauben habe, kann ich nicht heut auch ein Christ sein? Kannst Du dem Tode gebieten, daß sein Pfeil, wenn er einmal fliegt und singt, mich nicht treffe gegen deinen Willen? Werden die Speere des Feindes gegen mich ihre Spitze verlieren? Soll ich bei jedem Schritt im Gefechte jene Hölle mehr fürchten müssen, als den Tod? Taufest Du mich nicht, so hab' ich fürder kein Herz mehr. Taufe mich! Ich will nun einmal als Christ leben und sterben." Solchem Drängen konnte Le Moyne nicht wiederstehen; er gab ihm den nothwendigen weiteren Unterricht und taufte ihn unter dem Namen Johann Baptist. Des andern Tags traten Beide ihre auseinanderlaufende Bahn an. An dem halb getrockneten Becken des Onondaga-Sees machte P. Le Moyne Halt, um die Salzquelle zu versuchen, obschon ihm

die Indianer von darin lauernden Teufeln erzählt, dann reiste er nach Quebeck weiter, welches er am 11. September zur Freude der noch eingesperrten Bewohner erreichte, welche nun wenigstens den Frieden für gesichert und aufrichtig hielten. Von einem Aeußersten zum andern übergehend, überließen sie sich dem Frohlocken, und die Ansiedlung von Onondaga ward nun ein Gegenstand des Tagsgesprächs.

Die Männer von Quebeck verlangte es, die ersten Pioniere zu werden, und mit Spannung harrten sie der nächsten Gesandtschaft von Onondaga. Endlich im folgenden Sommer kam Johann Baptist, unverletzt aus dem Erie-Krieg, daher, brachte zahlreiche Geschenke, begehrte nochmals eine Franzosen-Colonie und auch Untertützung im Kampf mit den Eries, und bot den Schwarzröcken die reizendste Stelle im Canton Onondaga an, indem er zugleich ihre Reisemühsale zu erleichtern versprach.

Nun konnte kein Zweifel mehr übrig bleiben. Die Missionäre bereiteten sich Augenblicks. Die PP. René Menard und Claude Dablon waren des Superiors Erwählte, um zuerst unter dem Friedensbaume zu sitzen, „der so hoch über alle Waldbäume sich erhob, daß Völker ihn von ferne sehen konnten;“ aber Menard ward durch den enthusiastischen Chaumonot ersetzt, welcher, der tüchtigste Linguist der Gesellschaft, als Dolmetscher de Aufmerksamkeit des Statthalters und der Abgesandtn auf sich gezogen hatte.

Am 19. September fand die Einschiffung der Häuptlinge mit ihrem Glaubensboten Statt, nicht ohne vielfache Besorgniß, denn der Leute Gemüther waren zu schlimmen Vorahnungen gestimmt. Unterweges schon begann die Mission. Das Weib von Johann Baptist, sechs Onon-

dagas und zwei Senecas hatten den Unterricht verlangt. So kam es, daß die Morgen- und Abendgebete auf dem majestätischen Strom von neunzehn Christenstimmen gesungen wurden — Christen theils in der That, theils in der Hoffnung; es waren die Erstlingsfrüchte unter den Irokesen. An Sonntagen ward gelandet, eine einfache Laube errichtet, und unter ihr brachte der Missionär der Wildniß mit aus der Traube unsrer wilden Waldrebe gepreßtem Wein das heilige Meßopfer dar.

Am 29. September — dem Jahrestag von Goupil's Tode — landeten sie an der Mündung des Otihatangué, des heutigen Oswego. Hier ward P. Chaumonot alsbald von den Huronen, wohlbekannten Andenkens, umgeben. Ein Freudenschrei von allen Lippen, ein jauchzendes Rufen des geliebten Namens „Echon!“ Sie fielen ihm um den Hals, umklammerten seine Kniee, flehten um Zuspruch in ihren Hütten. Die Missionäre versammelten die Christen, richteten eine Morgen- und Abendandacht ein und verbrachten die Nacht im Beichtehören. So waren sie ganz von Katholiken umgeben, welche es schon lange nach dem Brode des Lebens gehungert. Daneben stand aber eine andere, niedergeschlagene Gruppe — es waren Heiden, die in den Tagen des Glücks und Stolzes den Schwarzrock mit seinen Lehren verschmäht hatten; heute, da die schwere Hand des Unglücks auf ihnen lag, kamen sie herbei und baten um die Lehre.

Nach kurzem Aufenthalt ging es nach Onondaga weiter. Drei Meilen vom Dorfe wurden sie von Gonaterezon, einem der vornehmsten Sprecher, empfangen und angeredet; ein anderer lud sie zu einem Festmahl ein und ließ in langer Rede sich aus, „daß die Sonne nunmehr in voller Pracht auf das Land scheinen werde.“ Beiden antwortete

Chaumonot huronisch, und mit solcher Leichtigkeit und Zierlichkeit, daß sie zu rauschendem Beifall hingerissen wurden. Alsdann führte man die Gäste mit großem Pomp durch die neugierige Menge nach der für sie in Stand gesetzten Hütte. Während der Nacht kamen Sachems und überreichten Wampumschnüre, und Chaumonot gab seine Antworten an Stelle „Onontio's" (nämlich des General-Statthalters) und „Achiendase's" (d. h. des Superiors der Mission[1]).

Am Sonntage war eine andere geheime Sitzung, wo man über fernere Punkte verhandelte. Die Wilden zeigten nunmehr ein Verlangen, etwas über Frankreich, seine Regierung, seine Gesetze zu erfahren. Chaumonot ergriff die Gelegenheit, und indem er ihnen ausmalte, wie dies Land vor uralter Zeit gewesen, brachte er sie allmälig auf die Geschichte der Erlösung. Sie baten ihn fortzufahren, und so schön erzählte er die Schöpfung und die Hauptereignisse der heiligen Geschichte, daß drei seiner Zuhörer sich unter seine Catechumenen stellten.

Nach Empfang der Abgeordneten von Oneida wurden die Missionäre am 11. November unter großem Volksgedränge nach der für ihr Haus vorgeschlagenen Stelle geführt. Was Schönheit und passende Lage betrifft, war dieser Fleck ganz unübertrefflich. Der See Ganentaa, der heutige Onondaga, breitet sich vor ihm aus und gewährt dem oberhalb liegenden See einen Abfluß, während die Flüßchen, so seine Wasser schwellen, von den verschiedenen Dörfern der verbündeten Stämme herkommen. Ein Strom

[1]) P. Franz Joseph Le Mercier. Zuerst bekam diesen indischen Namen P. Hieron. Lalemant, damals Superior. So erbte er in der letzteren Stelle fort.

süßen Wassers und ein andrer von salzigem brachen aus einem benachbarten Hügel hervor; der ansteigende Grund der Mission war wie der See von Wäldern umschlossen, welche noch in dieser Jahreszeit mit Tropen-Vegetation zu wetteifern schienen und Ueberfülle des Wildes bargen, während die Gewässer von Fischen wimmelten. Hier begann Chaumonot unter der freudigen Menge die Mission, indem er einen armen Erie-Gefangenen taufte, welchen eine Kriegsbande eben zum Pfahl führte.

Der 15. November war der zum feierlichen Empfang der Friedens-Botschafter angesetzte Tag. Nachdem er den Vorabend in Gebet und Anflehung des Himmels verbracht, trat der christliche Redner in den großen Rath der Sachems von Onondaga. Er lenkte ihre Aufmerksamkeit vorerst auf die Wichtigkeit dieser Rathsversammlung, welche größer sei als irgend eine, deren Onondaga jemals Zeuge gewesen, indem es hier eine Besprechung gelte, nicht über Krieg und Frieden, nicht über Dinge von Erd' und Zeit, sondern Dinge der Ewigkeit; dann entfaltete er seine symbolischen Geschenke und gab deren Erklärung in indischem Styl. Der Hauptvorwurf seiner Anrede war die Darlegung der christlichen Lehre und die Zurückweisung schimpflicher Nachreden und Verläumdungen, welche heidnische Wyandots gegen dieselbe geschleudert. Und mit solcher Kraft und Anmuth führte er sein Thema durch, daß sein Gefährte Dablon ganz begeistert das Wort Gottes mächtig über das ganze in Nacht gehüllte Land hin erschallen zu hören glaubte, und dieser Tag des Ruhmes in seinen Augen ein Triumph des Glaubens war, der da alles Ungemach und die Leiden alle aufwog, welche seine Verkündigung bis daher gekostet.

Der nächste Tag, an dem die Geschenke erwiedert

wurden, brachte eine neue anziehende Scene. Die Luft erklang von den Gesängen der Häuptlinge. „Glücklich Land!“ so riefen sie, „Glücklich Land, wo die Franzmänner wohnen werden!“ Und unter dem fortwährenden Antwortruf: „Frohe Botschaft! Frohe Botschaft!“ der sich von allen Seiten erhob, schritten die Missionäre zur Rathhütte dahin. Da war tiefes Schweigen, bis der Chorführer die Worte anstimmte: „Ich singe vom Herzen; wir sprechen zu Dir, Bruder, vom Herzen; unsre freundlichen Worte kommen vom Herzen. Heil, Bruder! Glücklich sei dein Kommen, froh deine Zunge, spät dein Scheiden!“ Bei jeder Pause vereinigte sich Alles im Chore und wiederhallte die Antwort: „Leb' wohl, Krieg! Leb' wohl, Streitart! Bis heute sind wir toll gewesen; nun wollen wir Brüder sein!“

Ein Sprecher[1]) erhob sich zunächst und überreichte die Geschenke des Cantons, erklärte den Sinn von jedwedem und bot den ganzen Stamm als Candidaten zur Anwerbung unter das Banner der Kirche an. „Bruder,“ rief er an den Missionär sich wendend aus, „Bruder, laß Dich keine Mühe abschrecken: komm', und wenn es Dir auch sauer wird, komm' und lehre uns — besuche unsre Hütten — gib uns darum nicht auf, wenn Du uns langsam findest im Verstehen des Gebetes (d. h. Glaubens); pflanz' es tief in unsere Geister und Herzen!“ Mit diesen Worten schloß er den Gottesmann in seine Arme, um damit die Aufrichtigkeit des ganzen Stammes zu beweisen.

[1]) Diese Sprecher waren eine ganz eigene Rangclasse — weder Häuptlinge noch Sachems; doch sind die alten Werke nicht immer correct im Ausdruck solcher Unterscheidungen.

Diese Rathsversammlung setzte das Christenthum in Onondaga ein, dem Hauptorte des Volkes. Von nun an mochten es die Missionäre frischweg predigen an dem großen Rathfeuer der verbündeten Stämme; sogar die Cayugas und Oneidas luden durch Abgeordnete die Gesandten Christi in ihre Cantone ein.

Diesen mächtigen Erfolg hatte man nicht wenig Le Moyne's erstem Bekehrten zu verdanken. Von ihm angefeuert, hatten die Tapfern in einem der jüngsten Kämpfe, da sie von den Eries eingeschlossen waren, den Gott der Christen angerufen und bei Siegesgewährung des Glaubens Annahme gelobt. Und es wechselte das Fluthwogen der Schlacht, die tausend Tapfern von Onondaga trieben die viermal an Zahl überlegenen Eries aus ihrer starken Stellung, und der Tag war gewonnen. Viele dieser triumphirenden Krieger waren nun ihr Gelübde zu lösen bereit, manche hielt aber falsche Scham zurück.

Chaumonot's erste Ansprache hatte auch in mehreren Weibern das Glaubensverlangen erweckt; Krieger begehrten den Unterricht: so that eine Capelle noth. Am 18. November, dem Jahrestag der Einweihung des mächtigsten Tempels, der je zu Ehren des Höchsten errichtet wurde, legten die PP. Peter Jos. Mar. Chaumonot und Claudius Dablon den Grund zu der ersten katholischen Capelle im gegenwärtigen Staate New-York. Sie erhob sich schnell unter den emsigen Händen der glaubenseifrigen Krieger. Roh und einfach wohl war dieser erste Schrein. „Statt Marmors und kostbarer Steine," sagt Dablon, „hatten wir bloß Baumrinde; doch der Pfad zum Himmel geht so gut durch ein Rindendach, als durch ein Deckengewölbe von erhabener Arbeit in Silber und Gold."

Diese Capelle mit ihrem ragenden Kreuz war ein fort=

währender Aufruf zur Taufe, und hieher brachten die Mütter in Eifer ihr Neugeborenes. Jede Hütte stand von nun an den Missionären offen. Keines der Vorurtheile von Huronenland machte hier sich bemerklich, und da verschiedene Male Personen in Todesgefahr nach Empfang der Taufe gesund sich erhoben, sah man dieselbe als einen Segen an. Bald war die Capelle zu klein, denn es gab schon förmliche Classen des Unterrichts, und eine eigene bildeten die Huronenkinder. An Sonn- und Feiertagen versammelte man sich in den Hütten der Angesehensten, und begierig bewarben sie sich um diese Ehre. Da erklang der Chorgesang der indischen Mädchen unter Dablon's Leitung zu seiner Instrumental-Musik und verkündete Gottes Lob. Bekehrungen Erwachsener waren tagtäglich, und besonders der Weiber Zutrauen zum Glauben schien ohne Gränzen, nachdem der ältere Missionär in feierlicher Versammlung die Würde des Weibes verkündet und das hohe Vorrecht des heiligen Sacraments der Ehe gepriesen.

Die einzige Gefahr, welcher die Glaubensboten ausgesetzt waren, bestand zur Zeit der Honnonouaroria, einer Art Saturnalien im Monat März, allwo die Indianer, in ihrer Willfährigkeit gegen Traumgesichte, sich jeder Ausgelassenheit ergaben [1]). Einer der Missionäre wäre diesem Aberglauben nahebei als Opfer gefallen, indem ein Krieger geträumt, er habe einen Franzosen getödtet, und wirklich in ihre Hütte stürzte, um den Traum wahr zu machen; aber die Patres hatten sich kluger Weise davongemacht, und der Wüthende ließ seine tolle Rache an einem

[1]) Eine Schilderung dieses Festes gibt Charlevoix, Hist. de la Nouvelle France. VI. 82. Sieh auch: Lafitau, Moeurs des Sauvages; Morgan, League of the Iroquois.

europäischen Anzug aus. Offenbar hängt dieser Aberglaube mit der Opfer=Idee zusammen.

Diese Periode des Gedeihens war aber zu schön, um lang zu währen. Schon schüttelte der Feind sein unheilvolles Haupt; es tauchten Verläumdungen auf, und verdächtige Meinungen über die Taufe gewannen Platz. Chaumonot hatte, als Stellvertreter Frankreichs, in einem großen Rathe die Cayugas und Oneidas adoptirt; dennoch verschoben die Sachems fortwährend die Sendung ihrer Volksboten nach Quebeck; und auf ein Gerücht hin, daß man mehre Onondagas in jener Stadt festgenommen, wurden die zwei Missionäre vor den Rath berufen und der Verrätherei beschuldigt. Der furchtlose Chaumonot schlug vor, daß einer von ihnen nach Quebeck gehen und einen wahren Bericht über die Sache zurückbringen, der andere als Geißel in ihren Händen zurückbleiben solle. Dablon ward zum ersteren erlesen, und nach vierwöchentlicher Reise stand er am 30. März im Rathsaale von Quebeck und begehrte dringend eine Colonie für Onondaga.

Während Chaumonot und Dablon derart dem Evangelium in Onondaga eine Stätte bereiteten und ihm den Weg nach Oneida und Cayuga öffneten, wurde der Clan Mohahk nicht vernachläßigt. Dieser Stamm hatte seines Unwillens über den Verkehr der Franzosen mit den westlichen Cantonen kein Hehl gemacht, der unverzeihlich war in ihren Augen — Sie, die in „der vollständigen Hütte“ das Thor bildeten.

Sie zu besänftigen, brach P. Le Moyne am 16. August mit zwei Franzosen und zwölf Mohahks von Montreal auf und erreichte nach einer Monatsreise ihr erstes Dorf, wo ihm die ehrenvollste Aufnahme ward. Bei seiner Ansprache an die Sachems überlieferte er die Geschenke

und verkündete den Glauben, des Himmels Rache über sein Haupt herabbeschwörend, dafern seine Worte falsch seien.

Da eine regelmäßige Mission noch nicht im Plane lag, wirkte er nur unter den Huronen-Gefangenen, Beichte hörend und Kinder taufend. Sodann machte er eiligen Besuch in Fort Oranien und Neu-Amsterdam (heute New-York), wo er auf zweien französischen Schiffen, eben im Hafen, sein geistliches Amt ausübte.

Auf der Rückkehr zum Mohahk entging er mit genauer Noth dem Tode, und da seine Anwesenheit die Sachems zu beunruhigen schien, brach er im November nach Montreal auf, das er erst nach großen Fährlichkeiten wiedersah.

Eilftes Kapitel.

„Unsre Liebe Frau von Gaaentaa.“

Mission in Onondaga. — Eine französische Colonie. — Haus und Capelle von St. Maria von Ganentaa. — Ausbreiten des Glaubens. — Missionen unter den Oneidas, Cayugas und Senecas. — Verstärkung der apostolischen Arbeiter. — Hoffnungen endlichen Erfolgs in Bekehrung der Cantone. — Ein Komplott. — Umsturz der Missionen. — Wundervolles Entweichen der Patres.

Als Dablon, halb als Bürge, halb als Gesandte, Quebeck erreichte, vermochte all seine begeisterte Zuversicht den hin und her schwankenden Meinungen der Colonie keinen festen Halt zu geben. Eine Ansiedlung in Onondaga hatte man zugesagt: eine Ansiedlung, oder ein Krieg — Eines schien unvermeidlich. Doch das verrätherische Benehmen der Mohahks, die fortgesetzte Grausamkeit der westlichen Cantone gegen die Huronen und deren Missionäre, die Ueberzeugung Vieler, daß die gegenwärtige Einladung nur einem feinangelegten Plane entsprungen sei — Alles schreckte die Franzosen von der beabsichtigten Colonisirung

des Oswegothales ab. Und doch stand Canada noch auf zu schwachen Füßen, um die Last eines neuen Kriegs zu tragen: so mußten denn Wenige um der allgemeinen Sicherheit willen der Gefahr sich aussetzen. Die Missionäre waren gerade nicht die Männer, welche ihr Leben gar hoch hielten, und begierig erboten sie sich zu geben. Die Vorbereitungen begannen demgemäß, und eine Anzahl französischer Colonisten ward ausgerüstet und unter den Befehl von Capitän Dupuis gestellt. Der Superior der Mission, P. Franz Le Mercier, legte sein Amt noch vor dessen Ablauf nieder, um den neuen Trupp Missionäre persönlich anzuführen, und schickte sich an, mit den PP. René Menard, Claudius Dablon und den Brüdern Ambros Broar und Joseph Bour[illegible] das Christenthum inmitten der Seen von West-New-York einzusetzen.

Am 17. Mai 1656 verließen sie Quebeck mit einem Geleite von Huronen, Onondagas und Senecas. Lustig steuerte die Flotille von Canoes den St. Laurentius hinauf, mit ihrem königlichen Banner flatternd im Winde — dem Banner des Königs der Könige, dessen erhabener Name im hellen Sonnenschein darauf funkelte. Am Ufer aber stand eine gemischte Gruppe von wilden und civilisirten Freunden, deren ängstliche Blicke das Bewußtsein der Gefahr des Unternehmens nicht verbergen, und die nur ihre Gebete um dessen sicheren Erfolg zum Himmel schicken konnten.

Der erste Theil der Reise war angenehm. Wild gab es in Ueberfluß: das stattliche Musethier versah die Speisekammer. Aber endlich ward der Vorrath knapp, auch brachen Krankheiten aus. Tag und Nacht ward nun zugerudert, und am 7. Juli gewann das Hauptcorps die Mündung des Oswego. Ein Canoe mit Korn und Fisch beladen kam ihnen entgegen. Nach ein Paar Tagen er-



IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)

6″

reichten sie unter dem Donner des schweren Geschützes, der über die Wasser und durch die den See einschließenden Urwälder seine Echo's rollte, den erwählten Platz ihres Aufenthalts.

Die Missionäre segneten den Grund ein; Dupuis und seine Leute begannen das Fort und Haus auf der Anhöhe zu errichten. P. Le Mercier ging mittlerweile nach dem fünf Stunden entfernten Onondaga und ward mit allen Ehren empfangen. Von allen Richtungen kamen Abgeordnete herbei, um „Achiendasé" aufzuwarten und zu bitten, daß „der Platz seiner Matte ihre Rathhalle sein möge." Die verrätherischen Mohahks versuchten wohl Unglimpf, wurden aber auf der Stelle zurückgewiesen; denn die westlichen Cantone waren höchlich gegen sie aufgebracht.

Doch gebot das allgemeine Wohl, einen Bruch zu vermeiden. Alles setzte sich um das Rathfeuer von Onondaga; auch Chaumonot kam daher und brachte reiche Geschenke für den Stamm, auch freundliche Worte von Franzosen, Huronen und Algonquins. Indem er zur Anrufung des Himmelsschutzes das „VENI CREATOR" anstimmte, entfaltete und erklärte er die Gaben mit aller Kunst eines indischen Redners. „Da Onondaga," sprach er, „der Hauptcanton, ist und sein Sachem Agochiendagueté[1]) der größte Mann im ganzen Lande, so kam Achiendasé, als Mund von Onontio, zu ihm, um die verfallene Hütte wieder aufzurichten, die Todten zu erwecken, zu befestigen was noch steht und das Land gegen die Friedensstörer zu vertheidigen."

---

[1]) Ueber diesen Titel, sieh: Lafitan, Moeurs des Sauvages, II. 172.

Ermuthigt durch den Beifall, den seine Fertigkeit im Onondagischen erhielt (denn diese Mundart sprach er nun[1]), erhob Chaumonot sein letztes Geschenk, das Glaubensgeschenk: „Nicht um den Handel erscheinen wir in eurem Lande: unser Ziel ist ein höheres. Behaltet eure Biber, hebt sie auf, wenn ihr wollt, für die Holländer: was zu unsren Händen kommt, soll für euch verwendet werden[2]). Wir suchen hier keine vergängliche Dinge. Um den Glauben allein haben wir unser Land verlassen; um den Glauben haben wir den großen Salzsee durchschifft; um den Glauben haben wir die großen Schiffe der Franzosen verlassen, um eure winzigen Canoes zu besteigen; um den Glauben halt ich in meiner Hand dies Geschenk und öffne meine Lippen und mahne Euch, euer in Quebeck gegebenes Wort zu lösen. Ihr habt feierlich versprochen, euer Ohr den Worten des Großen Gottes zu öffnen: sie sind in meinem Munde — höret sie denn!" Indem er dann die Hauptlehren durchging, berief er sich auf sie, ob das nicht gerechte Lehren seien, und forderte sie bei ihrer Hoffnung der Seligkeit oder Furcht der Verdammniß zur Annahme des Glaubens auf.

Machtvoll war die Wirkung dieser Anrede. Wunder und Schrecken, gemischt mit Freude und Hoffnung, rissen die Gemüther seiner Zuhörer hin, und der Glaubensherold schien übermenschlich an diesem Tage. Allerdings hielt eine himmlische Gewalt ihn aufrecht; denn er hatte sich

[1]) Chaumonot nennt das Huronische die Mutter der andern Dialecte und sagt, daß er in einem Monate im Stande war, Onondagisch zu sprechen. Autobiographie.

[2]) Man hatte die Missionäre beschuldigt, nichts als Händler zu sein.

vom Krankenlager erhoben, nur um die Rede zu halten, und nach einigen Tagen umstanden ihn seine Gefährten in Niedergeschlagenheit und erwarteten seinen letzten Augenblick. Doch sollte er ihnen erhalten bleiben. Voll Vertrauen auf St. Petrus, rief er den Beistand dieses Apostelfürsten an und verließ bald gesund sein Lager, von Gott bestimmt, Alle die um ihn waren zu überleben.

Nun war alles Thätigkeit. Mit dem August erhob sich eine Capelle in Onondaga; hier und in den Hütten begann der Unterricht, während Andere dem Fort und der Wohnung in Ganentaa den Vorzug gaben. Wie im Huronenland, brach auch hier Krankheit unter den Europäern aus, und zwanzig auf einmal warf das Fieber nieder; doch durch die gütige Pflege der Eingebornen erholten sich alle wieder.

Im October ward Achiendasé in Gegenwart von Abgeordneten der andern Cantone feierlich von Sagochiendagueté, dem Ober-Sachem, adoptirt; und obschon zwischen den Mohahks und Onondagas ein Hader drohte, da sie beide die Huronen von der Orleans-Insel in Anspruch nahmen, schien doch die Mission nunmehr fest gegründet.

Nun begann das Bekehrungswerk. Die Onondagas zeigten sich williger, als die Huronen sich bewiesen. Die gefälligeren Sitten des Volkes erleichterten den Umgang; auch machten sich die Patres bei jeder Gelegenheit den Volksgebrauch des Erzählens alter Ueberlieferungen zu Nutze und gaben ihres Theils die Ereignisse der heiligen Geschichte zum Besten der Unterhaltung. An Dingen, die ihnen in die Quere kamen, fehlte es freilich auch nicht, und nicht an abgeschmackten Beschuldigungen; eine der geläufigsten war die, daß die Franzosen die Indianer nur tauften, um sie desto leichter im Himmel peinigen zu können,

und einmal gerieth P. Dablon auf den Verdacht hin, eine ganze Büchse voll Seelen auf und davon geführt zu haben, in nicht geringe Gefahr.

Gefangene und Sclaven, von nicht weniger als siebenzehn verschiedenen Völkern genommen, waren die ersten im Pferche; aber auch Eingeborne und selbst Häuptlinge folgten bald nach: bei ihnen wirkte besonders der Einfluß der christlichen Huronen, welche, nun Heloten in Onondaga, die Macht der Religion in der Tugend der Geduld bewiesen.

Nachdem der Glaube derart in Onondaga Fuß gefaßt, verbreiteten die apostolischen Männer sich über die Cantone. Im August 1656 ging P. Menard nach Cayuga, Chaumonot zu den volkreichen Dörfern der Senecas, beide auf Einladung.

Menard baute ein Capellchen; ihm war der Häuptling gewogen, nicht so das Volk; denn wo er erschien, ward er von den Kindern angefallen. Bis zu seinem Tode in den Waldöden von Ober-Michigan, noch lange Jahre zeigte sein Gesicht die Schrammen von den Nägeln dieser kleinen Peiniger. Aber die einfache Arglosigkeit von P. René gewann bald ihre Herzen, und füllte seine Capelle mit staunenden und horchenden Haufen. An ihrer Mattenwand, zur Seite des Altars, hingen Bilder Unseres Herrn und der Gebenedeiten; zu ihrer Erklärung erzählte er die Geschichte uns'rer Erlösung. Nun ward es auch mit den Kindern anders; sie wurden seine Gehilfen, sie führten ihn in die Krankenhütten und sagten ihm Aller Namen, die Manche sorgfältig verhehlten. Und die Weiber waren wieder voran (die der Huronen wirkten durch ihr Beispiel); sie brachten ihre Säuglinge zur Taufe; sie folgten seinem Unterricht; beinahe in jeder Hütte konnte man eine In-

dianermutter hören, wie sie ihr launisches Kind ein Gebet an Jesus und Maria lispeln lehrte.

Auch Menard's Sendung hatte besseren Erfolg, seit er in einer vortrefflichen Familie, wo er oft zu Gaste war, den Cayuga-Dialect erlernt. Er taufte unter andern einen Krüppel, den ein Krebsschaden verzehrte: einst ein hervorragender Anführer, rührte seine Bekehrung von Brebeuf's und Lalemant's Martertode her. Dort war er bei ihrer Gefangennehmung ganz betroffen durch ihre äußere Erscheinung und kaufte sie mit Wampum frei; doch konnte er sie nicht retten, denn die Schnüre wurden ihm zurückgegeben und die Gottesmänner hingerichtet. Seine Autorität war annoch mächtig im Canton, und Menard eines Beschützers wohl bedürftig, denn zum öfteren wurde er mit dem Tode bedroht. P. Chaumonot wurde in Gandagare, dem Hauptorte der Senecas, mit Gepränge empfangen. Er hielt seine Rede, empfahl die Annahme des Glaubens und setzte sein und all' seiner Gefährten Leben zum Unterpfande der Wahrheit seiner Lehre. Aus der Rathsversammlung schon folgte ihm ein Häuptling und bat um unverzüglichen Unterricht — ein schlagender Beweis der magischen Gewalt seiner Beredtsamkeit; denn ein Indianer muß sehr tief bewegt sein, um so schnell seine Gefühle an den Tag zu geben.

Bekehrungen folgten; die wichtigste, die des großen Stammes-Oberhaupts, des alten Annonteuritaoui. Von Chaumonot besucht, unterrichtet und getauft, fand er bald reiche Vergeltung in der plötzlichen Heilung eines Krebses, der aller Kunst gespottet.

Da war aber noch ein Dörfchen, welchem der alte Missionär von Huronenland innige Theilnahme schenkte.

Es bestand ganz aus den Ueberbleibseln der alten Missionen St. Michael und St. Johann, welche Orte sich in jenem Vertilgungskriege den Senecas unterworfen hatten. Hier drängte sich Alles um Brebeuf's und Daniel's Gefährten; hier bewirkte das gemeinsame Unglück eine allgemeine Bekehrung. Seelenhirte dieser armen Leute ohne Land zu sein, schien an sich selbst schon ein hoher Lohn für alles Missions-Ungemach; doch hier verlor Chaumonot auch seinen vielgetreuen donné Le Moyne, der ihm auf all seinen schweren Fahrten gefolgt war: er verschied an den lieblichen Ufern des Tlohero-See's, in Freuden, daß ihm vergönnt war, mitten im Glaubenswerke auf Irokesenerde zu sterben.

Nachdem er zu der Mission in diesem Cantone den Grund gelegt, ging der unermüdliche Chaumonot mit Menard nach Oneida, um mit diesem schwierigsten der Stämme freundlichen Verkehr zu eröffnen [1]). Sie kamen gerade zur Zeit der Honnonouaroria dort an, doch wurden diese eingestellt, um den Sachems den Empfang der Ankömmlinge zu ermöglichen. Auch hier predigten sie den Frieden, verkündeten Christi Gesetz, widmeten ihre Sorgfalt den Huronen-Heloten und kehrten dann nach St. Maria zurück.

---

[1]) Bei einem Nachtlager in den Wäldern gab ein Häuptling der Oneidas einmal folgende Apostrophe: „Ach, meine Brüder, Ihr seid müde. Welche Mühen müßt Ihr haben, durch Schnee und Eis und Wasser zu gehen! Aber Muth! Und ihr Dämone, die ihr diese Wälder bewohnt, thut keinem ein Leides von dieser Gesandtschaft; ihr Bäume, die ihr unter der Last eurer Jahre bald dem Boden gleich gemacht werden müßt, haltet euren Fall auf, und begrabt nicht in eurem Ruin Diese, die da kommen, um den Ruin ganzer Völker zu verhüthen."

Onondaga war nun eigentlich die Central- oder vielmehr die einzige geregelte Mission, aber sie stand auf fester Grundlage. Es wurden hier die Kirchenfeste gefeiert, die heiligen Sacramente gespendet und die Christentugenden in Uebung erhalten, und das so regelmäßig und sorgfältig, als nur in den ganz katholischen Gegenden von Europa. In kurzer Zeit waren zweihundert getauft; darunter fünf Anführer, die Eckteine jener Kirche; einer von diesen hatte sogar in einer Volksversammlung den Glauben das einzige Mittel genannt, die Sittlichkeit im Lande herzustellen, deren Mangel verderblicher sei, als Feindesheere.

Die gläubigsten Nachfolger des Kreuzes blieben aber immer die Frauen, und die Missionäre verweilen mit theilnehmender Liebe auf dem Tode der Magdalena Tiotonharason, welche nach Quebeck gepilgert war, um das Gebet zu lernen, und die mitten unter der verführenden Umgebung ihrer heidnischen Verwandten bis zu ihrem letzten Seufzer standhaft geblieben. Das kühne Auftreten der Glaubensmänner gegen Polygamie hatte ihrer Sache alle Weiber gewonnen, welche es am allerbesten wußten, zu welchen Verbrechen ihre wirkliche Stellung so viele Veranlassung gab.

Die Kirche war aus drei Völkern zusammengesetzt: Onondagas, Huronen und Neutralen, alle durch das gemeinsame Band des Glaubens verbunden, dieses Glaubens, der Herrn und Sclaven Seite an Seite knieen heißt. Kein Hinderniß legten hier die Medicin-Leute in den Weg, kein Sachem hielt den Missionären Widerpart, und Alle fanden ihren Ruhm in dem Namen: C h r i s t e n.

Als so frohe Botschaft Quebeck erreichte, berief der Superior neue Arbeiter in dies vielversprechende Feld. Huronen von Montreal waren im Begriffe, nach Onon-

daga auszuwandern: ihnen schlossen sich die PP. Paul Ragueneau und Joseph Imbert Duperon mit mehreren französischen Colonisten an, und im Juli 1657 brachen sie nach dem Oswego auf. Bald kam ein tiefangelegtes Complott zu Tage, die Geistlichen und die Franzosen wurden kalt behandelt, zuletzt im Stiche gelassen. Zufällig fanden sie ein altes Canoe und konnten mit der Flotille die Fahrt einhalten; aber am 3. August erfolgte ein Niedermetzeln der Huronen durch die Onondagas, deren Anführer von einem tugendhaften Huronenmädchen Widerstand erfahren und dasselbe getödtet.

Die Patres und ihre Gefährten waren nun auch auf den Tod bereit; aber Gründe der Politik hielten den drohenden Schlag auf, und sie erreichten ungefährdet die Mission von St. Maria. Hier ein völliger Umschwung der Dinge — offene Feindseligkeit, dringendes Mahnen zur Flucht! Schwer gelang es ihnen, einen Bericht der Lage nach Quebeck zu senden.

So stand es in Onondaga. Unter den Mohahks hatte die Mission nur geringe Fortschritte gemacht. Der Stamm beharrte immer in mürrischem Trotz; von ihm waren die Ottawas bei Montreal überfallen, P. Garreau getödtet worden; dann brach das Ungewitter über die Huronen auf Orleans-Eiland los. Doch besuchte der unerschrockene P. Le Moyne im Sommer 1656 nochmals die festen Mohahkburgen und widmete sich den hieher ausgewanderten Huronen mit aller liebenden Sorgfalt eines Vaters; denn er hatte bei ihrer Uebersiedlung seinen Besuch versprochen. Am 5. November kam er nach Quebeck zurück. Nochmals brach er im folgenden Sommer nach dem Irokesenlande auf; aber bei seiner Ankunft in den Mohahkburgen fand er sich mehr als Gefangener und

Geißel, denn als Freund behandelt: nur zu deutlich zeigte sich die Feindseligkeit gegen die Franzosen.

Dergestalt und scheinbar ohne alle Veranlassung, sahen die Glaubensboten, nachdem sie in jeden Canton Zutritt erhalten und überall Gottes Wort verkündet, sich dem Tode geweiht und aus dem Feld geschlagen.

Geheim blieben die Rathschläge der schlauen Irokesen; doch verlautbarte davon manches in den Cantonen, und die jungen Krieger waren zu ungeduldig, die ruhige Entwicklung des Complotts der Sachems abzuwarten. Die französischen Ansiedlungen wurden nächtlich umschwärmt, Mordthaten begangen. Rasch entschlossen war Daillebout, der Gouverneur, und ließ alle Irokesen innerhalb der Gränzen der Colonie (Canada) plötzlich festnehmen; am 7. November schickte er Briefe an Le Moyne, und Waldläufer überbrachten auch nach Onondaga die Nachricht von Daillebout's Maßregeln.

Aus der Fassung gebracht, verschoben die Sachems den Schlag. Le Moyne schickte im December drei Boten an den Statthalter und meldete die Feindseligkeiten der Irokesenstämme gegen die Oberen und Unteren Algonquins. Daillebout verlangte fest die sofortige Rückkehr Le Moyne's und die Auslieferung der Mörder. Man versprach beides; aber der Missionär mußte bleiben, ein Gegenstand des Verdachts und des Mißliebens, nicht im Stande seine Arbeiten fortzusetzen, noch zurückzukehren; er vertrieb die Zeit seiner Halb-Gefangenschaft mit gelegentlichen Besuchen bei den Holländern.

Anders stand es in Onondaga. Noch hofften die Sachems, die Colonie in ihrer Mitte auszurotten, ohne das Leben ihrer Geißel in Quebeck zu verwirken. In der

Voraussicht einer blutigen Katastrophe hatte der Superior alle Patres zurückberufen, Dupuis alle Colonisten in Fort und Haus von St. Maria hereingenommen, um zusammen zu widerstehen, zu entkommen — oder zu fallen.

So schlich der Winter langsam dahin, und Tag für Tag sahen ihre sehnsuchtsvollen Blicke vergebens nach einem Hoffnungsstrahl sich um; der Lenz kam, und bei einem neuen Berathungs-Feuer am Mohahk ward der Endbeschluß der Sachems gefaßt. Doch ehe diese noch ihren blutigen Plan ausführen konnten, während Marterpfahl und Scheiterhaufen bereits dräuend sich erhoben, beschlossen die Missionäre eine heimliche Flucht zu versuchen, so unmöglich es schien, unbeobachtet durch ein Land voller Pässe und Thalengen zu entkommen, wo ein Dutzend Tapferer die ganze Partie vernichten konnte.

In aller Stille und Eile machten geschickte Hände sich daran, zwei schnellsegelnde, leichte Langboote zu bauen, jedes groß genug, um vierzehn bis fünfzehn Individuen und ein Gewicht von tausend Pfund aufzunehmen. Im Hause verbargen sie auch ihre Canoes, vier von Algonquin-, fünf von Irokesen-Arbeit. Die Hauptschwierigkeit blieb aber nun noch übrig, nämlich unbemerkt sich einzuschiffen; denn der leiseste Verdacht ihres Vorhabens mußte die ganze Streitmacht des Cantons ihnen über den Hals bringen. Endlich nahte ein günstiger Augenblick.

Ein junger Franzose ward in den Stamm adoptirt, und nach Landessitte gab er ein Bankett. Einen ihrer Gebräuche sich zu Nutze machend, verkündete er, es werde ein Schmaus sein, wobei alles aufgezehrt und nichts übrig gelassen werden dürfe, möge die Masse der Speisen, die

er seinen Gästen vorsetze, noch so groß sein [1]). Zu diesem Feste ward jeder Nachbar eingeladen; die reichbesetzte Tafel brach schier unter der Last der Gerichte, und da keiner seinen Antheil zurückweisen konnte, waren die überladenen Gäste, aufgeregt durch die in rascher Aufeinanderfolge aufgeführten Tänze und Spiele der Franzosen und eingelullt durch die Musik, bald unempfänglich für alles, außer die Festlichkeiten, die vor ihren Augen gaukelten. Mitten im Tumult und Lärm wurden die Boote ganz stille zum Wasserspiegel getragen und eben so stille geladen. Allmälig wie das Dunkel der Nacht tiefer hereinbrach, begannen die müden, schläfrigen Gäste einer um den andern sich heimzutrollen; aber Musik und Tanz ging immer noch lustig fort bei den Franzosen. Als diese aufhörten, schlichen sich auch die letzten Onondagas weg und waren bald in tiefen Schlaf begraben. Todtenstille ringsum. —

Die ganze Franzosen-Colonie eilt nun im Fluge zu ihrer Flotille, steigt ein, stößt ab: es ist die Mitternacht des zwanzigsten März 1658. Das Wasser des Sees gefriert um sie herum, wie sie vorwärts steuern, und die Furcht macht auch schier ihr Blut gefrieren; aber vorwärts gehts, vorwärts die ganze Nacht durch, vorwärts den ganzen folgenden Tag; eine Hand löst die andere ab am Riemenruder und am Handruder, bis sie am zweiten Abende, ohne einer einzigen Menschenseele begegnet zu sein, den Ontario seinen meergleichen Spiegel vor ihren Augen ausbreiten sehen. Die größte Gefahr lag jetzt hinter ihnen, und der Zwischenraum, der sie von ihren verrätherischen Gästen trennte, erlaubte ihnen wieder Athem zu holen.

---

[1]) Ueber dieses Fest, sieh **Lafitan, Moeurs des sauvages. II. 211.** Es war religiösen Ursprungs, eine Art Opfer.

Doch nun zurück zu unsern Onondagas! — Als sie Schmaus und Rausch ausgeschlafen hatten, kamen sie aus ihren Hütten hervor und begannen gegen St. Maria von Ganentaa zu schlendern. Dort herumlungernd, wurden sie bald von der Stille betroffen, die ringsum herrschte. Da sie die Bewohner bei'm Gebete oder bei einer Berathung vermutheten, warteten sie ruhig das Ende ab: denn ein Indianer läßt niemals Neugierde merken. Ueber deren Anwesenheit hatten sie keine Zweifel: die Hähne krähten, der Haushund beantwortete mit Gebell ihr Klopfen am Thor. Als aber auch der Nachmittag dahinschwand, war ihre Geduld erschöpft, und sie erkletterten die Seite des Hauses und stiegen ein. Kein Laut weckte den Wiederhall, als der ihrer eignen vorsichtigen Tritte: in Furcht und Unruhe stahlen sie sich hindurch und öffneten das Hauptthor. Die klügsten Häuptlinge traten ein; vom obersten Boden bis zum Keller wird jeder Winkel durchsucht: da ist kein Franzmann zu finden! — Banger Schrecken erfaßt sie da; sie stieren einander schweigend an, dann — hinaus gehts in wilder, eiliger Flucht aus dem Hause! Keine Pfadspur verrieth das Entweichen der Franzosen. „Sie sind unsichtbar worden," riefen die Onondagas, „und sind über die Wasser weggeflogen oder dahingeschritten, denn Canoes hatten sie ja keine[1])."

Die Flüchtlinge aber erreichten mittlerweile unter tausend Gefahren, auf unbekannter Weglinie, durch See und Fluß, über Stromschnellen und Wasserfälle, Montreal, nachdem sie den St. Laurentius eines ihrer Canoes mit dreien ihrer Leute in seine Strudel hinabziehen gesehen.

[1]) Rel. 1657—8.

In der Colonie wurden sie empfangen wie Menschen aus dem Grabe.

Dergestalt endete nach kurzer Dauer die Mission der Heiligen Maria von Ganentaa, mit ihren Filialen unter den Oneidas, Cayugas und Senecas. Sie war mit großen Mühen und Kosten gegründet und geführt worden, und nun gestürzt; doch nicht ohne nachhaltige Wirkung. Viele waren dem Glauben gewonnen; Mehrere noch, von der Wahrheit und Schöne des Christenthums überzeugt, hielten nur aus Gründen der Klugheit sich zurück.

Unter den Mohahks war Le Moyne in nicht minderer Gefahr als seine Brüder in Onondaga gewesen. Am 25. März schrieb er aus der holländischen Ansiedlung einen Brief, von dem er glaubte, er gäbe die letzte Nachricht von ihm und seinem Wirken; doch bald darauf ernannten die Sachems, ihres Versprechens eingedenk, Abgeordnete, um ihn nach Montreal zu geleiten, und eine Gesandtschaft, den verschmitzten Atogwackwan an ihrer Spitze, brachte ihn Ende Mai's 1658 unversehrt in die Arme seiner Landsleute.

Kein Missionär war nun mehr auf Irokesen-Territorium zurück, und der unmittelbar darauf ausbrechende Krieg schnitt für eine Zeitlang auch jede Hoffnung der Rückkehr ab [1]).

---

[1]) Rel. 1657—8. Dablon, lang auf entlegenen Posten und viel im hohen Norden, gab später als Superior aller Missionen die letzten gedruckten Relationen, ferner einen Bericht von Marquette's Reise heraus.

Le Mercier starb in Westindien im Geruch der Heiligkeit.

Zwölftes Kapitel.

Die Irokesen-Mission. (Fortsetzung.)

Garacontié, der Freund der Missionen. — Sein Schutz. — Gesandtschaft nach Quebeck. — Die Mission erneut. — P. Simon Le Moyne nochmals in Onondaga. — Er wird bis zum Frühjahr zurückgehalten. — Seine Winterarbeiten und Gefahren. — Garacontié abwesend. — Mission in Cayuga. — Rückkehr nach Montreal. — Nochmals Garacontié. — Bekehrung eines Seneca-Häuptlings. — Verhandlungen. — Mohahk-Krieg. — Allgemeiner Friede.

In Dunkel gehüllt schien nunmehr die Sache des Christenthums in den Cantonen, doch nicht ohne Hoffnungsschimmer eines neuen, helleren Tags. Viele waren in Onondaga herüber getreten, und auf ihnen ruhte die Zukunft; aber leider meist Leute ohne Einfluß auf die Willensmeinung des Stamms. Weder Achiongeras, noch die Uebrigen konnten die Mission wieder herzustellen hoffen, denn sie waren durch ihre Anhänglichkeit an einen fremden Glauben von ihrer geachteten Stellung gesunken. Da erweckte Gott Einen, von ihm bestimmt, auf Jahre der Beschützer und zuletzt ein demüthiger Nachfolger des Kreuzes zu werden. Garacontié, „die vorwärts schreitende Sonne," war es, ein Neffe von Sagochiendagueté, oder wie die Neueren ihn nennen, Tadodaho, dem Groß-Sachem des Bundes. Er selbst weder Sachem noch Häuptling, ohne Auszeichnung auf dem Kriegspfade, hatte bloß durch seine Beredtsamkeit, Fähigkeit und politische Weisheit eine Macht erlangt, wie wir sie in unsern Tagen den Sprecher Roth-Jacke (Red Jacket) ausüben sahen.

Während der kurzen Dauer von „St. Maria von Ganentaa" hatte Garacontié die Gebräuche der Colonisten und die Lehrsätze der Glaubensboten sorgfältig geprüft, und war zu dem Schlusse gelangt, daß Civilisation und Christenthum nothwendig seien zur Erhaltung seines Volkes.

Doch kein Zeichen hatte seine günstige Meinung den Missionären jemals verrathen: er saß niemals unter ihren Schülern und schien ein so gleichgiltiger Zuhörer als irgendeiner. Doch sein Entschluß war schon gefaßt. Nach der Flucht der Franzosen trat er offen als Beschützer der Christen, ernstlich als Fürsprecher des Friedens auf. Seinen Bemühungen zum Trotz brach der Krieg gegen die Franzosen abermals mit ungewohnter Heftigkeit aus. Die canadischen Dörfer standen in Flammen, die ganze Gränze war von Blut überschwemmt, Quebeck blockirt, die besten Männer der Colonie fielen Angesichts der Forts unter der Streitaxt des verschlagenen Feindes. Andere wurden fortgeführt, um in den Heimathdörfern der Clane am Marterpfahl zur grausamen Belustigung zu dienen, oder in harter Gefangenschaft dahinzuschmachten.

Garacontié rettete so Viele wie möglich in all den Cantonen, theils durch Geschenke, theils durch Beredung. Er sammelte sie, vierundzwanzig an Zahl, in Onondaga und rief sie nebst den Huronen Morgens und Nachts durch eine Glocke zum Gebete. An Sonntagen gab er Feste, bald in dieser, bald in jener Hütte, um es den Christen möglich zu machen, den Tag in Andachtsübungen zu verbringen. Mittlerweile bearbeitete er im Rathe wie im Geheimen den Stamm, um den Frieden zu erzielen; und nicht ohne Erfolg. Die Onondagas beschlossen eine Gesandtschaft nach Quebeck und die Herausgabe mehrerer Gefangenen als Friedenseinleitung.

Im Juli 1660 sahen die belagerten Stadtleute von Montreal ein Irokesencanoe oberhalb der Stadt hervorschießen, mit einer weißen Flagge im Winde flatternd. Die Bewohner schaarten sich ängstlich auf dem Wall; aber das Canoe kam ganz stille heran, und gegenüber dem

Stadtthore schritten die Krieger an's Ufer, so ruhig als freundliche Gäste, und kamen, von vier Franzosen gefolgt, die Gasse herein. In einer sofort gewährten Audienz brach hier der Sprecher, der Cayuga Saonchiogwa, Garacontiés warmer Freund und Gesinnungsgenoß, öffentlich die Bande der vier Gefangenen, versprach die Freiheit der übrigen und versicherte Frankreich der freundlichen Gesinnung seines Stammes. Bei'm Beginn seiner Rede erklärte er die verschienenen Geschenke, und also sprach er bei'm fünften: „Dies gilt, den Franzmann in unsre Mitte zu ziehen, auf daß er auf seine Sitzmatte zurückkehre, welche wir noch in Ganentaa bewahren, wo das Haus noch steht, in dem er gewohnt, da er unter uns lebte. Sein Feuer ist nicht ausgegangen seit seinem Scheiden; sein Feld haben wir gepflügt, und es harrt nur der Hand des Eigners, um die Aernte einzuheimsen. Er wird den Frieden wieder blühen machen, wenn er in unsrer Mitte weilt, denn dann sind alle Uebel des Kriegs verbannt. Und um diesen Bund festzukitten und uns so eng zu vereinigen, daß der Böse Geist, neidisch auf unser Glück, nicht länger unsre guten Pläne durchkreuzen könne, bitten wir, daß die heiligen Weiber (Nonnen) uns besuchen wollen, jene, so die Kranken pflegen, und jene, so die Jungen unterrichten. Wir wollen ihnen die schönsten Hütten bauen und die zierlichsten Matten des Landes ihnen unterbreiten. Sie sollen die Strömungen und Wasserwirbel nicht fürchten — wir haben sie alle gebannt und den Strom so glatt gemacht, daß sie selber ohne Müh' und Furcht das leichte Handruder führen könnten."

Hier machte er eine Pause, und der Ton einladender Geschmeidigkeit wich Dem entschlossenen Ernstes. Indem er seinen letzten Wampumgürtel in die Höhe hob, rief er aus: „Ein Schwarzrock komme mit mir — anders keinen

Frieden! Von seinem Kommen hängt das Leben der zwanzig Franzosen in Onondaga ab;" und mit diesen Worten legte er in des Gouverneurs Hände ein Blatt der Bibel, auf dessen Rand die Gefangenen ihre Namen geschrieben hatten.

Die Meinungen der Franzosen waren getheilt. Blinde Verwegenheit schien es, diesem Verlangen nachzugeben; doch auf der andern Seite waren die Berichte der rückgekehrten Gefangenen derart, daß der Rath den Endbeschluß dem Vicomte d'Argenson überließ; und dieser wünschte, daß P. Le Moyne den Wünschen der Indianer entgegenkomme. So gürtete denn dieser unerschrockene Glaubensherold zum fünften Male seine Lenden, um die Wohnsitze der Irokesen zu besuchen, und er erklärte, es sei der glücklichste Tag seines Lebens! Nun endlich schien er zu gehen, um nie zu kehren; denn seine Schritte galten einem Lande, das noch vom Blute der Franzosen rauchte, wo die Feuer kaum ausgelöscht waren, um welche die Onondagas in wildem Triumph über ihren verscheidenden Opfern getanzt.

Am 21. Juli des Jahres 1660 brach er von Montreal auf, ein Geißel in ihren Händen; und obschon von den Oneidas angegriffen und mit Noth vor ihren Messern gerettet, erreichte er die Mündung des Oswego, wo schon wieder ein Kriegertrupp gegen Montreal unterwegs war.

Sechs Meilen von Onondaga kam ihnen Garacontié entgegen, der den Gesandten jenes Friedens, welchen er angebahnt, zu begrüßen kam. Le Moyne betrat die Burg des Stammes vom Berge unter dem freudigen Zuruf der Menge, welche ihm Früchte anbot und sich mit Lust den langerwarteten „Ondessonk" ansah, dessen furchtloses Auftreten längst Aller Herzen gewonnen. Mit bewundernswerthem

Takte führte Garacontié den Missionär zuerst in die Wohnungen der dem Frieden zumeist widerstrebenden Sachems und Oberhäupter, dann in seine eigne, die er bereits zur Capelle eingerichtet. „Sie war freilich einfach roh, aber," wie der gottesfürchtige Glaubensbote hinzufügt, „Unser Herr und Meister, der unter den Gestalten von Brod und Wein sich zu verhüllen geruht, wird auch die Wohnung unter einem Rindendache nicht verschmähen; und die Bäume unsrer Wälder sind in seinen Augen nicht weniger kostbar, als die Cedern Libanon's; denn wo Er ist, da ist Gottesgarten allerorten."

Am 12. August ward Le Moyne im Missionshause von den Sachems von Onondaga, Cayuga und Seneca feierlich empfangen; er überlieferte bei ihrer Genehmigung der Gesandtschafts-Acte die Geschenke, schloß den Frieden ab und ermahnte zur Annahme des Christenthums. In einer andern Sitzung gaben sie hierauf die Antwort; dann verkündete der Sprecher, daß sieben Gefangene von Onondaga und zwei von Cayuga augenblicklich mit Garacontié heim- und die Uebrigen im Frühjahr mit Ondessonk zurückkehren sollten. Le Moyne mußte sich dareinfügen und bereitete sich mit Gleichmuth zu seiner Wintermission. Garacontié machte sich auf den Weg, und obschon die Oneidas eben erst das Eiland von Montreal verwüstet und unter andern den Sulpitianer Jacob Le Maitre erschlagen, und die Mohahks im October Mr. Wilhelm Vignal, den ältesten Weltgeistlichen der Colonie, getödtet, ward der Onondaga-Redner doch gut aufgenommen und wechselte mehrere Gefangene aus.

Mittlerweile war P. Le Moyne eifrig beschäftigt in West-New-York. In seiner armen Capelle, geschmückt mit einem Kreuze, das von der Insel Orleans geraubt und

von Garacontié ausgelöst war, versammelten sich Franzosen, Huronen und Irokesen um denselben Altar, jeder in seiner Zunge die Worte der Wahrheit und des Lebens singend. Immer unterweges, Dorf um Dorf besuchte der Gottesmann, überall freudig bewillkommt. Aber auch die Gefahren blieben nicht aus. Träume beherrschten das Land, und ihre oft lächerliche Ausführung hatte manchmal Lebensgefährdung im Gefolge. Bei einer Gelegenheit brach Einer herein, um das Crucifix auf dem Altare zu zerstören. P. Le Moyne war da, aber er trug Jogues Namen, der um das Kreuz sein Leben an den Ufern des Mohahk gelassen, und er wollte es nicht entehrt sehen. Zwischen den Altar und den Rasenden springend, entblößte er sein Haupt zum Schlage und wäre gefallen, wäre nicht der Mörder im Rücken gefaßt worden, gerade als sein Tomahawk in der Luft blitzte[1]).

Diesmal entging er. Aber die Scenen trunkener Schwelgerei, die er stündlich vor Augen hatte (denn die holländer Händler überschwemmten die Cantone mit berauschenden Getränken), ließen ihn gern eine Einladung nach Cayuga annehmen, wo eben eine Seuche wüthete. Mit einem jungen Wundarzte pflegte er die Kranken und rettete viele. Ein Monat reichte nicht hin, um da die Huronenweiber Beichte zu hören, zu trösten, Kinder zu taufen, Allen Unterricht zu geben. Glorreiche Weiber! Ihr Glaube war ungeschwächt, obschon so lange Zeit nur des Zwingherrn Hütte ihre Capelle, und ihr eigen Gewissen ihr Priester gewesen.

---

[1]) Le Moyne hieß zuerst Wane (spr. Wähn); bei Jogues Tode nahm er dessen Namen „Ondessonk" an.

Ungern riß er von diesen glühenden Christen sich los. In Onondaga fand er Garacontié nach seiner Rückkehr mehr als je auf Seite der Franzosen. Die Reise nach dem St. Laurentius stand nun bevor; Le Moyne's Mission neigte sich zu ihrem Ende. Er hatte vor Gefangenen von zehn verschiedenen Volksstämmen gepredigt, während der Blatternkrankheit zweihundert Kinder getauft, Erwachsene dem Glauben gewonnen, die alten Christen besorgt. Ein Illinois-Gefangener, der einem schauerlichen Geschwüre erlag, frug ihn einmal: „Was muß ich thun, um zum Himmel zu geh'n, von dem Du sprichst?" „„Glauben."" „Gut, ich glaube." „„Beten."" „Gut, ich will beten, doch ich weiß nicht wie. Komm' und lehr' es mich, denn gehen kann ich nicht zu Dir." Er empfing den regelmäßigen Unterricht. Der Glaube wandelte ihn völlig um. Keine Klage, kein Murren mehr von seinen Lippen. Zuletzt begehrte und empfing er das heilige Sakrament der Taufe.

Während seines Aufenthalts in Onondaga kamen häufig Christen, besonders Weiber, aus den andern Cantonen unter verschiedenen Vorwänden herüber. Einige gewannen selbst durch ihre Frömmigkeit ihre Herrinnen und brachten sie zum Missionär, um Unterricht zu empfangen. Nicht vergessen sei es auch den freundlichen Holländern, daß sie beim Ausgeh'n seines eigenen Vorraths, ihm von Albany durch einen Indianer eine Flasche Meßwein sandten.

Endlich kam's zum Scheiden; P. Le Moyne mit achtzehn Gefährten und einer Geleitwache die Reise-Gesellschaft. Am letzten August erreichten sie St. Louis, und bald darauf begrüßte sie eine Salve von Montreal's Wällen.

Hier endeten die Irokesen-Missionen von P. Simon Le

Moyne. Obschon noch einmal auf seinen alten Posten ernannt, besuchte er doch die Stämme im Herzen von New-York nicht wieder. Ondessonk's Stimme erschallte ihnen nicht mehr. Ein alter Huronen-Missionär seit dem Jahre 1638, war er immer und verdienter Weise dem rothen wie dem weißen Mann theuer gewesen durch seine Festigkeit, seine Unerschrockenheit, seinen glühenden Eifer. Als Nachfolger von Jogues, dessen Namen er trug, war er der Gründer jener Missionen, wozu dieser nur den ersten Plan angelegt. In langer Missionsarbeit ausgedient und von Alter und Mühsal niedergedrückt, schwand er nun rasch dahin und verschied eines gottergebenen Todes am 24. November 1665 am Magdalenen-Cap [1]). Sein Heimgang ward als National-Verlust in der französischen Colonie betrauert, und die Irokesen sandten Geschenke, „die um seinen Tod vergossenen Thränen wegzuwischen."

Garacontié's Werk sollte itzt noch nicht von Erfolg gekrönt werden. Der Krieg brach auf's neue aus. Aber diesmal wendete sich das Siegesglück. Ihre Dörfer von den Blattern verheert, waren die Cantone nicht in der Lage, den vielen Feinden Stand zu halten, die sie ringsum sich erweckt. Die Mohahks und Oneidas waren von den bis jetzt verachteten Chippewäern geworfen worden; die starken Conestogues [2]) drängten hart die westlichen Cantone und nahmen Kopfhäute von Bundeskriegern selbst an den Thoren ihrer Dörfer. In dieser Klemme wandte man

---

[1]) Jesuiten-Journal. Ueber seine Geburt und sein früheres Leben fehlen die Nachrichten.

[2]) Die Huronen nennen sie: Andastes, auch Gandastogues; die Schweden: Minqua; die Maryländer: Susquehannas. Sie waren Nachbarn der Schweden am Delaware. Sieh: Holm.

sich wieder an die Franzosen, schickte Abgesandte, bot die Töchter als Geißel an. Aber mit Staunen vernahmen die Boten die Kunde von dem Nahen einer starken französischen Heeresmacht, nicht zu ihrer Hilfe, sondern zu ihrem Verderben. Selbst die zerstreuten Algonquins bekamen nun Muth und schnitten Irokesentruppe ab; aber nunmehr Christen, verübten sie an ihren Gefangenen nicht ferner jene teuflischen Grausamkeiten. Sie gaben denselben einen Missionär und Zeit zum Unterricht und zur Vorbereitung, führten sie dann hinaus und erschossen sie. Als die Huronen, theilweis noch Heiden, solches sahen, riefen sie aus: „Es ist gut. Wenn wir einmal alle Christen sind, wollen wir auch so thun.“

Friedens- und folglich Missions-Aussichten schwanden darum noch nicht ganz. Garacontié bemühte sich um Beides. Er rettete wieder gefangene Franzosen und leitete die kleine Christengemeine in Onondaga nach Maßgabe seiner Stellung und Klugheit. Der Christenname bekam neue Würde in den Augen der Wilden.

Irokesen waren in der ganzen Colonie zerstreut, als Gefangene, Geißel oder Abgesandte. Mehrere davon wurden bekehrt. Wunderbar unter andern war die Umwandlung eines Seneca-Häuptlings, Namens Sachiendowan. Er lag krank in Montreal und ward im Hospital sorgfältig von den Nonnen gepflegt. Allouez, ein Missionär, bemühte sich vergebens, ihm die Fabeln seines Stammes auszureden: sein Ohr blieb taub den Worten des Lebens. Da suchte man des Himmels Hilfe. Am Vorabend von St. Ignatius ward Messe für ihn gelesen; alle Nonnen vereinigten im Chore ihr Gebet um des umnachteten Wilden Erleuchtung. Und sieh, ein plötzlicher Wechsel trat ein: der grimmige Wolf ward zum sanften Lamme; er

begehrte die Lehre, ward getauft und starb eines frommen Christentodes.

Im Frühling 1664 gelang Garacontié die Absendung einer neuen Gesandtschaft; sie sollte Franzosen ausliefern und Frieden begehren. In Anzahl und Schönheit der Geschenke übertraf sie alle früheren. Keinen Grund gaben sie des plötzlichen Friedenswunsches, sondern erbaten sich wie gewöhnlich Glaubensboten, besonders die Senecas wünschten einen Schwazrock für ihr Christendorf. Le Moyne, damals noch am Leben, erbot sich zu gehen; aber die Franzosen lehnten es vorsichtig ab; zu oft schon waren sie in die Schlingen der Verträge gegangen, welche die Sachems nicht halten konnten oder wollten, und ließen auf keine Bedingungen mehr sich ein; obwohl sie Garacontié's persönliches Verdienst und wiederholte Anstrengungen für die Sache des Friedens anzuerkennen nicht umhin konnten.

Aber eine nochmalige Gesandtschaft kam im August, mit allgemeinem (außer der Oneidas) Friedensbegehr. Sie führte zu einem Uebereinkommen wegen Gefangenen-Austauschung; Garacontié, der Unermüdliche, führte auch die Franzosen heim, ward aber von Algonquins überfallen und nach schwerem Verlust zur Rückkehr gezwungen.

Auch der Cayuga-Häuptling war an der Spitze der Boten seines Stamms gekommen und hatte bei'm Bischof und Superior um Missionäre und Nonnen für seinen Canton ernstlich nachgesucht; aber auch er scheiterte.

Die französische Regierung hatte nun einmal beschlossen, den Irokesentrotz zu demüthigen und Canada länger nicht ihren trügerischen Friedensverträgen preis zu geben, die ja so schnell verletzt als gemacht worden. Der Marquis de Tracy war von Frankreich mit einem Regiment Truppen, einer Anzahl Colonisten und damals in Canada höchst

nöthigem Zuchtvieh herübergeschickt worden. Bei seiner Ankunft machten sich die Irokesen in und bei den Ansiedlungen Augenblicks unsichtbar und verbreiteten Schreck in den Cantonen durch übertriebene Berichte; und die Cayuga-Colonie, die sich um Quinté-Bai gebildet, gab sich, hart gedrängt von den Conestogues, als verloren auf.

De Tracy errichtete sofort drei Forts am Sorel-Flusse, um die Mohahks und Oneidas im Zaume zu halten, und traf Anstalten, den Kriegsschauplatz in ihr eigenes Land zu verlegen. Zufrieden mit dem gemachten Eindrucke, ließ er sich herbei, die Friedensvorschläge der westlichen Cantone anzuhören; und als Garacontié mit Abgeordneten von Onondaga, Cayuga und Seneca kam, ward er gnädig empfangen. In seiner Anrede berührte er mit würdiger Bescheidenheit seine den Franzosen geleisteten Dienste und tilgte durch ein Geschenk die um Ondessonk's, des vielbeweinten Le Moyne's, Tod vergossenen Thränen. Seine Verdienste wohl anerkennend und würdigend, bewilligte der Vicekönig, gleichsam nur ihm zu Liebe, den westlichen Cantonen den Frieden, wechselte die Gefangenen aus und versprach ihnen auf Verlangen zwei Missionäre[1]).

Nun blieb der Kampf nur noch mit den Mohahks und Oneidas durchzuführen, welche, unbeirrt durch den Abfall der westlichen Bundesglieder, das Feld noch hielten, und de Tracy sandt am Schlusse des Jahres einen Heerzug unter De Courcelle, mit Raffeix und Albanel als Feldcaplänen, gegen sie ab. Auf Schneeschuhen den Landrücken überschreitend, brachen sie plötzlich über die Mohahks herein; aber die Wilden waren gewarnt, flohen und ließen dem Feind nur ihre leeren Dörfer.

---

[1]) New-Yorker Colonial-Documente.

Nun schickten die verschlagenen Oneidas Abgesandte: sie erhielten günstigen Bescheid von P. Chaumonot und machten sich mit P. Beschefer und zweien Franzosen wieder auf den Heimweg. Kaum waren sie gezogen, als die Nachricht von der Ermordung mehrerer französischen Officiere durch eine Mohahkpartie eintraf. Da ward P. Beschefer zurückberufen, die Oneida-Gesandtschaft festgenommen, die Kriegsbereitschaft erneuert. Die Verhandlungen gingen aber dennoch fort, und am 31. August 1666 kamen Abgesandte von allen Bundesgliedern („hactenus inauditum," schrieb der Superior P. Le Mercier in sein Journal) im Park der Jesuiten zu einer Verhandlung mit dem Vicekönig und Statthalter von Canada zusammen. Friede ward hier mit Allen, außer den Mohahks, abgeschlossen, und auf des Cayuga-Häuptlings erneutes Dringen wurden zwei Missionäre für ihn auserwählt, nämlich die PP. Jacob Fremin und Peter Raffeir.

Einzig war nunmehr noch die Mohahkfehde übrig. De Tracy beschloß sie in Person zu züchtigen, und rüstete einen neuen Heereszug. Umsonst versuchten die Senecas durch Wampumgürtel an Le Mercier und Chaumonot den Schlag von ihren Verbündeten abzuwenden. Mit 1200 Weißen und 100 Indianern fiel der Vicekönig in das Mohahkland ein, brannte die Dörfer nieder und führte weg oder zerstörte ihre ansehnlichen Mund- und Kriegsvorräthe. Dies zwang sie, aufrichtig um Frieden zu bitten, welcher nach De Tracy's Abgang vom Gouverneur De Courcelle bewilligt wurde. Gleich den westlichen Cantonen begehrten sie Glaubensboten und bezeigten ein Verlangen nach dem Christenthum.

Dreizehntes Kapitel.

Die Irokesen-Mission. (Fortsetzung.)

Zeit des Friedens. — Missionen in allen Cantonen entworfen und begonnen. — Mission in Quinté-Bai. — Die Sulpitianer. — P. Fremin geht mit Bruyas und Pierron an den Mohahk. — Gründung der Mission. — Eifer der christlichen Huronen. — Bekehrungen. — Bruyas gründet die Oneida-Mission. — Garnier stellt die von Onondaga her, verbindet sich mit Milet und de Carheil und gründet die Mission von Cayuga. — Fremin unter den Senecas im Westen. — Bekehrung von Maria Ganneaktena in Oneida. — Sie gründet das Christendorf Lapratrie.

Tiefer Friede herrschte nun in dem weiten Thalbecken des Ontario und an den Geländen seines Ausflusses. Zum ersten Mal seit vielen Jahren zogen keine Kriegsbanden verstohlen durch die Wälder oder lauerten um den St. Laurentius. Die Tapfern der fünf Cantone, immer des Kampfs bedürftig, kehrten ihre Waffen gegen den Süden und Westen. Das war ein Augenblick, der Le Mercier's Herz mit Freude und Hoffnung füllen mußte. Nochmals Superior der Missionen, sah er, daß nun endlich diese so oft angebahnte, so oft nur scheinbar gegründete Irokesen-Mission wirklich beginnen, und frohlockte bei dem Gedanken, daß der große Vorwurf seines Ordens in *seinen* Tagen in's Leben treten sollte.

Die Jesuiten, immer begierig, die Irokesen zu Christen zu machen, sahen mit Vergnügen die Gründung einer Cayuga-Colonie in Quinté-Bai im Norden des Ontario, und einige Patres besuchten das neue Dorf. Der vollkommene Friede mit allen Cantonen eröffnete aber nunmehr ein weiteres Feld in diesen selbst, und die Jesuiten überließen die Quinté-Mission dem Seminar von St. Sulpice in Montreal, welches zwei seiner Mitglieder unter Irokesen-Händen fallen gesehen, und nun Böses mit Gutem zu vergelten die Gelegenheit ergriff. Zwei Leviten der

Congregation, Claude Trouvé und Franc. de Salagnac de Fenelon kamen im Juni 1667 an. Augenblicklich wurden sie erlesen, um die erste Irokesen-Mission ihres Ordens in Quinté zu beginnen. Nach einem auf Erlernung der Sprache verwandten Jahre erhielten diese zwei jungen, des Eifers vollen Geistlichen durch den heilig gesprochenen Montmorency de Laval, ersten Bischof von Quebeck, die Weihe und gingen nach Quinté ab. Ueber ihr Wirken werden wir anderswo berichten.

Mittlerweile waren die Jesuiten abermals in New-York vorgedrungen. Als alle Friedensverhandlungen abgeschlossen waren, bereiteten sie sich zur Mission im Mohahkthale vor, wo Jogues den Weg eröffnet. Zu diesem großen Werke wurden auserwählt: P. Jac. Fremin, ein Glaubensarbeiter von St. Maria von Ganentaa, P. Jac. Bruyas, dessen Name mit indischer Philologie unzertrennlich verknüpft ist, und P. Johann Pierron.

Im Juli 1667 brachen diese Drei mit einigen Mohahk-Jägern nach ihrer Bestimmung auf, wurden aber eine Zeitlang in dem Fort St. Anne, einer jüngst an der Mündung des Champlain-Sees errichteten Feste aufgehalten, denn die Umgegend war von Kriegsbanden der Mohikaner besetzt, welche damals den Mohahk-Canton bedrängten. Endlich jedoch machten sie ihre Canoes flott und erreichten sicher das obere Ende des Sees, einen Platz, der den Indianern oft durch Stürme verderblich und deshalb Gegenstand ihrer Verehrung geworden. In ihrer wilden Götterlehre bevölkerten sie den Grund des Sees mit einem Feengeschlechte, dessen beständige Arbeit es war, Feuersteine zu schneiden und sie um das Ufer zu streuen. In ihren Ruhestunden schweben diese Elfen in leichten Canoes über die Wasser, verschwinden aber, sobald ein

menschliches Auge sie trifft; wenn dann ihr Oberhaupt hinabsteigt, da wird der See in seinem Zorne zu Stürmen aufgepeitscht, und der neugierige Sterbliche muß zu Grunde gehn.

Bald stießen sie auf Mohahk-Kundschafter, welche die Furcht vor neuem Franzosen-Einfall wach hielt. Erfreut durch das Erscheinen von Missionären, den besten Beweis friedlicher Gesinnung, schlossen sie der Gesandtschaft sich an und erreichten alle zusammen Gandawagué, wo Jogues gefallen. Vor dem Dorf wurden sie mit den gewöhnlichen Ceremonien empfangen und in die Sachems-Hütte geführt.

Obschon die Mohahks in Grausamkeit gegen die Gefangenen vor allen Andern sich ausgezeichnet, bestanden doch zwei Drittheile dieses Dorfes aus in Knechtschaft gehaltenen Huronen und Algonquins. Darunter waren viele Christen, welche aller geistlichen Führung so lang beraubt, im Glauben dennoch fest geblieben. P. Le Moyne allein hatte früher sie besucht. Ihren Glaubenseifer mag man aus der Thatsache beurtheilen, daß Manche von ihnen zur Winterzeit zwei Flüsse durchschwammen, um den Missionär zu treffen und zu beichten. In ihren geheimen Versammlungen eiferten diese standhaften Christen einander zu Glaubenstreue, Muth und Ausdauer an, und wieder waren es die Weiber, welche manchmal heroische Beispiele ächter Christentugend lieferten. Da war eine Frau, die ihre lange Knechtschaft, gleich Tobias vor alter Zeit, mit Krankenbesuch, Todtenbegraben, am Wachbette, und auch edelmüthiger noch am Marterpfahl des sterbenden Gefangenen zugebracht, beistehend mit glühendem Gebet, ihn ermuthigend zum Christentodte. Die verdiente Martyrkrone sollte ihr nicht entgehen. Als sie endlich zur Rückkehr nach Quebeck sich losgekauft, ward sie in ihrer armen

Hütte von zwei Mohahks, so sie gastlich aufgenommen, grausam erschlagen und verstümmelt.

Solche Christen bildeten hier P. Fremin's ersten Wirkungskreis. Er eröffnete seinen Feldzug der Hoffnung mit der Taufe von zehn Kindern; während er aber die Jungen also in Christi Heerde einreihte, traf ein erbarmungswürdiges Schauspiel seine Augen. Die Mohikaner hatten bei einem blitzschnellen Einfalle eine Squaw (spr. Skah) hart vor den Thoren scalpirt. Fremin war einer der Ersten bei ihr, begierig eine Seele zu retten, wo ein Leben in so großer Gefahr stand; aber sie wies ihn verächtlich ab. Viermal kehrte sie sich mit Hohn von ihm weg. Aber das Gebet Derer, die da glauben, ist stärker, als Mancher glaubt: sie ward noch umgewandelt, getauft, und starb als gläubige Christin mit einem Gebete des Danks auf ihren Lippen.

In den drei Tagen ihres Aufenthalts an diesem Orte sahen die Missionäre schon im Stillen manche von jenen Früchten keimen, die später eine reiche Aernte in diesem Canton boten, hier, am Sitze der Todfeinde des Glaubens, im Herzen des einzigen Stammes, der seine Hände in das Blut der Gottesmänner getaucht; denn neun derselben waren von den Kriegern des Mohahkthales erschlagen worden. Aber der Himmel konnte der Stimme ihres Bluts nicht länger widerstehen; sie wurden ja droben die Fürsprecher für das umnachtete Volk, welches ihnen die Märtyrerkrone gegeben.

Hier in diesem nämlichen Dorfe Gandawagué, noch naß vom Blute eines Jogues, eines Goupil, eines Lalande, und in derselben Hütte, wo sie Rast gehalten, weilte ein Kind, Namens Tehgahkwita, dessen Heiligkeit in späteren Tagen einen solchen Glorienschein um die Mission ver-

breiten sollte. Als Aufwärterin der Missionäre bestellt, lernte das reine Mädchen hier zuerst das Christenthum kennen. Da war auch noch eine Mohahk-Squaw, welche ernstliches Verlangen nach der Taufe zeigte. Um ihre Festigkeit zu prüfen, ernannte man sie zur Gebet-Ausruferin der Christen — ein erniedrigendes Amt für Irokesenblut, den der es übt dem Spott und der Beleidigung preisgebend. Aber sie vollzog es mit Demuth und einzig um Gottes Lohn. Als die Missionäre abreisten, versprach ihr Fremin den Unterricht bei seiner Rückkehr. Aber sie folgte ihm lernbegierig auf seiner Wanderung und wankte, später getauft, niemals im Glauben. Auf ein Leidenslager geworfen, verschmähte sie, im vollen Vertrauen auf den Christengott, die abergläubischen Mittel ihrer Verwandten, und sah ihre treue Beharrlichkeit nach wenigen Monden durch neue Gesundheit belohnt.

Doch wir greifen dem Lauf der Ereignisse vor. Die Glaubensboten begaben sich bald nach Tionnontoguen, dem Hauptorte, allwo sie feierlich empfangen und von den Sachems des Stammes mit allen Ehrenbezeigungen eingeführt wurden. In einer Generalversammlung der sechs Mohahkdörfer am 14. September erhob sich P. Fremin, tadelte zuerst den Stamm ob seiner Treubrüche und Grausamkeiten und verbreitete sich dann des Längern über die Vortheile des Friedens. Dann eine Stange mit einem Wampumgürtel auf ihrer Spitze aufrichtend, erklärte er: „Onontio“ werde auf ähnliche Weise den Ersten aufhängen, der den Vertrag verletze, sei er ein Franzmann oder Mohahk.

Bestürzt und verwirrt wie sie waren, antworteten die gedemüthigten Ganniegué in den friedfertigsten Ausdrücken,

lieferten alle ihre Gefangenen aus, und wiesen dem Missionär den Platz zu einer Capelle an. Die Mohahks bauten sie selber. Hier nahm denn die Mission ihren Anfang, und es begann der Gottesdienst zur Freude der so lang der kirchlichen Gebräuche beraubten Huronen. Vierzig waren es, in Eifer weit über den Grad gewöhnlicher Christen, so glühend und so lang verlassen, die sich hier um den Altar schaarten.

Fremin, schon gewandt in der Huronen- und Onondaga-Mundart, sprach bald auch er das Mohahkische; Bruyas und Pierron verlegten sich erst darauf. Ihre Predigten erregten die Aufmerksamkeit des Volks in solchem Grade, daß Himmel und Hölle beinahe die einzigen Unterhaltungs-Gegenstände in den Hütten an den Ufern des Mohahk wurden; und Fremin gewann solchen Einfluß, daß, als die Jugend einen Ottawa hinrichten wollte, er allein mit seinen Rufen und Drohungen durch die Gassen des Dorfes die Sachems zwang, denselben aus den Händen des wüthenden Volkshaufens zu retten.

Aber zur Zeit ihrer Saturnalien, da sie rasend vom „Feuerwasser“ (die Nachbar-Händler versahen sie nur zu reichlich damit) alle Zügel abwarfen, war auch er nicht sicher vor Hohn und Angriff. Feuerbrände flogen um der Patres Häupter, ihre Papiere wurden verbrannt, ihre Capelle beständig betreten.

Doch stand nunmehr die Mission „der heiligen Maria der Mohahks“ einmal gegründet. In drei Monaten wurden fünfzig getauft — vom Stamme selbst nur zwei darunter. Fünfzig Weitere folgten in Bälde, und das Missionsleben war regelmäßig eingerichtet. Fremin entsandt nun seinen Gefährten Bruyas nach Oneida, und Pierron erst nach Albany, um der Holländer Bekanntschaft

aufzufrischen und ihre neuen Herren, die Engländer zu gewinnen, dann zurück nach Quebeck zur Verkündung des glücklichen Erfolgs. P. Bruyas brach im September mit einem Franzosen, als Jäger und Dolmetscher, auf und gelangte bald an das Pfahl-Bollwerk der Oneidas, des schwächsten aber stolzesten der Cantone. Auch sie hießen den Boten des Glaubens willkommen, bauten ein Capellchen, kamen seinen Predigten zu lauschen. Und nicht als müßige Hörer; sie merkten sich den Vortrag und überlieferten ihn den Abwesenden. „Keiner, so hoffe ich, soll unbekehrt sterben," schrieb Bruyas heim. Zweiundfünfzig, meist Kinder, wurden bald getauft — die Erstlingsfrüchte der Mission vom „heiligen Franz Xaver der Oneidas."

Onondaga — die Wiege des Glaubens — durfte nicht übersehen werden. Pierron traf den Statthalter Nicolls im October, und erreichte Quebeck im Februar. Im Mai nun brach von da der jugendliche P. Julian Garnier, der erste in Canada ordinirte Jesuit, noch nicht fünfundzwanzig Jahre alt, nach Oneida auf, begleitet von dem Franzosen Boquet, der gerade mit dreißig Leuten dieses Stammes hereingekommen. Dieser neue Missionär sollte weiter nach Onondaga gehen, um die Vorschläge dieses Cantons zur Wiederbauung von St. Maria entgegenzunehmen.

Er ward von diesem befreundeten Volke herzlich, von Garacontié aber mit vollem Enthusiasmus empfangen. Sie baten ihn inständig, unter ihnen zu bleiben; da er aber den Befehl vorzeigte, nicht zu bleiben, wofern keine Capelle errichtet werde, nahm Garacontié die Sache sofort in seine Hand und begab sich darauf selbst nach Quebeck, um einen Gefährten für Garnier und einen Glaubensboten für Cayuga zurückzubringen. Unter großen Lob-

sprüchen für seine Treue vertraute der Gouverneur die PP. Stephan de Carheil und Peter Milet, vom Superior erlesen, seiner Obhuth an, und so für langes Streben belohnt, brach er wieder nach seinem festen Dorfe auf.

Garnier hatte indeß der Arbeit vollauf. Ihn nahmen die Huronen und nicht weniger die von diesen und den Franzosen gewonnenen Onondagas in Anspruch. Die Kunde von der Schwarzröcke Erscheinen am Mohahk hatte einen Freudentaumel allenthalben erregt. Als die Waldläufer seine Ankunft voraus meldeten, rief ein Irokese aus: „Freude, Freude für immer! Er wird das Himmelsthor öffnen, an das ich schon so lang geklopft."

Im October kamen die neuen Gottesstreiter an: Milet blieb in Onondaga, Garnier führte de Chareil bei seinem neuen Stamme ein. Obwohl man hier, in der Pfahlburg der Cayugas, eben mit abgöttischer Feierlichkeit ein Conestogue-Mädchen auffraß — zur Versöhnung ihres Dämons — empfing man doch gütig die Boten des sanften Glaubens; man baute ihnen alsbald eine Capelle, und P. de Carheil weihte sie ein zu Ehren des heiligen Joseph, des Schutzherrn der Jesuiten-Missionen und des ganzen nördlichen Amerika.

P. Fremin aber, der Pionier, zog indeß dem Westen zu, immer vorwärts, bis er nach drei Wochen das Senecaland erreichte. Er trat als Onontio's Botschafter auf, baute ein klein Gotteshaus und taufte der Christen Kinder. Dergestalt waren am Schlusse des Jahres 1668 die Missionen in allen fünf Irokesen-Cantonen gegründet

Nebenbei sei hier eines Zwischenfalls in der Oneida-Mission erwähnt, welcher für die Verbreitung des Glaubens unter den Irokesen überraschende Ergebnisse zur Folge hatte. In Oneida lebte ein Hurone, dessen Weib

Ganeaktena (spr. Ganiktinä), von Geburt eine Erie, durch Adoption eine Oneida, schon lang um ihrer Sittenreinheit, Sanftheit und Bescheidenheit willen hochgeschätzt war. Eine der ersten von Bryas' Schülerinnen, unterstützte sie ihn im Erlernen der Mundart des Cantons. Ihre Neigung zum Christenthume war jedoch nicht nach ihrer Familie Geschmack, und sie in Folge dessen unaufhörlicher Verfolgung von Seite ihrer Verwandten ausgesetzt. Als aber Boquet mit mehreren Oneidas nach Montreal aufbrach, ergriff sie die Gelegenheit und ging mit ihrem Manne nach der Colonie, um den Christenglauben in Frieden annehmen zu können. P. Raffeix trug sich damals gerade mit dem Plane einer Ansiedlung in Laprairie: während des Winters unterrichtete er die Huronin, und im Frühjahr ward sie in Quebeck unter den Namen Katharina getauft und vom heiligen Bischof Laval gefirmt. Voll Verlangen, ihre frühern Verfolger zu Theilnehmern ihres jetzigen Glückes zu machen, fand sie dieselben bereits in Montreal unterwegs, in der Absicht, ihrem Beispiel zu folgen. Sie kehrte mit ihnen nochmals nach Quebeck, sorgte für ihren Unterricht und gründete sodann in Laprairie ein ganz neues Irokesendorf an den Ufern des St. Laurentius — ein Dorf, christlich in seinem Ursprung, christlich in dem Eifer, dem heiligen Wandel und der Sittenreinheit so vieler seiner Kinder [1]).

Der Art waren die Früchte dieses ereignißvollen Jahres 1667, in welchem, nach Jahren der Prüfung und

---

[1]) Rel. 1667—8 Cap. III. mit dem Bericht über Katharina Ganeaktena in Chauchetière's Leben von Katharina Tegahkwita (MS.)

des Ringens, zuletzt in allen Cantonen Missionen begonnen und eine neue Heimath den Bekehrten eröffnet worden, wo sie vor der Verfolgung der Heiden und Ungläubigen ein Obdach fanden. Diese Missionen wurden eine Reihe von Jahren fortgesetzt, die letzte mit ihren Verzweigungen bis auf den heutigen Tag; und da jede derselben in ihrer Art eine eigene Geschichte hat, werden wir nun ihre Annalen verfolgen, zeitweis die ganze Gruppe zusammennehmend, zu anderer Zeit jedweder ihre eigene abgesonderte Erzählung belassend, wie Stoff und Ereignisse es nöthig machen.

Vierzehntes Kapitel.

Die Irokesen-Mission. (Fortsetzung.)

I. Die Mohahk-Mission. — Pierron und sein Wirken. — Seine Gemälde und Karten — Erfolg in Caughnawaga. — P. Bonifaz. — Das Fest der Todten. — Fremin's Tiumph — Götzendienst abgeschafft. — Bekehrungen. P. Affendasé. — Eifer der Weiber. — Notre Dame de Foye. — Kryn der große Mohahk. — Einwanderung in Canada. — Katharina Tehgahkwita. — Ihre Frömmigkeit. — Spätere Glaubensboten. — Schluß der Mission.

1. Die Mohahk-Mission.

P. Pierron kehrte am 7. October 1668 nach dem Missionssitze Tinniontoguen zurück und blieb, da P. Fremin nach dem Senecaland aufbrach, sich hier allein überlassen. Er war aber seiner Aufgabe gewachsen. Obwohl erst kurze Zeit in Amerika und hier kaum ausgeruht, hatte er schon genug vom Mohahk-Dialect sich angeeignet, um sich geläufig auszudrücken, und was wichtiger, alsbald auch das Charakteristische der indianischen Raçe erfaßt. Sein Unterricht in den sieben Mohahk-

dörfern war unausgesetzt und nicht ohne Früchte. Zeuge des Guten, welches die symbolischen Gemälde von Mr. Le Nobletz, von der Innern Mission, unter dem Landvolke der Bretagne gewirkt, benützte er seine eigene Geschicklichkeit im Malen zu diesem Zweck, und zwei Bilder, die Todesscene eines christlichen und die eines heidnischen Indianers, mit der sinnbildlichen Darstellung ihrer Zukunft, machten den größten Eindruck und unterstützten ihn mächtig in seinem Wirken.

Gegenwärtig war es eine Zeit der Unruhe am Mohahk: die Mohikaner, zahlreicher und viel gewandter, führten den Krieg bis vor die Pallisaden des stolzen Stammes, dessen Demüthigung durch die Franzosen dem Blendwerk des Schreckens, vor welchem die algischen Stämme so lange sich gebeugt, einen großen Stoß gegeben hatte. Unter all dem Kampflärm rang Pierron männlich mit den zwei großen Feinden seines Werkes: Aberglaube und Trunkenheit; den einen bedeckte er so mit der Wucht des Lächerlichen, daß die Gaukelpossen in seiner Gegenwart ein Ende nahmen; um die andere zu unterdrücken berief er er sich auf den Christensinn des englischen Statthalters. „Ich werde durch schwere Strafen verhüthen, daß man den Indianern die Mittel zur Ausschweifung biete, schrieb Lovelace zur Antwort; und auf das Verlangen der Sachems und Häuptlinge, welche dem Missionär sich angeschlossen, anspielend setzte er bei: „Ich bin entzückt, solch' tugendhafte Gedanken zur Beschämung vieler Christen von Heiden ausgehen zu sehen; aber es muß dies euren frommen Lehren zugeschrieben werden; denn, wohl geschult in einer strengen Zucht, habt Ihr ihnen den Weg zur Abtödtung durch Vorschrift und eigene Ausübung gezeigt.“

Da sieben Dörfer ein zu großes Feld für Einen Send-

boten waren, ward das Dorf Gandawagué der geistlichen Sorgfalt des P. Bonifacius anvertraut, und bald führte es den Reigen in frommem Eifer und Beharrlichkeit inmitten verhöhnender Angriffe. Das Dorf hatte seine Capelle, allwo die Bekehrten regelmäßig jeden Sonntag sich versammelten, um am Bord ihres rauschenden Flüßchens die Lieder des unter den Donnern von Sinai herausgegebenen Gesetzes zu singen. Die Frucht, welche hier zu reifen begann, dankten die Glaubensmänner nächst Gott dem Blute von P. Jogues. „Er vergoß es," sagt die Relation, „auf derselben Stelle, wo diese neue Christenkirche sich zu erheben beginnt; und es scheint nun doch, als sollten wir in unsern Tagen Tertullian's schöne Worte zur Wahrheit werden sehen: „„Das Blut der Martyrer ist Christensame.""

Die Bekehrungen waren in der That trostverheißend; hundertundfünfzig getauft, beinahe die Hälfte davon Erwachsene, Einer darunter zu seiner Zeit der große Kriegshäuptling der Bundesgenossenschaft; drei Andere ehrwürdig durch Alter und Weisheit. Die Frauen zumal rührte die Schöne der Wahrheiten des Christenthums, sie warfen sich ihnen freudig in die Arme und hielten sie fest mit der Treue ihres Geschlechts.

Im Verlauf des Mohikaner-Kriegs war denn das Schlachtfeld und das Schaffot recht der Schauplatz des heiligen Eifers eines Pierron und Bonifacius. Dem Wunsche der Mohahks, ihre Gefangenen in der Hölle brennen zu sehen, gerade zum Trotz, wurden dieselben belehrt und getauft, die Verwundeten körperlich und geistig gepflegt. Als Pierron eines Tags ein Dorf betrat, gewahrte er zu großer Freude ein in der Mitte der breiten Gasse aufgepflanztes Kreuz. Innerlich jubelnd kniete er hin, um

dem Allmächtigen zu danken für diesen Wechsel in den Herzen der Mohawks, fand aber bald zu seinem Bedauern, daß ein Medicin-Mann es aufgerichtet, der in einem Traum erfahren, das Kreuz sei der Herr des Lebens. Seltsame Umwandlungen seit den Tagen von Goupils Tode!

Da er jedoch die Eingebornen zur Fischerei, zur Jagd und auch in den Kampf begleitete, gewann er zuletzt folgsame Zuhörer. Einer, ein tapferer Krieger, ward nach seinem Tode mit feierlichem Begräbniß geehrt, und sein Leichnam, während des Requiems von Kerzen umgeben, unter dem Gesang des Miserere mitten durch das Gedränge der staunenden Wilden zu Grabe getragen.

Pierron war durch und durch Missionär: glühend-eifrig, schnell empfänglich, körperlich und geistig arbeitsam, die Last der Geschäfte niemals spürend. Er lehrte des Tags den Catechismus zweimal, Alten und Jungen, bald in diesem, bald in jenem Dorfe, immer in Bewegung. In Tinniontoguen unternahm er eine Schule und lehrte einen Monat lang die Mohahkknaben Lesen und Schreiben, gab es aber, von zu vieler Pflicht in Anspruch genommen, wieder auf. Zunächst schrieb er die Hauptlehren der Kirche auf Karten und schärfte sie durch gefällige Spiele dem Geiste Aller ein. Das Leben eines Christen von der Wiege bis zum Grabe stellte ein solches Spiel von Stich zu Stiche dar.

Doch langsam war annoch der Fortschritt. Hawenniio [1])

---

[1]) Der neue Irokesenname für „der Große Geist" — aus Niio, dem verderbten franz. Dieu, das zuerst Dis geschrieben, und dem eingebornen Hawen. Es bedeutet den wahren Gott, und zweifelsohne beten Ihn die heutigen heidnischen Irokesen, wenn auch mit abergläubiger Zuthat, an.

hatte den Aireskoi und die anderen alten Götter des Landes noch nicht gestürzt. Ein glücklicher Zufall sollte vollenden, was heiligem Eifer mißlungen war. Gandawagué ward der Schauplatz eines Todtenfestes, und zu dieser Wiege des Stammes begaben sich nicht nur die Mohahks, sondern auch die Clansmänner von Oneida und Onondaga; in abgesonderten Hütten bereitete sich jede Sippschaft, an den Begräbnißgebräuchen, Spielen und Banketten Theil zu nehmen.

In der Achtung für ihre Todten haben die Ureingebornen von jeher sich ausgezeichnet, ganz besonders aber das Huron-Irokesenvolk. Wenn er nicht durch Frost oder gewaltsamer Weise umgekommen, ward der Todte zuerst in sitzender Stellung in einem kreisförmigen Loche begraben, häufiger aber noch in einen Baumrindensarg eingeschlossen und auf ein zum Schutz gegen wilde Thiere über Pfosten erhöhtes Gerüste gelegt. Regelmäßig ward Nahrung über dem Grabe oder auf der luftigen Ruhestätte dargebracht; nach Verlauf einer gewissen Zeit, gewöhnlich nach zehn Jahren, wurden alle in dieser Periode Gestorbenen herausgenommen und einem gemeinsamen mit Thierfell ausgelegten Grabe übergeben, und dabei gab es Festspiele, Bankette und feierliche Gebräuche. Dies war das Fest der Todten *).

Bei dem gegenwärtigen stand P. Pierron inmitten der Mohahk-Sachems. Als im Laufe der Ceremonien die Redner ihre Theorie der Schöpfung zu entwickeln begannen, machte er ihre Fabel lächerlich und fuhr, obwohl zum Schweigen verwiesen, sie zu widerlegen fort. Hierauf aus

*) Sieh Anhang 12.

der Gruppe wo er stand vertrieben, nahm er seinen Platz bei der Abordnung von Onondaga. Die Ceremonien dauerten fünf Stunden; da nun Pierron Winke über sein Verlassen des Cantons hatte fallen lassen, war die Feier kaum beendigt, als auch die Mohahk-Oberhäupter ihm abzubitten kamen und ihn sie um deswillen nicht zu verlassen baten. Er aber stellte sich äußerst verletzt durch die Beleidigung. Einen Bruch mit den Franzosen befürchtend, rief ein Häuptling endlich aus: Ich sehe, was alledem zu Grunde liegt. Wir sind keine Christen. Willst Du aber diese mächtige Sache mir überlassen, so versprech' ich Dir guten Erfolg. Berufe eine Rathsversammlung; gib jeder der drei Familien einen Wampumgürtel; sprich deine Meinung offen aus, und überlasse mir das Uebrige."

Des folgenden Tags wurden alle Sachems und Häupter der Sippen in Pierron's Capelle geladen. Hier hielt er seine Anrede, erklärte seine Absicht der Rückkehr nach Canada und drang in sie, Aireskoi zu entsagen, die bösen Geister nicht mehr anzurufen, und ihre abergläubischen Tänze zu unterdrücken.

Einige Tage später, am 25. März 1670, kamen sie zur Antwort in die Capelle zurück. Ehe die Verhandlung begann, sprach Garacontié zu Gunsten von Pierron's Begehr, aber der große Mohahk-Häuptling unterbrach ihn — „Dieser Franzmann hat unsre Herzen und Seelen umgewandelt; seine Gedanken sind uns're Gedanken, seine Wünsche uns're Wünsche; wir horchen nicht auf Dich, sondern Ihm sind unsre Ohren offen;" dann wiederholte er seine ganze Anrede. Der politische Garacontié erhob sich nochmals, änderte aber seinen Ton, als kränke ihn die Unterbrechung nicht, und rief aus: „Ich danke Euch. Nehmt sein Wort, denn für Euch hat er Alles zum Opfer

gebracht.“ Dies Benehmen des Onondaga-Redners hatte große Wirkung, da seine Autorität mächtig war.

Des andern Tags war neue Sitzung; die Sachems stellten die Schwierigkeit, alten Gebräuchen zu entsagen, vor, zeigten sich jedoch den Wünschen des Sendboten gefügig, verzichteten auf Aireskoi und versprachen alles was in ihrer Macht liege zu thun, um künftig die Anrufung des falschen Gottes und die Tänze durch Beredung des Volkes zu unterdrücken — die einzige Gewalt, welche die Sachems hatten.

Der Missionär dankte für ihren Entschluß und erweiterte auf ihr Ansuchen seine Capelle. Ein paar Tage später warfen auch die Medicin-Männer ihre Schildkröten-Rasseln nebst allen andern Abzeichen und Instrumenten ihres Dienstes in’s Feuer. Ihr Amt hatte ein Ende. Nicht mehr wiederhallten die Hütten von ihrem Geheul um das Lager der Kranken und Sterbenden; man ließ sie gar nicht mehr rufen; die üppigen Traum-Tänze sah man nicht länger. Die Alten schickten die Jugend zum Unterricht, da war das Heidenthum gefallen. Dem Aireskoi ward sein Reich genommen, und heutigen Tags ist selbst sein Name nicht mehr bekannt unter den Irokesen. Die Glaubensboten hatten nur noch Christenwahrheit und Christengefühl in gereinigte Herzen zu pflanzen.

Es war ein Augenblick des Triumphs, dieser Tag, da die Abgötterei gestürzt war unter den Mohahks! — Ein weites Feld that vor Pierron sich auf; er eilte nach Quebeck und eilte zurück und brachte die PP. Thierry Beschefer und Louis Nicolas mit, um die Aernte einsammeln zu helfen, welche das so plötzlich in Reife bleichende Kornfeld versprach. Ein Glüheifer erfüllte Alle, und nimmer wankende Bekehrungen erfolgten. Die katholischen

Indianer vom Mohahk lernte man bald in Albany kennen, wo niemals ein Versuch zur Einführung des Christenthums gemacht worden. Die Mynheers von Albany und New-York bedrohten sogar die Squaws ob der Zurschautragung ihrer „Rosenkränze und andern papistischen Trödelkrams“ in ihren Marktflecken; aber weit entfernt diese Abzeichen des Glaubens zu verhüllen, waren die edlen Mohahkweiber dafür zu sterben bereit. Eine derselben ging gestachelt vom Spott der Weißen in deren Bethaus und sagte da laut die Gebete her, welche sie der „Schwarzrock-Gebet-Häuptling“ gelehrt [1]).

Die Mission ging über alle Hindernisse weg sichern Schrittes vorwärts, und 84 Taufen sind für das Jahr 1670 eingetragen. Da Bruyas Superior der Anstalt ward, kam Pierron auf den Posten vom heiligen Franz Xaver des Près in Lapraire. Ein bösartiges Fieber verheerte den Canton im Jahre 1672; es entsprang aus unmäßigen Schwelgereien am Schlusse des Mohikanerkriegs. Vielfache Beschäftigung gab es den Glaubensmännern und brachte viele Bekehrungen mit sich. Aber nur so machte der Glaube beträchtliche Fortschritte. Der Anstoß, welchen Fremin seiner Zeit gegeben, hatte bereits seine Kraft verloren, und die Mohahks fielen wieder in die gewohnte Gleichgiltigkeit zurück.

Eine der bemerkenswertheren Bekehrungen war die des beinahe achtzigjährigen Häuptlings Assendasé, eines Sachems einer der großen Sippen, der nach langem und stolzem Kampfe endlich vor dem Kreuze sich beugte. Alle menschlichen Vernunftgründe schienen sein Heidenthum zu halten, denn er war ein Medicin-Mann und hochmüthiger Heuchler; als er sich aber unterworfen, vergalt er reichlich der Geduld seines Seelenhirten. Unmittelbar nach seiner

Taufe erklärte Peter Assendasé, daß er fürder nicht in einem Rathe sitzen werde, wo man über Träume oder ähnlichen Aberglauben sich bespreche. Sein Eifer für die Bekehrung seiner Familie, ja des ganzen Stammes, führte ihn so weit, daß er, wie die Missionäre sagten, nach dem Ruhme zu streben schien, der erste Irokesen-Märtyrer zu werden. Einer seiner heidnischen Verwandten fiel ihn eines Tages an, riß ihm Crucifix und Rosenkranz vom Halse und schwang die Streitaxt über seinem Haupte. „Schlage zu," rief der Held; „ich werde zu glücklich sein, für solche Sache zu sterben. Wie sollte mich auch mein Lebensblut gereuen, wenn ich es für das Zeugniß meines Glaubens lasse?" — Gott rief ihn bald darauf aus dieser Welt; er starb mit vollkommener Hingebung in seinen Willen, „Der," wie seine letzten Worte waren, „unsern Tagen Gränzen setzt, wie Ihm gefällt."

P. Bonifacius pflügte derweil das bessere Feld von Gandawagué und erreichte Gewinne, welche ihn unter unsere größten Glaubensboten reihen. Es war hier mehr Beständigkeit, als irgendwo im Mohahklande, und „hier," sagen die Missionäre, „sahen wir, um es recht zu sagen, die erste Eingebornen-Kirche und Entfaltung christlichen Edelsinn's. Wir geben ihr deshalb den Namen der ersten und Hauptmission im Land der Irokesen." Hier kam es vor, daß Christenmädchen die Hand heidnischer Häuptlinge verschmähten und Darben dem Reichthum vorzogen, wenn der Glaube in Gefahr kommen konnte. Auch die heidnische Sitte, das unentwöhnte Kind mit seiner Mutter zu begraben, ward hier abgestellt, und die unschuldigen Kleinen wurden Christenweibern zum Säugen gegeben.

In diesem Dorf von ungefähr vierhundert Seelen kamen in weniger als zehn Monaten dreiunddreißig öffentliche

Taufen Erwachsener vor. Vom Jahre 1673 an war öffentliches Gebet in dieser Mission von St. Peter, und so regelmäßig wie in irgend einer Christengemeine Europas. Männer, Weiber und Kinder sangen Sonntags im Chore, und nach dem heiligen Meßopfer wurde dem Gebrauch der französischen Kirche zufolge Brod ausgesegnet. Die Matrone, welche das Brod spendete, gab dann bei seiner Austheilung den Christen eine kleine Bewirthung. Dieses „Agape" begann und schloß mit einem Gebet und erinnerte in seiner Herzlichkeit, Reinheit und Frömmigkeit an die Liebesmahle der Katakomben.

Wie P. Bruyas die wunderthätige Statue von Notre Dame de Foye aus dem heiligen Schrein in Dinan auf seinem ländlichen Altar niemals ohne sichtliche Wirkung auf die herbeiströmende Menge ausstellte: so war es auch in St. Peter, wenn P. Bonifacius zur Weihnacht neben dem Altar das Bild des Jesukindes in seiner ärmlichen Krippe sehen ließ, so die Frömmigkeit der Christen erhöhend und wenigstens die Aufmerksamkeit der Nichtgläubigen erregend.

Aber inmitten seiner Triumphe in Caughnawaga (welchen neuern Namen wir nun beibehalten werden) ging es mit der Gesundheit von P. Bonifacius reißend schnell abwärts: die Entbehrungen des Missionslebens und unabläßige Arbeit führten ihn eilends dem Grabe zu. Im Jahre 1674 ward er nach Quebeck zurückberufen und im December lag er auf sein Schmerzenslager hingestreckt, umgeben von seinen Mitbrüdern, welche ihn in bewußtlosem Zustande dahinschwinden sahen. Um demselben einen glückseligen Tod zu erwirken, wandten sich Alle einstimmig an Vater Brebeuf um seine Fürbitte. Und der Himmel war nicht taub der Stimme ihres Gebetes und nicht uneinge-

denk der Verdienste seines Knechtes: P. Bonifacius gewann auf eine von Allen einem Wunder zugeschriebene Weise noch einmal sein Bewußtsein, und gab unter Regungen der zartesten Frömmigkeit am 17. December 1674 seinen Geist auf.

War nun auch Caughnawaga seines hingebenden Seelenhirten beraubt, so blieb doch seiner Christen Eifer unvermindert. Neue Bekehrungen kamen beständig vor, und Bruyas widmete ihnen seine apostolische Sorgfalt. Unter andern trat auch das Weib Kryn's, des Großsachems des Stammes, zum Glauben über. Bei ihrer Bekehrung kannte des Häuptlings Zorn keine Gränzen; er verließ seine Hütte und begab sich in die Wildniß. Auf seiner einsamen Streifjagd erreichte er den St. Laurentius, dort wo das neue Dorf Laprairie sich erhob. Er ging da hinein und wurde ganz betroffen von dem Frieden und der Stille der Ordnung, die hier herrschten; er horchte auf und lauschte bald der neuen Lehre aufmerksamer, als er je bei P. Fremins Unterricht gethan. Er begann zu vergleichen und zu prüfen, überkam die letzten Zweifel, und war in Bälde Christ und begeisterter Schutzredner des neuen Dorfs.

Eines Tags war der Missionär ganz erstaunt, Kryn's wohlbekannten Sammelruf zu hören, der so oft die Tapferen zum Kriegspfade aufgerufen; denn gegen die allgemeine Sitte war Kryn, der Sachem, auch Krieger. Er war zurückgekommen; er erzählte seinen Clansmännern alle seine Erfahrungen und drang in alle Gleichgesinnte, ihm nach Laprairie zu folgen. Viele waren schon Christen und hatten schon lang verlangende Blicke nach Laprairie als einem Zufluchtsorte geworfen. Vierzig schlossen sich ihm nun mit Einemmal an, eine edle Pilgrimschaar! Sie wandten nochmals ihr Auge der Heimath ihres Stammes,

den Gräbern ihrer Vorfahren zu, knieten nieder, und mit einem Gebete für ihr umnachtetes Volk auf den Lippen schlugen sie dann schweren Herzens (nur der Glaube hielt es aufrecht) den waldigen Ueberlandpfad ein, der nach dem St. Laurentius führte [1]). Am Ostersonntag 1676 erreichten sie das Dorf, als es eben in der Feier dieses Glückstages begriffen war.

Beunruhigt durch diesen zahlreichen Uebertritt, versammelten sich die Sachems in Tinniontoguen und luden Bruyas vor, unter der Anklage, daß er den Canton entvölkere. Seine Antwort war einfach. Von des Häuptlings Vorhaben wußte er nicht mehr, als sie: er hatte dazu weder den Rath gegeben, noch den Plan der Ausführung entworfen. Er zeigte ihnen, wie nur ihr eigenes Benehmen, ihre Laster und ihr Aberglaube die wahren Ursachen von dem Zerfall des Stammes seien.

P. Jacob de Lamberville bekam nun den verwaisten Posten von Caughnawaga und wirkte vom Jahre 1675 an in diesem Dorfe der Vorliebe, in Stunden der Prüfung an Vater Jogues, den erlauchten Gründer der Mission, und auch nie vergebens, sich wendend.

Der Abgang so vieler eifrigen Christen, erst mit Bonifacius, dann mit Kryn, dem Großen Mohahk, hatte allerdings das Dorf und mehr noch seine Heerde gelichtet, doch neue Rosen brachte die Zeit. Tehgahkwita, die Tochter einer christlichen Algonquinfrau, war eine Waise beinahe seit ihrer Geburt gewesen. Eine Augenschwäche, Folge des Fiebers, bannte sie häufig in ihre Hütte und ward so der Schild ihrer Ehrbarkeit und Reinheit. Sie war Fremin's

---

[1]) Charlev. de la Mission de St. F. X. des Près. MS.

und seiner Gefährten erste Aufwärterin gewesen. Es drängte sie das Verlangen, Christin zu werden, aber Verschämtheit und ihres Onkels Feindseligkeit gegen den Glauben verhinderten selbst jede Anspielung der Art in seiner Gegenwart.

Bald nach seiner Ankunft, als die meisten Bewohner auswärts in Wald und Feld waren, begann Lamberville seinen Besuch in den Hütten, zur Belehrung der Kranken und Zurückgebliebenen. Freude blitzte in Tehgahkwita's Zügen auf, als der Missionär auch bei ihr eintrat. Sie machte ihn alsbald zum Vertrauten ihres Verlangens, des wie einen Schatz lange gehütheten Wunsches, Christin zu werden. So entzückt der Glaubensbote bei der Entdeckung solcher Einfachheit, Offenheit und Unschuld war, eilte er doch keineswegs mit der Taufe. Den Winter lang unterrichtete er sie und prüfte ihren Charakter. Ihr bewiesener Muth inmitten kleinlicher aber stäter Verfolgung erhöhte ihre Vortrefflichkeit in seinen Augen immer mehr, und nach des Großen Mohahks Abreise, dem sie zu folgen sich sehnte, ward sie am Ostersonntage 1676 getauft.

Schon so treu ihrem Gewissen, als das Licht der Wahrheit sie noch nicht erleuchtet, gab Katharina Tehgahkwita nunmehr ihre junge Seele gänzlich Gott hin. Ihre Andachtsübungen, ihre Strenge gegen sich selbst und ihre guten Werke setzte sie trotz aller Hindernisse beharrlich fort. Sonn- und Feiertags war sie das Ziel des grausamen Hasses ihrer Verwandten: da sie die Feldarbeit verweigerte, mußte sie fasten. Die Kinder zeigten auf sie und nannten sie spottweise „die Christin.“ Aber nicht genug, auch die Verläumdung erhob bald ihr Schlangenhaupt, und so überzeugt P. Jacob von ihrer Unschuld war, hatte sie darob doch viel zu leiden. In diesen Prüfungen wandt'

sie ihre sehnsuchtsvollen Augen nach Laprairie de la Madeleine und nach den Klöstern von Ville Marie und Quebeck, von welchen sie gehört. Als daher Kryn im Jahre 1677 zurückkam, ergriff sie die Flucht und entkam unentdeckt von ihrem Onkel, der sie bewaffnet verfolgt hatte.

Die schönste Blume seiner Mission war geschwunden; Lamberville setzte sein Wirken in Caughnawaga fort. P. Franc. Vaillant du Gueslis folgte dem P. Bruyas in Tinnionguen und blieb bis 1681, einer Zeit, da durch englischen Einfluß ein feindlicher Geist sich bemerklich zu machen begann. Auch waren die meisten Christen ausgewandert und ein Krieg mit den westlichen Cantonen stand vor der Thüre. Was immer die wahre Ursache gewesen sein mag, die Missionäre zogen nun fort um nicht wieder zu kehren, nachdem ein späterer Versuch des P. Vaillant, zu seinen früheren Neophyten zu gelangen, mißglückt war[1]).

---

[1]) P. Jacob Bruyas aus Lyon kam 1666 in Quebeck an. Er war Superior aller Missionen von 1693—1699 und starb 1703. Der beste Philolog der Mohahksprache, verfaßte er mehrere Werke in ihr und über sie. Hennepin reiste von Quinté nach dem Mohahk, um sein Wörterbuch zu copiren, und Cotton Mather hatte seinen Irokesen-Catechismus zu seinem Gebrauch an Handen. Noch existiren handschriftlich seine „**Racines Agnières**,“ Wurzelwörter der Mohahksprache, ein französisch-mohakisches Wörterbuch und ein Mohahk-Catechismus.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Irokesen-Mission. (Fortsetzung.)

II. Die Oneida-Mission. — Ihre Unfruchtbarkeit. — Milet. — Seine lange Sendung. — III. Die Onondaga-Mission. — Garnier. — Milet. — Seine Gewandtheit und Erfolge. — Garacontié's Rath. — Agreskoué gestürzt. — Die Irokesen-Missionäre versammelt in Onondaga. — Taufe von Garacontié in Quebeck. — Seine Festigkeit und Bestrebungen für das Christenthum. — Ein Hurone als Missionär. — P. Johann de Lamberville. — Garacontié; seine Krankheit, Genesung; Besuch bei Frontenac; Endkrankheit und Tod. — Bruyas in Onondaga. — De Lamberville und sein Bruder. — IV. Die Cayuga-Mission. — P. Stephan de Carheil. — Mühen umsonst. — Betrübnisse. — Bekehrung von Saonchiogwan. — De Carheil vertrieben. — V. Die Seneca-Mission. — Fremin's Arbeiten. — Garnier. — Die christlichen Huronen. — Gefahr der Glaubensboten. — PP. Raffeix und Pierron. — La Salle. — Vertreibung der Missionäre.

2. Die Oneida-Mission.

Die Oneida-Mission, P. Bruyas Gründung, bezahlte niemals die auf sie verwandte Mühe. Dieser Clan hatte von jeher einen störrig unlenksamen und unbändigen Geist selbst in Bundessachen gezeigt. Hier fand der Glaube immer Widerpart. Als Bruyas sein Werk begann, lag die Hand der Mohikaner und Conestogues so schwer auf dem Canton, daß eine Hungersnoth ausbrach. Doch in den Herzen der Oneidas bewirkte das keinen Wechsel; es fielen sogar Christen vom Glauben ab, und der Sendbote des Heils, während er von gedörrten Fröschen und wilden Kräutern leben mußte, hatte keine Tröstung, außer der Taufe sterbender Kinder und der Frömmigkeit weniger alten Christen. Zu andrer Zeit schwebte sein Leben in beständiger Gefahr vor betrunkenen Kriegern; denn einmal wurden in weniger als drei Monden sechzig Fässer Rum in einem einzigen Dorfe verbraucht. In solchen Perioden war er gezwungen, seine Zuflucht in einer Art Eremitage am See, oder selbst in Onondaga zu nehmen.

Auf Weihnachten des Jahres 1669 taufte er zum erstenmal einen Erwachsenen in Gesundheit; denn bisher hatten bloß Sterbende, oder Gefangene am Pfahl nach dem Heilsmittel verlangt. Er verwendete darauf so vielen Prunk, als seine Armuth gestattete, zog Schaaren in sein Capellchen herbei und predigte und lehrte von früh bis in die späte Nacht: aber keine Bekehrungen wollten diesem schönen Anfang folgen, und da der Tod allmälig die kleine Bande alter Huronen-Christen lichtete, blieb wenig Hoffnung eines endlichen Erfolges übrig.

Doch ward deshalb seiner Würdigkeit in Quebeck nicht vergessen; er rückte im Jahre 1671 zum Superior aller Irokesen-Missionen vor, und P. Milet bekam seine frühere Stelle.

Kurz vor seinem Abgang hatte er, da die Jahreszeit gerade Muße dazu bot, eine Reihe Besprechungen begonnen, welche stark besucht wurden und Ergebnisse lieferten, wie er hier sie nicht erwarten durfte. Einige bejahrte Oberhäupter nahmen den Glauben an, und es war unter dem Volke solch ein Geist der Untersuchung geweckt worden, daß Milet ein besseres Feld vorfand, als er sich es versprechen mochte. Bald gelang es ihm, eine regelmäßige gottesdienstliche Versammlung zu bilden, allwo der Tag des Herrn durch eine feierliche Messe geheiligt und abwechselnd Oneida- und Huronen-Chorgesang angestimmt wurde.

Der Glaubensbote ward allmälig so beliebt und volksbekannt, daß er, wie Pierron am Mohahk, die Sachems zu bereden vermochte, alle Anrufung von „Agreskoué“ zu untersagen, und daß sie ihn selber einluden, ihre Versammlungen mit einem Gebete an den „Schöpfer aller Dinge“ zu eröffnen.

Die Brüderschaft von der Heiligen Familie, welche Chaumonot in Canada gegründet, hatte überall viel des Guten gewirkt. Milet führte sie in Oneida ein, und mit tröstlichem Erfolg. Auch hier ging das Frauengeschlecht in Glaubensglut voran und gewann Viele herüber. Der Gefahren einer Verbindung mit Nichtgläubigen sich wohlbewußt, wiesen Jungfrauen und Wittwen die besten Heirathen von der Hand, ehe sie ihren Glauben in Gefahr brachten, und zogen den hilflosen und verachteten Stand der Ehelosigkeit dem Vollgenuß in der Häuptlingshütte vor.

Im Jahre 1675 ward der Häuptling Soenrese bekehrt; sein männlicher Muth in Vertheidigung des Glaubens und seine hartnäckige Bekämpfung der Völlerei und andrer Laster trugen viel dazu bei, den Charakter der Christen in der öffentlichen Meinung zu heben[1]).

Tröstungen dieser Art waren es, was Milet aufrecht erhielt, bis die Kriegsaussichten zu sicher wurden, um ein ferneres Bleiben klug erscheinen zu lassen. Nach einer apostolischen Laufbahn von vierzehn sauren Jahren ward er zurückberufen und erreichte das Feldlager von De la Barre im Juli 1684.

Mit seiner Abreise schließt sich die Oneida-Mission; von seiner langen Gefangenschaft werden wir in Bälde sprechen.

3. Die Onondaga-Mission.

Onondaga galt immer als das versprechendste Feld von allen, und alle Freunde der Mission kehrten ihre Blicke natürlich dahin. Garacontie's Einfluß schien den Triumph

---

[1]) Etat present, 1695, MS.

des Evangeliums dort zu sichern. Unter glücklichen Vorbedeutungen hatte Garnier sein Werk begonnen, aber bald seine Hoffnungen zu leichtgläubig gefunden. Was die Gottesmänner von Ganentaa hier immer für Glaubenssaat gepflanzt, sie war in den Herzen der Onondagas beinahe ganz verkommen, ihr Angedenken selbst in ihrem Geist geschwunden. Traumherrschaft lag über dem Lande. Nur auf die Huronen war Verlaß, und Garnier's erste Sorge galt der Wiederbelebung ihres früheren Eifers; Taufe von Sclaven und Kriegsgefangenen sein erstes Amt, wo er nur immer Mittel und Wege fand, zu ihnen zu gelangen.

Endlich kam Milet zu seiner Unterstützung; der Sprachen leicht mächtig, hatte er bald vom Onondagischen zur Genüge erfaßt, um den Catechismus zu lehren. Das Volk gab ihm den Namen Teharonhiagannra — „der zum Himmel aufblickt." Er verstand sich gut auf indisches Gemüth. Wie ein Oberhaupt ließ er seinen Ruf durch die Dorfgassen ergehen, versammelte Jung und Alt in seiner Hütte und verkündete da durch sinnbildliche Geschenke, Wampumgürtel und anderen Kunstbehelf den Glauben. Bei'm Nahen der Weihnacht gab er Belehrungen über die Schöpfung, die Dreieinigkeit, die Menschwerdung, Geburt und Sendung Christi, und donnerte gegen Agreskoué und Traumdienerei. Anfangs nicht ohne Wirkung. Er eröffnete von da ab ihre Rathsversammlungen mit seinem Gebete.

Garacontié, bemüht um die Bekehrung seines Stamms, veranstaltete ein Fest. An einem Sonntag ward die Hütte ausgeschmückt, so künstlich man es vermochte. Ein feiner Wampumgürtel hing in der Mitte der Wand, eine Weltkarte auf der einen, ein Bildniß des heiligen Ludwig auf der andern Seite. Unter dem Gürtel, auf einer mit scharlachrothem Tuche bedeckten Tafel, lag die Bibel;

darüber ein Crucifix, Symbole des Aberglaubens zu seinen Füßen.

Als die Gäste sich versammelt, erklärte Garacontié in einer Ansprache des Festes Bedeutung. Dann verbreitete Milet sich über die Größe des Einen wahren Gottes, den Herr und Sklave gleicherweise anbete, des Schöpfers des Alls, des Herrn und Meisters über Leben und Tod, und bediente sich aller Ueberzeugungsmittel, so auf wilde Gemüther wirken mochten.

Die Sachems lauschten ihm mit Vergnügen und kamen nun regelmäßig, ihn zu hören, so daß er gegen Weihnachten seine Capelle erweitern mußte; er entlehnte dazu die Glocke von der alten Mission in Ganentaa und läutete sie für die Sachems und Krieger, derweil eine kleinere mit ihrem Gebimmel den Kindern galt; und dazu sangen sie, wie sie gelaufen kamen: „Es ist nur Ein Gott, der Herr des Lebens“... „Im Himmel gibt's alle guten Dinge und endlos Vergnügen: in der Hölle — ewige Feuerpein am Marterpfahl.“

Bei Angriffen wußte Milet einen stolzen Ton anzunehmen; er gewann sich Achtung, und die Medicin-Leute wurden zahm vor ihm, denn sein Witz war schneidend. Schon seine Gegenwart genügte, ihren trügerischen Anmaßungen ein Ziel zu stecken. Wohl ward eine letzte Anstrengung zu Gunsten der alten Gebräuche gemacht, und die Saturnalien des März vermochte Milet nicht zu unterdrücken: doch Agreskoue's Reich war merklich im Sinken.

Im August 1669 berief der Superior der Irokesen-Missionen die Patres zu einer Generalversammlung nach Onondaga; Fremin, Garnier, Bruyas, Pierron und de Carheil fanden sich bei Milet ein. Nach kurzem Gebete

und Austausch des Trostes, den nach so langer Verbannung aus civilisirtem Leben gegenseitige Mittheilung bot, entwarf man einen gleichförmigen Missionsplan und trennte sich nach sechstägiger Besprechung, Jeder von des Andern Licht erleuchtet, von des Andern Anblick und Worten gestärkt, um auf jene einsamen, ausgesetzten Wachtposten des Glaubens zurückkehren, zu jener kunterbunten Bevölkerung der Irokesendörfer, wo die Trümmer unterjochter Stämme an Kopfzahl oft die eigenen alten Insassen überwogen.

Die Huronen, allenthalben in gedrängten Massen, waren die große Tröstung der Gottesmänner. Hier konnte man einen alten Christen wie Franz Tehoronhiongo treffen, der noch im alten Heimathlande vom Blutzeugen Brebeuf getauft, später P. Le Moyne's Wirth, niemals seit siebenundzwanzig Jahren im Glauben gewankt und in dieser langen Gefangenschaft seine Familie in Uebung der Gottesfurcht aufgezogen [1]). Hier bekehrt eine Huronin ihren irokesischen Mann und begeistert ihn mit solchem Verlangen der Taufe, daß er nach Montreal aufbricht und bei'm Begegnen eines Missionärs einen Freuden- und Triumphgesang anstimmt.

Während die einsamen Sendboten des Heils derart ihren ruhigen Weg verfolgten, ärnteten Andere in Quebeck die Frucht ihrer Mühen. Bei einem Zerwürfnisse mit den Ottawas versammelten sich die Häuptlinge der westlichen Cantone in jener Stadt; Garacontié an ihrer Spitze.

---

[1]) Dieser treffliche Mann siedelte später zur Sulpitianer-Mission, dem „Berge" von Montreal über, und starb hier in hohem Alter. Er ward in einem der Thürme des alten Forts begraben, der heute noch steht; die Stelle heißt: des Priesters Farm.

Nach langer und gewichtiger Besprechung stellte der Gouverneur den Frieden wieder her. Garacontié hatte dabei in harten Ausdrücken die Ottawas ob ihrer Behandlung der Missionäre angelassen, deren Eifer und Hingebung er mit den höchsten Lobsprüchen überhäufte. Er erklärte darauf seine Liebe zum Christenthum, seine lange Prüfung desselben in Lehre und Ausübung, und zum Schlusse, gegen den Bischof sich hinwendend, begehrte er die Taufe. So plötzlich diese Erklärung war, kam sie doch nicht unerwartet. Seine lange Aufmerksamkeit auf den Unterricht der Missionäre, sein wohlbekannter reiner Wandel, sein Eifer für die Bekehrung des Stamms — Alles bestimmte den Prelaten, seinem Wunsche zu willfahren.

Die Cathedrale von Quebeck war der Schauplatz, allwo diese Ceremonie mit größter Feierlichkeit vollzogen wurde, und zwar vor einer Versammlung, wie die französischen Ansiedlungen ganz allein sie aufweisen konnten. In diesem stolzen Gebäude mit seiner feudalen Architectur, mitten unter den Abkömmlingen der Kreuzfahrer, Männern von der edelsten Ahnenreihe der alten Welt, mitten unter Huronen von Montmorency, Tionontates von Mackinaw, Mohikanern vom Hudson, Algonquins vom St. Laurentius, Chippewäern vom Obern See und Irokesen jeder Sippe vom Mohahk bis zum Genesee, stand Garacontié, um von Laval's Händen die Taufe zu empfangen, wie vor Jahrhunderten der Franken-Häuptling Chlodowig von der Hand des heiligen Remy sie erhielt. Mit ruhiger Aufmerksamkeit folgte er dem heiligen Ritus. Klar und deutlich waren seine Antworten auf die Lehrsätze, welche anzunehmen er im Begriffe stand; entschieden bis zum Ausdruck der Strenge seine Erklärung, dem

Christenthum treu anhängen zu wollen. Dann, unter dem Donner des schweren Geschützes vom Fort St. Louis, mit dem Statthalter Canada's als Taufpathen an seiner Seite, strömte das Wasser über sein Haupt, und der größte Irokese seiner Zeit, das eigentlich geistig wirksame Oberhaupt der Bundesgenossenschaft, war nun der Christ Daniel Garacontié.

Bald kehrte er wieder in sein heimisches Onondaga, bereits früher der Anführer der Christenpartei, nun selber ein Christ. Von früherher gewohnt, bei verschiedenen Ceremonien und stammgebräuchlichem Festgepränge den Vorsitz zu führen, verkündete er nun seinen Entschluß, an solchem keinen Theil mehr zu nehmen. Die Saturnalien zu Ehren des Tharonhiawagon beachtete er nicht weiter, und als der Gegenstand im Rathe zur Sprache kam, erhob er sich mit den Worten: „Ihr kennt meine Meinung über diesen Punkt. Ich hab' Euch bloß zu sagen, Ein für allemal: ich bin ein Christ“ und verließ die Rathhütte.

Dies Gebahren war von großem Einfluß auf den Stamm, denn selbst der englische Statthalter von New-York erkannte seine Autorität an, da er seine Vermittlung zwischen den Mohahks und Mohikanern in Anspruch nahm. In Onondaga kamen nun Manche mit ihrem Wunsche heraus, welche aus Stolz oder anderer Menschenrücksicht bisher gegen ihre Ueberzeugung sich zurückgehalten hatten, und durch die Bekehrung seines Weibes ward es Garancontié selbst bald vergönnt, sein eigen Haus ganz christlich zu machen.

---

[1]) Rel. 1669 – 70.

Bei seiner Rückkehr von Rathsversammlungen in Quebeck und Albany bekannte er wiederholt auf edle und stolze Weise seinen Entschluß, in den Glaubenslehren, die er angenommen, zu leben und zu sterben. In einer gefährlichen Krankheit wies er all die abergläubische Behandlung der Medicin-Männer von sich, und als er erfahren, daß ohne sein Wissen ein solcher Brauch in seiner Hütte vollzogen worden, war er untröstlich. „Wehe!" sprach er, „was wird Teharonhiagannra (Milet) von mir sagen? Er wird mich für einen Heuchler halten; aber ich habe zu viel Herz und habe es Gott zu feierlich versprochen, um je rückfällig zu werden."

Bei jeder Gelegenheit erhob er seine Stimme für den Glauben, wie später einmal in Montreal vor einer Versammlung von fünfhundert Abgeordneten verschiedener Stämme, welche mit de Courcelle verhandelten, und wo er als Irokesen-Botschafter an die Ottawas zugegen war.

Bei seiner Rückkehr begleitete ihn ein Tionontate. Es war Louis Taondechoren, der seit zwanzig Jahren „Dogique" d. h. Anführer des Gebets in der Quebecker Huronen-Mission gewesen. In apostolischem Geiste unternahm er es nun, das Christenthum unter den Irokesen zu verkünden. Und nicht ohne Früchte. P. de Lamberville hieß ihn freudig willkommen in Onondaga. P. Bruyas schrieb vom Mohahk über ihn: „Diese Leute haben das Gesicht meiner kleinen Kirche ganz geändert. Ein Mann wie dieser glühende Taondechoren wiegt zwei Missionäre wie ich bin auf."

De Lamberville, der auf seines Vorgängers Milet Schultern stand, hatte die Trunkenheit und Völlerei unter den Christen glücklich bezwungen, so daß diese Laster Gegenstand öffentlicher Buße wurden. Nur über die Bekehrung

des übrigen Stamms schreibt er niedergeschlagen: „Um die oberen Irokesen zu bekehren, sollten wir zwei Arme haben — einen von Gold und den andern von Stahl: ich meine, sie durch Geschenke gewinnen und durch Furcht niederhalten. Die Glaubensboten besitzen aber weder die Reize des Einen, noch die Stärke des Andern."

Garacontié war ihr Halt und ihre Stütze. Zeigte doch dieser Mann in den Wäldern Amerika's einen Charakter, würdig der ursprünglichen Kirche, durch die wundervolle Vereinigung von Hochherzigkeit mit jenen kleinen Tugenden, welchen Frieden und Vertrauen in engerem Kreise verbreiten.

Sein Glaube zog ihm Spott und selbst Drohungen der ausschweifenden Jugend zu; aber seine anerkannte Ueberlegenheit als hellster Kopf und bester Staatsmann in den Cantonen bewahrte ihm die Achtung aller Leiter des Volks. Im Jahre 1672 warf ihn eine schwere Krankheit auf's Lager, und die Sachems umstanden es ängstlich lauschend, um seinen letzten Rath, sein politisches Testament zu vernehmen. Milet und de Lamberville, wie die meisten Missionäre nicht ohne ärztliche Kenntnisse, hatten die Freude, ihn wieder herzustellen, und bald darauf brach er mit andern Abgeordneten auf, um Frontenac in Cataracouy zu begegnen, wohin sie dieser Gouverneur im Juli 1673 berufen, um ihre Einwilligung zur Errichtung eines Forts zu erlangen.

Zweihundert kamen, und Frontenac, an seiner Seite Fenelon und D'Urfé, mahnte sie zur Annahme des Glaubens. „Kinder!" rief der Statthalter aus, „Kinder der Onondagas, Mohahks, Oneidas, Cayugas und Senecas! Ich kann Euch keinen wichtigeren oder nützlicheren Rath geben, als Euch zu ermahnen, Christen zu werden und

den Gott anzubeten, den wir anbeten. Er ist der Oberherr von Himmel und Erde, der unumschränkte Gebieter über euer Leben und Gut, der Euch geschaffen und erhält, Euch Speise und Trank gibt, der den Tod Augenblicks mitten unter Euch senden kann, da Er der Allmächtige ist und thut wie Er will, nicht menschengleich, sondern im Nu, blitzschnell. Kurz, Er kann Euch glücklich oder elend machen, wie Ihm gefällt. Dieser Gott heißt Jesus, und die Schwarzröcke hier, die seine Diener und Dolmetscher sind, wollen Euch Ihn kennen lehren, dafern Ihr nur dessen gewillt seid. Ich lasse sie bei Euch und in euren Dörfern, einzig um Euch zu lehren. Deshalb ist mein Verlangen, daß Ihr sie achten und jede Beleidigung derselben seitens eurer jungen Leute verhüthen sollt; denn ich würde solche Unbill betrachten, als wäre sie mir angethan, und demgemäß bestrafen. Sachems! Gebt hierin ein Beispiel euren Kindern, da euer Urtheil gesunder als das ihrige sein muß — oder wenigstens, wollt Ihr keine Christen werden, hindert sie nicht daran und lasset sie das Gebet des Großen Gottes lernen: die Schwarzröcke hier werden es lehren und auch Seine Gebote."

Mit Garacontié's Hilfe bekehrte de Lamberville noch einen Mann von Ansehen, welchem Krankheit die Wirkungslosigkeit der Zauber-Medicin gezeigt, so daß er all seine theuer bewahrten Okis oder Zaubermittel aufgab. Trostreicher aber war für den Missionär der Tod eines armen, blinden Weibes, das von einem Trunkenen verstümmelt und von Allen verlassen war. Von ihm verpflegt und geführt, machte sie ihre Zeit der Bitterkeit zu einem Hoheliede der Hoffnung und verschied „gebadet in süßester Freude." (Rel. 1672 — 3, MS.)

Garacontié's Frömmigkeit blieb sich immer gleich.

Obschon seine Hütte eine halbe Stunde von der Capelle entfernt lag, besuchte er die Messe regelmäßig mit seinem Weibe: so zog er sich bei'm Gang zur mitternächtigen Christmette des Jahres 1675 eine heftige Verkältung zu. Bald zeigte sie sich lebensgefährlich, und er bereitete sich zum Tode. Er hatte an diesem Festtage, dem zu Ehren er eine häusliche Feier veranstaltet, wie in Vorahnung baldiger Auflösung, ein Bild Unseres Herrn in die Hände genommen und, es mit Küssen bedeckend, ausgerufen: „Sieh da, der wahre Herr und Meister unseres Lebens! Unsre Träume geben uns kein langes Leben. Jesus, geboren von der Jungfrau! Wie bist Du in Schönheit ohne Gleichen! Gewähre, daß wir neben Dir sitzen mögen im Himmel. Christen, gedenket, was wir Ihm in der Taufe versprochen!" —

Da sein Lungenübel durch Blutauswurf sich selber anzeigte, ging er zum Missionär und rief: „Ich bin todt!" Dann legte er mit allen Zeichen aufrichtiger Frömmigkeit eine Generalbeichte ab. Der Glaubensbote verwendete wohl die ängstlichste Sorgfalt auf ein so werthvolles Leben: aber die Gesundheit des Sachems von Onondaga war durch beständige Mühsale und Beschwerden gebrochen; denn Mitglied jeder Gesandtschaft des Cantons seit vielen Jahren, spielte er fortwährend eine Rednerrolle in Albany, New-York, Cataracouy und Quebeck, er, der eifrige Freund Frankreichs, ein glühend ungestümes Kind der katholischen Kirche!

Als er seinen Tod nahen sah, gab er seiner Familie den letzten Rath, befahl sein Sterbebankett zu bereiten und lud die Sachems und Häuptlinge von Onondaga dazu ein. In seiner Ansprache ermahnte er sie, in Frieden mit Frankreich zu leben, ihre Waffen gegen die entfernten

Ontwaganuha zu kehren, Christen zu werden und das Feuerwasser aus dem Canton zu verbannen. Dann zu dem Missionär sich wendend, sprach er: „Schreibe dem Statthalter, daß er den besten Diener verliere, den er in den Cantonen der Irokesen hatte; und ich bitte meinen Herrn, den Bischof, welcher mich getauft, und alle die Missionäre, für mich zu beten, auf daß mein Aufenthalt im Fegfeuer nicht lang sein möge."

Darauf gab er dem Glaubensboten Anweisungen über sein Begräbniß und bereitete sich zu der letzten Reise. Sein Todeskampf war kurz, und als er nahte, rief er aus: „Onne ouage che ca" (spr. Onni uatschi tschi khäh) — „Seht, ich sterbe!" Alle fielen auf ihre Kniee, und unter ihren Gebeten verhauchte er. Gegen Landessitte ward er nach seinem Wunsche in einem Sarge und in einem gewöhnlichen Grabe beerdigt, und dieses überragt ein hohes Kreuz, auf daß Alle von ferne sehen möchten und gedenken sollten, daß Daniel Garacontié ein Christ gewesen. Kein Jagdkleid, kein Bogen, keine Streitart lag in seinem Grabhügel: es war gleich des weißen Mannes Grab.

So schloß die Laufbahn eines der denkwürdigsten Männer indischer Annalen — hervorragend als Christ und Staatsmann, Freund seiner Race und eifriger Arbeiter in der Sache ihrer Civilisation. Ein treuer Freund des Friedens, bewahrte er Canada mehr denn Einmal vor verheerendem Kriege. Um seine Landsleute zu bewegen, seinen Ideen zu folgen, hatte er viele europäische Bräuche angenommen und in seinem vorgerückten Alter noch Lesen und Schreiben gelernt. Vom Anbeginn den Franzosen Freund und von der Schönheit des Christenthums angezogen, aber dessen innwohnende Wahrheit nicht minder

fühlend, hatte Garacontié sich lange seitab gehalten und seine Bekehrung kein Zeichen verrathen — sei es, daß er sich noch nicht gehörig vorbereitet hielt, oder daß er seiner eignen Willensstärke mißtraute — als er aber einmal den Christennamen angenommen, wankte er nie mehr, und seine Glaubenstreue errang sich selbst die Bewunderung der Colonisten von New-York: obwohl er eines Tags im Bethause zu Albany, wo er mit seinem Rosenkranze niedergekniet, auf den Befehl des Geistlichen, sich fortzupacken, scharf entgegnete: „Wie? Ihr wollt einen Mann nicht beten lassen in diesem Hause Gottes? Da könnt Ihr auch keine Christen sein: Ihr liebt ja das Gebet nicht“ [1]).

Die Missionäre und die ganze französische Colonie vernahmen seinen Tod mit Schmerz; selbst die Engländer beklagten den Verlust eines großen und guten Mannes, obschon er ihrer Sache nicht anhing.

Bald nach seinem Scheiden, gegen das Jahr 1679, ersetzte P. Bruyas, der Superior, den P. Johann de Lamberville in Onondaga. Später kehrte dieser mit seinem Bruder Jacob wieder, und sie blieben, bis der politische Horizont sich verdunkelte und Dongan's Politik sie, die letzten Missionäre, aus Irokesenland vertrieb.

4. Die Cayuga-Mission.

Unter den Cayugas wirkte mittlerweile P. Stephan de Carheil. Schon zu St. Maria's von Ganentaa Zeiten hatte P. René Menard hier eine Mission begonnen, aber sein Nachfolger traf kaum eine Spur davon mehr an. Nur Saonchiogwan war freundlich gestimmt. Die gegen-

---

1) Rel. 1673—9.

wärtige Periode bietet nur eine Geschichte gleich fruchtloser Werke de Carheil's. Zwar sprach er Cayugisch mit zierlicher Leichtigkeit, besaß große Missionär-Talente, galt bei Franzosen und Indianern für ein Genie und auch für einen heiligen Mann — doch brachte er es nur zu einem kleinen Häuflein Bekehrter.

Am 6. November 1668 hatte er begonnen und sein Capellchen dem heiligen Joseph geweiht. Mit einer Kenntniß des Huronischen, welches Alle verstanden, fing er den Unterricht an; Anfangs wenig beachtet, gewann er durch Muth in Zeiten der Gefahr, da er Wacht- und Kundschafterdienste that und bei Angriffen der Conestogues mit in's Feld zog, allmälig ihre bessere Meinung. Indem er die Cayugasprache auf ihre Wurzeln oder Grundwörter zurückführte, bediente er sich bald dieser Mundart im Umgang und schrieb seine Taufformel in derselben nieder.

Drei Dörfer: Goioguen, Kiohero und Onnontare bildeten seinen Sprengel. In allen diesen fand er Huronen, theils Christen, theils eingefleischte Heiden. Einer der letztern hatte eine Tochter am Rand des Grabes. Vergebens suchte de Carheil sie zu taufen. Mit strengem Ernst verwehrte es der Vater: „Du sprichst, wie Echon in unsrem Land gesprochen. Er brachte die Leute mit Wasser um, und Du versuchst dasselbe." Die Medicin-Männer traten ein; der Gottesmann ward aus der Hütte getrieben und brach in Thränen aus. „Die ganze Nacht," schreibt er, „war mein Herz der Bitterkeit voll. Ich fand den Schlaf nicht und hatte immer diese verlorne Seele vor mir, die ich liebte und die ich hätte retten können. Mehr als jemals kam mich da die Betrübniß des Jesuherzens an, das alle Menschen liebte und sie zu erlösen wünschte, und doch die ungeheure Zahl Jener

kannte, die da sollten verloren sein.“ Der Vater des Kindes aber schrieb dessen Tod dem P. de Carheil zu und strebte ihm nach dem Leben.

Glücklicher war er mit anderm Aberglauben. Er stellte dessen Abgeschmacktheit in solches Licht, daß die Kranken davon Gebrauch zu machen sich schämten. Seine Methode war, nicht zu widerlegen, sondern scheinbar damit übereinzustimmen und an die vorgebliche Gottheit ein lächerliches Gebet anzuheben. Nach und nach wuchs seine Gemeinde, obwohl langsam, und Sachems, Krieger, Weiber und Kinder besuchten seine Catechismusschulen und disputirten um die kleinen Kampfpreise, die er aussetzte. Einige Taufen Erwachsener, oft nach harter Müh' und Prüfung erreicht, boten Lohn und Trost. Gerade da befiel ihn Krankheit und mußte er nach Canada zurückkehren.

P. Peter Raffeix trat an seine Stelle. Er aber machte indeß, da er menschliche Kunst machtlos fand, eine Pilgerfahrt nach St. Anna's hochberühmtem wunderthätigen Schrein und erlangte dort Befreiung von seinem Nervenleiden. Dann kehrte er auf seinen Posten zurück; Raffeix ging in's Seneca-Land.

De Carheil fand das Vorurtheil noch immer tiefgewurzelt in den Gemüthern und Anschuldigungen aller Art gegen den Glauben verbreitet. Mordthaten und zügelloses Leben betrübten sein Herz nicht minder. Der Stamm, als solcher, scheint niemals einen Charakter der Festigkeit und Entschiedenheit gehabt zu haben. Wohl gab die Mission die größte Anzahl von Kindertaufen, da die Mütter ihre Kleinen im Krankheitsfalle bereitwillig herbrachten; aber hier war, und man darf sagen, aller Orten ist es so, die Zahl der Taufacte kein Criterium über den Erfolg der Mission.

Sein einziger Halt war der Häuptling Saonchiogwan,

der, obwohl tief unter einem Garacontié stehend, doch all seine Bemühungen unterstützte. Gleich dem Helden von Onondaga, war er von der Wahrheit des Christenthums überzeugt, das er durch Menard und Chaumonot, seine Gäste, kennen gelernt. Er war verschlagen, politisch und fein, und obwohl er die Taufe begehrt, hatte der vorsichtige Glaubensbote sie noch verschoben. Im Frühjahr 1671 ging eine Seneca-Gesandtschaft nach Quebeck, um einige Pottawatomis auszuliefern, welche Krieger vom westlichen Canton im Friedensbruch gefangen gemacht. An ihrer Spitze stand Saonchiogwan, der nach Beendigung seines Geschäfts vom Bischof die Taufe begehrte. Von Chaumonot unterrichtet und geprüft, erhielt er sie unter dem Namen Louis; der Intendant Talon war sein Pathe. Den Indianern um Quebeck gab man dabei in seinem Namen ein Fest [1]).

Kein Ereigniß von Bedeutung hat die Cayugamission fürder zu melden; des Volkes hochfahrender und störriger Geist blieb wie immer derselbe, bis im Jahre 1684 de Carheil von dem Häuptling Horchouasse ausgeplündert und aus dem Canton getrieben wurde [2]).

---

[1]) Rel. 1670—1.

[2]) P. Stephan de Carheil kam im Jahre 1666 in Quebeck an. Die Huronen, zu denen er zuerst kam, gaben ihm den Namen: Aondechété. Später war er auf der Ottawa-Mission. „Er hatte die schönsten Talente der Hoffnung geopfert, Canada mit seinem Blut zu bethauen." . . Er wirkte hier unermüdlich, länger als sechzig Jahre, war ein guter Philologe und schrieb Schätzbares über die Huronen- und Cayugasprachen und in denselben, wovon noch mehreres übrig. Im Juli 1726 starb er in Quebeck in sehr hohem Alter.

5. Die Seneca-Mission.

Die Seneca-Mission, in dem volkreichsten der Cantone gelegen, gewährte die größten Hoffnungen des Erfolgs. Eines der Dörfer, Gandougarä, bestand aus Huronen, Neutralen und Onnontiegas; die ersteren waren die Trümmer der Missionen von St. Michael und St. Joh. Baptist in Huronia. Chaumonot hatte sie schon von St. Maria von Ganentaa aus besucht und ihren Glauben neu belebt.

Am 1. November 1668 kam P. Fremin vom Mohahk her und wurde in Sonnontouan als Abgesandter empfangen. Aber als Sendbote des Heils war er gekommen und baute seine Capelle und begann sein geistliches Amt unter den Huronen. Doch wurde er auch im Charakter als „Onontio's Sendbote“ in Anspruch genommen: zwischen den Senecas und Ottowas war es zu Angriff und Wiedervergeltung gekommen, und all seine Anstrengung war nöthig, um der Senecas Kriegerschaaren von feindlichem Einfall abzuhalten. P. Allouez besänftigte glücklicher Weise ihren Zorn durch Zurückstellung von Gefangenen, und die endliche Beilegung geschah durch den französischen Statthalter in jener Rathsversammlung, die Zeuge von Garacontié's Bekehrung war.

Da Fremin, als Superior der Irokesen-Missionen, zu viel der Arbeitslast zu tragen hatte, rief er Garnier zu seinem Beistand herbei und übergab ihm das Dorf Gandachiragon. An diesem Orte, wie an Fremin's Wohnsitz, ward täglich Messe gelesen, und die Huronen setzten nun, durch die Gegenwart eines Seelenhirten ermuthigt, mit neuem Eifer das Werk fort, das bisher ihr stiller Glaube allein wach erhalten. Unter ihnen sind Jacob Atondo und Franz Thoronhiongo als alte Christen besonders bemerkenswerth.

Der Glaubensboten Aufmerksamkeit kehrte sich bald auch den Heiden zu. Häufig wurden Conestogues verbrannt; sie erhielten immer Unterricht und Taufe. Einer derselben hatte schon Kenntniß der katholischen Lehre, wahrscheinlich von den Maryland-Patres her.

Garnier hatte sein Winterquartier in Gandachiragon; da betrieb er die Sprache, verfaßte ein Wörterbuch und wandt' seine übrige Zeit den drei oder vier Christen des Ortes zu. Im nächsten Jahre, da er allein stand, ward seine Lage schwierig. Das Dorf Gandougarä oder St. Michael brannte ab, er verlor dabei seine Capelle mit allem Inhalt; aber der Christen Eifer bot vollen Ersatz. In allen Dörfern ward bereits öffentliches Morgen- und Abendgebet gehalten; sie verwarfen mit Strenge die abergläubischen Bräuche; bald auch erklärten die Sachems öffentlich ihren Wunsch, zum Christen-Gott zu beten, und Garnier war schon froher Hoffnung voll: da änderte das Gerücht eines nahen Einfalls der Franzosen augenblicklich wieder Alles. Garnier kam in Verdacht, selbst bei dem Häuptling, dessen Hütte er bewohnte, und der Tod von dessen Nichte, welche eben krank lag, oder nur irgend ein bestimmteres Kriegsgerücht würde zur Niedermetzlung des Schwarzrocks geführt haben, dessen fleißiges Gebet in dieser Crisis ihren Argwohn nur erhöhte. Einzig die Huronen waren sein Trost, welche, obwohl sehnsüchtig nach der Vereinigung mit ihren Landsleuten in Notre Dame de Foye bei Quebeck verlangend, ihre Verbannung mit Unterwerfung unter den göttlichen Willen trugen. Doch sollte Garnier nicht länger allein bleiben.

P. Raffeix kam vom See Tiohero und erreichte die Seneca-Mission im Juli. Er begann sein Amt, nicht von unwissender Begeisterung getragen, sondern all des

abschreckenden Ungemachs, so seiner harrte, sich gar wohl bewußt. „Erwarten, daß ein ganzer Stamm mit Einemmal sich bekehre," sagt er, „oder hoffen, Christen zu Hunderten und Tausenden zu machen, heißt sich selbst betrügen. Canada ist kein Land der Rosen: um nur Eine zu finden, darfst du weit gehen, und auf dornigen Pfaden."

Bald kam noch ein drittes Dorf hinzu, St. Jacob's Mission, unter Leitung des P. Joh. Pierron, den wir schon unter den Mohahks getroffen. Gottesfurcht und Andacht erblühten nun wirklich, wenn auch in kleinen Kreisen der zerstreuten Treuen im Senecalande, und diese Anstalten wetteiferten mit den Christendörfern am St. Laurentius. Neue Bekehrungen gingen wohl langsam vor sich, denn die Medicin-Männer vertheidigten Schritt für Schritt ihren geseiten Boden, und das Volk war wieder übermüthig worden durch seine Triumphe über die Conestogues. Die Missionäre waren oft in Gefahr. Garnier ward der Hexerei beschuldigt, und da Anklage und Verdammung nahe gleichbedeutend waren, hing die Streitart bereits über seinem Haupte. Der Henker war schon erlesen und bezahlt, aber Gott wandt' den Schlag ab. Raffeix bemühte sich, ein sterbend Mädchen auf den Pfad der Wahrheit zu führen; aber so giftig war damals der herrschende Haß gegen die Gottesmänner, daß sie von ihrem Krankenlager aufsprang und sein Gesicht mit den Nägeln zerriß, bis es von Blut überströmte. Und dennoch brachte seine gütige und sanfte Weise es noch dahin, daß sie mit einem Gebete an Jesum, den Geber des Lebens, auf den Lippen, ihr Leben aufgab.

Die Besetzung des Niagara durch die Franzosen unter La Salle im Jahre 1678 und dieses Befehlshabers feindliche Gesinnung gegen die Geistlichen mußten den Einfluß

der Glaubensboten schwächen und Argwohn gegen alles Französische wecken [1]). Ihre Lage schien nun gefährdeter als je, und sie wurden vorsichtiger im Taufen, um nicht Christen zu machen, welche später von Heiden auferzogen würden [2]).

Dergestalt war der Stand der Missionen bei'm Schlusse der Relationen im Jahre 1679 [3]). Der Götzendienst war im Allgemeinen in den Cantonen erschüttert, die Mysterien des Glaubens waren allbekannt, nur der Muth des Hervortretens um sie anzuerkennen gebrach. Das Leben der Missionäre war eine Reihe von Jahren vielfachen Gefahren ausgesetzt; oft die Opfer persönlicher Gewaltthat, waren sie sogar in öffentlichen und geheimen Volksversammlungen mehrmals dem Tode geweiht worden; doch bauten sie ihre Capellchen fort und unterhielten sie und

---

[1]) Hennepin; La Salle.

[2]) Rel. 1673—9, MS.

[3]) Die Relationen geben folgende Statistik der Irokesen-Mission, welche Jenen schlecht passen mag, welche die Missionäre des Taufens über Bausch und Bogen beschuldigen:

Jahre.	Mohahks.	Oneidas.	Onondagas.	Cayugas.	Senecas.	Summe.
1668—9	151	—	30	28	60	269
1669—70	53	—	40	37	120	250
1670—1	84	—	—	62	110	318
1671—2	60	30	39	30	41	200
1672—3	72	34	30	55	70	261
1675	80	—	72	21	100	273
1676—7	—	—	—	—	—	350
1677—8	—	—	—	—	—	300
8 Jahre						2221

wirkten in geduldiger Hoffnung weiter, so viel sie vermochten.

Nun aber erhob ein neues Hinderniß sein Haupt. England und Frankreich sollten sich die Thäler des Mohahk und Oswego streitig machen; und obwohl damals beide Länder von katholischen Statthaltern regiert wurden, waren es gerade die Missionen, welche als Opfer fallen mußten. Von dieser Periode werden wir nun im Allgemeinen sprechen, zuvor aber eine Skizze des Missionsdorfs Laprairie und der Mission vom Berge von Montreal geben [1]).

---

[1]) Da Fremin's Wirken in New-York hiemit endigt, sei noch so viel über ihn gesagt. Im Jahre 1656 ward er nach Onondaga gesandt und blieb hier bis 1658; dann zwei Jahre in Miscou, später in Trois-Rivières und Cape de la Madeleine; von 1666—71 am Mohahk und in Cayuga. De Courcelle versetzte ihn nach Laprairie, für welches er mehrere Reisen nach Frankreich unternahm. Er soll dann nochmals im Irokesenland gewesen sein, und starb im Juli 1691 in Quebeck.

P. Julian Garnier, der letzte Seneca-Missionär, aus Connerai, Diöcese Mans, ein Bruder des berühmten Benedictiners Garnier. Er lebte noch um 1722.

Von de Lamberville, Milet und le Vaillant kennt man wenig außer dem bereits Gesagten.

P. Peter Raffeix war erst Feldcaplan im Mohahkkriege. Dann wirkte er in Isle Percée, Cayuga und Seneca bis 1680. Im Jahre 1703 lebte er noch in Quebeck, von Jahren und Mühsalen gebrochen.

Sechzehntes Kapitel.

Die Irokesen-Mission. (Fortsetzung.)

Die Reductionen in Canada. — I. Lorette. — Irokesen daselbst. — La Précieuse. — Sogaressé. — Ign. Tocachin. — II. St. Franc. Xaverius des près oder Caughnawaga. — Ursprung. — P. Raffeix. — Kath. Ganneaktena. — Garonhiagué. — Kryn. — Leben auf der Mission. — Eifer der Neophyten. — Lehrmethode. — Bischof Laval. — Sault St. Louis. — Kath. Tehgahkwita. — Ihre Heiligkeit. — Ihr Leben und Tod. — Wunder. — III. Quinté-Bai und der Berg von Montreal. Sulpitianer in Quinté-Bai. — Barfüßer. — De Belmont gründet die Mission von Notre Dame des Neiges. — Margar. Bourgeoys und ihre indianische Schule. — Erfolg. — Mar. Barb. Attontinon und Mar. Ther. Gannensagwas, indianische Nonnen.

1. Lorette.

Die Huronen-Mission von Lorette war der erste Zufluchtsort und Sammelplatz der christlichen Irokesen, welche um des Glaubens willen den Pilgerstab ergriffen. Schon Fremin hatte vom Mohahk aus den Verfolgten in den Cantonen den Weg nach dieser Friedensstätte gezeigt, allwo mehrere derselben durch ihre Frömmigkeit hervorleuchteten. Hier ward das Kind Ignatius Tocachin (spr. Tokätschin), von irokesischer Abkunft, geboren, dessen frühe Gottesfurcht, Gelehrigkeit und seltene kindliche Christentugend das Thema schöner Jugendgeschichten jener Zeit geworden. Man hatte Großes von ihm erwartet; aber der Allmächtige hatte es anders bestimmt, weil Er Jene jung zu sich nimmt, die Er lieb hat. Hier ward Katharina Ganneaktena (spr. Ganniktinä), die Gründerin von Laprairie, getauft. Hier lebte lange Jahre, hervorragend in Frömmigkeit, Glaubenseifer und allen christlichen Vollkommenheiten, Maria Tsawenté, welcher die Franzosen den schmeichelhaften Beinamen „La Précieuse“ gaben. Im Leben und im Tode genoß sie des Rufs einer Heiligen und war in der

That eine Perle der Andacht, Gottesweihe und Christenmilde. Ihr Mann Jacob Sogaressé wurde ein würdiger Nachfolger von Garonhiagué und machte wie dieser häufig Apostelreisen in die Cantone, um seinen heidnischen Landsleuten drüben das Christenthum zu predigen.

Als jedoch die verschiedenen Irokesen-Missionen dort eingerichtet und im Gange waren, nahm die Zahl der Gläubigen dieses Volkes in Lorette ab, und ward solches ein ausschließlich huronisches Christendorf.

2. Die Mission von St. Franciscus Xaverius des près.

Montreal genüber lag ein schönes offenes Gelände von mehreren Meilen Ausdehnung, welches in frühester Zeit den Namen Laprairie erhielt. Es ward zuerst durch Schenkung an la Ferté, Abbé de la Madeleine, überlassen, ein Mitglied der Gesellschaft vom Hundert, welche eine Zeitlang die Geschicke Canada's lenkte. Da er an dem Erfolg der Missionen in eignem Interesse großen Theil nahm, übermachte er in der Folge diesen Landstrich den Vätern Jesu, auf deren Namen er heute noch steht, obschon thatsächlich die englische Regierung davon Besitz ergriffen.

Die Lage war aber zu ausgesetzt, um eine baldige Ansiedlung zu erlauben, und erst gegen das Jahr 1669 faßten die Missionäre den Entschluß, hier einen Wohnsitz zu gründen, als Sammelplatz für die Glaubensboten an den obern Seen und in den Irokesen-Cantonen, um für ihre jährlichen Ferien oder in Krankheitsfällen einen Ruheort zu haben.

Als nun P. Raffeix sich zu der Stelle begab, um hier ein Dorf anzulegen, da bot eine neue Idee sich von

selber dar. Der Glaube machte bereits Fortschritte in den Irokesen-Cantonen; aber die Gottesmänner sahen mit tiefer Betrübniß, daß der indische Bekehrte, dessen Umwandlung in einen Christen sie so manche Stunde der Angst und Qual gekostet, oft wieder durch das schlechte Beispiel und den verderblichen Einfluß seiner heidnischen Landsleute verloren ging, welche die Bekanntschaft mit den Weißen allbereits verschlimmert und das gebrannte Wasser der New-Yorker Händler halb toll gemacht hatte. Oft auch waren die Bekehrten unabläßiger Verfolgung von Seiten ihrer eignen Verwandten ausgesetzt. Es waren daher die Missionen noch nicht lange gegründet, als auch schon Manche einsahen, daß, wollten sie ihr Taufgelübde erfüllen und des Evangeliums in Frieden sich erfreuen, sie gleich Abraham fortziehen müßten aus ihrem Vaterlande und von ihrer Freundschaft, so Götzendiener waren, und müßten eine neue Heimath suchen, indem es nicht gut wäre, daß sie länger bei einander wohneten.

Da hoben sie ihre Augen auf gegen Lorette, die Huronen-Colonie bei Quebeck, als den sichersten Zufluchtsort; denn Gottesfurcht und Friede blühten in diesem Garten unter des heiligen Mannes Chaumonot Händen. Hieher wandten daher die ersten Pilgrime ihren Stab; wie sie aber in Laprairie der kleinen Capelle vorbeizogen, welche Raffeir hier gebaut, erfaßte dieser Glaubensbote den Plan, hier rundherum ein Christendorf zu bilden, das ein Nebenbuhler von Lorette oder Sillery werden sollte. Der Statthalter sah die Vortheile einer solchen Unternehmung von der politischen Seite, ermuthigte sie und gab eine Ausführung des Plans in größerem Maßstab an Handen.

Katharina Ganneaktena, das adoptirte Eriemädchen von Oneida, welche P. Raffeir einen Winter lang in

Montreal unterrichtet, erhielt von diesem den Plan mitgetheilt, und sollte die neue Ansiedlung beginnen. Sie kam mit der Mehrzahl ihrer Familie von Lorette herüber und gründete so das erste christliche Irokesendorf unter dem Namen von St. Franciscus Xaverius des prés, wahrscheinlich am Schlusse des Jahrs 1669, in der Nähe jenes Capellchens, welches bisher nur der wandernde Jäger besucht hatte.

Katharina war der Ehre wohl werth, dieser berühmten Ansiedlung Gründerin zu heißen. Mitten unter den Verführungen eines indischen Dorfs war ihr Leben schon vor der Ehe makellos gewesen; nach ihrer Verbindung mit dem Christen Franz Tansahoten gelang es ihr, durch ihr mildes, gewinnendes Wesen seine wilde und unnahbare Gemüthsart gänzlich zu bezähmen. Ihre Hütte in Laprairie stand Franzosen und Indianern immer gastlich offen; den letzteren besonders widmete sie als Catechetin fortwährend ihre fromme Sorgfalt.

Bald sammelten sich Andere um sie her, gewonnen von ihren Beweisgründen und ihren Tugenden, und die kleine Colonie erhielt beständigen Zuwachs von Lorette oder den Missionen der Cantone. Im Jahre 1670 enthielt sie achtzehn bis zwanzig Familien — in allem sechzig Seelen. Es wurden nun zwei Oberhäupter erlesen, eines für den Glauben, das andere für die Verwaltung. De Courcelle bestimmte Fremin zum Seelsorger des Orts. Dieser eilte freudig nach Frankreich, um Mittel und Hilfe für die weitere Ausführung des Plans zu erwirken. Mittlerweile blieb P. Peter Cholenek auf seiner Station zurück; er beschreibt den Glaubenseifer der jungen Siedlung mit glühenden Farben.

Die erste Einwanderung kam zumeist aus Oneida.

So der vielgenannte Garonhiagué, von den Franzosen La cendre chaude oder La poudre chaude genannt. Er hatte neben Brebeuf's Marterpfahl gestanden, ein Spötter über des Christen Hoffnung; nun sollte er nach Gottes Rathschluß selber ein Glaubensapostel werden. Im Hader mit einem andern Oneida-Sachem nahm er die Flucht auf französisches Gebiet und beschloß niemals zurückzukehren. Auf seinen Streifzügen hielt er in Laprairie an; hier trat sein Weib zum Glauben über; bald gewann sie auch den treuen Gefährten dafür.

Kurz nach seiner Taufe ward er zum vierten Gemeindehaupt erlesen (so war die Bevölkerung gewachsen), nun das jüngste, in Wahrheit aber das Oberhaupt der Mission. Seine Beredtsamkeit machte ihn zu einem vortrefflichen Catecheten, und wenn christliche Bilder, welche Mysterien darstellten, in seine Hände kamen, wußte er sie so einleuchtend und faßlich zu erklären, daß Heiden bekehrt und laue Christen eifriger wurden.

Viele zogen von Oneida herüber, aber Mehrere noch sandt' der Mohahk. Kryn's Pilgerzug haben wir schon erwähnt. Er ward ein würdiger Gehilfe von Garonhiagué. Beide besuchten häufig ihr Geburtsland, um das Wort Gottes zu verkünden und aus der Heidennacht den Weg nach ihrem christlichen Asyle zu zeigen. Zweimal führte Kryn Schaaren von Gläubigen herüber, und Garonhiagué half Katharina Tehgahkwita zu ihrer Flucht nach Laprairie, um welches ihre Tugenden einen Heiligenschein verbreiteten und wo selbst ihr Grab noch Wunder wirken sollte.

Von den beständigen Kriegen der Irokesen kam es, daß diese neuen Ansiedler, obwohl alle aus den bundesgenössischen Cantonen, häufig nur Irokesen durch Adoption waren. Im Jahre 1674 enthielt das Dorf Repräsentanten

nicht nur der fünf Irokesenstämme und der stammverwandten Huronen, Tionontates, Attiwandaronks, Eries und Conestogues, sondern auch der Abenaken, Montagnais, Nipissings, Sokokis, Mascoutens, Mohikaner und anderer weniger bekannten Algonquinstämme. Die Form ihrer Regierung glich der in den Cantonen. Sie hatten bereits fünf Oberhäupter, welche Zahl bis heute beibehalten wurde. Ihr erster Schritt war die Erlassung eines Gesetzes, welches Jeden ausschloß, der nicht drei Dinge abschwören wollte — Traumdienerei, Weiberwechsel und Trunkenheit.

Es war ein zweites Paraguay. Wir finden hier dieselbe Regelmäßigkeit und erste Unschuld des Lebens, denselben Glüheifer im ausübenden Glauben, jene Tugend, die zu heroischen Thaten führt, jenen Geist der Opferfreudigkeit und Buße, der so ganz der alten Kirche würdig war.

Die Missionäre begannen ihren Unterricht alsbald mit der Religion; sie suchten nicht die Indianer erst das Lesen und Schreiben zu lehren, als unerläßliche Einleitung zum Christenthum. Sie versparten dies für die Zeit, da eine größere Ruhe der jungen wilden Gemüther es thunlicher machte, nachdem lange Selbstbeherrschung die Abneigung der Kinder gegen die Aufgabe gebrochen. Der gänzliche Fehlschlag ihres Huronen-Seminars in Quebeck, so wie aller ähnlichen Versuche Anderer, gemacht auf Anrathen des französischen Hofs, zeigte, daß warten, bis die Indianer ein lesendes Volk wären, nur ihre Bekehrung für immer aufschieben hieße: und wirklich sehen wir Elliott's Indische Bibel jene heidnischen Stämme überleben, für welche sie abgefaßt wurde.

Die Lehrart der Missionäre war freier Vortrag, verbunden mit Besprechungen, wo Einer der Zuhörerschaft

Einwürfe gegen den Lehrsatz macht und der Catechet sie widerlegt. Auch wurden in all den Missionen mit großem Nutzen sinnbildliche Gemälde angewandt; wie sie der berühmte le Nobletz, der heilige Sendbote der Nieder-Bretagne, zur Einprägung der Glaubenswahrheiten bei einem unwissenden Landvolke erfolgreich benützte, erwiesen sie ihre gute Wirkung nicht minder bei unserem Urvolke.

Nicht immer waren es die Glaubensboten, welche sich mit diesem Unterrichte befaßten: die Oberhäupter und Aeltesten, in allem Nöthigen eingeschult, wurden ihrerseits Catecheten und erklärten durch eine Reihe Bilder (ihre Handbücher) die Mysterien des Glaubens, die Menschwerdung, Erlösung, das letzte Gericht, wie die Qualen der Hölle und Freuden des Himmels.

Dergestalt ward die Gemeine vollkommen bekannt mit den Vorschriften und Geboten, deren Beachtung zum Heile führt. Der allgemeine Glaubenseifer riß auch die Verstockten fort, und mancher, um den man in den Cantonen die Hoffnung aufgegeben, ward hier noch ein Muster späterer Tugend.

Der Tag des christlichen Irokesen begann mit dem stillen Morgengebet in der Hütte, zu früher Stunde. Um fünf Uhr kam Alles zur Capelle, um vor dem Schreine des Heilands ein gemeinsames Frühgebet zu verrichten. Diese Andacht hing ganz von ihrer eignen Wahl ab, sie ward aber allmälig zum unverbrüchlichsten Gebrauche.

Bei Sonnenaufgang ward die Dorfmesse gelesen. Hymnen erschallten dazu, wechselweise von Männer- und Frauenchören angestimmt.

Nach dem Gottesdienste sah man sie ihren Weg nach Hütten und Feld einschlagen, und nun füllten die Kinder

die Capelle; denn eine Knabenschule war alsbald mit der Mission eingerichtet worden [1]).

Mittlerweile regten sich allenthalben fleißige Hände auf den Feldern der Dorfmarkung. Die Ländereien des Armen und Kranken wurden vom reicheren Nachbarn gepflügt, und nicht selten sah man einen eifrigen Neophyten in aufopferndem Geiste sein Neubruchland einem neuen Ankömmling überlassen und seine saure Arbeit im Busch auf's neue beginnen; denn hier siegte die Glaubensstärke über indianische Abneigung gegen das Ackerhandwerk.

Hatten sie während des Tags ein Geschäft im Dorf, so schlugen sie gewiß immer den stillen Capellenpfad ein, nahmen den Rosenkranz vom Halse und verrichteten vor der Jungfrau ein kurzes Gebet.

Diese Andacht zur Gebenedeiten war glühender Art bei allen indischen Bekehrten; alle trugen die Betcorallen sichtbar, gewöhnlich um den Nacken geschlungen, die frömmeren hatten sie als Kranz um die Stirne gewunden. So hielten sie es selbst bei ihren Besuchen in Albany, wo sie Pelzwerk und andere Waaren umtauschten, allem Mißfallen der dortigen Bürgersleute zum Trotz.

Wann die sinkende Sonne die Indianer der Mission zur Ruhe rief, versammelten sie sich alle nochmals in der Capelle zum Nachtgebete, ehe sie den Frieden ihrer Dächer aufsuchten.

So war es ihr werktäglicher Brauch; der Sonnabend sah den Beichtstuhl von Büßenden umdrängt, die ihre kleinsten Vergehen mit größter Gewissenstreue be-

[1]) De la Potherie bemerkt, daß die Indianer auf das Lesen- und Schreibenlernen ihrer Kinder wenig gaben und das Jagen der Jugend angemessener hielten, weil man davon leben kann.

kannten. Sonntag war bei ihnen wirklich ein Tag der Ruhe in Gott. Außer dem Hochamte gab es da volleren Unterricht für Jugend und Erwachsene; Bücher, zu ihrem Nutzen geschrieben, wurden gelesen und erklärt, und später füllten die Andachtsübungen der frommen Bruderschaft zur heiligen Familie die Nachmittagsstunden aus.

Die Kirchenfeste mit ihren Processionen und ihrem Weihegepränge hatten die Onnonhouaroria und andere heidnische Festlichkeiten ersetzt; doch zwei ihrer alten Gebräuche wurden, nun durch die Religion geheiligt, beibehalten. Diese waren das Säefest, wo das Saatkorn ausgesegnet, und das Aerntefest, bei welchem die Erstlingsfrucht eingebracht und auf den Altar niedergelegt ward.

Während der Jagdzeit hatte jede Streifpartie ihren Anführer, welcher den Andachtsübungen in der Wildniß vorstand; so ward auch in der Waldöde der Glaube wach erhalten.

Am 25. Mai 1675 machte der Bischof von Quebeck, Monseigneur Laval, einen Besuch in Laprairie. Kaum war das Canoe des ehrwürdigen Prelaten in Sicht, so schoß ihm schon das von P. Dablon auf indischen Ruderschwingen entgegen, und die Huronen kamen an den Fluß herabgezogen. Er ward durch ländliche Laubgewinde zur Kirche geleitet, auf der rechten Seite P. Fremin mit den Indianern, auf der linken P. Cholenek mit den Franzosen; wechselweise ließen sie heilige Lieder erschallen. Zweimal hielt die Procession an, und an jeder Station ward eine neue Anrede gehalten und der Kirchenfürst nacheinander von einem Huronen, Oneida und Onondaga begrüßt. In der Kirche ertheilte er den Segen mit dem Sanctissimum und empfing dann in des Missionärs Hütte die Besuche seiner Waldkinder.

Den folgenden Tag taufte er vierzehn Erwachsene und sieben Kinder und spendete hier zum erstenmal das heilige Sacrament der Firmung: hundert Huronen und Irokesen erhielten neue Stärkung für ihre christliche Laufbahn.

Dieser Besuch währte mehrere Tage; er erregte Bewunderung bei'm Bischof selbst, weckte den Eifer bei den Indianern und gab auch neuen freudigen Muth ihren fleißigen Seelenhirten.

Zu dieser Zeit zählte die Mission gegen zweihundert, und da das niedere Land von Laprairie ihnen zur Urbarmachung bereits nicht mehr zusagte, beschlossen sie auszuwandern und siedelten im Jahre 1676 nach dem kleinen Flüßchen Portage River über, wo sich bald ihre Hütten und eine Nothcapelle erhoben. Da dieser Platz im Angesicht der St. Laurentius-Stromschnellen lag, welche die Canadier Sault St. Louis nennen, veränderte die Mission nun ihren Namen St. François Xavier des près in St. François Xavier du Sault. Die Indianer selbst nannten sie Caughnawaga oder die Wasserstrudel, und die Engländer nahmen diesen Namen für Mission und Stamm an [1]). Hier ward eine dauerhafte Kirche von Stein, sechzig Fuß lang, begonnen und im Frühjahr 1678 vollendet; sie war der schönsten eine in diesem Theile Canada's.

In diese Zeit fällt auch die Ankunft von Katharina Tehgahkwita (spr. Tigähkwitä), um hier ein Muster heiligen Wandels zu werden. Allen Eheanträgen taub, hatte

---

[1]) Der Etat present vom Jahre 1675 überschreibt ein Capitel: „De la mission de St. François Xavier à Laprairie de la Magdeleine;" die Relation von 1676 schreibt: „St. François Xavier du Sault."

sie bisher von ihrer Hände Werk gelebt: ein unsicherer Beruf für ein indisches Mädchen, doch bei ihrem Geschick und Fleiß von gutem Erfolg. Ihre Stunden vergingen in Arbeit oder Gebet, und in beidem schien sie ihren Gott niemals aus den Augen zu verlieren.

Ihr erster Wunsch, als sie in jenen Tagen mit Therese Teguaiagenta unter dem Dorfkreuz saß und auf die tosenden Wirbel des unten vorbeirollenden Stromes blickte, war, mit noch einigen Andern ein Leben gleich dem der Nonnen in Quebeck zu führen; da dies aber unausführbar schien, beschloß sie aller Eitelkeit ihrer Landsmänninnen zu entsagen und auch in ihrem Aeußern die größte Ehrbarkeit zu beobachten. Denn arm wie die Indianer waren, hatten sie doch ihre Schönen, deren Toilette so ängstlich besorgt wurde, wie nur in irgend einem gebildeten Lande. Ein Manuscript jener Zeit beschreibt die indischen Mädchen, mit ihrem wohlgeölten, nettgescheitelten Haar, hinten in einem langen Zopfe hinabfallend, mit ihrem feinen Hemde, das an der Taille ein reinliches, lustig mit Bändern besetztes, bis zu dem Knie reichendes Röckchen umschloß; unter diesem schauten die reichen Beinkleider hervor und endeten mit dem zierlich gestickten Moccasin, der Glorie einer Irokesen-Schönen. Hals und Nacken waren mit Perlen beladen, und eine scharlachrothe Wolldecke warf sich anmuthig um die ganze Gestalt[1]).

---

[1]) Mr. Faillon, Vie de la Soeur Bourgeoys, verfällt in den seltsamen Irrthum, als seien die Weiber, bis auf die Wolldecke, vollkommen nackt gegangen. Alle Schriftsteller, von Champlain's Zeit an, kleiden sie in den Biber- später Tuchrock, mit Beinkleidern, Moccasins und der Wolldecke. Sagard gibt über ihre Ideen vom Ehrbaren seltsame Details.

All diesen Schmuck des Anzugs legte Katharina bei Seite; die gewöhnliche dunkelblaue Wolldecke, der Eheweiber demüthige Hülle, war ihr genügend; ihre übrigen Gewänder einfach; Sommers und Winters ihr Antlitz verhüllt, so daß kein junger Mann ihr Gesicht je gesehen. Aber dem Vergnügen zu entsagen war ihr noch nicht genug. Zu dem Gelübde der Keuschheit nahm sie noch die schmerzliche Strenge eines Büßerlebens auf, um ihrem Erlöser nachzufahren: zwei Tage der Woche strenge Fasten, Geißelung auf's Blut, beständiges Kettentragen. Wohl mäßigten die Geistlichen solche Bußübungen; doch was übrig blieb war noch genug, um ihr Leben unter die strengsten zu reihen.

Nach einem in Waldeinsamkeit verbrachten Winter führte sie das Verlangen nach der Kirche wieder in's Dorf zurück, wo sie mit Nähen und Handfertigung verschiedener Artikel von Holz und Baumrinde ihren Lebensunterhalt gewann. Aber Gottes Diener werden immer in Verfolgung geprüft. So rein ihr Leben war, sollte es doch der Verläumdung nicht entgehen, diesem bittersten aller Stacheln, wogegen ihre selbst auferlegten Schmerzen nur gering waren. Doch nahte sich ihre Pilgerschaft dem Ende. Im Jahre 1679 zog ihr ein langer Marsch auf dem Eise eine große Krankheit zu. Im Frühling, wo Alles außerhalb beschäftigt war, blieb sie die einzige Bewohnerin ihrer Hütte; hier versammelte der Missionär zu ihrer Tröstung häufig die Dorfkinder zum Religionsunterrichte.

Wie die heilige Woche nahte, schwand sie schnell dahin, und es war unmöglich, sie nach dem Gebrauche auf einer Bahre nach der Capelle zu tragen. Zum ersten Male wurde das heilige Viaticum in einer Hütte gespendet.

Dieser neue Anblick schaarte Alles um den Priester an ihrem Sterbelager, und sie genoß den Leib des Herrn mit der innigsten Andacht. Sie hatte den Augenblick ihres Scheidens genau vorausgesagt und war von Jung und Alt umgeben, um von ihrem Tode die Aufgabe des Lebens zu lernen. Das Leben ebbte langsam hinweg, und am Mittwoch Abend brachte sie ihre letzten Worte, die Namen Jesus und Maria, hervor; dann überrieselte ein leichter Schauer ihre Gestalt, und der Todeskampf trat ein. Bewußt bis zum letzten Augenblicke, that sie den endlichen Athemzug so ruhig, so friedenvoll, daß sie zu schlafen schien.

Ihre letzte Ruhestätte neben der Kirche ward bald ein Zufluchtsort Jener, die eine treue Dienerin Gottes zu ihrer Fürsprache bedurften. Hier war es, wo der Prälat wie der Vicekönig gleicherweise gekniet und, indem sie so erhabener Tugend ihre Ehrfurcht bewiesen, des Himmels Segen auf sich und ihr Amt herabgerufen. Wunderbare Heilungen bekundeten, daß diese Verehrung dem Himmel wohlgefällig schien, und entzündeten immer auf's neue die fromme Andacht zu Katharina Tehgahkwita, der Heiligsten unter den Kindern der amerikanischen Wälder. Und insbesondere die Mission erfreute sich neuen Segens, der aus ihrem Tode entsprang. Ihr Beispiel und Leben, in einer Reihe von Bildern dargestellt, diente den Lauen zu wecken und den Eifrigen zu stärken in ihren Kämpfen gegen die Welt und ihr Selbst.

Einige Jahre später ward das Thal des St. Laurentius von einem der fürchterlichsten Orkane heimgesucht, die man je in diesem Lande erfahren. Die neue Steinkirche der Mission ward bis auf den Grund niedergeworfen. Dies geschah im August 1683, drei Jahre nach Katharina's Tode, deren Fürbitte man die Erhaltung der drei Missionäre

zuschrieb, welche eben in der Capelle waren. Die Steintrümmer kamen krachend rings um sie herab, die Glocke fiel einem derselben auf die Füße; doch entrannen zwei mit leichten Quetschungen und der dritte völlig unverletzt.

Ein frommer Häuptling bot alsbald eine neue Blockhütte für den Gottesdienst an, und da man bald noch weiter flußaufwärts wanderte und eine Zeitlang im Busche sich ansiedelte, ward das frühere Gotteshaus nicht wieder aufgebaut, und heutigen Tags sieht man von ihm und dem Dorfe nicht die leiseste Spur mehr. Katharina's Kreuz allein erinnert daran, daß hier einst der Wohnsitz der katholischen Pilgrime von New-York gewesen.

Der Verlust der Kirche und spätere Wanderungen hatten anderes Mißgeschick zur Folge. Begierig, Mädchen aufzuerziehen, die in Frömmigkeit und Glaubenseifer Katharina nachfahren sollten, hatte die Schwesterschaft von Margaretha Bourgeoys bald nach dem Tode der heiligen Magd vom Mohahk eine Mädchenschule am Portage-Flusse begonnen; als aber das Dorf waldeinwärts zog und, unfest in seiner Lage, auch locker in seinen Sitten ward, zogen die Schwestern vor der Hand sich ganz zurück, und spätere Vorfälle verschoben ihre Rückkehr auf weithinaus.

Dennoch blieb das Angedenken Katharina's ein stätes Muster für jugendliche Nacheiferung. Die Verehrung derselben, von Einigen als unvorsichtig bezeichnet, weil der heilige Stuhl in der Sache noch keinen Ausspruch gethan, trug in nicht geringem Grade zur Aufrechthaltung der Religion und des christlichen Eifers bei, nicht nur unter den katholischen Irokesen, sondern auch unter den französischen Ansiedlern von Canada. Noch heute währt sie fort, und eben in diesem Augenblicke vernehmen wir, daß

man Schritte gethan hat, um die Sache ihrer eigenen, und der berühmtesten Märtyrer von Canada Seligsprechung geeigneten Orts zur Sprache zu bringen*).

3. Die Mission von Quinté-Bai und der Berg von Montreal.

Die Sulpitianer, deren Orden Mr. Olier, der Entwerfer des Plans zur „Gesellschaft von Montreal," gegründet, erlangten endlich das Herrenrecht über die Insel und waren persönlich und als Körperschaft an den indianischen Missionen auf's innigste betheiligt. Einer derselben hatte die Mittel zur Gründung der Mission in Quinté-Bai unter dem Halb-Stamm der Cayugas hergegeben, allwo die Herren Fénélon und Trouvé im Jahre 1668 die erste Sulpitianer-Mission unter den Irokesen begannen[1]). Die Herren d'Urfe, de Cicé und andere folgten ihnen nach; aber es war zehn Jahre lang ein vergebliches Ringen, bis man zur Einsicht kam, daß nur durch eine Missionsplantage wirklich Gutes erzielt werden könne. Der Erfolg von Laprairie bestätigte dies.

Als daher im Jahre 1676 einige Irokesen um die Erlaubniß baten, auf der Insel Montreal sich anzusiedeln, nahm man ihr Anerbieten an und gab ihnen einen Platz, wo heute das Landhaus der Sulpitianer steht. Auch einige Indianer von Caughnawaga kamen herüber, und so begann die Mission „vom Berge." Colbert, der

---

*) Sieh Anhang 13.

[1]) De la Poth. III. 216. Le Clercq, Etabl. de la Foi. Der hier genannte Abbé Fénélon ist von einigen spätern Schriftstellern mit dem Erzbischof von Cambray verwechselt worden; aber der große Fénélon war damals noch zu jung, um Priester zu sein, als der andere in Canada war.

kluge Staatsmann, billigte den Plan, Schulen für Knaben und Mädchen zu errichten. Die Sulpitianer überließen daher ihre Quinté-Mission den Barfüßern und widmeten dem neuen Missionsdorf alle ihre Sorgfalt [1]).

Ein Dörfchen von Baumrindehütten war schnell errichtet und in regelmäßigen Häuserreihen ausgelegt, und eine Capelle erhob sich auf Kosten des damaligen Diaconus Franciscus de Belmont. Hundert und sechzig Indianer, zur Hälfte Christen, waren hier versammelt. Die Knabenschule begann im Jahre 1679 unter der Leitung von Mr. de Belmont, während Margaretha Bourgeoys, Stifterin der Congregations-Schwestern, zwei von ihrer Gesellschaft für die Mädchenschule schickte. Unter solchem Schirm konnte die Mission nur gedeihen. Den Mangel europäischer Frauenzimmer für Mädchenerziehung hatte man schon in Sillery und Lorette gefühlt. Die Schülerinnen von Margaretha Bourgeoys, voll des heiligen Erstlingseifers, hauchten einen neuen Geist in die Irokesenweiber. Neben ihrer täglichen Schule, erzogen die Schwestern mit Hilfe einer Pension vom König einige der meistversprechenden

---

[1]) Von dieser Quinté-Mission können wir nur wenige Notizen geben. Die ersten Barfüßer-Sendboten waren der berühmte P. Louis Hennepin und P. Luc. Buisset. Der Erstere ging bald mit La Salle auf seine große Entdeckungsreise. P. Lucas überwinterte zweimal bei den Indianern, ein eifriger Arbeiter. Ihm folgte P. Franc. Wasson; er war Caplan im Fort und sechs Jahre lang Irokesen-Missionär.

Man darf annehmen, daß im Jahre 1687 die Mission thatsächlich geschlossen wurde.

Le Clercq, Relat. de Gaspésie. Hennepin. New Discov. p. 19—277.

Mädchen in ihrer eignen Hütte, welche ihnen später vielfach nützlich waren. Die Knaben, im Anfang dreiundzwanzig an Zahl, lernten Lesen, Schreiben und Gesang, so wie verschiedene Handwerke, die Mädchen, nebstdem Nähen und Stricken; auch schickte die Regierung noch eigens Frauen herüber, um Unterricht im Spinnen, Stricken und Sticken zu geben. Die Mädchen nahmen sogar die europäische Kleidung vollständig an, doch nur auf kurze Zeit.

Eine der ersten Früchte von Schwester Bourgeoys Zucht war Attóntinón, eine Onondaga, Maria Barbara getauft. Sie wurde im Jahre 1679 in die Congregation aufgenommen, nach Ablegung der Gelübde, welche damals nur die Schwestern banden. Ein so großer Wechsel war in ihrem indianischen Charakter eingetreten, daß sie zwölf Jahre lang als Schwester lebte, hervorleuchtend in strenger Beobachtung der Regeln und jener kleinen Tugenden, die ein Klosterleben lieblich machen können. Sie starb im Jahre 1691 und ward in der Gruft der Pfarrkirche begraben.

Aus den Irokesencantonen kam der Mission mehrfacher Zuwachs. Der alte Franz Tehoronhiongo verließ mit Weib, Sohn und Enkelin die Senecadörfer und verbrachte seine übrigen Tage „auf dem Berge," nachdem er durch den Tod der Häupter jener Hütte, wo er so lange Jahre Sclave gewesen, die Freiheit erlangt. Er ward hier freudig empfangen (denn seine glühende Frömmigkeit war aus den jährlichen Jesuitenberichten schon bekannt) und rechtfertigte seinen Ruf auch hier durch vielfache Liebeswerke für Arme und Bedrängte, und bei späterer Blindheit durch unabläßiges Gebet und Vereintsein mit Gott.

Seine Enkelin Gannensagwas („sie nimmt den Arm")

kam zu den Schwestern, erhielt in der Taufe den Namen Maria Theresia und übertraf bald alle ihre Gefährtinnen in Sittsamkeit. Nachdem sie mehrere Jahre in dieser Tugendschule verbracht, ward sie in den Orden aufgenommen und zur Schwester Lehrerin ernannt, welchen Posten sie in einem Alter von siebenundzwanzig Jahren würdig ausfüllte. Strenge Zucht, Schweigen und ein Geist der Abtödtung, den ihre Vorstände stets in Schranken zu halten hatten, zeichneten sie immer aus[1]).

Dieses war die Lage der Mission zur Zeit der Gränzunruhen. Sie war arm, aber glaubenseifrig: die gottgeweihten Sendboten und frommen Schwestern lebten wie ihre Heerde in elenden Hütten, vielfachem Mühsal unterworfen; denn selbst die königliche Unterstützung reichte nicht hin, an solchen Orten sich mit dem zu umgeben, was man nur einigermaßen Bequemlichkeit nennen konnte.

---

[1]) Vie de la Soeur Bourgeoys.

Siebzehntes Kapitel.

Die Irokesen-Mission. (Fortsetzung.)

Dongan und sein Plan. — Englische Jesuiten. — Bemühung, die Caughnawagas zurückzurufen. — Allgemeines Zurückziehen der Missionäre. — Die de Lambervilles. — Denonville's Verrätherei. — Hochherzigkeit der Onondagas. — Schluß der Mission. — Rückschau. — Denonville's Feldzug. — Die katholischen Irokesen im Feld. — Garonhiagué's Tod. — Gefangenschaft von P. Milet. — Lachine und Schenectady. — Kryn's Tod. — Ueberfall des „Bergs." — Stephan's heroischer Tod. — Ourehouaré. — Francisca Gonanhatenha's Martertod und Treue. — Milet's Gefangenschaft. — Brand der Bergmission. — Liberalität de Belmont's. — Eine indische Nonne. — Mission von Sault au Recollet. — Sault St. Louis. — Englische Mission bei den Mohahks. — Bellamont. — Seine Falschheit und sein Fanatismus. — Französische Glaubensboten trotzen den peinlichen Gesetzen und kehren wieder. — Bruyas. — Die letzte Mission und ihr Schluß. — P. Mareuil. — Tegonnissoren. — Gefangene in Onondaga. — Die Raim-Familie. — Mission „vom See der zwei Berge."

Englands und Frankreichs Kampf um die Irokesen.

Die englische Colonie von New-York war nun unter des Obersten Dongan Leitung gekommen, eines der unternehmendsten und thätigsten Statthalter, welche je die Geschicke einer der brittischen Provinzen gelenkt. Seine kurze aber kräftige Verwaltung zeigte, daß er nicht nur mit Englands Interessen innigst vertraut, sondern auch sie zum Ziele zu führen der Mann war. Obwohl Katholik, der in den französischen Heeren gedient, ließ er sich weder von Religion noch von früheren Diensten in den Pflichten seiner neuen Stelle irre machen.

Für England alles Land südlich der großen Seen in Anspruch nehmend, war Er es, welcher die heutige Demarcationslinie mitten durch jene Süßwasserbecken zog. Sein erster Schritt war, die Herrschaft von New-York über die fünf Irokesen-Cantone auszudehnen und diese kriegerischen

Stämme an das englische Interesse zu knüpfen; sein nächster, die Caughnawagas in ihre alte Heimath zurückzurufen, und zwar durch das Versprechen eines neuen Wohnplatzes auf den Ebenen von Saratoga, wo ihnen eine Kirche gebaut, und ein englischer Jesuit als Missionär bestellt werden sollte. Hierin fand er aber seine Bemühungen von den Glaubensboten durchkreuzt, welche, Franzosen von Geburt und aus alter Anhänglichkeit, mit Argwohn den englischen Einfluß in den Cantonen wachsen und ihren Missionen, dem Werk unsäglicher Mühen, nur Verderben bringen sahen, wenig geneigt, auf Dongan's schöne Worte und sein späteres Versprechen sich zu verlassen, daß sie durch englische Mitglieder ihrer Gesellschaft ersetzt werden sollten.

Verschiedene Umstände vereinigten sich, seine Pläne zu begünstigen, und blutige Vorfälle an der Gränze erschienen als die Sturmvögel eines neuen Kriegsausbruches zwischen den Cantonen und Canada. In dieser Zeit der Gährung war dort nicht länger Sicherheit für französische Missionäre: Seneca athmete nichts als Krieg; da zogen Fremin und Pierron sich zurück; 1683 folgte ihnen auch P. Garnier nach. In Cayuga war de Carheil beraubt und vertrieben worden.

Mittlerweile sammelte de la Barre, die Senecas zu züchtigen gewillt, eine beträchtliche Streitmacht in Canada und rief zum ersten Male die Missions-Irokesen zum Dienst auf. Die Tapfern „vom Berg" und „von der Stromschnelle" gehorchten dem Ruf. Wie de la Barre vorwärts zog, traf P. Milet in Hunger-Bai mit ihm zusammen; er kam von Oneida, das so lang seinem Wirken Hohn gesprochen. Hier begegneten dem französischen Gouverneur auch Abgeordnete von Oneida, Cayuga und

Onondaga, Vermittlungsvorschläge anbietend, zu deren Annahme P. de Lamberville dringend rieth. Da seine Armee durch Krankheiten geschmolzen war, verlor de la Barre selber den Muth, flickte schnell einen Frieden zusammen und zog sich zurück.

In diesem Augenblick waren keine Glaubensboten Frankreichs mehr im Felde, außer den beiden Lambervilles in Onondaga; auch hatte Dongan nun, was er ernstlich gesucht, drei englische Jesuiten zur Fortsetzung der früheren Missionen erhalten.

P. Johann de Lamberville, der „Teiorhensere" der Indianer, sollte nun seinen Posten verlassen; aber wohleingedenk seiner Pflicht gegen Jene, die er so lang gelehrt und die seine Vorfahrer bekehrt, ehe noch Holländer oder Engländer die Binnenmeere New-Yorks besucht, beschloß der ältere Lamberville nicht von seiner Heerde zu weichen. Jedoch Dongan's beständige Versuche gewahrend, die Irokesen zur Vertreibung der französischen Händler zu reizen, und die schlimme Stimmung der Senecas kennend, welche die Friedensbedingungen von Hunger-Bai zu erfüllen nimmer gewillt waren, brach er auf, den Gouverneur Denonville persönlich zu sprechen. Sein Bruder Jacob blieb allein in den Cantonen zurück, in der That nur ein Geißel, und Dongan begehrte dessen Auslieferung in seine Hände von Onondaga; aber der Canton lehnte sie ab, und der Missionär blieb. Zu gleicher Zeit erfuhr der brittische Statthalter das Mißlingen seines Plans, die Indianer von Caughnawaga zu verlocken. Da kehrte er endlich seine wahre Seite heraus und verbarg nicht länger seine Feindseligkeit gegen die Glaubensmänner, die er bisher zu verehren vorgegeben.

Aber nicht Dongan, sondern Denonville sollte der Iro-

kesenmission den letzten Schlag geben, und sie schloß bald darauf, wie sie begonnen, mit der Gefangenschaft eines Missionärs. Dongan konnte die Auslieferung von P. Jacob nicht erwirken; er beredete nun die Ononvagas, dessen Bruder könne nur als Wegweiser für eine französische Armee hier noch erscheinen. Streifpartien waren wirklich im Feld, als Joh. de Lamberville allein ankam, mit Geschenken vom Gouverneur. Durch seine offene Ansprache und das Gewinnende seines Wesens legte er den drohenden Sturm bei und eilte dann nochmals nach Quebeck. Hier schloß sich seine politische Sendung und er begab sich wieder auf seinen alten Amtsposten, von dem nun P. Jacob schied. Obwohl dieses Trostes beraubt, in beständiger Lebensgefahr, ein Gegenstand der Eifersucht und des Verdachts bei den Behörden von New-York, ohne Furcht und Zagen der letzte der Glaubensboten allein im Herzen von New-York, Feinde ringsum — so klammerte sich der tapfere Johann de Lamberville bis zum Letzten an seine verzweifelte Mission!

Wird man es glauben, daß ein katholischer Statthalter mit eines solchen Mannes Leben sein Spiel treiben konnte? Und doch war es so. Wenig ahnte P. Joh. de Lamberville, als er gegen Onondaga zog, daß er der Hintergangene war, und zwar in einem Acte so barbarischer Verrätherei, wie nur jemals treulose Irokesen sie geübt.

In seinen Verhaltungsbefehlen an den Gouverneur hatte der König von Frankreich die Sendung von gefangenen Irokesen auf die französischen Galeeren verfügt. Denonville, dem es nicht gelang, sie im Krieg zu bekommen, nahm seine Zuflucht zum Verrath: durch P. de Lamberville ließ er die Irokesen-Häuptlinge auf das folgende

Frühjahr zu einem Rathfeuer in Cataraqui einladen, um sie alle festzunehmen; zu derselben Zeit schickte er P. Milet nach jenem Fort als Caplan, und wenn nöthig, als Dolmetscher. Die Abgeordneten kamen im Frühjahr 1687 — wurden ergriffen und in Ketten nach Frankreich geführt.

Die Neuigkeit kam wie ein Donnerschlag über die Cantone. Alles erhob sich in Waffen. De Lamberville's Leben war verwirkt; aber die Sachems von Onondaga kannten „Teiorhensere" zu gut, und beschloßen sein Leben zu retten. Sie luden ihn vor ihre Versammlung, und nach bitteren Anklagen gegen den Gouverneur fuhr der Sprecher also fort: „In jedem Anbetracht, Teiorhensere, wären wir gerechtfertigt, wenn wir Dich als Landesfeind behandelten; und doch können wir es nicht über uns gewinnen. Wir kennen Dich, und sind überzeugt, daß Dein Herz kein Theil gehabt haben kann an dem Verrathe, den Deine Zunge an uns begangen; auch sind wir nicht so ungerecht, Dich für ein Verbrechen zu bestrafen, dessen wir Dich unschuldig glauben. Ohne Zweifel verabscheuest Du es nicht minder als wir, und es erschreckt Dich nun, daß Du sein Werkzeug gewesen. Aber es wird nicht angehen, daß Du länger hier verweilest. Nicht Alle würden Dir vielleicht gleiche Gerechtigkeit widerfahren lassen; haben unsre jungen Leute erst einmal das Kriegslied gesungen, dann werden sie in Dir nur noch den Hochverräther erblicken, der unsere Häuptlinge einer harten und entehrenden Sclaverei überliefert hat. Ihr Ohr wird nur ihrer Wuth offen sein, und davor könnten wir Dich nicht retten. Darum flieh', Teiorhensere, flieh'!"

Aber sie ließen den Missionär auch nicht allein abreisen;

[1]) Charlevoix II. 346.

Führer und sicher Geleit brachten ihn unversehrt zum nächsten französischen Gränzposten; dann kehrten sie zurück, um den Kriegstanz der Rache mitzutanzen *).

So schloß im Frühling 1687 die im Jahre 1667 gegründete Irokesen-Mission, nach gerade zwanzigjähriger Dauer — eine Periode ruhmwürdigen Strebens gottgeweihter Männer in einer höchst undankbaren Aufgabe, dem Tadel und der Verläumdung in Canada selber unterworfen und entstellt in vielen Schriften jener Zeit. Ueber die Reinheit ihrer Beweggründe und ihres Handelns erlaubt uns die Jetztzeit mit ihrer Freiheit von damaliger Leidenschaft ein ruhiges und unbefangenes Urtheil zu fällen.

Groß, wenn auch nicht vollständig, war ihr Triumph gewesen. Der Dienst des Götzen Aireskoi oder Agreskoué (huronisch und irokesisch) war öffentlich abgeschafft; die abergläubige Traumdienerei war in großem Maße gebrochen, die Macht der Medicin-Männer zu Boden geworfen. Auf solche Weise hatte man den Grund gelegt für den Ueberbau des Christenthums. Doch war noch mehr geschehen. Hunderte von Kindern waren getauft, viele Bejahrtere der Wahrheit gewonnen worden, als ihnen die Todesnähe die Nichtswürdigkeit ihrer Abgötterei enthüllt; mehr noch, Viele hatten in gesundem Zustande den Glauben angenommen und durch ein gottgefälliges Leben die Kirche verherrlicht; Kinder waren in Erkenntniß Christi auferzogen worden, hatten an den göttlichen Heilsmitteln Theil genommen und in ihren reiferen Jahren fest an den glorreichen Lehren gehangen, welche ihren jugendlichen Gemüthern zuerst eingeprägt worden.

In demselben Augenblicke, da die Arbeiten der Glaubens-

*) Sieh Anhang 14.



männer nach und nach das große Ziel der Bekehrung der Stämme zu erreichen bestimmt schienen, sollte der Hader der Staatsmänner und menschliche Habsucht sie aus den Cantonen vertreiben. Doch hatte zuvor, wie wir gesehen, der katholische Theil des Irokesenvolkes auszuwandern begonnen. Die Ufer des St. Laurentius, die alte Heimath ihres Geschlechts, schmückten derweil Irokesen-Dörfer, deren Bewohner stolz waren auf den Christennamen, stolz, „Leute zu sein, die das Zeichen des Kreuzes machen."

Von nun an werden diese seßhaften Missionen fast allein noch unsre Aufmerksamkeit beanspruchen. Ihre religiöse Geschichte ist ruhig und harmlos; ihr eigentlich geschichtliches Interesse liegt in dem Antheil, den sie an den folgenden Kriegen nehmen.

In dem Heerhaufen, welchen Denonville zum Einbruch in's Senecaland sammelte, standen die Irokesen der Missionen und die Huronen von Lorette an der Seite der Canadier und der Regulären von Frankreich. Tegaretwan oder „die Sonne" führte fünfzig Krieger vom Berge, Garonhiagué eben so viele von Caughnawaga, und weitere fünfzig folgten Gonhiagwi, „dem Himmel." Die Abgeordneten der Cantone hatten erklärt, die „Betenden Indianer" müßten zurückkehren, oder das Loos der Verräther theilen. Ersteres hieß, ihrem Glauben entsagen; Neutralität war unmöglich, folglich der einzige Weg, der ihnen übrig blieb, enger Anschluß an Frankreich.

Der Heerzug erreichte die Irondequoit-Bai; dort an der Mündung des Flusses des Sables warfen sie ein Fort dieses Namens auf und vereinigten sich mit den Ottawas, welche mit ihrem Missionär P. Enjalran herabgekommen. Darauf marschirte Denonville durch die Engpässe, deren zwei in Sicherheit zurücklegend, während im dritten

ein Hinterhalt von 800 Senecas lag. Die christlichen Indianer erhielten den ersten Stoß, einen Hagel von Schimpfworten und Flintenkugeln. Gereizt durch erstere, stürzten die Anführer, zu zeigen, daß der Christenglaube keine Feiglinge mache, zum Handgemeng und fielen beide tödtlich verwundet. „Ich bin todt," rief Garonhiague dem Missionär zu, der sich über ihn beugte; „Gott will es so, und ich sterbe gern, da Christus für mich gestorben" — mit diesen Worten verhauchte er. Sein Name wird nie vergessen werden in den Annalen der Mission; ein ausgezeichneter Catechet, ein geachteter Krieger und Sachem, endigte er seine Laufbahn mit einem ächten Christentod [1]).

„Die Sonne" war Gebetoberer der Mission vom Berge. Zwölf Jahre lebte er hier als Muster der Regelmäßigkeit und hatte von der Taufe bis zum Grabe seinen Tugendruf gänzlich fleckenlos erhalten [2]).

Denonville verheerte nun das Land, errichtete ein Fort am Niagara und kehrte zurück. P. de Lamberville, mit Vorliebe in der Nähe seines alten Missionsgrundes weilend, war der erste Caplan dieses Gränzpostens. Mit dem größten Theile der Besatzung ward er hier vom Scorbut ergriffen und in beinahe sterbendem Zustande über das Eis nach Cataraqui geführt. Im September 1688 ward das Fort schon wieder aufgegeben, als dort Milet Caplan war.

Die Missionäre gaben sich nun alle Mühe, einen Frieden zu Stande zu bringen. De Lamberville unterhandelte mit den Onondagas in Cataraqui, Vaillant eilte nach New-York, Milet suchte die Oneidas zu gewinnen. Denonville erkannte die Würdigkeit der Glaubensboten nicht

---

[1]) Charlevoix.

[2]) St. Valier, Etat de l'Eglise.

minder als seine eigene grausame Thorheit, und betrachtete ihre Rückkehr in die Cantone als einzige Bürgschaft des Friedens; dies war aber fortan unmöglich. Die Franzosen hatten ihr Terrain verloren. Auch die christlichen Irokesen begannen zu wanken; sie lieferten ihre Gefangenen aus. Doch rettete dies sie nicht vor Ueberfällen. Fünfzig verließen das Dorf an den Stromschnellen und kehrten in die Cantone; Alle erfaßte panischer Schreck. Nur Kryn, der große Mohahk, blieb unerschüttert. Seine Beredtsamkeit und Gewandtheit rettete die Mission.

Im Juni des Jahrs 1689 war Fort Frontenac immer noch berennt. Da geschah es, daß man den Caplan P. Milet, dessen Barmherzigkeit man kannte, herauslockte, um einem Christenkrieger im Tode beizustehen: er fiel in die Hände der Oneidas, welche, frohlockend über diesen gelungenen Streich, die vorläufige Marter an ihm vollzogen. Der Tod am Pfahl harrte seiner, welchen schon so viele gefangene Franzosen erlitten! —

Bald darauf kam das schreckliche Gemetzel von Lachine, wo die Irokesen in einer einzigen Nacht zweihundert Canadier hinschlachteten, Männer, Weiber und Kinder, alle unter gräßlichen Qualen; eben so viele führten sie zum späteren Martertod gefangen hinweg, und übergaben das ganze Land ringsum, bis zu den Thoren von Montreal den Flammen. Der Schrecken war allgemein; die verheerenden Banden schien nichts mehr aufzuhalten, und die kleinen Truppe, welche gegen sie auszogen, wurden allwärts in Stücke gehauen. Die Krieger vom Berg und von Caughnawaga wurden geworfen, und die Bewohner beider Orte kamen Sicherheit suchend nach Montreal herein [1]).

---

[1]) Charlevoix. II. 408.

Die Franzosen suchten dafür Vergeltung an den Engländern zu üben, den Anstiftern dieses indianischen Kriegs. Le Moyne de St. Helène und d'Aillebout brachen mit hundert Franzosen und achtzig Indianern vom Berg unter Kryn in die Colonie New-York ein. Dem Marktflecken Schenectady galt ihr erster Besuch. Der Ort ward vollständig durch Ueberraschung genommen, da man in Folge des damals zwischen Leisler und Bayard geführten Bürgerkriegs denselben ohne Vertheidiger gelassen. Die Häuser wurden in Brand gesteckt und dreiundsechzig der Einwohner gemordet, und wir müssen es tief beklagen, auf so grausame Weise, wie nur je eine Rache grausam war *).

Einen andern Streifzug unternahm Kryn mit Lieutenant Beauvais im Juni 1690; während sie aber am Salmenflusse hielten, um eine Verschanzung aufzuwerfen, wurden sie plötzlich von einem Trupp Abenaken angegriffen, welche sie für Engländer hielten. Be'im ersten Feuer fiel Kryn, und noch Mehrere erreichte der Tod, ehe der Mißgriff entdeckt ward. So starb, nach zwanzigjährigem Leben in der Mission, wo er sich durch seine Talente und Frömmigkeit den Franzosen so theuer gemacht, der große Mohahk-Häuptling den Tod von Freundeshand. Der Gouverneur hatte einen treuen Alliirten zu beklagen, die Missionäre verloren aber einen noch treueren Helfer in ihrem Amte, der bei alle dem niemals die Achtung in seiner alten Heimath eingebüßt.

Die christlichen Indianer hatten zu dieser Zeit schon vielfach die europäische Kleidung angenommen, und meh-

*) Sieh Anhang 15.

rere bekleideten militärische Grade in französischem Dienste. Einer der thätigsten Officiere war Lieutenant Laplaque, ein Neffe Kryn's, der in allen Berichten jenes Kriegs eine Rolle spielt, wohl als Erbe von seines Onkels Tapferkeit, aber leider nicht seiner andern Tugenden.

Bei ihren Einfällen griffen die Mohahks im Jahre 1691 auch den „Berg" an. Hier gab es ein langes Gefecht; aber die christlichen Indianer verschwendeten ihr Feuer, und nach dem Verluste ihres Anführers Tondiharon sahen sie fünfunddreißig ihrer Weiber und Kinder in Gefangenschaft fortschleppen. Diese christlichen Irokesen, immer noch ihren Blutsverwandten heimlich zugethan, wurden häufig die Opfer ihrer Zweideutigkeit. Frontenac, der wieder als Gouverneur von Europa herübergekommen und die ergriffenen Irokesenhäuptlinge mit sich gebracht, war immer voll des Vorurtheils gegen sie und ihre Missionäre. Er machte den PP. Jesuiten Vorwürfe, daß sie ihre Indianer zu wenig in Franzosen umwandelten. Sein Plan war, die Rothen und die Weißen in beständige Berührung zu bringen und dergestalt die Ersteren zu civilisiren. Die Jesuiten hatten aber die Erfahrung und haben sie heute noch mehr für sich, daß dieser Plan der Indianer Verderben sei. Und so hat es sich bei dem Aufenthalt der katholischen Irokesen in der Stadt Montreal gezeigt.

Als Phipps vor Quebeck geschlagen, und die New-Yorker Armee, von Krankheiten gelichtet, aufgelöst war, eilten die Jesuiten und Sulpitianer herbei, um ihre Heerden wieder an den alten Plätzen zu sammeln. Aber das Uebel war geschehen, und von dieser Zeit an nahm ihre vielbewunderte Frömmigkeit, und bei deren Verlust nothwendiger Weise auch ihre Sittlichkeit ab. Doch obschon der alte fromme Geist nicht mehr die Gemeine als

solche durchglühte, kamen doch immer noch einzelne Fälle als Zeugen der ursprünglichen Glaubensglut vor.

In derselben Epoche, von welcher wir sprechen, entfaltete Stephan te Ganonakoa einen Heldenmuth, der ihn würdig unter die edelsten Märtyrer reiht. Auf der Jagd von einer Partie Cayugas überrascht, ward er mit seinem Weib und einem Gefährten nach Onondaga geführt und dort mit teuflischer Freude empfangen. Stephan mußte Spießruthen laufen und der gewöhnlichen Marter sich unterziehen; aber er bekannte sich als Christen, der glücklich sei, als solcher selbst den Tod zu erleiden. Während sie seine Nägel ausrissen und die Finger abschnitten, rief einer seiner Peiniger: „Bete!" „Ja," sprach Stephan, „das will ich;" und seine gefesselten Hände erhebend, bekreuzte er sich mit lauter Stimme. Ein Wuthschrei brach aus der Menge; sie fielen über ihn her und schnitten seine noch übrigen Finger halber ab. „Bete nun!" gellte es aus dem Kreise der wüthenden Wilden — und nochmals erhob er die Hand zur Stirne. Und wieder fielen sie ihn an und hackten all seine Finger ab, nur den blutigen Handstummel übriglassend. Schläge und Schmähungen regnete es über ihn, und abermals forderte man ihn trotzig heraus, zu beten. Wie dieser treue Liebhaber des Kreuzes nochmals seine Hand erhob — da ward sie ihm ganz abgehackt, und, wie um das verhaßte Zeichen zu vertilgen, wo sie Stirne, Achseln oder Brust berührt, jedwede Stelle mit Messern zerschlitzt. Dann kam erst die Feuerpein! — Er ging aber im Triumph auch durch diese und ward nun an den Pfahl gebunden. „Schont meiner nicht," rief Stephan aus; „je größer meine Marter hier, desto kostbarer wird meine Krone im Himmel sein!" Sie schonten seiner wahrlich nicht; und doch konnten sie den

Lippen des Helden keinen Seufzer entpressen: Bewegungslos stand er da, seine Augen gen Himmel erhoben, seine Seele ganz verzückt im Gebete. Als er endlich den Todesschweiß auf seiner Stirne fühlte, bat er um eines Augenblicks Ruhe und sang mit lauter Stimme sein Sterbelied — einen Bittgesang für seine Peiniger, die kurz darauf ihr Werk vollendeten *).

Die Furcht vor englischem Angriff versammelte im August 1691 noch einmal eine buntgemischte Kriegerschaar in Laprairie. Es kamen die Huronen unter Anführung Oureouharé's, eines Cayugahäuptlings, der auf den französischen Galeeren gewesen, nun aber von Frontenac, der ihn zurückbrachte, so gewonnen war, daß er sich auf französischer Seite schon mehrmals ausgezeichnet; die Caughnawagas kamen unter ihrem huronischen Häuptling Paul und die Temiscamings unter La Routine.

Ihr verbündetes Feldlager war schlecht bewacht und eine Scene ausgelassenen Tumults: da brach urplötzlich eine englisch-mohahkische Streitmacht über sie herein. Sie ward von den Franzosen zurückgeschlagen, welche jedoch ihren Anführer St. Cyrque und einen Trupp in zu weiter Verfolgung des Feindes verloren. Im allgemeinen Kampf, der darauf entbrannte, wurden die New-Yorker geworfen und flohen mit dem Verluste von 120 Todten und vielen Verwundeten. Auch Paul fiel, während er seine Leute zum Kampf gegen die Glaubensfeinde anfeuerte. Er war eines der ältesten Glieder und der beredteste Häuptling der Stromschnellen-Mission.

Zunächst erscheinen die Caughnawagas in Mantet's Zug gegen die Mohahks, wobei ihre Anhänglichkeit an

---

*) Sieh Anhang 16.

den Mutterstamm sie zu Schritten verleitete, welche die Sicherheit Aller gefährdeten. Doch den Franzosen und ihrer Religion blieben sie nichtsdestoweniger treu.

Francisca Gananhatenha, einst von Fremin bekehrt, galt als ein Tugendmuster in Caughnawaga; um so bemerkenswerther, als der alte Geist von der Mission gewichen war, und zwar von dem Augenblicke an, da Frontenac den Missionären zur Ausschließung geistiger Getränke von der Mission seine Unterstützung versagte. Francisca hörte eines Tags von der Annäherung einer feindlichen Streifpartie, während ihr Mann draußen auf der Jagd begriffen war; alsbald fuhr sie mit zwei Andern in ihrem Canoe ab, um ihn zu warnen: aber wehe! sie kam nur an, um ihn erschlagen zu sehen und mit ihren Begleitern selbst in Feindeshand zu fallen.

Ihre Marter begann am ersten Abend — Nägelausreißen, Fingerverbrennen. In Onondaga, ihrem Geburtsort, ward die gefangene Frau ihrer eigenen Schwester übergeben, welche, taub gegen den Schrei der Natur und des eignen Bluts, sie dem Tode überantwortete. Auf dem Schaffot bekannte sie laut ihren Glauben und ihr Glück, für ihn zu sterben. Ein Anverwandter bot alles auf, sie zum Abfall zu bringen, bis er zuletzt, wüthend über ihren Widerstand, das Crucifix von ihrem Halse riß und mit seinem Messer ein Kreuz auf ihre nackte Brust einschlitzte. „Dank, Bruder!“ rief sie aus; „das Kreuz, dessen Du mich beraubt hast, konnte ich wohl verlieren: Du hast mir aber ein anderes gegeben, das ich nur mit meinem Leben lassen werde.“ Sie sprach darauf zu allen Umstehenden mit Macht und Salbung und ermahnte sie, den Christenglauben anzunehmen.

Aber ihre Herzen waren von Stein! Drei Nächte

hintereinander ward ihre Marter fortgesetzt; dann kam die Feuerqual; darauf das Abziehen der Kopfwirbelhaut und der gezwungene Lauf unter einem Steinhagel; und sie lief noch eine Strecke weit, (das arme Weib hatte so viel Lebenskraft!) bis sie auf ihre Kniee fiel und ihr Leben Gott zum Opfer brachte.

Diesen Bericht ihres heroischen Todes gaben gefangene Franzosen, deren einer alles that, um ihre Leiden auf dem langen Marterweg zu erleichtern.

Diese ganze Zeit über war P. Milet gefangen in Oneida. Obwohl Anfangs auch gepeinigt, ward er bei seiner Ankunft im Canton geschont und einer Squaw zugetheilt, welcher man es freistellte, ihn für ein verlorenes Familienglied zu adoptiren, oder dessen Manen zu opfern. Sie wählte das Erstere. Der Missionär war daher vergleichsweise frei. Einige alte Huronen-Christen waren noch in Oneida; ihnen widmete er seine geistliche Sorgfalt. Die französischen Gefangenen, die er nicht retten konnte, begleitete er auf dem Todesweg, sie unter Qualen ermuthigend, welche auch noch sein eigen Loos werden konnten [1]).

Nach und nach wurden die Oneidas dem Glaubensboten freundlicher gesinnt; sie behielten ihn trotz der Bemühungen der Engländer um seinen Besitz, und fingen mit den Franzosen zu unterhandeln an. Im Juni 1693 ging der Häuptling Tareha deshalb nach Quebeck. Ein Schreiben des Missionärs sicherte ihm günstige Aufnahme;

---

[1]) In den Archiven von Quebeck ist noch eine gerichtliche Entscheidung in einem Rechtsfalle vorhanden, die Giltigkeit des mündlichen letzten Willens eines in Oneida am Pfahl verbrannten Canadiers betreffend, wobei P. Milet Zeuge war.

mit ihm kam auch die Squaw, welche den P. Milet angenommen, vorgeblich, um den großen Franzmänner-Sachem zu sehen, in der That aber, um als Christin dort zu bleiben. Sie ward unter dem Namen Susanna getauft und in Caughnawaga aufgenommen.

Der Gesandtschaft Tareha's folgte eine andere von Cayuga und Seneca. Die Friedenseinleitungen wurden nun getroffen, und die Auslieferung P. Milet's im October 1694 beschlossen; er war bereits fünf Jahre Gefangener. Aber der Friede schien nur trügerisch, und wirklich brach der Krieg im nächsten Jahre nochmals aus. Frontenac aber mit seinen französischen und indischen Truppen verheerte Onondaga und Oneida und erzwang einen endentscheidenden Vertrag. Caughnawaga empfing indeß einen Zuwachs von dreiunddreißig Oneidas, welche hier sich anzusiedeln kamen und ernstlich um P. Milet baten.

Betrübend war um diese Zeit der Tod von Oureouharé, dem Cayugahäuptling. Erst der bittere Feind und Verfolger P. de Carheils, dann durch einen niedrigen Kunstgriff auf die Galeeren Frankreichs geschleppt, zu schwerer Arbeit unter dem Auswurf der europäischen Gesellschaft verdammt, hatte Oureouharé unter P. Le Roux's Leitung das Christenthum lieben und schätzen gelernt, und benützte bei seiner Rückkehr nach Cayuga all seinen Einfluß zu Gunsten der Religion und Gesittung. Sein ungestümer Feuereifer hatte vielleicht, wie es zu oft der Fall ist, in einem eigenthümlichen Heldensinn seinen Grund, und sein Ausdruck, als er auf dem Sterbelager der Geschichte von der Mißhandlung des Menschensohns zuhorchte, erinnert an den von Chlodowig und zeigt eine schlagende Aehnlichkeit im Charakter zwischen dem Frankenhäuptling und dem

Sachem von Cayuga [1]). „O, wäre ich nur dagewesen," rief er aus, „sie hätten meinen Gott nicht so behandeln dürfen!" — Von der ganzen Colonie bedauert, mehr noch von Frontenac, ward Oureouharé mit den Ehren eines Capitäns der französischen Armee begraben.

Am 11. September 1694 verheerte eine Feuersbrunst die Mission vom Berge. Ein junger Krieger im Wahnsinn der Trunkenheit feuerte in eines Gegners Hütte: das Holzwerk und ein Pulverbeutel gaben dem verzehrenden Element einen mächtigen Sporn. In drei Stunden wurden fünfzig Hütten, fünfzehn französische Häuser, die schöne und reichverzierte Kirche und das überaus wichtige Dorf-Pallisadenwerk in Asche gelegt. All dies war von Holz und von Mr. de Belmont gebaut; nicht entmuthigt, begann er nun auf eigene Kosten ein Fort von Stein, im Jahre 1698 vollendet und über 100,000 Livres kostend. Sobald die Thürme errichtet waren, gab er einen derselben den Congregations-Schwestern zum Aufenthalt, einen andern für die Schule, und in dieser Eigenschaft waren sie bis zur Verlegung der Mission nach dem Sault au Recollet bewohnt.

Im folgenden Jahre sollte die Mission die glänzendste Blume, in ihrem Garten entsprungen, verlieren — Schwester Maria Theresia Gannensagwas („sie nimmt den Arm"); Fr. Tehoronhiongo's Enkelin, die indische Nonne. Sie starb am 25. November 1695 im Geruch der Heiligkeit. Sie hatte begehrt, privat in ihrem armen Habit begraben zu werden; aber so groß war die Verehrung für sie, daß sie, wie ihr Großvater, ihre Ruhestätte in der neuen Mis-

[1]) Histoire de l'Eau de Vie en Canada. p. 13.

sionskirche erhielt, und nach der Zerstörung dieser wurden die Reste Beider nach einem der Thürme des Forts gebracht, der heute als Capelle dient[1]).

Die Sulpitianer beschlossen nun die Anstalt zu theilen: sechzig, die sich der Trunkenheit ergeben, wurden nach dem Sault au Recollet (Barfüßer-Stromschnelle. s. Huron: Miss.) weitergeschickt, wo die neue Mission von Lorette unter Mr. Maurice Quéré de Treguron erstanden war; drei Jahre später ging ein neuer Siedlertrupp dahin ab, und es blieben nur noch 120 am „Berge.“ Im Jahre

---

[1]) Folgende Inschriften sind noch in der Capelle zu lesen:

Ici reposent
les restes mortels
de
FRANÇOIS THORONHIONGO,
Huron,
Baptisé par le Revérénd
PÈRE BREBEUF.
Il fut, par sa piété et par sa probité, l'exemple des Chrétiens et l'admiration des infidèles: il mourut, agé d'environ 100 ans,
le 21. Avril, 1690.

reposent
les restes mortels
de
MARIE-THERESA GANNENSAGUAS,
de la
congregation de Notre Dame.
Apres avoir exercé pendant treize ans, l'office de maîtresse d'école à la Montagne, elle mourut en réputation de grande vertu, agée de 28. ans, le 25. Novembre, 1695.

Ihr Leben beschrieb de Belmont in seinen „Eloges de quelques personnes mortes en odeur de sainteté à Montreal en Canada.“

1701 verließen auch die Schwestern von der Congregation den Berg und bezogen ein neues Haus, welches sie im Fort der Barfüßer-Stromschnelle, an den Ufern des Desprairies gebaut. Hier, wie in der alten Mission, unterrichteten zwei Schwestern die Indianermädchen in Handarbeiten und im Lesen und hatten deren sechs in Kost und Wohnung bei sich selbst, welche allgemach europäische Sitten annahmen und zur Civilisirung ihrer wilden Landsleute nützlichst die Hand reichten[1]).

Die Mission vom Berg ward endlich im Jahre 1704 ganz verlassen, und die neue nahm den Namen „von der Verkündigung" an und bestand mehrere Jahre an der Seite jener Stromschnelle, in der P. Viel umkam.

Von der Jesuitenmission von Sault St. Louis haben wir während dieser Periode keine Nachrichten; sie übersiedelte schließlich an ihre gegenwärtige Stelle und erlangte einen Freibrief der Grundherrschaft auf den Namen der Indianer, die annoch im Besitze sind.

Der Gränzkrieg endete mit dem Frieden von Ryswick im Jahre 1697, und die Franzosen hofften damals, wie es die Engländer befürchteten, die Jesuitenmissionen wieder hergestellt zu sehen. Der Same der Zwietracht, den Dongan gesäet, war nun gereift, und ein neuer Statthalter, ein irischer Pair von tiefgewurzeltem Fanatismus, lenkte die Geschicke von New-York.

Einer seiner ersten Acte war, die Indianer vor den „französischen Pfaffen" zu warnen. Eingedenk des Versprechens Dongan's von wegen der englischen Schwarzröcke, verlangten die Irokesen von Bellamont dessen Erfüllung.

---

[1]) Vie de la Soeur Bourgeoys II. 169.

Demgemäß ward Dellius, der holländische Pastor von Albany, zum Mohahk-Missionär ernannt, obschon er niemals unter ihnen seinen Wohnsitz aufschlug und seinen Dienst auf gelegentliche Besuche beschränkte, wo er mittelst eines Dolmetschers predigte, oder auf die Taufe von Kindern, die man ihm nach Albany brachte. Das schien den Indianern ein schlechter Nachfolger eines Fremin, eines Bruyas oder Bonifacius, deren Hüttenfeuer so lang inmitten ihrer Dörfer gelodert. Von New-York getäuscht, war es nur natürlich, daß sie sich um Lehrer nach Canada wandten. Bellamont, darob gereizt, beschloß die Jesuiten auszuschließen und erklärte ohne Schamröthe: „die Fünf Stämme hätten ihn ernstlich gebeten, die Jesuiten, ihre Unterdrücker, auszutreiben," obgleich ihm wohlbekannt sein mußte, daß seit 1685 kein Missionär in den Cantonen gewesen, außer P. Milet, der kein Unterdrücker, sondern Unterdrückter, Gefangener und Sclave.

Um seinen Plan auszuführen, übermachte er der Provincial-Versammlung einen Gesetzentwurf gegen Jesuiten und Weltpriester. Er war nicht nach ihrem Geschmack: zu verschiedenen Zeiten hatten katholische Glaubensboten Besuche in der Colonie abgestattet; sie waren bei den Ersten des Landes bekannt und geschätzt, welche schon oft den Katholicismus in Werkthätigkeit kennen zu lernen eine Gelegenheit gehabt, die dem verblendeten Statthalter nicht ward. Der Rath beantwortete die Bill verneinend: Bellamont aber, seine gedoppelte Stimme als Mitglied und Gouverneur benützend, wußte sie mittelst einer Clausel doch noch durch's Haus zu bringen und zum Landesgesetz zu machen.

Unter der Annahme, daß die Irokesen Unterthanen der Krone England seien, und mit der noch unwahreren

Behauptung, da „Jesuitenpriester und papistische Missionäre kürzlich hereingekommen und einige Zeit ihren Aufenthalt in entlegenen Gegenden der Provinz genommen, um Feindseligkeiten gegen englische Regierung zu erregen," verfügte das Gesetz, daß jeder katholische Priester in der Colonie „nach dem ersten November 1700 als Brandstifter, Störer des Friedens und Feind der christlichen Religion" angesehen werden solle, und solcher mit lebenslänglichem Gefängniß, im Entweichungs= und Wiederergreifungsfalle mit dem Tode zu bestrafen sei.

Die edelmüthigen Bürger (burghers) und ihre Geistlichkeit, welche die französischen Missionäre so oft in ihr gastlich Haus aufgenommen, wurden durch denselben Act mit schwerer Geldbuße und Pranger bedroht, dafern sie jemals wieder einen solchen Priester unter ihrem Dache beherbergten.

Weiter konnte Unwissenheit und Thorheit nicht gehen: dem hitzigen Zeloten war mit diesem Acte Genüge geschehen; die New=Yorker aber achteten desselben wenig, und schon im nächsten Jahre setzte der Canadier Iberville in New=York einen Jesuiten zu seiner Weiterreise nach Canada an's Land.

Bellamont hatte die Irokesen zu verhindern gesucht, einen Separatfrieden mit den Franzosen abzuschließen; doch sandten die Cantone bei Frontenac's Tod Abgeordnete an den St. Laurentius, um mit der Colonie Leid zu tragen. Aber es war ihnen um noch mehr zu thun: sie verlangten P. Bruyas, und auch des älteren de Lamberville Zurückberufung aus Frankreich auf seine alte Mission. Auf abermalige Einladung machte sich P. Bruyas mit zwei französischen Officieren auf den Weg nach Onondaga. Sie wurden hier von Tegannissoren mit großer Feierlichkeit empfangen, und nach Feststellung aller Bedingungen

wurde am 8. September 1700 in Montreal der Friede von Abgeordneten sämmtlicher Stämme unterzeichnet: der erste geschriebene Friedensvertrag zwischen Franzosen und Indianern.

Zu seiner weiteren Ausführung besuchte Bruyas im Jahre 1701 abermals Onondaga und brachte von da die französischen Kriegsgefangenen mit; dann ward in Montreal ein neuer Vertrag von den Franzosen, Irokesen, Abenaken, Huronen, Ottawas, Illinois und Algonquins unterzeichnet. Keine Erwähnung der Missionen geschah in diesem Document; aber eine neue Gesandtschaft im Jahre 1702 lud die Glaubensboten auf ihre alten Posten ein.

„Es wurden demgemäß Patres überall hingeschickt," sagt Charlevoir, „und eine Liste der Zeit nennt die PP. Jacob de Lamberville, Julian Garnier und le Vaillant als Missionäre unter den Onondagas und Senecas" [1]). Die Cantone machten sich selber zu der Instandhaltung dieser Missionen verbindlich, und als bald darauf ein neuer Krieg zwischen England und Frankreich ausbrach, gewannen die Patres die Cantone und Schuyler die Caughnawagas für die Neutralität, so daß New-York und Canada allen Schrecken eines indischen Kriegs gleicherweise entgingen.

Weitere Berichte über jene Missionen fehlen uns. Die PP. Jacob d'Heu und Peter de Mareuil wirkten mit den Vorgenannten bis zum Jahre 1708; da ergriffen auch die Irokesen die Waffen, und die Glaubensmänner zogen sich nach Canada zurück. Mareuil war schon der Rückzug

---

[1]) Catal. Prov. Franciæ Soc. Jes. 1703.

nach dieser Seite abgeschnitten; auf Schuyler's freundliche Einladung floh er nach Albany. Dem grausamen Strafgesetz zum Trotz, ward er hier als Freund bewillkommt und durch Beschluß der Provincialversammlung auf Staatskosten unterhalten. Später ging er nach Frankreich zurück und starb im Jahre 1742 in Paris.

Marcuil war der letzte Jesuiten-Missionär in den Cantonen. Mit ihm endete der lange Kampf auf diesem Boden, siebenundsechzig Jahre zuvor in Jogues' Blute begonnen. Dreimal ausgetrieben, waren sie aber und abermals zurückgekehrt; nun machtlos, den Strauß fortzusetzen, räumten sie das Feld, um in ihren Missionssiedlungen die Arbeiten weiter zu führen, welche sie so gerne den noch unbekehrten Waldbewohnern von New-York gewidmet hätten.

Von Zeit zu Zeit traten Irokesen zu jenen seßhaften Missionen über, manchmal Männer von Rang und Würden. Tegannissoren, dessen beredter Mund Franzosen, Engländer und Indianer gleich entzückte, der rechtschaffene, scharfsichtige Häuptling, der Redner, dessen Gleichen die Geschichte seines Volkes nur wenige aufweist, kam endlich auch herbei und nahm den Glauben an in Caughnawaga. Wie Garacontié, Frankreichs unverbrüchlicher Freund, sah er gar wohl, wie viel mächtiger die Religion in Canada als in New-York wirkte. Einsmals vor den Jesuiten gewarnt, entgegnete er: „Wir wissen, daß der Schwarzrock sein Volk begünstigt; aber es liegt nicht in unsrer Gewalt, unsere Zuneigung zu Brüdern zu ändern. Wir wünschen, Ihr möchtet alle Mißverständnisse über diesen Punkt begraben und den Feuerwasser-Einführern weniger Glauben schenken." Englische Schriftsteller, Zeugen seiner Beredtsamkeit, verglichen ihn mit Cicero, und der König von Frankreich ließ sein Por-

trait in der Gallerie von Versailles aufhängen. Solche Männer gewann der Katholicismus in seinen Schooß [1]).

Gegen Neu-England waren die Irokesen von Caughnawaga und vom Berg nicht neutral. Sie betheiligten sich an vielen Ueberfällen und brachten häufig Gefangene aus den Städtchen der Gränze ein, welche in den Stamm aufgenommen wurden. Mehrere davon verweigerten selbst nach der Friedensverkündung die Rückkehr, und ihre Nachkommen sind heute noch Glieder des Stamms. Unter den Bekanntesten sind die Tarbells (gefangen in Groton in der Königin Anna Krieg), Eunice Williams (gefangen in Deerfield im Jahre 1703), Elisabetha Naim und Ignatius Raizenne*). Die Sprossen dieser Puritanerfamilien, Indianer durch Adoption, haben Canada mehrere Welt- und Klostergeistliche geliefert, und beinahe noch zu ihrer Zeit sah man eine ihrer Töchter als Oberin der Schwestern von der Congregation.

Elisabeth war bei ihrer Wegführung zwei Jahre alt, Ignaz zehn. Beide wurden von den Indianern adoptirt und von ihnen aufgezogen, von den Missionären und Schwestern sorgfältig unterrichtet, und da sie am Schlusse des Krieges sich weigerten, nach Deerfield heimzukehren, erhielten sie ihre Freiheit auf Bitten der Geistlichen, welche ihnen einen Strich Landes am See überließen, worauf die Familie heute noch lebt.

Zwanzig Jahre bestand die Mission an der Barfüßer-Stromschnelle, dann veranlaßte die Kärglichkeit der Jagdgründe eine neue Uebersiedlung. Man wählte den See der Zwei Berge. Die Regierung, welche die indianischen

---

[1]) Colden; Charlevoix.

*) Sieh Anhang 17.

Dörfer als militärische Posten betrachtete, genehmigte die Wahl. Die Mission zählte damals gegen neunhundert Seelen und konnte hundertundfünfzig Krieger stellen.

Die neue Stelle ist ein Punkt am St. Laurentius, gerade an der Spitze des Eilands von Montreal, wo der Strom seeartig sich erweitert. Zwei benachbarte Anhöhen geben ihr den Namen. Hier begann das Werk im Jahre 1720, ein Dorf mit Fort. Man fand es so bequem ihren Bedürfnissen gelegen, daß eine Nipissing- und Algonquin-Mission [1]), welche der Sulpitianer René Charles de Breslay auf Isle aux Tourtes begonnen, gleichfalls hieher verlegt wurde.

Im Jahre 1718 ward den Sulpitianern vom König von Frankreich der Schenkbrief über dieses Land ausgestellt, unter der Bedingung, hier Kirche und Fort zu bauen. Im Jahre 1732 errichteten sie endlich eine geräumige Kirche und ein Fort nebst einem Hause für die Schwestern. Das Ganze besteht noch, und obschon die Mauern des Forts theilweise eingefallen sind, sieht man doch heute noch die Kirche und das Missionshaus zwischen den beiden Dörfern, welche die doppeltgepferchte Heerde der Sulpitianer-Missionäre bilden.

---

[1]) Eine der Missionen bei Stämmen, welche außerhalb des heutigen Gebiets der Vereinigten Staaten ihre Wohnsitze hatten, und deshalb nicht in den Gränzen dieses Werks liegend. Solcher Missionen ward hier schon öfter nebenbei erwähnt.

Anmerk. d. Uebers.

Achtzehntes Kapitel.

Die Irokesen-Mission. (Schluß.)

Friedensperiode. — Schwierigkeiten. — Auswanderung. — Adoptirte Gefangene. — Picquet. — Sein Wirken. — Der alte Franzosenkrieg. — Plan einer neuen Reduction. — Die Presentation. — Angriff. — Des Bischofs Besuch. — Barner. — Picquet in den Cantonen. — Der zweite französische Krieg. — St. Regis. — Sein Ursprung. — Verlust von Canada und seine Folgen. — Margon de Terlaye. — Die amerikanische Revolution. — Neue Kirchen. — Mr. Jos. Marcoux. — Carl X. und Papst Leo XII., Wohlthäter der Mission. — Kreuz von Kath. Tehgahkwita. — Caughnawaga. — St. Regis. — Der See der Zwei Berge. — Rückblick.

Der Friede von Utrecht verschloß den katholischen Missionären die Cantone, und in den folgenden Jahren, da Kriegsgesang und Kriegspfad vergessen war, erlangten die seßhaften Missionen eine festere Haltung, und die katholischen Irokesen, nicht mehr abgezogen von den aufregenden Scenen des Gränzkampfes, widmeten sich verschiedenen Zweigen des Gewerbfleißes. Ihre größte Gefahr war Unthätigkeit mit ihren beinahe nothwendigen Folgen, Trunkenheit und Immoralität. Unglücklicher Weise ward ein kleiner Trupp Soldaten, der während des Kriegs bei jeder Mission in Besatzung lag, auch nach dem Frieden beibehalten und verdarb, trotz aller Bemühungen der Glaubensboten, die Indianer. Vergebens klagten sie den Handel mit gebrannten Wassern an; vergebens eiferten sie, um die Irokesenmädchen vor den Verführungen der ausgelassenen Soldatenschaft zu schirmen. Bei mehr als Einer Gelegenheit gelang dem Commandanten die Versetzung des allzupflichtgetreuen Missionärs, und dann verfielen die Indianer ohne Führung in jede Ausschweifung, die man ihren Sinnen bot.

Viele der Indianer verließen allmälig die Dörfer, und ein neues Caughnawaga erstand an den fernen Ufern des Mus-

kingum (Staat Ohio), mitten unter den Wyandots, Delawaren und Miamis (spr. Mäiämis), wo viele, wie Logan's [1]) Vater, wieder in Heidenthum zurückfielen.

Doch gab es auch noch glänzende Augenblicke, wo die Religion wieder die Oberhand über die Herzen des Stamms gewann. Die Kinder der Puritaner von Neu-England hingen mit unwandelbarer Treue an dem katholischen Glauben und seinen Boten. Eunice Williams, an den Häuptling Ambrosius verheirathet, besuchte ihr heimathliches Deerfield eines Tags; aber obschon Tochter des Ortspfarrers, konnte Nichts sie oder Maria Harris bewegen, ihrem indianischen Lebens- oder katholischen Glaubenswege zu entsagen [2]). Eben so unerschütterlich waren die Tarbells bei ihren Besuchen in Groton [3]).

Unter den leitenden Geistlichen dieser Missionsdörfer verdienen die Sulpitianer de Belmont [4]) und François Picquet besondere Erwähnung. Letzterer vollendete das besprochene Fort am See der Zwei Berge, umgab das Dorf mit einem Pfahlwerk und schuf auf der sandigen Anhöhe den Calvarienberg, noch heute eine Stätte der Pilgerfahrt, bemerkenswerth ob seiner Steinkanzeln, welche

---

[1]) Einer der berühmtesten indianischen Redner. Anmerk. d. Uebers.

[2]) Wohl das Motiv von Cooper's „Die Beweinte von Wish-Ton-Wish." Anmerk. d. Uebers.

[3]) Drake's Indische Gefangenschaften. 184.

[4]) François Vachon de Belmont entsagte der Welt und ihren Ehren, um seine Glücksgüter und seine Thätigkeit der indischen Sache zu widmen. Nach langer Missions-Laufbahn ward er Superior des Seminars von Montreal und starb im Jahr 1732, nach 33jähriger Stellung in diesem Amte. Seine Schrift Histoire du Canada findet sich in den Sammlungen der historischen Gesellschaft von Quebeck.

die Stationen bezeichnen, und der Capelle auf der Spitze, welche diesen Weg des Kreuzes beschließt.

Aber die Friedenszeit nahte ihrem Ende. Im Jahre 1744 ward der Krieg zwischen England und Frankreich nochmals erklärt; er heißt bei unsern Colonial-Geschichtschreibern „der alte Franzosenkrieg.“ Abermals hallte der Kampflärm in den Dörfern. Die Jugend drängte es, ihre Tapferkeit zu zeigen, und Kriegerschaaren standen oft im Feld, vom Missionär als Caplan begleitet. So schildert sie als christliche Kämpfer ein gefangener Engländer und spricht von seinem Erstaunen, wie er nach beendigtem Gefechte den wilden Feind, in dessen Hände er fiel, auf den Knieen fand, Gott dankend für den Sieg — wo man in einem englischen Lager nur freche Schwüre und Gotteslästerungen gehört haben würde.

Picquet selbst begleitete die Krieger seines Sprengels beim Angriff auf Fort Edward im Jahre 1745, so wie bei andern Gelegenheiten, bis zum Frieden von Aachen im Jahre 1748. Er kam dabei mehrfach mit den Indianern der Cantone in Berührung und trug sich mit neuen Missionsplänen zu deren Gunsten.

Seine Idee, ein neues Irokesendorf weiter aufwärts gegen den See Ontario zu gründen, ward von der Regierung gebilligt, und im Mai 1748 wählte er mit de la Jonguiere eine Stelle an der Mündung des Oswegatchie, wo heute Ogdensburg steht. Auf diesem schönen Fleck mit fruchtbarem Boden, stattlichem Hochwald und einem tiefen, geräumigen Hafen davor, baute er mit seinen Franzosen und Indianern ein Lagerhaus und Pfahlfort und gab ihm den Namen „Fort Presentation,“ da das Fest der Darstellung der gebenedeiten Jungfrau das Schutzheiligenfest von St. Sulpice ist.

Er verhoffte sich hier zahlreichen Zuzug aus den Cantonen; aber kaum waren die Gebäude vollendet, als im October 1749 eine Kriegsbande der Mohahks sie angriff und bis auf den Grund niederbrannte. Picquet hatte bereits 30,000 Livres ausgelegt, aber unerschüttert durch den Verlust, begann er das ganze Werk auf's neue. Einmal in Stand gesetzt, machte die Mission reißenden Fortschritt. Im Jahre 1749 zählte sie nur sechs Familien, im nächsten Jahre siebenundachtzig, im folgenden dreihundert und sechsundneunzig, zusammen dreitausend Seelen, hauptsächlich aus Onondaga und Cayuga.

Sein Anfangs belachter Plan ward nach solchen Erfolgen von den Häuptern der Regierung hochgepriesen, und der im Kriege so nützlich scheinende Posten erhielt hohe Besuche. Im Mai 1752 kam auch der Bischof von Quebeck, taufte hundert und zwanzig und firmte eine große Menge. Die Damen von Montreal widmeten der Mission ein werthvolles Banner, welches noch vorhanden, mit den Totems der drei großen Irokesen-Sippen und ihren Rathfeuern, nach indischen Kunstmustern mit Christi Monogramm verschlungen.

Da seine Heerde sich derart vermehrt hatte, entwarf Picquet einen Verwaltungs-Plan, vertheilte die Gewalt unter zwölf Häuptlinge, welche einen Rath bildeten und der Krone Frankreich den Huldigungseid ablegten. Durch seine Bemühungen war auch der Platz reichlich mit Hornvieh und allen andern Mitteln zum Unterhalt versehen.

Im Jahre 1751 besuchte er die Cantone, wo sein dort schon bekannter Erfolg ihm ehrenvollen Empfang bereitete. Es zeigte sich vielfache Hinneigung zu Frankreich und dem Katholicismus, besonders bei den Senecas, deren alter Häuptling Petit Sault mit seiner Familie und vielen

Andern mit Abbé Picquet von dannen zog. Und es wäre in der That eine allgemeine Bewegung gegen den Laurentius] erfolgt, hätte Frankreich noch die opferfreudigen Glaubensboten des vorhergehenden Jahrhunderts in diese Wildnisse senden können; aber Picquet, bei all seinem Eifer und Geschick, stand allein, und die Gesellschaft Jesu, nun im Kampf um ihr eignes Dasein, entbehrte der Mittel, die Großthaten der Vorzeit zu erneuen.

Schon dem Einfluß eines einzigen Manns, unterstützt von dem Angedenken der alten Schwarzröcke, gelang es beinah, die Clane „der vollständigen Hütte" vom englischen Bündniß abzuziehen. Nur Sir William Johnson, bei seiner Macht über die Mohahks, konnte dem steuern, doch vermochte er nicht die neue Mission zu vernichten.

Bei einem allgemeinen Rathfeuer der Sechs Stämme*) in Onondaga rief er sie auf, das Feuer in Oswegatchie auszulöschen, d. h. die Mission zu sprengen. Während sie aber, höflich auf indische Weise, zuzustimmen schienen, ließen sie ihm durch ihren Häuptling Rothkopf erwiedern: „Wir sehen nicht ein, daß wir arg übelgethan, dorthin zu gehen, wenn wir bemerken, daß Ihr Blaßgesichter alle betet; auch haben wir keinen nähern Ort, um das Gebet zu lernen und unsre Kinder taufen zu lassen. Jedoch, wenn Du darauf bestehst, wollen wir diesen Pfad nicht mehr gehn."

Picquet war der letzte Missionär, welcher die Cantone von Canada aus besuchte. Zwei Pläne, zu siegen bestimmt, zertrümmerten alle Hoffnungen, das in Caughnawaga, Aquasasne, Canasadaga und Oswegatchie begonnene Werk weiter auszudehnen. England rüstete sich zu einem End-

*) Sieh Anhang, Irokesen.

versuch um Canada's Eroberung, und die Höfe des festländischen Europa ihrerseits, blinde Werkzeuge eines sein Haupt erhebenden, der Religion wie Monarchie feindseligen Geistes, gaben sich die Hand, um die Gesellschaft Jesu zu zermalmen.

Nur Picquet wankte nicht. Im Jahre 1753 ging er mit Dreien seiner Heerde nach Frankreich und kehrte im April des folgenden mit zwei Hilfspriestern nach Canada zurück. Der Krieg brach im Jahr 1754 aus; zuerst siegreich für Frankreich, endete er mit dem Verlust von Canada. In jedem Feldzug standen die katholischen Irokesen, obschon die Blattern im Jahre 1755 beinahe die Hälfte ihrer Dörfer niedergemacht, an der Seite der Canadier und Franzosen, mit ihren Glaubensboten und Feldcaplänen. Sie spielen in jedem Gefechte, von Braddock's Niederlage an, eine Rolle und wurden niemals der Barbareien beschuldigt, womit die westlichen Indianer ihren Ruf befleckt.

Mit ihren Birkenrinde-Canoes nahmen sie auf dem Georg-See eine englische Flotille weg; und als ein englischer Officier eine Belohnung auf das Haupt des Abbé Picquet aussetzte, schickten die Indianer von der Presentation eine Kriegsbande ab, welche sich in das feindliche Feldlager einschlich, den Officier festnahm und im Triumph vor ihren Glaubensboten führte, von dessen Wink nun sein Leben abhing.

Während dieses letzten Kampfs der eifersüchtigen Großmächte beschlossen die Jesuiten die Caughnawaga-Mission zu theilen. Karekowa, einer der Tarbellfamilie, war der Anführer der Partie, welche sich von der alten Stätte trennte. Sie wählten Aquasasne „der Ort, wo das Reb-

huhn trommelt" (where the partridge drums), eine Ebene, an welcher der sonst starkströmende, wirbelvolle Strom sanft vorbeigleitet, und begannen hier die Mission von St. Franc. Regis; für den Jesuiten-Pater Mark Anton Gordon, der sie begleitete und einen Theil der Reliquien von Katharina Tehgahkwita mitgebracht, ward daselbst ein Blockhaus gebaut.

Bei Quebeck's Fall verließ Mr. Picquet, der den Engländern ein großer Dorn im Aug geworden, das Land — der letzte Eintrag in sein Register trägt das Datum: Mai 13, 1760, ein Monat bevor die Britten Besitz vom Fort genommen. Er hatte zwölf Jahre lang die Mission, seine Schöpfung, geleitet. Sein Wirken reiht ihn unter die größten unsrer indischen Missionäre, und die Engländer gaben ihm den Namen „der große Jesuit des Westens" [1]). Nach seinem Scheiden ward die Anstalt dem Sulpitianer Mr. Peter Paul F. de la Garde anvertraut; aber die Indianer wurden bald beunruhigt, und im folgenden Kriege zogen sie, den Engländern sich anschließend, nach Canada.

Noch vor dem Frieden sah P. Gordon in St. Regis seine Blockkapelle vom Feuer verzehrt, erbaute darauf eine

[1]) Mr. François Picquet, geb. am 6. December 1708 zu Bourg, zeigte frühe Talente für die Kanzel, studirte an St. Sulpice in Paris und trat bald in die Congregation. Im Jahre 1733 nach Canada geschickt, betrat er die Laufbahn eines Irokesenmissionärs. Montcalm nannte ihn den Patriarchen der Sechs Stämme, und die Cantone belehnten ihn mit den Ländereien um den See Ganentaa. Gleich geachtet bei der gallicanischen Kirche wie vom Papst, starb er in Verjan im Jahre 1781.

Holzkirche und stand der Mission bis zu seinem Tode im Jahre 1777 vor.

Durch den Frieden von 1763 verloren alle Missionen die vom französischen Hofe bewilligten Jahrgelder und wurden auf ihre eigenen Hilfsquellen verwiesen. Die vom See verdankte ihre Erhaltung vorzüglich der Hochherzigkeit des Sulpitianers Margan de Terlaye, der den Schwestern 10,000 Livres gab und ihre Unterhaltung auf sich nahm, bis sein Orden für dieselben sorgte. Fruchtbringend wie immer war ihr Wirken. Maria Gaguiracs, eine Choctah, entfaltete wahren Heroismus in stillen Tugenden. Ihre Hütte ward die Heimath neuer Ankömmlinge; dem Tode nah, schleppte sie sich noch an das Lager eines Neophyten und stärkte ihn mit ihren letzten glühenden Worten.

Noch war die alte Christenmilde unter diesen Missions-Indianern zu finden. Als der Brand von 1765 Montreal in Trümmer legte, kamen die Bewohner von Caughnawaga und Canasadaga den Bedrängten zu Hilfe und verkauften ihren Silberschmuck, ihr Wampum, ihre Wolldecken, Messer mit reichverzierten Heften und andere Artikel, um eine Summe für die Armen flüssig zu machen.

Bei'm Ausbruch der amerikanischen Revolution weigerten sich die katholischen Irokesen, gegen die Colonisten zu kämpfen, eingedenk ihrer Abstammung aus den sich erhebenden Provinzen. Obschon gedrängt von Sir Guy Carleton, dem englischen Statthalter, hielten sie an ihrer Neutralität fest; dennoch erfuhren ihre Missionäre von den Amerikanern bei dem Einfall in Canada rauhe Behandlung.

Wenige Zwischenfälle bezeichnen die Geschichte dieser ruhigen Missionen seit dem Schlusse jenes Kriegs. Die von der Presentation erfuhr mehrfache Umsiedlung und

zerstreute sich zuletzt im Jahre 1807 nach Onondaga und St. Regis. Die anderen drei bestehen noch und haben in neuester Zeit an dem allgemeinen religiösen Fortschritt Canada's theilgenommen, dessen Kirche, so plötzlich von Frankreich losgerissen und von England beunruhigt, Jahre lang einen zweifelhaften Kampf geführt.

Als im December 1785 ein allgemeiner Friede nochmals am St. Laurentius eintrat, nahm der hochwürdige Roderich Mc. Donnell, ein eifriger Schotte, seinen Wohnsitz unter den Indianern von Aquasasne und erbaute die gegenwärtige massive Steinkirche. Er wirkte hier bis 1806. Sein Nachfolger war der jüngst verstorbene Joh. Bapt. Roupe, welcher im letzten Kriege zwischen den Vereinigten Staaten und England, da seine Heerde zu beiden Seiten der Gränzlinie wohnte, die Betrübniß erfuhr, sie in zwei feindlichen Parteien sich gegenüberstehen zu sehen. Mr. Roupe theilte viele Leiden mit seinen Indianern und ward bei einem Angriff des Dorfs von den Amerikanern gefangen genommen [1]).

Die andern Anstalten erfreuten sich bei ihrer gesicherteren Lage größerer Ruhe. Caughnawaga stand unter Mr. Joseph Marcoux, der im Jahre 1845 hier eine neue Kirche baute.

Nicht fehlte diesen Schöpfungen auch Aufmerksamkeit im Auslande. Im Jahre 1826 besuchte J. Torakaron, einer der Tarbells, Europa und ward König Carl X. von Frankreich und Sr. Heiligkeit dem Papste Leo XII. vorgestellt. Beide empfingen huldreichst den Abkömmling der

---

[1]) Er starb in einem Alter von 73 Jahren im September 1854 in Montreal.

Puritaner, den katholischen Irokesen. Der König übermachte ihm drei Gemälde für die Kirchen, die Bildnisse des heiligen Ludwig und der heiligen Franc. Xaverius und Franc. Regis. Seine Heiligkeit fügten eine Sammlung Bücher, ein Silbergeschirr für den Altar und einen juwelengeschmückten Rosenkranz bei. Mit diesen werthvollen Geschenken kehrte der Häuptling nach Amerika, ward aber in New-York von seinem Führer und Dolmetscher all seiner Habe außer den Gemälden und dem Rosenkranz beraubt.

Das Jahr 1843 sah auch ein neues Kreuz über dem Grabe von Katharina Tehgahkwita erstehen. Fünfundzwanzig Fuß hoch, enthielt es einige Reliquien der heiligen Jungfrau von Caughnawaga. Sonntag den 23. Juli zogen die Eingebornen mit dem Missionär und ihren Ortshäuptern zu dem Flüßchen Portage, wo einst Dorf und Kirche gestanden, Angesichts des majestätischen St. Laurentius. Das Banner von Laprairie und die Wappenschilde vom Sault überragten die versammelte Menge. Auf ein Signal vom schweren Geschütze schritt die Geistlichkeit in Procession unter dem Anstimmen des Vexilla Regis zur Mitte vor. Nach einer andern Geschützsalve erhob sich P. Felix Martin, einer der ersten Jesuiten, denen es vergönnt war, nach dem Lande, das ihre Gesellschaft mit so vielem Schweiß und Blut getränkt, zurückzukehren, und hielt an das Volk eine Anrede in französischer Sprache. Dann ließ, nach Absingung einer irokesischen Hymne, der hochw. Joseph Marcoux, der Pfarrer des Stamms, die tiefen Gutturaltöne desselben seinerseits in einer Rede erklingen und machte zuletzt dem hochw. Hyacinth Hudon, Generalvicar von Montreal, Platz, welcher eine dritte, englische Ansprache hielt und darauf das Kreuz einsegnete. Langsam erhob sich das Zeichen der Erlösung unter Fahnen-

flattern, Kirchengesang und Kanonendonner, bei dem vermischten Zuruf von Menschen so verschiedener Himmelsgegend und Raçe, sich hier alle vor dem Symbole eines gemeinsamen Glaubens beugend.

Wir haben uns bei dieser Geschichte der Irokesen-Mission länger verweilt, weil ihre Annalen uns in größerer Vollständigkeit erreicht, aber auch weil von allen Missionen der Vorzeit sie es ist, welche noch heutigen Tags die zahlreichsten und blühendsten Gemeinden aufweist.

Sault St. Louis oder Caughnawaga*) zählt ungefähr zwölfhundert Seelen, viele davon Mischblut, einige rein von weißem Blut, vor langen Jahren in Kriegsgefangenschaft gerathen.

Sie ernähren sich vom Ackerbau, besonders Maiscultur, mit Handverfertigung von Korb- und Mattengeflecht, von Schlitten, Moccasins (gestickten Schuhen) und andern Gegenständen indianischen Kunstfleißes, auch mit Lootsen von Fahrzeugen und vornehmlich von Flößen über die Stromschnellen. Ihr Dorf ist unregelmäßig, ungepflastert und allerdings nicht sehr niedlich, obwohl mehrere Häuser bequem und wohlgebaut. Es besitzt aber eine schöne Kirche, vor mehreren Jahren erbaut, und da steht auch noch das alte Pfarrhaus mit der Kammer, in welcher Charlevoix und Lafitau geschrieben, und mit vielen Büchern und Handschriften von Bruyas und seinen Gefährten. Auch ein geräumiges Schulhaus ziert den Ort, und es mangelt ihm überhaupt kein Vortheil, dessen die Weißen genießen.

Der gegenwärtige Pfarrer, der hochw. Joseph Mar-

---

*) Sieh Anhang. 18.

cour, vierzig Jahre lang den Irokesen-Missionen zugetheilt, ist seit 1819 auf der Station vom Sault. Dieser so lange Umgang mit dem Stamme hat ihn zu dem vollkommensten Meister seiner Sprache gemacht, der jemals gelebt — Tharonhiakanere hat auch an seine Nachfolger gedacht: er hat eine ausführliche und klare Grammatik und zwei Wörterbücher verfaßt — eines französisch-irokesisch, das andere irokesisch-französisch; eben so Catechismen und Gebetbücher [1]). Mit diesen Werken tritt er in die edle Reihe von Chaumonot, Bruyas, de Carheil und Zeisberger, übertrifft sie aber an Vollständigkeit. Sein Wirken als Glaubensbote, Anfangs von Widerstand und Schwierigkeiten durchkreuzt, hat endlich erwünschten Erfolg gefunden, und das Volk seines Sprengels ist nun nüchtern, gesittet und seiner Sorgfalt nicht undankbar.

St. Regis oder Aquasasne wird von der New-Yorker Gränzlinie durchschnitten, so daß ein Theil des Dorfs amerikanisch, der andere englisch ist — eine unselige Theilung, vielfachen Zerwürfnisses Quelle. Bald auch versahen sich daraus die protestantischen Secten ihres Vortheils. Lazarus oder, wie er nun genannt wird, Eleazar Williams, ein Enkel von Eunice, kehrte nach seiner Erziehung in Neu-England im Jahr 1812 als Mitglied des Amerikanischen Missions-Collegiums (Board of Missions) nach Caughnawaga zurück und versuchte in St. Regis die Gründung einer Schule und Capelle der Episcopalen; bei deren Mißlingen aber ward er Missionär unter den Oneidas an der Grünen Bai. Neuerdings gibt er sich für Lud-

[1]) Kaiatonsera Jonterennaientakwa — Tiohtiaki (Montreal) 1852. Jonteriwarenstakwa no Kariwiioston teieasentha, ibid. 1844.

wig XVII., König von Frankreich, aus und streicht wieder in der alten Nachbarschaft herum. Im Jahre 1847 begannen auch die Methodisten eine Mission und erbauten eine schöne Kirche mit Pfarrhaus in der Nähe, aber mit geringem Erfolg: die große Mehrheit hangt noch an dem Glauben, den Jogues und seine Nachfolger ihren Vätern verkündet. Das Gesammtdorf zählt über eilfhundert Seelen; auf der englischen Seite führen Häuptlinge, auf der amerikanischen Pfleger das Regiment. Seit 1832 hat der hochw. Franz Marcoux den dasigen Missionsposten inne.

Canasadaga oder der See der Zwei Berge ist, wie wir gesehen, eine Doppelmission. Vom Platz der Kirche laufen zwei Dörfer nach verschiedenen Seiten längs des Ufers aus — links das Irokesen-, rechts das Algonquindorf; und so verschieden sind sie in Sprache und Sitten, wie nur immer ihre Vorfahren in Cartier's oder Champlain's Tagen gewesen. Dahinter erheben sich die Sandhügel und der Calvarienberg mit seinen Steincapellen. Die Irokesen zählen ungefähr 250; ihr jetziger Pfarrer ist Mr. Nicolaus Dufresne.

Viele katholische Irokesen gibt es auch noch in den Cantonen, an der Grünen Bai und unter verschiedenen westlichen Stämmen. Sie betragen daher im Ganzen gegen 3000 Seelen; der Rest des Volks ist zumeist heidnisch, mit wenigen protestantischen Ausnahmen. Oneidas und Onondagas mit einer starken Zahl Senecas und Tuscaroras gibt es noch im Staate New-York; die Mohahks sind in Obercanada; einige Oneidas in Wisconsin, einige Senecas auf Indianischem Territorium.

Nach der Vertreibung der katholischen Missionäre machten die New-Yorker Behörden Versuche, die Mohahks zum anglicanischen Glauben zu bekehren, und Viele wurden,

unter Brant's Anführung, Mitglieder der Kirche von England. Der Mährische Bruder Zeisberger aber versuchte vergebens eine Mission in Onondaga, und Pyrläus eine andere am Mohahk. Die civilisirten Oneidas wurden von neuengländischen Missionären besucht und zuletzt von den Methodisten gewonnen; verschiedene Secten begannen noch hie und da ihre Thätigkeit; aber stark ist noch besonders in Onondaga die heidnische Partei und feiert ihre uralten abgöttischen Bräuche mitten in dem von Städten starrenden „Reichsstaat" New-York.

So haben wir die Geschichte der Irokesen-Mission und die der noch berühmteren huronischen, von der sie als Zweig gelten kann, vollendet. Gleichzeitig beinahe mit dem Ursprung der Colonie Canada, dauert das Werk der Glaubensboten heute noch fort. Wir sind ihren Arbeiten von Jogues Tagen an nachgegangen — Arbeiten unter Bedrängniß und Prüfungen aller Art mit beinahe fabelhafter Ausdauer verfolgt. Wir haben ihre Christendörfer in einem andern Land erstehen und Gottesfurcht und Tugend in der Wüste blühen sehen; wir haben gesehen, wie diese Dörfer Menschenalter hindurch den Glauben geehrt und bis heute ihn bekennen, während die Masse ihrer Landsleute noch tief in Heidennacht begraben liegt. Dies ist die Irokesen-Mission: wir werden wieder auf sie anspielen, als Trägerin des Evangeliums zu den Küsten des Stillen Oceans; itzt aber verlassen wir sie, um uns zu den westlichen Missionen zu wenden.

Neunzehntes Kapitel.

Die Ottawa-Mission oder Mission unter den Algonquin-Stämmen in Michigan und Wisconsin.

Das Ottawaland. — Seine verschiedenen Stämme. — Einladung der Ojibwas. — Jogues und Raymbaut. — Der Fall der Huronen. — Garreau und Druilletes nach Westen. — Garreau's Tod. — Menard's Sendung. — Sein Heroismus. — Seine Reisen und Prüfungen. — Mission in Chegoimegon. — Menard's Tod. — P. Claudius Allouez. — Capelle in Lapointe. — Louis und Marquette. — Dablon, Superior der Ottawa-Mission. — Mission am Stromfall St. Maria. — Project einer Illinoismission. — Allouez gründet St. Franc. Xaverius in der Grünen Bai. — Dortige Stämme. — Druilletes im Westen. — Sein Wirken am Stromfall. — Marquette gründet die Mission auf Mackinaw. — P. André im Archipel. — Mission der Grünen Bai. — Nouvel. — Arbeiten der Patres. — Allouez. — Marquette bricht auf zur Entdeckung des Mississippi. — Seine Leichenfeier. — Enjalran im Westen. — Spätere Arbeiter.

Die Halbinsel, welche zwischen dem Obern See nördlicher- und dem Michigan-See östlicherseits liegt und rückwärts bis zu dem Mississippi sich ausdehnt, war in alten Zeiten der letzte Außenposten der Algonquin-Raçe im Westen und von mehreren Stämmen dieser Familie bewohnt, welche derart eine Schranke bildeten gegen die Dáhcotas oder Sioux (spr. Siuh) — einen Stamm tartarischen Ursprungs, der morgenwärts bis zu den Ufern des Mississippi vorgedrungen war. Eine Dáhcota-Horde jedoch hatte sich weiter vorgeschoben und an den Gestaden der Grünen Bai (Green Bay) niedergelassen, mitten unter den Algonquins, welche Jene „Winnebágos oder Salzwasserleute" nannten, während sie dem Hauptkörper der Dáhcotas den Namen „Nado-wessiouex (Nadowessier) oder die Grausamen" beilegten, derselbe Name, den sie auch den schrecklichen Irokesen gaben.

Die Hauptstämme dieser Landesstrecke waren, im Norden die Ottáwas oder Händler, die Outchibouecs oder

Springer (Sauteurs, Leute der Stromschnellen), seitdem Chippewäer und Ojibways (spr. Oddschibwähs) genannt, die Menómonies oder der Stamm vom wilden Reis, die Sahkis, die Outagamis oder Füchse, die Mascoutens oder das Feuervolk und die Kikapuhs, im Süden die Miamis (spr. Máiemis) und die Illinois (spr. Illinais) oder Illiniweks [1]).

Da sie mit den Huronen handelten, wurden diese Stämme bald auch mit den Franzosen bekannt, und schon in frühen Tagen besuchte Nicolet, einer der kühnsten Wegbahner der Civilisation in Neu-Frankreichs Jahrbüchern, ihr Land. Zehn an den Ufern des Nipissing-Sees und des Ottáwa in Algonquin-Hütten verbrachte Jahre machten ihn zu dem Mann, der in Sicherheit jene ausgedehnten Regionen durchziehen durfte, wo die algische Sprache vorherrschte. Es war nur wenige Jahre vor seinem Tode, der im Jahre 1642 mitten in einem Werk der Barmherzigkeit ihn überraschte, daß Nicolet vom Huronenlande aufbrach und nach einer Reise von dreihundert Stunden das „Meervolk" besuchte, (zweifelsohne die Winnebagos an der Grünen Bai) mit dem er, im Namen Frankreichs,

[1]) Das Werk wechselt hier wieder den Schauplatz. Aus dem Becken des Ontario mit seinen heimlichen Thalmulden, seinen reichen Laubwaldungen, damals wimmelnd von Roth- und Pelzwild, und von den Strudeln des St. Laurentius treten wir in einem großen nordwestlichen Bogen an die mageren Gestade der obern Seen, die Nadelholzregion, das Quellenland all der Wasser, welche den Niagara herab donnern, wo der Indianer meist vom Fischfang lebt, das Land „**where the angry lakes roar and the northern winds blow**" — wo die zornigen Seen brüllen und die nordischen Winde blasen. Anmerk. d. Uebers.

vor einer Versammlung von vier= bis fünftausend Köpfen einen Vertrag abschloß.

Keiner mochte ihm nach jenem wilden Westen folgen, bis zum Jahre 1641, da ein großes „Fest der Todten," welches die Algonquins in Huronenland veranstalteten, hier all die blutsverwandten Stämme versammelte, um an den Leichenfestspielen, den Tänzen, Gesängen und Trauerzügen jener zehnjährlichen Gebräuche theilzunehmen. Unter andern kamen auch die Chippewäer (spr. Tschippewäer) von jenen Stromschnellen, welche größeren Fahrzeugen den Eingang in den gewaltigen Obern See verschließen. Diese Abgeordneten erhielten, wie die übrigen, Besuche von den Jesuitenmissionären, und solches Wohlgefallen fanden die guten Chippewäer an dem sanften, sich hingebenden Wesen jener Herolde des Kreuzes, daß sie dieselben zu ihren Hütten am Stromfall ernstlich einluden, wobei sie mit all der lebhaften Einbildungskraft der Kinder der Wildniß den Landesreichthum und Ueberfluß ihrer einsamen Waldsitze ausmalten. Immer begierig, ihre geistigen Eroberungen auszudehnen, die Gränzen der Freiheit in dieser westlichen Welt zu erweitern (denn Freiheit ist nur wo der Geist des Herrn wohnt), nahmen die Glaubensboten der Chippewäer Einladung mit Freuden an.

Die PP. Carl Raymbaut und Isak Jogues, der eine der Algonquin=, der andere der Huronensprache und Sitte vollkommen mächtig, waren die vom Superior dazu Erlesenen. Am 17. Juni gingen ihre Canoes vom Missionshause St. Maria in See und wurden siebenzehn Tage über die Crystallwasser jenes Binnenmeers dahingetragen, mitten durch jene wildlieblichen Eilande, die, quer über den See sich hinziehend, um Manitouline (heilig ist der Ort dem Indianer) wie Perlen herumgereiht sind. Bei

den Stromfällen angelangt, fanden sie zweitausend Eingeborne hier versammelt, und unter ihrem stürmisch wilden Freudenruf warfen die Glaubensboten entzückte Blicke auf das unbegränzte Feld, so nunmehr vor ihren Augen sich erschloß.

Sie hörten von Stamm um Stamm, der hier herum seine Wohnsitze habe, aber auch immer wieder von den grausamen Nadowessiern, die am großen Strom des Westens wohnten. Ernstlich und dringend baten die Chippewäer die zwei Väter, in ihrer Mitte zu bleiben. „Wir wollen Euch wie Brüder in die Arme nehmen," sagten sie; „die Worte eures Mundes werden uns Nutzen bringen." Aber es konnte nicht geschehen. Bei der spärlichen Zahl von Missionären in Huronenland konnte an solch entfernte Mission jetzt noch nicht gedacht werden.

Raymbaut und Jogues konnten bloß das Kreuz als Markstein ihres geistigen Weiterschritts aufrichten; aber sie kehrten es nach Süden, denn dorthin schwangen ihre Hoffnungen die Flügel. Nach kurzem Aufenthalt kehrten sie nach St. Maria zurück, in der frohen Erwartung einer baldigen Mission am Obern See; aber Raymbaut fiel kurz darauf als Opfer des Klimas, während Jogues für seine Person jene lange Märtyrerlaufbahn antrat, welche dem Ruin der Huronenmission, dem Tod ihrer Apostel und der Vertilgung des Stammes selber vorausging.

Gegen das Jahr 1650 war Ober-Canada noch eine Wüste, und die Glaubensboten, in gelichteter Zahl, wandten sich näheren Feldern zu und versuchten es selbst mit dem stolzen Irokesen, um seinen Nacken vor dem Kreuz zu beugen.

Aber vergessen ward jener Westen nimmermehr. Im Jahre 1656 erschien eine Flotille der Ottawas auf dem St. Laurentius, geführt von zwei kaufmännischen Abenteu-

rern, welche zwei Jahre vorher in den fernen Abend eingedrungen waren. Diese Indianer suchten das französische Bündniß und baten um Glaubensboten: Beides ward willig gewährt. Zwei Jesuitenpatres mit einer beträchtlichen Anzahl Franzosen sollten sie begleiten, um eine Handelsniederlassung im Westen zu gründen.

Abgeschreckt durch die Rohheit und Achtlosigkeit der Ottawas, gaben die Franzosen schon am Dreiflusse (Trois Rivières) das Unternehmen auf; aber die Missionäre, die PP. Leonhard Garreau und Gabriel Druilletes[1]), ließen sich nicht bange werden und hielten aus. Wie die Franzosen vorausgesehen, ward die Flotille von einem Kriegstrupp Irokesen aus einem Hinterhalt angefallen. Bei der ersten Salve schon wurde der edelherzige Garreau tödtlich verwundet und fiel, von den Seinen verlassen, in der Feinde Hand, welche ihn, mit vom Leib gerissenem Habit, in einer dort aufgeworfenen Verschanzung in seinem Blute liegen ließen. Doch nach einigen Tagen brachten sie ihn, der Franzosen Rache fürchtend, nach Montreal, wo er bald darauf seinen Geist verhauchte. Druilletes war mittlerweile von den Ottawas in einem andern Fort zurückgelassen und endlich von ihnen ganz aufgegeben worden. So scheiterte auch dieser Missionsversuch im Westen.

Im Jahre 1660 kam eine andere Flotille herab; sie war das Ergebniß des Unternehmungsgeistes von französischen Reisenden, welche nun sechzig Canoes mit Pelzwerk und einer Bemannung von dreihundert westlichen Algonquins den canadischen Handelsposten zuführten. Auch diese baten um Allianz und Schwarzröcke zum Gebetlehren. Zu dieser

---

[1]) In der Abenaken-Mission heißt er Druillettes: er schrieb seinen Namen auf beiderlei Art.

Zeit hatten die Missionen durch den hohen Eifer und die Gottesweihe des ersten Bischofs von Quebeck einen neuen Anstoß erhalten; gleichen Geistes war der Veteran P. Hieron. Lalemant, damals Superior der Jesuiten in Canada, ein Mann voller Thatkraft und Glüheifer. Gern wäre er selber nach den obern Seen gegangen, wohin er, als Superior der Huronen=Mission, nahebei vor zwanzig Jahren Jogues und Raymbaut gesandt; aber sein Amt fesselte ihn an Quebeck.

Doch war noch ein Anderer von den Letzten der alten Huronenmission da, vor langen Jahren der Genoß und Mitarbeiter der Männer Bressani, Garnier und Brebeuf, die schon längst die Märtyrerkrone trugen. Sein Haupt war weiß gebleicht von Jahren, sein Antlitz geschrammt von Wunden aus Cayuga's Gassen, denn er war der Ersten einer, die den Glauben nach Central=New=York getragen. Durch und durch mit indischem Leben vertraut, alle Huronen= und Algonquin=Mundarten zu seinem Gebot, suchte René Menard den Tod, den seine Jugendfreunde und treuen Kameraden längst gefunden. Und der Westen schien ihm das Land solcher Verheißung, erreichbar nur durch das Rothe Meer seines eignen Blutes, und in Freuden vernahm er den Befehl zu seinem Auszug in die Wüste. Noch besitzen wir einen Brief von ihm, geschrieben im August 1660 bei seinem Aufbruch von Trois Rivières, einen Brief voll Opferfreudigkeit, die ihres Gleichen sucht. Er ging dahin, vereinsamt und allein, von Alter und Mühsal gebrochen, mit einem Lebensrest, der selbstvoraussichtlich in wenigen Monaten zu Ende gehen mußte; doch kam ihm kein Gedanke des Zurückweichens: es war das Werk der Vorsehung; da ruft er, mitten im äußersten Mangel aller Lebensbedürfnisse, aus: „Er, der den jungen

Raben füttert und die Lilie des Feldes kleidet, wird ja auch Sorge tragen für seine Knechte; und kommen wir zuletzt vor lauter Elend um, wie glückselig wäre dann solcher Tod“ [1])!

Es ist etwas Großes und Erhabenes in dem Heroismus jener alten Glaubensboten, welches bei näherer Betrachtung immer mehr wächst; doch verdienen Wenige unsre Bewunderung besser als Menard, ein Mann ohne allen sonstigen Enthusiasmus, dessen Briefe im Ganzen so ruhig und leidenschaftslos wie die eines Handlungshauses lauten, der in seiner Berufung und im Befehl seiner Obern nur Gottes Willen sah, welchen er aber mit ganzem Mannesmuth erfüllte.

Bald nach seiner Abreise vom Dreifluß traf er noch mit Bischof Laval zusammen. „Jede Rücksicht, Vater,“ sprach der fromme Prälat, „sollte euer Hierbleiben zu gebieten scheinen; aber Gott, stärker als Alles, will Euch dort haben“ — und dabei zeigte er nach dem entfernten Westen. Noch viel mehr von Worten aus solchem Mund ermuthigt und gehoben, brach er endlich von Montreal, dem Gränzposten, auf. Trotz ihres Versprechens guter Behandlung zwangen die Ottawas den alten Geistlichen, Tag und Nacht das Handruder zu führen, bei den vielen Tragplätzen mit zu helfen — in Einem Wort, all ihre Plackerei auf sich zu nehmen. Es mißfiel ihnen, wenn er in freien Augenblicken seine Andacht verrichtete; sie schleuderten sein Brevier in's Wasser; zuletzt ließen sie ihn ohne Nahrung und Obdach erbarmungslos allein am Ufer zurück. Während der ganzen Fahrt hatte Menard

---

[1]) Rel. 1659 — 60. p. 152.

gleich den Uebrigen viel vom Hunger gelitten. Wilde Beeren waren ihre Hauptnahrung, und glücklich der, welcher etwas eßbares Moos fand, und noch glücklicher, wer an seinem Reiseanzug etwa noch ein Stück Musethierhaut zu nagen hatte [1]). Geduldig hatte er Alles ertragen; aber nun seht den alten Mann barfuß und verwundet von den scharfen Steinen an der Küste des Obern Sees stehen, dem Hungertode preisgegeben!

Nach einigen Tagen (er hatte derweil von gemahlenen Knochen und dem, was er sonst finden konnte, gelebt) kamen seine treulosen Führer in einem Anfall von Reue zurück und brachten ihn zum Sammelplatze des Stamms, einer Bai, die er am heiligen Theresientag erreichte und danach benannte. „Hier," sagt er, „hatte ich die Tröstung, Messe zu lesen, was mich für all mein vergangen Leid mit Wucher entschädigte. Hier begann ich eine Mission, eine Art fliegender Kirche von christlichen Indianern aus der Nachbarschaft der Handels-Niederlassungen und von Solchen, die Gottes Gnade noch da herum versammelt."

Diese erste Mission im Westen lag, nach seinem Briefe zu schließen, hundert Stunden westlich von der heiligen Maria Stromschnellen (Sault St. Mary's), wahrscheinlich bei Kneweenaw (spr. Kniwihnah). Ohne von seinen Reisemühen sich auszuruhen, begann er alsbald sein barmherziges Amt.

„Einer meiner ersten Besuche," sagt er, „galt einer armselig elenden Menschenwohnung unter einem großen, verfaul-

[1]) Leser von Polarreisen mögen hier sich wohl an Sir John Franklin's und seiner tapfern Mannschaft schauerlichen Rückzug aus den arctischen Regionen und an ihre Mahlzeiten von tripe de roche erinnern. Anmerk. d. Uebers.

ten Baumstamm ausgehöhlt, der sie auf der einen Seite schützte, während Föhrenäste sie gegen die Wind- und Wetterseite vermachten. Ich kroch beinahe flach auf dem Gesichte liegend hinein, erfand aber die Höhle als eine Schatzkammer — verlassen von Mann und Tochter lag ein armes Weib mit zwei sterbenden Kindern darin! Ich sprach zu ihr vom Glauben; das arme, bedrängte Geschöpf schien mit Vergnügen zu lauschen. „„Bruder,““ sprach sie, „„wohl weiß ich, daß unser Volk deine Worte verwirft; aber ich für mein Theil höre dem gern zu, was Du sagst — es ist doch Trost darin.““ Mit diesen Worten zog sie unter dem Baum ein Stück getrockneten Fisch hervor; man darf sagen, sie nahm sich's vom Munde weg, um meinen Besuch zu vergelten. Doch dankte ich ihr; denn werthvoller war mir die Gelegenheit, die Gott mir gab, das ewige Heil der beiden Kinder zu sichern, denen ich die heilige Taufe spendete. Ich kehrte nach einiger Zeit wieder und fand das gute Wesen voll Gottergebenheit; von da an kam sie unverbrüchlich zu den Morgen- und Abend-Gebeten, so beschäftigt sie war, ihren knappen Lebensunterhalt zu gewinnen."

Bald nach diesem Beginn seiner fernen, mühseligen Mission ward Menard vom Häuptling Le Brochet (der Hecht), der ihn auf der Reise besonders übel behandelt, aus seiner Hütte gejagt; er hatte nun keine andere Zuflucht, als „eine Art kleine Eremitage, aus aneinander aufgestellten Föhrenästen erbaut, genug," sagt er, „nicht um mich gegen die Strenge der Jahreszeit zu schützen, sondern nur um meiner Einbildungskraft zu Hilfe zu kommen und mich glauben zu machen, daß ich unter Obdach sei." Seht die Winterwohnung eines gebrechlichen Mannes in hohen Jahren!

Doch blieben Tröstungen nicht aus. Ein edler Jüngling, der mitten unter dem Laster und der Verkommenheit seines Volks mehr wie ein guter Genius erschien, begehrte den Unterricht. Heldenmüthig nahm er den Kreuzesglauben an, heldenmüthig bekannte er ihn. Seine Schwester und mehrere Andre vermehrten bald Menard's kleine Heerde. Langsam war sein Erfolg, doch kam ihm keine Idee, seinen Posten zu verlassen. „Da müßte ich mir doch große Gewalt anthun," schreibt er, „vom Kreuz herabzukommen, welches mir Gott in meinen alten Tagen und in diesem äußersten Erdwinkel aufgerichtet hat. Ich kenne nicht die Natur der Nägel, die mich an dieses anbetenswürdige Holz heften; aber schon der Gedanke, daß Einer kommen sollte, mich herabzunehmen, macht mich schaudern; und oft fahre ich auf aus den Träumen der Nacht und bilde mir ein, daß es kein Ottawaland mehr für mich gebe, und daß ich ob meiner Sünden wieder zurück müsse zu dem Ort, von dem mich die Gnade meines Gottes unter so günstigen Zeichen einmal fortgeführt." Ein Brief vom Juli 1661 verkündet seinen Entschluß, eine Reise von zwei- bis dreihundert Stunden überland durch Seen und Moräste zu machen, um Gottes Wort vier zahlreichen Völkern, ohne Zweifel den Dáhcotas, von denen er gehört, zu verkünden.

Jedoch blieb dieser Plan unausgeführt; ein anders Feld that sich ihm auf, und zwar in einer Sache, die ein alter Huronen-Missionär nicht wohl von sich zu weisen denken durfte. Eine Trümmer des unglückseligen Wyandotvolks, des auseinandergestobenen, war daherauf gerathen und lagerte eben bei den Noquet-Eilanden in der Ausmündung der Grünen Bai. Lang eines Seelenhirten beraubt, hatten sie nach Menard geschickt. Dieser sandt' erst einige seiner

französischen Gefährten voraus, den Weg zu erforschen. Die Franzosen fuhren einen reißenden Strom hinab, und nach zahllosen Wasserschnellen, Tragplätzen und Abgründen erreichten sie das Dorf; es war von wenigen verkümmerten Huronen bewohnt, nichts als lebenden Skeletten. Ueberzeugt von der Unmöglichkeit, daß Menard hingelangen, oder wenn so, dort bleiben könne, kehrten sie unter noch größeren Wegschwierigkeiten stromaufwärts zurück.

Bei ihrer Rückkunft flehten sie den alten Glaubensboten an, doch ein Unternehmen nicht zu versuchen, welches so augenscheinlich seine Kräfte übersteige. Alle Franzosen vereinten ihre Bitten mit den aus Erfahrung Sprechenden; aber vergebens. Schon über seine Sioux-Mission hatte er sich geäußert: „Ich hoffe unterwegs zu sterben." Keine Todesfurcht konnte ihn denn abschrecken, hier, wo er auf einen Ruf der Pflicht ging. Sein treuer Begleiter, der donné Jean Guérin, sprach auch im Geist des Kreuzes und verleitete ihn vollends durch die Erinnerung an St. Franciscus Xaverius [1]), der just auf der Schwelle des Himmlischen Reiches gestorben, die Reise zu versuchen, und sollte auch er umkommen, ehe er den Schauplatz seiner Thätigkeit erreichte. „Gott ruft mich dorthin; gehen muß

[1]) „Ein wunderbarer Morgenstern ging jenen Ländern auf, der mit himmlischem Lichte sie erleuchten sollte. Dies war der große Apostel Franz von Xavier, der seine Laufbahn zu Goa begann, und, nachdem er das Evangelium in verschiedenen Königreichen, zumal aber in Japan gepredigt und zahllose Seelen zum heiligen Glauben bekehrt hatte, seinen riesenhaften Lauf auf der Insel Sanzian beschloß. Sehnsüchtig waren seine letzten Blicke auf China gerichtet." Geschichte der katholischen Missionen im Kaiserreiche China. Wien. 1845. I. 5. Anmerk. d. Uebers.

ich, und koste es mein Leben: ich kann es nicht ertragen, Seelen zu Grunde gehen zu lassen unter dem Vorwand, das leibliche Theil eines verkrüppelten Greises wie ich bin zu erhalten. Wie, sollen wir Gott nur da dienen, wo es keine Leiden gibt und kein Wagniß des Lebens?"

Mit einigen Huronen, so der Zufall zur Mission geführt, machte er sich auf den Weg. Bald verließen sie ihn wieder. Nach eines Monats Abwarten ihrer Rückkehr zog er mit Guérin weiter; aber am 10. August verfehlte der arme Pater beim letzten Tragplatz des Flusses das rechte Gehölz und verlor sich, oder fiel in der Wilden Hände. Guérin legte die Tragstelle glücklich zurück und suchte ihn dann, aber vergebens; er eilte zu einem Huronendorf und erhielt Beistand: aber keine Spur des Missionärs war zu finden. Lange Zeit nachher fand man sein Reisebündel in eines Indianers Händen, welcher die Auskunft darüber verweigerte, und ein Theil seines Capellengeschirrs ward später in einer Lagerhütte gesehen. Wahrscheinlich ward er an der ersten Stromschnelle des Menomonie-Flusses ermordet, und beschloß hier ein langes Leben unendlicher Mühsal in den Missionen Amerika's durch einen glorreichen Tod Angesichts des Himmels, obwohl Keiner zugegen war, um seine letzte Pein (und gewiß auch seine Festigkeit im Sterben) der Nachwelt aufzuzeichnen [1]).

---

[1]) P. René Menard, geboren 1604, kam 1640 nach Canada. Er ward erst Rector der Ursulinerinnen in Quebeck, dann Sendbote unter den Huronen, Algonquins und Nipissings; später in Onondaga. Nach dem Schlusse von St. Maria von Ganentaa hatte er seine Station am Dreifluß, bis zu seinem Abgang nach dem Westen. Obschon schwächlichen und feingebauten Körpers

Mit Menard's Tod schließt die erste Ottawa-Mission. In diesem Augenblicke war keine Station näher, als Montreal, und sein Posten in der That von Letzterem beinahe so weit entfernt, als von den spanischen Missionen Santa Fé oder Alachua: und doch war er ohne Furcht bis in diese Ferne vorgedrungen.

Es war eben der Jesuiten Gabe, dem Tod unter allen Gestalten in's Antlitz sehen zu können; Mission um Mission werde zerstört, und die fähigsten Männer fielen unter der Mörderart — „doch," sagt der Protestant Bancroft, „darf man fragen, ob so viel vergossenes Blut den Enthusiasmus auslöschte? Ich antworte, daß die Jesuiten niemals einen Fußbreit wichen; wie in einer tapfern Armee, dringen immer neue Truppen vor, um die Lücken der Gefallenen auszufüllen; und an Heroismus und Unternehmungsgeist fehlte es niemals, wo es dem Siege des Kreuzes galt unter Franzosenherrschaft."

Sie blieben sich auch diesmal treu: da erscheint keine Idee, die Ottawa-Mission aufzugeben. Bald kam auch der rechte Mann. Claudius Allouez hatte schon lang um die canadische Mission nachgesucht. Und ihn erlas der Superior, und bald war er gerüstet, um allen Gefahren des langen und gefeiten Weges, Hunger, Nacktheit, Kälte und Grausamkeit entgegenzutreten und den Westen dem

beseelte ihn gränzenloser Muth, und seine glühende Frömmigkeit verwirklichte in mancher Bedrängniß die Wahrheit, „daß, wo aller Menschentrost dahin ist, Gott Besitz ergreift vom Herzen und ihm zeigt, wie weit seine heilige Gnade alle Tröstung, so man in der Creatur findet, übertrifft." Seine Obern nannten ihn **Pater Frugifer**, und Bischof Laval heißt ihn „einen Geistlichen der höchsten Gottesfurcht, von Franzosen und Indianern gleich geachtet."

Katholicismus zu gewinnen. Im Jahre 1665 schiffte er sich ein und erreichte die Südküste des Obern See's unter glücklichen Vorbedeutungen; und hier gürtete er seine Lenden, um für die nächsten dreißig Jahre all sein Werk dem rothen Mann in Michigan, Wisconsin und Illinois zu weihen. So darf man ihn denn gerechter Weise den Apostel des Westens nennen.

Am 1. September erreichte er die Stromschnellen von St. Maria [1]) (auch er nicht ohne große Reiseleiden) und fuhr den Monat durch der Südküste entlang. Von der Theresienbai, wo er an Menard erinnert wurde, ging es zu der schönen Bucht von Chegoimegon. In Kürze kamen da zehn bis zwölf Algonquin-Horden zusammen, um den Kriegskessel aufzuhängen und einen allgemeinen Einfall in das Land der Sioux vorzubereiten. Die jungen Krieger stachelten einander durch Tanz, Gesang und Ruhmredigkeit bis zur Raserei auf.

Der Abgesandte Christi ward der Bote des Friedens. Er übte seinen Einfluß nicht vergebens, und die Sachems erklärten sich gegen den Krieg. So war die Ruhe hergestellt, und Allouez schmückte nun seine Capelle zum heiligen Geist auf jenem Flecke aus, der fortan Lapointe du Saint Esprit hieß. Sie war bald das Landeswunder, und streifende Jäger von manchem Stamm kamen daher und hielten an, zu staunen und zu lauschen. Die Hoffnung des ernsten und fleißigen Gottesmannes begann zu wachsen. In kurzer Frist ward er mit den Chippe-

---

[1]) 46° 30′ Nördl. Breite. Dieser Sault de St. Mary führt die Gewässer des Lake Superior, eines der größten Binnenseen unsrer Erde, durch das Labyrinth der St. Josephs-Drummond- und Manitouline-Inseln in den Huronsee. Anmerk. d. Uebers.

wäern, Pottawatomis, Kikapuhs, mit den Sahkis und Füchsen, den Miamis und Illinois bekannt, und allen verkündete er das Wort. Bei seinen Ausflügen stößt er auch einmal auf die Sioux, und da schreibt er heim und erzählt von dem großen Fluß „MESIPI.“

In Chegoimegon hatte sein Wirken nur theilweisen Erfolg. Es war der alte Kampf mit Aberglauben und Laster, es war der alte kleine Trost von wenigen gläubigen Seelen für große Mühseligkeit und rauhe Behandlung. Seine Mission umschloß zwei Dörfer, eines von Ottawa-Clanen, den Kiskakons und Sinagos, das andere von Tionóntates bewohnt. Die Letzteren, meist noch in ihrem alten Lande bekehrt, strebte er wieder zum Glauben zurückzurufen; die Ersteren, Glaubensfeinde, suchte er zu gewinnen; und nicht vergebens. Im ersten Winter taufte er achtzig Kinder und drei Erwachsene in Todesgefahr.

Rings um ihn hatte der Aberglaube sein Reich. Der See war eine Gottheit, die Stromwirbel, Felsen, Metalle, alle waren sie Götter, und ein Luftbild ihrer eigenen Einbildung, Missipissi, der Gegenstand der allgemeinen Anbetung. Er besuchte auch die „Springer“ beim Stromfall St. Maria, blieb einen Monat lang bei ihnen und zog dann weiter zum See Alimpegon, wo die Nipissings, durch Unglück besser belehrt, als ihre alten Tionontate-Nachbarn, dem Glaubensboten auch größere Tröstung bereiteten. Sie hatten zwanzig Jahre keinen Priester gehabt, und Viele waren noch Heiden, aber groß war der Eifer der alten Christen unter ihnen. Doch ein anderes, weiteres Feld schwebte vor seinen Augen — die neuen Stämme, welche noch kein Umgang mit den Weißen verdorben.

Nach zwei Jahren kehrte Allouez nach Quebeck zurück, um seinem Superior einen vollen Bericht über den Westen

vorzulegen, und — nach zwei Tagen (so lang gönnte er sich Rast!) brach er mit neuem Vorrath und einem Begleiter in der Person des P. Louis Nicolaus schon wieder nach Chegoimegon auf. Obschon sie ihre Franzosen in Montreal zurücklassen mußten, erreichten sie die Mission in Sicherheit und traten in ihr apostolisches Amt, in Armuth und Hunger. Sie verkündeten fünfundzwanzig verschiedenen Stämmen den Glauben, und aus diesen Leuten manchfacher Zungen brachten sie durch die heilige Taufe achtzig Seelen in die Kirche Christi ein.

Nun kam auch Aushilfe. Im April 1668 verließ der berühmte P. Jacob Marquette mit Bruder Le Boesme Quebeck und steuerte dem Westen zu. P. Louis aber reiste mit einer Flotille von Nez-percés („durchbohrte Nasen") ab. Unter andern Vorfällen des Missionslebens erwähnen die Väter einer schönen Rede eines alten Christen, der nach langem Nomadenleben, als er den Tod nahen sah, seine Zelte neben P. Allouez aufschlug. Er gab sein Sterbebankett, sprach zu seinen Gästen von seinen Hoffnungen und seinem Glück, und warnte sie vor jenen Flammen, die schrecklicher als der Irokesen Pfahlfeuer seien und ewig brennen.

Im nächsten Jahre brachte Allouez von einer Reise nach Quebeck den P. Claudius Dablon als Superior dieser oberen Missionen mit. Unter seiner Leitung nahmen die Dinge eine neue Gestalt an, denn er war energisch und zum Befehlen wie geboren. Die Indianer um Lapointe hatten sich wieder zerstreut; Dablon und Marquette begannen eine neue Station an der Südseite der Stromschnellen. Hier fand Marquette reichliche Aernte. Er schrieb, zweitausend Seelen seien bereit, den Glauben anzunehmen, erfülle nur der Missionär seine Pflicht. Doch

ließ er sich von seiner Begeisterung nicht verführen, setzte ruhig den Unterricht fort und spendete die Taufe nur bei Todesgefahr.

Allouez, der Hartnäckigkeit der Kiskakons müde, welche der Lehre nur grimmen Spott entgegensetzten, wollte schon den Staub von seinen Füßen schütteln und nach der Grünen Bai sich wenden, als wieder ein urplötzlicher Wechsel in den wilden Gemüthern eintrat, indem der Häuptling Kekakung sich taufen ließ. Da wichen wieder Aberglaube, Götzenopfer und Vielweiberei; die Capelle war gefüllt, hundert zur Taufe bereit.

Bald jedoch überließ er diesen Posten dem P. Marquette, der nach einer Monatsreise durch Schnee und Eis unter vielen Fährlichkeiten ihn erreichte. Er fand bei der Mission fünf Dörfer, vier von Algonquins, eines von Huronen; theils waren sie schon Christen, anderntheils bittere Glaubensfeinde. Die Kiskakons empfingen ihn freudig; sie entsagten uraltheidnischen Bräuchen; die Kranken begehrten ihn und verwarfen die Medicin-Männer. Aber Marquette, als gewandter Sendbote, wollte nichts ändern, außer wenn es sündig war. Um sich der Frucht seines Wirkens bequemer zu erfreuen, trennten sich die Christen vom Rest und bauten ihre Winterhütten um seine Capelle herum.

Dablon blieb auf der neuen Mission am Stromfall St. Maria. Bleibend wohnte hier nur die kleine Horde der Pah-witing-dach-irini oder „Springer," hundertfünfzig Köpfe stark. Aber die reichen Fischereien des Platzes versammelten Andere daselbst, die Noquet-Jäger am Seegestade, die Chippewäer, Maramegs und andere auf den Eilanden zerstreute Stämme, und die Kilistinons und Winnebagos im Innern des Festlands. Begierig, den Glauben weiter zu verbreiten, hatte Marquette einen Dol-

metscher an die Sioux geschickt; er brachte dem Stamm ein Geschenk und bat um Schutz und sicher Geleit, „indem der Schwarzrock wünsche, ihr Land zu betreten, um zu den Assinibolen und Kilistinons zu gehen; daß er schon unter den Outagamis gewesen und im Herbste die Illinois besuchen wolle."

Dies waren ihre Pläne. Während Marquette von einem Illinois-Gefangenen die Sprache von dessen Stamm erlernte, war Allouez an der Grünen Bai, las hier die erste heilige Messe am Feste von St. Franc. Xaverius und gab der Mission diesen Namen. Das Dorf war aus Sahkis und Füchsen, Pottawatomis und Winnebagos gemischt. Er versammelte die Sachems, entfaltete die Christenlehre und rieth ihnen die Annahme des „Gebets." Neben diesem Dorf besuchte er noch einen andern Pottawatomi-Ort im Fonde der Grünen Bai und ging im April den Fuchsfluß (Fox River) zu einem Dorf dieses Stammes hinauf, von wo er nach einem kurzen Besuche der Mascoutens nach St. Franciscus zurückkehrte. Die gesehenen Stämme waren mächtig, sprachen, außer den Winnebagos, Algonquin-Mundarten, empfingen ihn ehrenvoll und versprachen ein dankbares Feld. Die Menomonies, von derselben Zunge, waren seine nächste Sorge; dann die Winnebagos, welche einmal von den Illinois beinahe vernichtet worden. Er fand ihre Sprache ganz neu und fremdartig, ohne alle Verwandtschaft mit der der Huronen und Algonquins. Er begann aber ihr Studium und übersetzte das Gebet des Herrn und den Englischen Gruß nebst einem kurzen Catechismus in selbige. Sein dortiger Aufenthalt trug Früchte, indem er im Stande war, fünfzig Kinder und sieben Erwachsene zu taufen.

Als die Kunde von diesem gewaltig weiten Feld Quebeck

erreichte, beschloß man mehr Missionäre dahin zu senden, denn jener ungeregelte Außenpostendienst konnte Soldaten des Kreuzes nicht abschrecken. Es wurden deshalb im Jahre 1670 die PP. Gabriel Druilletes und Louis André hinausgeschickt.

Druilletes mit seinem heiligen Eifer wandelte bald die Mission vom Stromfall um. Seine Curen während einer Seuche galten als Wunderwerke, und bei einem allgemeinen Rathfeuer im Jahre 1670 wurde der Stromfall für christlich und der „Gott des Gebets“ als Herr des Lebens erklärt. Sie riefen: „der Stromfall betet, der Stromfall ist Christ geworden!“ Es war eine durchgreifende Bewegung; die Geister öffneten sich dem Lichte, die Herzen der Gnade: in sechs Monden wurden 120 Kinder getauft, in Jahresfrist dreihundert Seelen. Ein Feuer verzehrte Kirchlein und Missionshaus; Druilletes, der nichts als das Allerh. Sacrament gerettet, baute Alles wieder schöner auf; er war nicht nur ein so erfolgreicher Glaubensbote — in den Augen der Zeitgenossen galt er für einen Heiligen [1]).

Marquette hatte sich mit den Sioux in gutes Einvernehmen gesetzt; aber die Ottawas und Huronen riefen durch Thorheit und Verrath eine Fehde hervor, welche sie östlich zu fliehen zwang. Da schickten die Dähcotas Marquette seine Gemälde und anderen Geschenke zurück und erklärten Krieg. Die Ottawas wanderten nach Manitouline-Eiland; die Huronen schifften auf dem Obern See sich ein, fuhren die Stromschnellen hinab und landeten auf Michilimackinak. Hier begann P. Marquette im Jahre 1671 die Mission von St. Ignatius; seine Capelle stand auf dem Festland

[1]) Rel. 1670—1, sieh Charlevoir.

der Insel genüber. Der Platz war rauh, den Stürmen ausgesetzt und unfruchtbar, aber der Glaubensbote voll Vertrauen und Hoffnung, obschon er der Leiden mehr als der Arbeiten hatte.

Auch die Ottawas wurden nicht verlassen. P. André ward zum Seelenhirten der Stämme auf den Inseln und Ufern des Huron=Sees bestellt, ein ebenso beschwerliches als gefährliches Amt! Er besuchte zuerst die Missisagués und Amicoués und eilte dann zur neuen Ottawa=Mission von St. Simon auf Manitouline, wo er großen Strauß mit Aberglauben und Verkehrtheit durchzufechten fand. Und groß waren nicht minder seine Leiden aus Mangel an Nahrung irgend einer Art; doch ging er den Franzosenfluß (French River) zum Nipissing=See hinauf und überwinterte dort bei dem langhaarigen Stamm der Temiscamings, die er durch seine Gewandtheit in der Musik in seine kleine Capelle zog, und lehrte fleißig immerfort, und lebte dabei von Eicheln und tripe de roche, einem eßbaren Moose. Erst als die Wildgänse nach Norden zogen, kehrte er nach Manitouline, seiner Central=Station zurück.

Die neue Mission von St. Franc. Xaverius war nun die Haupthoffnung der Sendboten; denn da die kriegerischen und gewaltthätigen Dahcotas den Obern See weiterem Vordringen versperrten, suchten sie die neuen Völker auf dem Wege des Fuchsflusses zu erreichen. Im September 1670 machten sich Allouez und der Superior Dablon auf die Reise. An den Kakalin=Wasserwirbeln warfen sie ein rohes, formloses Götzenbild nieder und drangen zum Dorf der Mascoutens vor. Hier gab es Sachems=Versammlung und Glaubenverkünden. Bessere Hoffnung boten wandernde Illinois, und Marquette's alter Plan einer Mission in deren Lande tauchte auch in ihnen auf. Den Winter

verbrachte Allouez mittlerweile in Wisconsin auf seinen beiden Stationen St. Franciscus und St. Marcus, letztere unter den „Füchsen.“

Dablon ging nach Quebeck, indem er Superior aller canadischen Missionen geworden, und schickte als seinen Nachfolger im Westen den P. Henri Nouvel ab, welcher bereits unter den Stämmen am untern St. Laurentius der harten Missionsarbeit gewohnt geworden. Er trat eine wandernde Mission an; sechs Monate brauchte er, die Eilande und Seegestade vom Nipissing bis zum Stromfall St. Maria zu durchpilgern. Von den Amicoués oder Biber-Indianern ward er geschlagen und aus einer Hütte getrieben, allwo er einen sterbenden Christen aus den Händen der Medicin-Männer zu befreien gesucht, fand aber den Lohn dieser Demüthigung in der Bekehrung eines jener Betrüger selber. Den Kranken galt seine meiste Sorgfalt, und seines Patrons Brebeuf Fürsprache, welche er häufig anrief, erwies des erlauchten Märtyrers Gnade vor Gott oft in wunderbaren Heilungen.

Im Jahre 1672 ließen sich viele von den Ottawas bei Marquette's Posten nieder. Ihr Blockfort war in einiger Entfernung von den Huronen, und die von beiden besuchte Kirche lag inmitten; So war der Missionär in stäter Bewegung von einem Dorf zum andern, wo er sie in Hütte und Feld aufsuchte oder an Feiertagen laut zum Gebete zusammenrief.

In der Grünen Bai, wo André die Kinder des Sees unter Begleitung seiner Flöte Hymnen singen lehrte, geschah es, daß ihm die Heiden während einer Abwesenheit sein Missionshäuslein mit dem ganzen Wintervorrath von getrocknetem Fisch, seine Netze und all seine wenige Habe

verbrannten. Unabgeschreckt errichtete er sich eine Hütte unter den Ruinen und setzte seine Angriffe gegen Vielweiberei und Irrglauben fort. Als erklärte Anbeter des Teufels oder bösen Geistes, verfolgten sie ihn ob des Widerspruchs, den er gegen den Gegenstand ihrer Gottesverehrung erhob. „Der Teufel," rief einer aus, „ist allein ein großer Capitän: er hat Christ getödtet und wird Euch noch allen die Hälse brechen"[1]). Ja, es lagen harte Steine in André's Feld; aber er strauchelte nicht darüber und machte Bekehrungen selbst in den Hütten seiner grimmigsten Feinde in Chouskouabika und Oussouamigoung, seinen zwei Hauptdörfern.

Allouez hatte mittlerweile sein Kreuz hoch aufgepflanzt neben „St. Jacobus von den Mascoutens" und that am Tage von Mariä Himmelfahrt seine mit Matten ausgelegte Capelle den Illinois, Mascoutens, Miamis und Weas (spr. Mäiemis und Wiäs) so hier lagerten, auf. So groß war die Neugierde und das Gedräng, daß sie die Seitenwände des Capellchens eindrückten, und erst als ein alter Häuptling Schweigen geboten, konnte Allouez sich erheben, um zu sprechen. „Gott gab mir die Gnade, in der Miamizunge zu sprechen," sagt er. Es waren Worte der Wahrheit und Liebe, die er in ihren tiefen Gurgeltönen ausströmte. Staunen und Schweigen hörten ihm zu, denn so wechselnd war die Bevölkerung, daß Wenige ihn zuvor gesehen oder gehört hatten. Nun begann er regelmäßigen Unterricht; es kam der Besuch bei

---

[1]) Einer ähnlichen Rede wird man sich aus der Florida-Mission erinnern; dies beweist eine weite Verbreitung der Teufelsanbetung — über 15 Breitegrade. Grand-Capitain ist ein hoher Ehrentitel unter den nördlichen Stämmen.

den einzelnen Stämmen, von Hütte zu Hütte, von Zelt zu Zelt. Endlos war einsmals ihre Ueberraschung bei seiner pflegenden Aufmerksamkeit gegen einen armen kranken Knaben: denn Philanthropie und allgemeines Wohlwollen sind nur schwache Schatten jener christlichen Barmherzigkeit, welche man allein am Fuße des Kreuzes findet. Hier, bei den Pottawatomis und Fuchsindianern von St. Marcus verbrachte er das Jahr, dessen Ergebniß nahe an zweihundert Taufen waren.

Derart war das Wanderleben dieses frühen Apostels von Wisconsin, von Station zu Station, wobei er das Kreuz auf manchem Hochlande aufpflanzte, gegen Irrglauben und Götzendienst donnerte, manchmal gehört, manchmal verlacht, nun ein Gegenstand des Verdachts, ein andermal, wenn ein Christ im Kampfe fiel oder nach der Taufe starb, ein Mörder in ihren Augen: und dabei lag sein Leben immer in Zufalls oder der Gewaltthat Hand, immer dem Hungertod ausgesetzt oder einsamem Campiren im tiefen Schnee, wenn er aus einem Dorf vertrieben worden. Und solch ein Leben führte nicht Allouez allein, sondern alle seine Genossen im Nordwest. Aber Er, der Wegbahner für Alle, hatte auch noch das Loos, sein jahrelanges Werk von den eigenen Landsleuten lächerlich gemacht zu sehen.

Bei dem Stromfall der heiligen Maria hatte indeß Druilletes eine kleine aber eifrige Kirchengemeine, besonders von den Missisakis, um sich gebildet. Es war wieder eine Art alter Kirche erster Zeit. Sie brachten ihre Kinder dem heiligen Gottesmanne zum Segnen, sie führten ihn auch zum Einsegnen ihrer armen Felder hinaus, legten Erstlingsfrucht auf den Altar und erflehten, ehe sie in einen Kampf zogen, des Himmels Schutz über ihre Waffen.

Neben ihm wirkte noch der Superior Nouvel, der in stätem Hader mit den Zauberern schon dreimal die Axt über seinem Haupte blitzen gesehen; aber die Gefahren der unwirthbaren Gestade schreckten ihn so wenig als die Stürme des Sees, und wunderbar war der Himmelsschutz, der über ihm waltete. Einst machte er sein Canoe zur Abfahrt flott; die Indianer deuteten auf das heraufziehende Sturmwetter und flehten ihn an, zu bleiben; er aber stieß muthig ab; sie sahen ihm noch eine Weile nach uud verschwanden dann. Bald brach das Unwetter mit aller Wuth los; das Handruder that keinen Dienst mehr, er konnte nicht vor-, nicht rückwärts, legte sich auf den Boden der kleinen Barke und ließ sie vor dem Winde treiben. Endlich spürte er am Wellenschlag, daß er sich dem Strande nähere. In wenigen Augenblicken sprang er an's Land und erblickte erstaunt ein neues Wunder der Gnade. Er befand sich auf demselben Fleck, von dem er abgefahren, aber seine Abwesenheit hatte vielleicht sein Leben gerettet: der Blitz war in einen Baum gefahren, und ringsum erschien der Wald wie in einen Flammenmantel gehüllt.

Die folgenden Jahre finden dieselben Missionen noch im Bestehen, aber mit mancherlei Zwischen- und Unfällen. Im Jahre 1674 verzehrte ein Feuer P. Druilletes Kirche während eines Kampfs zwischen Sioux und Algonquins. Die Ersteren kamen als Friedensboten, und der Missionär hatte bereits mehrere von ihrem Stamm zur Lehre in seinem Hause, denn sein Streben war eine Sioux-Mission. Während der Berathung über den Frieden schwang ein Cristinaux sein Messer vor dem Gesicht eines Siouxhäuptlings. Wüthend sprang der Dáhcota auf, ergriff das Steinmesser in seinem Gürtel und zog ein zweites aus dem langen Haar, wo sie immer ein solches führen.

Der Kriegsschrei erklang, die Algonquins wurden aus dem Hause getrieben. Diese wiederum steckten das Gebäude in Brand, um Jene zu vertreiben, tödteten die zehn Abgeordneten und zwei Weiber, verloren aber dabei das Doppelte an ihren eigenen Leuten. So sollte Druilletes alle seine Hoffnungen in einem Augenblicke zertrümmert sehen: Kirche und Haus in Ruinen, die Sioux zu bittern Feinden gemacht, die Algonquins einem unbarmherzigen Rache-Kriege ausgesetzt.

Im Jahre 1675 traf P. Peter Bailloquet ein, und Nouvel, ihm die Inseln und oberen Gestade überlassend, ging wieder morgenwärts und überwinterte bei den Biber-Indianern am Erie-See; es war der alte Wohnsitz der Sahkis: hier herrschte einmal Ueberfluß, denn der Wald war reich an Rothwild. Ferner kam P. Peter Bonneault an. Druilletes blieb allein am Stromfall, „gebrochen von Jahren, vergangenen Mühsalen und Körpergebrechen, doch mit beispielloser Geisteskraft noch fortwirkend" bis 1679, wo er nach Quebeck heimkehrte und im folgenden Jahre starb. Wunderwirkungen unterstützten seinen Ruf der Heiligkeit.

Auf Mackinaw finden wir den P. Philipp Pierson als Nachfolger Marquette's, der endlich zu jener Reise aufbrach, die seinen Namen unsterblich gemacht. Es ward hier eine neue Kirche gebaut, die später des berühmten Reisenden Gebeine aufnehmen sollte. P. Nouvel übernahm hier die Ottawas und erbaute für sie die Baumrinden-Capelle von St. Franc. Borgia. Hier war ein Häuptling die Seele der Mission und ward der Tragpfeiler der langsam erstehenden Kirche. Er hieß „der Schwarzrock-Häuptling."

In dieser Doppelmission zählten die Kiskakons gegen 1300, die Huronen 500 Köpfe: jedes Dorf hatte ein

Glaubensoberhaupt oder Catecheten, der nach dem Missionär den Unterricht wiederholte und erklärte. Die Tänze waren zu dieser Zeit beinahe ganz abgeschafft, nur die der Weiber belassen, und die Gesänge zu diesen religiöser Art. Sonn- und Feiertage wurden in großer Frömmigkeit verbracht, und jeden Donnerstag Nachmittag versammelten sich beide Dörfer zum Segen mit dem allerheiligsten Sacrament. In der That begann Mackinaw allgemach mit Laprairie und Lorette in Christentugend und Glaubensübung zu wetteifern.

Die feierliche Versetzung der sterblichen Ueberreste Marquette's aus ihrem unbekannten Ruhort nach der von ihm gegründeten Mission gab ihrem Eifer neuen Anstoß. Der Entdecker des Mississippi endete an der Mündung des Flusses, der seinen Namen trägt [1]), und ward hier von seinen Gefährten beerdigt. Die Kiskakons beschlossen im Jahr 1677 den Körper ihres alten treuen Glaubensboten nach Mackinaw zu bringen. Sie fanden ihn noch ganz, aber ausgetrocknet in seinem Grabe liegen. Sie nahmen das Fleisch von den Gebeinen, schlossen diese in einen Sarg von Baumrinde ein, stellten ihn in ein Canoe, und steuerten mit einem langen und schweigenden Geleite von Barken ihrer Heimath zu. Einige Irokesen-Canoes, denen sie begegneten, schlossen, als sie die Bedeutung der Ceremonie erfuhren, sich ihnen an. Bei ihrem Erscheinen vor Mackinaw kamen die Bewohner der beiden Dörfer, die PP. Pierson und Nouvel an ihrer Spitze, an den Strand herab, und es landeten die Reste unter dem Gesange des De Profundis. Feierlich zur Kirche getragen, wurden sie

[1]) P. Marquette river, 44° N. B. Westküste von Staat Michigan.
Anmerk. d. Uebers.

den nächsten Tag ausgestellt und am 9. Juni nach einer heiligen Messe unter den Klängen des Requiem in einem kleinen Gewölbe in der Mitte der Kirche beigesetzt, „wo," sagt P. Dablon, „Er als der Schutzengel unserer Ottawa-Missionen ruht" [1]).

P. Joh. Enjalran verstärkte im Jahre 1678 diese Mission von St. Ignatius. Die dritte Ottawa-Station, die an der Grünen Bai, gedieh langsam und stätig. P. Louis André, ein fester und gewandter Mann, hatte in der kleinen Kirche von St. Xaverius seine fünfhundert Christen. Er lebte fast beständig in seinem Canoe, Station um Station die Bai umkreisend zum Besuch der sechs zerstreuten Stämme seines Sprengels. Im Jahre 1676 ward der Veteran P. Carl Albanel, der eben, aus dem Schnee der Hudsons-Bai fortgeschleppt, aus englischem Gefängnisse kam, Superior der westlichen Missionen und nahm seinen Posten in der Grünen Bai, wo wieder eine schöne Kirche am Rapide des Pères, wie es scheint, mit Hilfe der westlichen Pelzhändler und besonders des vielbekannten Entdeckers Nic. Perrot sich erhob.

Allouez leitete seine Doppelanstalt am Winnebago-See. Er wirkte vornehmlich im Dorf der Füchse, wo damals Kriegsunruhen waren, aber auch bei den Sahkis und Winnebagos. Im Jahre 1676 kam P. Anton Silvy zu seiner Unterstützung; er fand auf der Station Mascoutens 36 Erwachsene und 126 Kinder christlichen Bekenntnisses vor. Allouez ward Nachfolger Marquette's im Illinois-Lande, und P. Pet. Bonneault ersetzte im Jahre 1679 Silvy, der nach Tadoussak zurückging.

---

[1]) Shea's Entdeckung des Mississippi. S. 63.

Dies war der Stand der Ottawa-Mission bei'm Schlusse der „Relationen" der Jesuiten. Für die folgenden Jahre fehlt uns daher dieser Führer, und wir müssen aus zerstreuten Notizen ein Ganzes uns zu formen suchen.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Ottawa-Mission. — (Fortsetzung.)

Spätere Geschichte der alten Jesuiten-Missionen. — Die Kirche in der Grünen Bai verbrannt. — Mission auf Mackinaw aufgegeben. — Wiederherstellung. — Detroit. — Die letzten Glaubensboten. — Le Frane, Du Jaunay, Potier. — Die Sioux-Mission. — Hennepin. — Marest. — Guignas Gefangenschaft. — Martyrer. — Schluß der alten Mission. — Sulpitianer-Mission am See der Zwei Berge.

Für eine Zeitlang können wir über die westlichen Missionen nur aus gelegentlichen Bemerkungen von Reisenden Kunde geben. P. Le Clercq, der Verfasser der Barfüßer-Annalen, zollt den unablässigen Bestrebungen der Jesuiten sein Lob, welche allen Erfolg hatten, den man unter nomadischen Stämmen erwarten durfte. Die Väter der Gesellschaft Jesu hatten allerdings seit Allouez Ankunft im Jahre 1665 Missionen von Bedeutung am Stromfall der heiligen Maria, auf Mackinaw, an der Grünen Bai und am Winnebago-See, so wie auf den zerstreuten Inseln des Huron in bleibende Thätigkeit gesetzt. Von den Arbeitern selber aber wissen wir nur wenig. Le Clercq und Hennepin, die Barfüßer-Schriftsteller des Westens zu dieser Zeit, geben nur lückenhaften, und La Hontan nur verspottenden Bericht über die Jesuiten-Missionen.

Frankreich hatte auf einem Congreß mit den Stämmen zu Mackinaw im Jahre 1671 förmlich Besitz vom

Westen ergriffen, und rief in den nun ausbrechenden Irokesenkriegen seine westlichen Indianer zur Hilfe auf. Da gab es große Bewegung an den Seen, welche vereint mit La Salle's Feindseligkeit gegen den Orden der Sache der Mission nur materiellen Schaden bringen konnte. Zerwürfnisse unter den Indianern selbst folgten nach, und die Franzosen verloren schließlich viel von ihrem Halt in jener Zuneigung der westlichen Stämme, welche die Missionäre ihnen bisher so leicht gesichert. Und diese kamen dabei selber in Gefahr. Unter den Winnebagos wurde ein Diener der Mission ermordet, und die bei Indianern gebräuchliche und verlangte Genugthuung in Geschenken verweigert. Sie waren in der That so übel gestimmt, daß nur der Einfluß eines ergebenen Häuptlings den weiteren Schlag auf die Glaubensboten und ihre Kirche aufzuhalten vermochte. Auch unter den Fuchsindianern erfuhr ein Laienbruder grausame Behandlung und wurde mit gezücktem Schwert über seinem Haupte zur Arbeit für sie gezwungen.

Mittlerweile ward P. Enjalran aufgerufen, die Ottawa-Truppen in Denonville's Feldzug gegen die Senecas zu begleiten. Um Christen im Tode beizustehen, setzte er seine Person furchtlos auf dem Schlachtfeld aus und wurde hier schwer verwundet. Auf seinem Schmerzenslager langwieriger Genesung entgegensehend, mußte er die Niederbrennung seiner Kirche und Wohnung an der Grünen Bai durch die Heiden erfahren.

Doch kehrte er dahin zurück und erscheint im Jahre 1688 in der Ottawa-Mission mit Allouez, Nouvel, Albanel und Bailloquet, den Veteranen des Westens; auch Gravier, Stephan de Carheil (der Cayuga-Missionär), Claudius Aveneau und Nicol. Potier treten zu dieser Zeit

im Westen auf. Sie begannen mehrere neue Stationen, unter andern die langblühende Pottawatomi-Mission am St. Josephsfluß, allwo ihr Gründer Allouez reich an Jahren und Verdiensten starb [1]).

Auf Jahre hinaus verlieren wir nun jedwede Spur unsrer Gottesmänner im Nordwest. Politische Ränke nahmen dies Feld ein, und die Glaubenssache ward kleinlicher Selbstsucht geopfert. Das Geschlecht der wahrhaft katholischen Lenker in Canada war dahingegangen und eine neue Art Menschen gefolgt, deren keiner die Worte mochte wiederhallen lassen, mit welchen Champlain, der erste Statthalter, die Geschichte seiner Reisen eröffnet. Nicht genug: England trat auf den Kampfplatz, um Frankreich die Herrschaft des Nordwestens streitig zu machen. Mackinaw ward aufgegeben; ein neuer Posten erhob sich in Detroit, und hieher siedelten die Huronen und später die Ottawas über. Nur wenige heidnische Algonquins blieben auf Mackinaw, auch einige coureurs de bois (Waldläufer), beinahe so heidnisch als jene.

Im ersten Jahre des achtzehnten Jahrhunderts ward P. Enjalran, damals in Quebeck, mit Courtemanche abgesandt, um die westlichen Stämme zum Beschicken des großen Congresses von 1701 zu bewegen. Er überwinterte auf Mackinaw.

Drei Jahre später verschwindet der Veteran Nouvel und wird durch P. Joh. B. Chardon ersetzt. Im Jahre 1706 stecken die Missionäre, müde des fruchtlosen Kampfes mit Laster und Irrglauben, Haus und Capelle auf Mackinaw in Brand und kehren nach Quebeck zurück. Beunruhigt durch diesen Schritt, verspricht der Gouverneur

---

[1]) Belmont's Canada. — Charlevoix, III. 393.

endlich, die Gesetze gegen die zügellosen Franzosen streng zu handhaben, und P. Jacob J. Marest kehrt wieder. Bald darauf beginnen die Ottawas, unzufrieden in Detroit, eine Rückwärtsbewegung nach Mackinaw, und die Mission von St. Ignatius ersteht nochmals [1]).

Hier finden wir im Jahre 1711 den P. Jac. J. Marest als Superior der Ottawa- und Illinois-Missionen, und so geringer Verkehr war damals zwischen den verschiedenen Stationen, daß nur seine Amtspflicht ihn zum erstenmal in fünfzehn Jahren in Berührung mit seinem Bruder Gabriel brachte, obschon die Entfernung zwischen ihren Posten heute in einem Tage zurückgelegt werden könnte. Damals war es eine lange Reise in der Wildniß, und zur Ruhe oder einem Besuch hätten sie die Tage von ihrer Arbeit stehlen müssen.

Charlevoix, der Geschichtschreiber, besuchte die Ottawa-Missionen im Jahre 1721, und sein Tagebuch berichtet uns über sie. Mackinaw war noch eine Mission, aber die guten Väter fanden niemals große Gelehrigkeit unter den Ottawas. P. Chardon wirkte im Fort an der Grünen Bai unter den Sahkis. Charlevoix reiste dazumal als Abgesandter des Königs und benützte sein Ansehen unter den Wilden zu Gunsten der Glaubensboten, so bei den Sahkis, denen er mit der Ungnade des Königs von Frankreich wirksam drohte. Im Fort des St. Josephsflusses leitete ein anderer Missionär die Miamis und Pottawatomis in

---

[1]) Der französische Kriegs- und Handelsposten Detroit ward von den Barfüßern versehen. Im Jahre 1706 ward hier in einem indianischen Getümmel der P. Nic. Bened. Constantin, Caplan des Forts, getödtet. Bis 1782 waren Barfüßer auf dieser Stelle, aber ohne eine indianische Mission zu unternehmen.

zwei Dörfern. Genannt wird ein Redner der Letztern, Wilamek.

Nach diesem stürzte der Fuchskrieg den ganzen Westen in einen Gräuel der Verwüstung und störte alles Glaubenswerk. Die Ottawa-Mission geräth von da an auf lange ganz in Verschollenheit.

Dann treten wieder zwei berühmte Patres auf, Marin Louis Lefranc und Peter du Jaunay, die letzten der alten Jesuiten unter den Völkerschaften im Abend. Sie lebten beide auf der Station Mackinaw bis 1765 und machten von da ihre Rundreisen am Michigan-See. Lang standen sie in segensvollem Andenken bei den Indianern. Mit ihrem Tode, und als auch P. Peter Potier im Jahre 1781 dahingegangen war, schloßen sich die alten Jesuitenmissionen im Nordwest.

Noch haben wir von der Sioux-Mission zu sprechen. P. Menard und seine Nachfolger hatten lang deren Plan gehegt, aber nie ausgeführt. Als La Salle seine riesenhaften Pläne der Colonisirung des Westens ausführte in's Werk zu setzen suchte (tausend Schwierigkeiten standen damals im Weg), schickte er im Jahre 1680 den Barfüßer P. Louis Hennepin zur Erforschung des Ohio bis zu seiner Mündung aus *). Im April fuhr dieser weltbekannte Missionär den Mississippi hinauf, fiel da in der Sioux Hände und wurde erst durch den französischen Agenten Du Luth befreit. Eine viermonatliche Gefangenschaft machte ihn einigermaßen mit deren Sprache und Sitten vertraut [1]). Später besuchte P. Joseph Marest diesen Stamm, und offenbar auf ihn spielt Charlevoix an, wenn er sagt: „Unsre Glaubens-

*) Sieh Anhang 19.

[1]) Hennepin, Relation de la Louisiane.

männer haben eine Mission unter ihnen versucht, und ich kenne einen, der sehr betrübt war über deren Mißlingen, oder vielmehr über die Unmöglichkeit seines längern Verweilens unter einem anscheinend gelehrigen Volke."

Der erste Bischof von Quebeck, Laval, ehrwürdigen Andenkens, lag diese Mission sehr am Herzen, und es sollen zu seiner Zeit Jesuitenpatres hingesandt worden sein; aber wir haben nichts Gewisses bis zu P. Ign. Guignas Besuch im Jahre 1728. Auch sein Wirken war nur kurzer Dauer: bei einem Siege der Füchse über die Franzosen mußte er seine junge Kirche aufgeben. Er floh dem Illinois zu, fiel in die Hände der Kikapuhs und war fünf Monate lang Gefangener in der Haft dieser Verbündeten der Füchse. Schon zum Feuertod verdammt, ward er von einem alten Mann gerettet, der ihn adoptirte. Er erhielt Vorräthe von Seite der Illinois-Missionäre, benützte sie zur Gewinnung der Indianer und brachte einen Frieden zu Stand. Auf Ehrenwort freigelassen, ward er im folgenden Spätjahre wieder von ihnen zurückgeholt und in ihre Dörfer gebracht. Seine Sioux-Mission scheint er aber nicht mehr aufgenommen zu haben.

Sie ist überhaupt nur eine Episode der Ottawa-Mission, doch ward der Sage nach auch Blut katholischer Glaubensboten in ihr vergossen. Nach dem Bericht des Oblaten P. Aubert wurde ein kühner Missionär, bei seinem Versuch zum Rothen Flusse [1]) vorzudringen, auf einem kleinen Eilande des Wälder-Sees von den Sioux ge-

---

[1]) Dies ist nicht der große Red river von Texas, sondern der nördliche, welcher Minnesota durchströmt und durch den Winnipeg-See in die Hudsons-Bai sich ergießt. Anmerk. d. Uebers.

tödtet, und heute noch zeigen die Indianer den von seinem Blute bethauten Felsen.

Wir schließen hier die Geschichte der alten Ottawa-Mission mit einer kurzen Wiederholung ihrer Ergebnisse. Sie datirt sich vom Jahre 1660, da Menard unter den Kiskakons und Huronen wirkte. Die Stämme, unter denen seine Nachfolger Missionen gründeten, sind heute alle noch vorhanden, nur die Mascoutens scheinen in den Füchsen und Sahkis aufgegangen zu sein. Alle waren wenigstens theilweise dem Katholicismus gewonnen bis zur Zeit, als Choiseul Frankreichs Geschicke lenkte. Aber die Uebergabe von Canada und die Unterdrückung der Jesuiten unter diesem Minister war der Todesstreich der Missionen des Westens.

Auf dreißig Jahre hinaus gab es da keinen Priester westlich von Detroit [1]), und die katholischen Indianer, sich selbst überlassen, verloren in ringsum heidnischer Umgebung viel von ihrem Eifer, selbst viel von ihrem Glauben. Doch großentheils blieben sie demselben treu und erwarteten die Wiederkehr von Schwarzröcken mit Ungeduld.

Als das Westland schließlich in Englands Hände fiel, brachte bald Pontiac's Krieg [2]) Verwüstung über die ganze Gegend, und die Indianer waren in zu aufgeregtem Zustande, um Hoffnungen für das Glaubenswerk hegen zu dürfen, wären selbst Priester auf dem Platze gewesen. Dann folgte der Amerikanische Krieg und bei seinem

---

[1]) Mc. Cabe, Gazetteer of Wisconsin.

[2]) Pontiac, Tecumseh und Anfangs der Dreißiger Jahre Black Hawk (der schwarze Falke) waren die Letzten, welche eine allgemeine Erhebung der Rothhäute gegen die Weißen zu organisiren versuchten. Anmerk. d. Uebers.

Schlusse im Jahre 1783 ein neuer indianischer Kampf im Westen, so daß in der That fortwährende Kriegsunruhen, welche in allen Fällen die Ureingebornen mehr oder minder in Mitleidenschaft zogen, mit nur geringen Unterbrechungen weit über die ganze Hälfte des vergangenen Jahrhunderts einnehmen. Sie schnitten den Gottesmännern nicht nur den Zugang zu dem Felde ihrer Wahl ab, sondern löschten auch den Glauben in den Herzen des rothen Volkes aus. Ihrer geistlichen Führer beraubt, in stäter Streife mit Kriegsbanden der Paganen vermischt, fielen sie bald wieder in viele der uralten sittlichen wie religiösen Gewohnheiten ihrer Raçe zurück.

Wir wünschten, unsere Erzählung dieser Mission wäre etwas ausführlicher und auch erbaulicher gewesen; aber sie selber datirt ihre Gründung nur kurze Zeit vor der Veröffentlichung der letzten Jesuiten-Relationen, und nach deren Schlusse flossen unsere Quellen zu spärlich.

Nur zwei Sprachen herrschten auf ihrem weitausgedehnten Gebiete — Algonquin und Dahcota; aber nicht nur die Tagebücher der Missionäre, sondern auch ihre philologischen Arbeiten sind zu Grunde gegangen, und bis zu diesem Tage hat man keine Spur von irgend einem sprachlichen oder liturgischen Werke in einer der indianischen Mundarten von Wisconsin und Michigan.

Bei dem Tode der alten Glaubensboten besuchten die Algonquins, welche von frühester Zeit große Herumschweifer waren, häufig die Sulpitianer-Mission am See der Zwei Berge. Es entstand später eine Art Wallfahrt dahin [1]).

[1]) Solche Pilgerfahrten, wie wir sie schon zu dem Schrein der heiligen Anna gesehen, liegen ursprünglich im Nomadenblute der rothen Raçe, aber auch in derselben seltenen Pietät, mit welcher

Hier belebten sie auf's neue ihre frühere Kenntniß des Glaubens und brachten auch in ihren heimathlichen Westen Auffrischung zurück. Man darf daher die Mission am See in der Zwischenzeit als das Heiligthum und die einzige Zufluchtsstätte der Religion für die westlichen Zweige der algischen Raçe ansehen. Hier nur konnten sie Glaubenstrost finden, nur hier ward es ihnen so gut, die Wahrheiten der Bibel in ihrer eigenen Zunge verkünden zu hören [1]).

---

auch heidnische Indianer noch heute viele hundert Stunden weit aus dem tiefen Westen kommen, um die Gräber ihrer Vorfahren, die indian mounds an ihren alten Wohnsitzen ostwärts noch einmal aufzusuchen. Anmerk. d. Uebers.

[1]) Auch die Biographie der westlichen Missionäre ist dürftiger Art. P. Peter Pierson war aus Ath in Hennegau, der Sohn eines königlichen Beamten. Er kam im Jahre 1667 als Scholastiker nach Canada. Vor seinem Abgang nach dem Westen finden wir ihn in den Missionen am St. Laurentius.

P. Louis Nicolaus verbrachte seine meisten Tage unter den Montagnais. P. Albanel war Feldcaplan in Irokesenkriegen, und suchte, Erster, die Hudsons-Bai zu Land zu erreichen. Hier war auch P. Silvy. P. Enjalran starb wahrscheinlich am 6. December 1700.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Ottawa-Mission. (Schluß.)

Amerikanische Missionen. — Die Ottawas. — Richard. — Bittschrift der Ottawa-Häuptlinge. — Badin. — Dejean in Arbre Croche. — Ottawajünglinge nach Rom gesandt. — Rézé. — Baraga. — Die Redemptoristen. — Baraga und Viszogsky am Großen Fluß. — Pierz. — Lapointe. — Die Ance. — Grand-Travers-Bai. — Die Jesuiten. — Skolla. — Chippewäer-Missionen in Minnesota. — Bellecourt. — Baraga, Apostolischer Vicar. — Die Menomonies. — Vandenbröck. — Blonduel. — Versetzung des Stamms. — P. Skolla. — Die Pottawatomis. — Richard. — Rézé. — Der Häuptling Pokegan. — Badin. — Desseille. — Sein Tod. — Petit und seine verbannte Heerde. — Erbauliches Benehmen der Indianer. — Petit's Tod. — Die Winnebagos. — Mazzuchelli. — Petiot. — Verfolgung. — Cretin. — Er wird Bischof. — Benehmen der Regierung. — Vivaldi.

Als die Katholische Kirche der Vereinigten Staaten nach dem Schlusse der Staats-Umwälzung Gestalt annahm, richtete sich die Aufmerksamkeit der ersten Bischöfe auf die Franzosen und Indianer des Westens. Doch ihren Bedürfnissen zu genügen war eine Sache von großer Schwierigkeit, und Hoffnung erst vorhanden, als die französische Revolution die Geistlichkeit Frankreichs zu einer Pilgerin in fremden Landen machte.

Bald nach dem Ausbruch jenes schrecklichen Kriegs gegen den Gottesglauben war der fleißige Sulpitianer Gabriel Richard auf der Station Detroit. Ein Mann von rastloser Thätigkeit und Unternehmung, schien er für diesen schwierigen Posten ausnehmend geeignet. Seltsam mag es Manchem erscheinen, aber während er die erste Druckerpresse in Michigan gründete und leitete und als Abgeordneter dieses Territoriums im Congresse saß, war er nicht minder ein eifriger und arbeitsamer Priester, der viel gewirkt für die Sache der Religion im Westen.

Im Jahre 1799 besuchte er schon Arbre Croche, den

damaligen Sitz der Ottawas von Mackinaw. Noch war das Angedenken der Jesuiten-Missionäre frisch. Die mündliche Ueberlieferung hatte Marquette's Tod aufbewahrt und romantisch ausgeschmückt und sogar noch im Jahre 1820 gab es alte Leute im Stamm, welche Du Jaunay's Lieblingsweg, wo er sein Brevier las, zeigen konnten. Aber leider war wenig sonst mehr übrig geblieben; getauft nur ein einziger fünfundsiebzigjähriger Greis. Jahre kamen und vergingen, ohne daß Richard, obwohl oft eingeladen, zu den Indianern wiederkehren konnte.

Endlich als der Bischofsstuhl von Cincinnati errichtet und Michigan ihm zugetheilt war, geschahen Schritte für die Seelsorge unter den Ottawas. Richard besuchte Michigan's Küsten noch einmal, im Jahre 1821, und wurde von den Eingebornen zu dem ursprünglichen Grabe Marquette's geführt. Zu Ehren des Gründers von Mackinaw errichtete er hier ein Holzkreuz in Gegenwart von Franzosen und Ottawas und schnitt mit seinem Federmesser in das demüthige aber einzige Denkmal des Entdeckers des Mississippi die Worte:

Fr. Jh. Marquet.
Died here 9th May. 1675.

Am folgenden Sonntag las er auf dem Platz Messe und verkündete das Lob des Gottesmanns, welchem die Ueberlieferung heute noch Wundergabe beilegt.

Nach diesem fliegenden Besuche richteten die Ottawa-Häuptlinge, verlangender nach Glaubensboten, als ihre Väter es je gewesen, folgendes Bittgesuch an den Congreß:

„Wir, die Unterzeichneten, Häuptlinge, Familienhäupter und Andere vom Stamme der Ottáwas, seßhaft in Arbre Croche, auf der Ostküste des Michigan-Sees, betreten diesen Weg, um unserem Vater, dem Präsidenten

der Vereinigten Staaten unser Bedürfniß und Verlangen mitzutheilen. Wir danken unserm Vater und dem Congreß für Alles, was sie bereits gethan, um uns zur Civilisation und zur Kenntniß Jesu, Erlösers des rothen und weißen Mannes, zu führen. Im Vertrauen auf Eure väterliche Güte begehren wir Gewissensfreiheit und bitten Euch, uns einen Diener des Worts Gottes zu gewähren, der derselben katholischen Gesellschaft von St. Ignatius angehöre, welche vor Zeiten in der Person des Pater Marquette und anderer Glaubensboten vom Jesuitenorden auf Michilimackinac und in Arbre Croche ihren Sitz hatte. Sie haben lange Jahre unter uns gewohnt. Sie haben ein Feld auf unserem Territorium bebaut und uns die Grundsätze des Ackerbaues und des Christenthums gelehrt.

„Seit jener Zeit haben wir immer das Verlangen nach ähnlichen Dienern Gottes gehabt. Gewährt Ihr sie uns, so wollen wir sie eingeladen haben, auf demselben Grund und Boden zu leben, welchen früher Pater Du Jaunay innegehabt, an dem Gestade des Sees Michigan, nahe bei unserem Dorf Arbre Croche.

„Willfahrt Ihr diesem demüthigen Gesuch Eurer treuen Kinder, so werden sie Euch ewig dankbar sein und den Großen Geist bitten, seine Segensfülle auszuströmen über die Weißen.

„Zur Beglaubigung dieses unterzeichnen wir unsre Namen an diesem Tag, dem 12. August 1823.

Falke. Kranich. Bär.
Fisch. Adler. Hirsch.
Raupe. Fliegender Fisch."

In der Besorgniß, daß auch Dieses fehlschlage, richtete Magati Pinsingo, der Ottawa-Häuptling, vier Monate später noch einmal eine Ansprache an den Präsidenten;

aber kein Schritt geschah, um irgend eine Vorkehr für einen Missionär zu treffen[1]).

Im Jahre 1825 besuchte sie der Hochw. J. V. Badin. Wie sie sein Nahen vernahmen, errichteten sie mit ihren Aexten eine Block-Capelle, mit Planken gefüttert und mit Baumrinde gedeckt. Mr. Badin weihte sie am 19. Juli zu Ehren des heiligen Vincenz von Paul ein. Er überbrachte auch Antwortschreiben von Mr. Richard an die Oberhäupter und dem Aeltesten eine Silbermedaille. Auch besuchte er Drummond-Insel, Mackinaw, den Stromfall der heiligen Maria und die Grüne Bai, überall das Verlangen nach katholischen Glaubensboten belebend. Im September nach Arbre Croche zurückgekehrt, besorgte er hier den Gottesdienst und taufte dreißig Kinder und Erwachsene, deren fünf zum ersten heiligen Abendmahl gingen. Die Oberhäupter erließen durch ihn Ansprachen in indischem Styl an Mr. Richard ergehen, welche in den Annalen der Propaganda abgedruckt sind.

Mr. Badin predigte zugleich in englischer Sprache den dort stationirten Soldaten unter Major Clark. Im folgenden Jahr erneuerte er seinen Besuch, und Richard bemühte sich in Washington, die Regierungserlaubniß für einen Missionär auszuwirken. Der Kriegsminister[2]) willigte zuletzt ein, zwei Drittheile der Auslagen für Gebäude zu Erziehungszwecken zu tragen und zwanzig Dollare für jedes unterrichtete Kind zu bewilligen. Zwei gutherzige Damen von Mackinaw erboten auch ihre Dienste

---

[1]) Ann. Prop. II. 102.

[2]) The Secretary at War; ihm ist auch das Departement aller indianischen Angelegenheiten (Indian affairs) zugetheilt.

Anmerk. d. Uebers.

als Lehrerinnen der indianischen Mädchen, und Badin bemühte sich nun vor allem die Rückkehr der Jesuiten in ihr altes Ordensgebiet zu bewirken. Arbre Croche ward demnach eine Missionsstation; die früheren Arbeiter kamen nicht, aber es fand sich ein anderer Mann, der der Aufgabe gewachsen.

Im voraus waren schon auf so frohe Nachricht katholische Indianer von auswärts herbeigekommen; Assaguinac, ein Zögling der Sulpitianer vom See [1]), Häuptling der Drummond-Insel, entsagte seinem Posten und dem englischen Jahrgeld und ging nach Arbre Croche, das Volk vorbereitend auf die Ankunft des neuen Hirten.

Dieser kam in der Person des Mr. Dejean, Priesters der Diöcese Rhodez, im Jahre 1827 an. Er fand schon viel gethan durch Assaguinac's Eifer: einundzwanzig zur Taufe vorbereitet, welche er nunmehr spendete. Die ganze Zahl der Christen war damals gegen hundert und fünfzig; der Rest des Stamms, gegen vierhundert und fünfzig, zeigte sich sehr geneigt, den Glauben anzunehmen. Im Jahre 1829 war Mr. Dejean abermals da; er taufte hundert und dreißig Catechumenen jedes Alters, ernannte sieben Catecheten und bewog die Christen, ihre Hütten abgesondert aufzuschlagen, denn es erwachte nochmals heidnischer Widerstand.

Dies geschah, und auf erneuertes Bittgesuch sendete Bischof Fenwick endlich Mr. Dejean für ständig dahin, besuchte auch auf seiner Rundreise Arbre Croche in eigener

---

[1]) „Der See der Zwei Berge war die Wiege und auch wieder das Asyl der katholischen Algonquins," und auf der Basis der Documente, Wörter-, Gebetbücher und Catechismen dieser Anstalt wirkten die westlichen Missionäre dieses Jahrhunderts.

Person, zu großer Freude der Ottawas [1]). Als sein Canoe nahte, kam der Stamm in Procession, Assaguinac an seiner Spitze, heran, kniete nieder, um den Segen zu empfangen, und führte ihn dann zur Capelle, wo das Abendgebet erklang. Am nächsten Tag begann der Bischof seine Mission (denn eine solche war sein Besuch in der That) und verbrachte mit seinem geistlichen Begleiter einige Zeit mit Lehren, Beichtehören, Taufen, Firmen und Trauen. Eine schon gegründete Mäßigkeitsgesellschaft fand seinen Beifall, das Wirken der vortrefflichen Damen, Fräulein Baille und Williams, in weiblichem Unterricht, seine Aufmunterung. Dieser Besuch überzeugte den Bischof von der Nothwendigkeit eines katholischen Missionärs am See; er beschloß sogar den Versuche mit Heranbildung indianischer Priester zu machen [2]).

Am 29. October 1829 schrieb Dejean: „Mein Verlangen ist endlich erfüllt. Seit dem Juni bin ich unter den Indianern von Arbre Croche stationirt. Bereits fünfundachtzig, meist Erwachsene, haben die heilige Taufe empfangen, fünf darunter über 81 Jahre alt. Ein Haus von 46 Fuß Länge, 20 Fuß Breite, und eine Kirche von 54 Fuß Länge, 30 Fuß Breite, beide aus Holz, sind gebaut . . . . . Meine guten Indianer haben mit Eifer und Muth gearbeitet."

Auch Schulen wurden in Angriff genommen, und so erstand endlich eine regelmäßige indianische Mission unter dem Stamm, welchen zuerst Menard zu bekehren versucht. Nebstdem hatte der Bischof zwei Ottawaknaben, Wilh.

---

[1]) Ann. Prop. IV. 486.

[2]) Cath. Mag. VI. 98.

Maccodabinasse und Aug. Hamelin (alias Kanápima, „Der von dem die Leute sprechen"), bei sich, welche er sorgfältig erzog, in der Absicht, sie in die Propaganda zu schicken, damit sie, im Falle sie Beruf zeigten, als Priester unter ihren Landsleuten wirken sollten. Beide gingen auch nach Rom, allwo sie, vom Papste huldreichst empfangen, ihre Studien begannen. Wilhelm starb, und August kehrte zu seinem Stamm zurück [1]).

Es galt nun andere von den alten Glaubensboten bekehrte Stämme zurückzurufen und der Kirche neue Eroberungen zu machen. Im Jahre 1830 wurde der Hochw. Friedr. Rézé, nachmals Bischof von Detroit, zum Besuch der verschiedenen Indianerstämme im Nordwest ausgeschickt. Er gelangte zuerst zu den Pottawatomis am St. Joseph; dann spendete er die göttlichen Gnadenmittel eine Zeitlang den Franzosen und Chippewäern an den Stromschnellen von St. Maria und besuchte darauf die Grüne Bai. Hier wurden viele Menomonies getauft, und Rézé erhielt eine Einladung in ihre Dörfer von den Sahkis und Füchsen. Die Eingebornen von Wisconsin bewiesen demnach ein Verlangen nach Dem, welchem ihr Ohr früher verschlossen gewesen [2]).

---

[1]) Ich traf Kanapima im Jahre 1837 auf Insel Michillimackinak; er lud mich nach seinem Dorfe Arbre Croche ein. Er war damals ein Januskopf, und schaute rückwärts auf die alte Welt und alle Herrlichkeit Roms, vorwärts auf das Leben unter seinem Volke, den armen rothen Fischern am stürmevollen Nordcap von Michigan. Sein Porträt ist in ein ethnographisches Sammelwerk, eine Gallerie von 117 Indianern achtzehn verschiedener Stämme, aufgenommen. Anmerk. d. Uebers.

[2]) Ann. Prop. VI. 147. U. S. Cath. Mag. 264.

Mittlerweile machte Dejean reißende Fortschritte in Arbre Croche. In Jahresfrist hatte er sechshundert in den Schooß der Kirche aufgenommen; ein Gebetbuch war schon gedruckt; zwanzig wohnliche Blockhütten standen um die Kirche herum; die Schule hatte vierundsechzig Knaben und Mädchen. Trunkenheit war aus dem Dorfe verbannt und, natürliche Folge, größer Gedeihen überall sichtbar.

Die Regierung bewilligte nun tausend Dollare jährlich für diese Schule, für die der Menomonics der Grünen Bai und die der Pottawatomis, so daß diese Spende alle bleibend begründete, sollte sie auch nur wenige Jahre fließen.

Im Mai 1831 trat der Hochw. Ferd. Baraga, ein Dalmatiner, nun Apostolischer Vicar von Ober Michigan, an Dejean's Stelle. Ein energischer Mann, dehnte er seine Sendung bald zu den Biber-Eilanden, sogar bis jenseit des Michigan-Sees aus, und errichtete mehrorts Capellen. In Einem Jahre taufte er 266 Indianer, 137 von welchen später Bischof Fenwick, so gerne hier weilend, firmte. Die Pfarrei von St. Peter in Arbre Croche enthielt jetzt 700 katholische Indianer.

Die Mission in der Grünen Bai unternahmen nun die Söhne von St. Alphonsus Liguori. Hier begannen die Redemptoristen unter P. Simon Sander [1]) ihre erste indianische Mission in unserm Lande. Sander widmete sich bald mit Eifer dem Studium der Ottawasprache und

---

[1]) Unser Autor schreibt „Sandrel;" es ist aber wohl der Hochw. Herr S. Sander aus Straubing gemeint, welchen ich auf seiner Ottawastation kennen lernte. Anmerk. d. Uebers.

unternahm eine Sprachlehre und ein Wörterbuch derselben. P. Franz Hetscher, desselben Ordens, baute ein Capellchen am Stromfall St. Maria und sammelte die Chippewäer um sich.

Rézé war nun Bischof von Detroit geworden; im Jahre 1835 besuchte er den Schauplatz seiner früheren Thätigkeit. Da konnte sich denn Arbre Croche seiner einundsechzig Häuser rühmen, und auch seiner zwölfhundert Bewohner: alle mäßig, fleißig und gut unterrichtet, des Lesens und Schreibens beinah alle kundig, immer noch nomadisch, aber bei der Zahl ihrer Nothcapellen der Religionsübung niemals beraubt.

Am Stromfall St. Maria vereitelte Fanatismus die Errichtung einer katholischen Kirche von Backstein auf indianischem Reservatgebiet; aber die Chippewäer wiesen dennoch alle Lockungen der verschiedenen Missionsgesellschaften von sich.

Baraga war indeß im Jahr 1833 zum Großen Fluß (Grand River) gegangen, wo eine Baptisten-Mission nach achtjährigem Ringen gescheitert war. Bis zum Jahre 1835 hatte er 200 Katholiken; aber groß, selbst bis zu mehrfachen Versuchen gegen sein Leben, war der Widerpart. Seine Verfolger kamen zuletzt bei der Regierung um seine Versetzung ein, und obschon der Gouverneur von Michigan zu seinen Gunsten berichtete, mußte Baraga nach Arbre Croche zurückkehren. Sein Nachfolger am Großen Fluß war der Hochw. Herr Viszogsky, der ähnlichen Kampf hartnäckiger bestand.

Baraga wollte schon nach einer neuen Mission am Obern See abgehen, mußte aber bleiben, da P. Sander nach zweijährigem Aufenthalte in Arbre Croche von seinem Superior in Wien zurückberufen wurde. Später kam der

Hochw. Franz Pierz und leitete lange Jahre diesen Posten mit großer Gewandtheit.

Der unermüdliche Baraga aber begab sich nach der Südküste des Obern Sees und hielt auf dem Fleck an, allwo beinahe zwei Jahrhunderte zuvor Allouez das Werk begonnen, bei La Pointe du St. Esprit, nun einfach Lapointe genannt. Nach ganz ungewöhnlichem Kampfe mit Hindernissen aller Art und unter großen Entbehrungen gelang ihm endlich die Gründung einer Station. Er baute Kirche, Missionshaus und Wohnungen für die bekehrten Eingebornen.

Nach acht Jahren verließ er den Platz und begab sich zum Ance, wo ein indisches Dorf lag, tief in Abgötterei und Trunksucht begraben. Da hielt es hart! Aber er gewann sich die Kinder, und von da an ging es vorwärts. Die Bekehrung eines Medicin-Manns that mächtige Wirkung, und reißend schnell nahm bald das Missionsdorf zu. Im Jahre 1849 enthielt es zweiundvierzig Familien; im nächsten Jahre war kein Heide mehr übrig, und der durch Laster zu einer Handvoll herabgeschwundene Stamm verbesserte zusehends sein Loos, nüchtern, fleißig, in behaglichen Häusern wohnend. Die Familien wurden zahlreicher, die Kinder gesunder, Kirche und Schule regelmäßig besucht. Und die Heiden dort herum sahen den Wechsel und viele schlossen sich dem Dorf am Ance an. Gegenwärtig enthält es über dreihundert bekehrte Indianer unter der Leitung des Herrn Angelus Van Pämel.

Pierz seinerseits dehnte die Ottawa-Mission aus: Sheboygan, Manistic und Castoreiland wurden geregelte Stationen, und im Jahre 1845 begann eine neue Mission in Grand-Traverse-Bai, während Arbre Croche mit

Middletown und La Croix [1]), seinen ersten Ablegern, an Anzahl zu=, an Eifer nicht abnahm. Auch der Hochw. Ignatius Mrak und Otto Skolla haben mehre Jahre lang dieses Ottawa= und Chippewäerfeld bebaut. P. Skolla ist Franciskaner; er folgte Baraga im Jahre 1849 zu Lapointe nach und sein Sprengel erstreckte sich über Fond du Lac, Pigeon River (Taubenfluß) und sogar über die Wilden an den Seen Courte=oreille und Flambeaux. Einige Jahre später jedoch wurden die meisten Indianer jenseit des Mississippi versetzt. Unterdessen hatte Mr. Proulx, ein eifriger canadischer Priester, im Jahr 1838 auch die Mission auf Manitouline=Eiland wiederhergestellt, und im Jahr 1844 dehnte P. Choné von der Gesellschaft Jesu, bald von andern gefolgt, den Kreis der frommen Thätigkeit bis zum hintersten Winkel des Obern Sees aus. Der Stromfall der heiligen Maria aber kam unter die Obsorge eines der Jesuiten=Patres von der Canada=Mission.

Im Jahre 1852 trat an die Stelle von Pierz, der auf ein neues Chippewäerfeld eilte, der Hochw. Eugen Jahan.

Eine neue Classe von Missionen entstand durch Uebersiedelung von Canada. Im Jahre 1818 ward der Abbé, nunmehr Bischof Provenchère zum Rothen Fluß an der amerikanischen Gränze gesandt; er fand den Stamm der Chippewäer und Mischblut=Leute getheilt und wies seinem Gefährten M. Dumoulin als Station Pembina an; im

---

[1]) Verschiedene Punkte um die Seen Michigan und Superior, in der Nähe der Straßen von Mackinaw und St. Maria. Fond du Lac u. s. w. Punkte in dem seereichen Gebiete zwischen dem Superior und Mississippi, früher Nordwest=Territorium genannt. Anmerk. d. Uebers.

Jahr 1823 mußte er es aber verlassen, da man fand, daß es in den Vereinigten Staaten liege. George A. de Bellecourt begann im Jahr 1833 eine neue indianische Mission am St. Bonifacius-Fluß; Pembina zog aber neuerdings die Indianer an, und sie traten wieder nach Minnesota über. Auch Bellecourt folgte ihnen im Jahr 1846.

Pembina schien ein Centralpunkt für Missionen werden zu wollen: die Chippewäer erwarteten Glaubensboten; da aber Bellecourt noch keine Gewalten vom Bischof von Dubuque hatte, in dessen Diöcese er nun sich befand, übte er vorderhand keinerlei Amtspflichten aus. Dann aber sammelten sich schnell Fünfhunderte um seine Kirche zur Himmelfahrt Mariä, und von hier aus besuchte er mit dem Hochw. Albert Lacombe mehrere Jahre lang die weit zerstreuten Horden unter großer Mühsal und Gefahr, im Winter auf Hundeschlitten über den tiefen Schnee des Nordens dahineilend. Im Jahr 1852 hatte Lacombe auch eine Mission unter den Mandans, aber von kurzer Dauer.

Mittlerweile wuchs das Städtchen Pembina (spr. Pimbainä) heran, zwanzig Meilen von der Mission, und und hatte bald eine Bevölkerung von 1500 Katholiken, meist Mischblut-Leute. Es ward nunmehr Bellecourt's Hauptstation. Um die Tausend Seen (Mille Lacs) fanden sich viele Chippewäer; unter ihnen gründete Pierz eine Mission am „Krähen-Flügel" (Crow Wing) und erbaute die Blockcapelle von St. Franc. Xaverius. Hier wohnen 250 Katholiken, und noch vielmehr Sand-See- und Sack-Stromschnelle-Indianer (Sac Rapid Indians) sind gleichfalls Katholiken.

Dies ist der gegenwärtige Stand der Ottawa- und Chippewäer-Mission, und er erscheint in der That großar-

tiger, als er in den blühendsten Zeiten der Jesuiten-Patres alten Andenkens gewesen. Um diese Mission zu kräftigen und noch weiter auszudehnen, hat der Heilige Vater vor Kurzem den Hochw. Herrn Baraga zum Bischof von Amyzonia und Apostolischen Vicar von Ober-Michigan ernannt. Er hat seinen Sitz an den Stromschnellen der heiligen Maria (Sault St. Mary's), und die meisten der erwähnten Anstalten liegen in seinem Sprengel, oder wurden von den benachbarten Bischöfen unter seine Obhuth gestellt.

Ein anderer vor Alters von Allouez mit dem Evangelium bekannt gemachter Stamm waren die Menomonies. Mr. Mazzuchelli hatte hier schon ein Kirchlein gebaut und eine Schule begonnen. Aber erst im Jahre 1843 schuf der Hochw. F. Vandenbröck eine bleibende Mission. Im folgenden Jahre begann derselbe Geistliche die neue Mission von St. Franciscus am Wolfsfluß oder See Powahegan, welche bald vierhundert Indianer mit einer guten Kirche und Schule umfaßte. Auf ihn folgte der unternehmende Fl. J. Blonduel, der eine zweite Schule hinzufügte. Diese Menomonies zählten im Jahr 1850 fünfhundert Seelen: alle waren Ackerbauer; fünfundsiebzig Familien wohnten da in festen Blockhäusern. Der Regierungs-Agent berichtete, sie seien der zahlreichste und interessanteste Stamm in seinem Bezirke, und mit hohem Lobe spricht er von ihrem wunderbaren Fortschritt unter der Leitung der Glaubensboten. Auch der heidnische Theil des Volks nahm sich solchen Beifall der Weißen zu Herzen, und eine beträchtliche Anzahl schloß der Christenpartei sich an. Ellis, der Agent, hatte die Hoffnung ausgesprochen, daß man sie nicht stören werde. Dem war aber nicht so. Vorbereitungen zu ihrer Versetzung (removal) wurden schon im nächsten Jahre getroffen. Unter ihren siebzig Familien

gab es damals 148 Mitglieder einer Mäßigkeitsgesellschaft; hundert und zwanzig konnten Ojibwa- und Ottawabücher lesen. Zweihundert heilige Testamente und andere Bücher in jenen Mundarten waren unter sie vertheilt worden; die Sonntagschulen für Jugend und Alter wurden fleißig besucht.

Ein so glücklicher Zustand der Dinge ließ einen Abzug nach weiter Ferne beinahe als sichern Ruin erscheinen. Durch des Missionärs Bemühungen erhielten sie von der Centralregierung und der von Wisconsin im Jahre 1852 die Erlaubniß, auf einem Landstrich zwischen dem Oconto- und Wolfsfluß sich anzusiedeln. Hier, an den Ufern des Showano-Sees, erhob sich Schule und Mission zum heiligen Michael, und Blonduel überließ an P. Otto Skolla das Werk, so er gegründet.

Auch der Pottawatomis haben wir bei den alten Jesuiten-Missionen häufig erwähnt. Ein Theil derselben hauste am St. Joseph [1]). Rézé wurde zu ihnen geschickt und kam im Juli 1830 in ihrem Dorfe an. So wie sie erfuhren, daß ein Schwarzrock wirklich da sei, schlugen alle ihre Zelte um seine Hütte auf und suchten so ihr Verlangen darzuthun, die ihren Vätern verkündete Religion anzunehmen. Rézé taufte den Häuptling Pokegann nebst zwölf Andern. Am Schlusse der Feierlichkeit hielten sie Rath, um sich für den Platz einer Capelle zu entscheiden. Der Beschluß fiel, die dort stationirten Baptistenprediger gehen und ihr Missionshaus binnen Monatsfrist räumen zu heißen. Da sie nur ein undankbares Feld hier gefunden, willigten Letztere nicht ungern ein.

Rézé's Mission konnte aber vorderhand nicht von

[1]) Der St. Joseph im südlichen und der öfter genannte Große Fluß im mittleren Michigan ergießen sich beide in den letztnamigen See. Anmerk. d. Uebers.

Dauer sein, und er mußte bald scheiden. Pokegann war untröstlich. Er brach auf nach Detroit. „Vater, Vater!“ rief er, „ich komme, Dich um einen Schwarzrock zu bitten, der uns Gottes Wort lehre. Wie oft hast Du ihn uns versprochen! Habe wenigstens Mitleid mit unsern Kindern Ihr laßt uns taub und blind; Nacht liegt auf unsern Augen und wir fürchten das Feuer des bösen Manitou. Wir haben den falschen Lockvögeln unser Ohr verschlossen und sind auf dem Pfad geblieben, den der Schwarzrock unsern Vorfahren gezeigt, als er vor vielen, vielen Wintern am St. Joseph war. Wir beten immer noch vor dem Kreuz das Du uns gegeben, und am Sonntag zum öftern. Zwei Tage vor dem Sonntag fasten wir bis zum Abend, Männer, Weiber und Kinder, nach der Ueberlieferung unsrer Väter und Mütter.“

Gerührt versprach Richard den hochw. Stephan T. Badin zu schicken und nicht mehr zu entfernen, bis er einen andern gefunden. Im August 1830 war er auf seinem Posten. Vierundzwanzig wurden sofort zur Taufe vorbereitet. Zu alt, um die Sprache noch zu lernen, entnahm er doch von Pokegann's Lippen die überlieferten Gebete und Satzungen. Armselig ging es ihm: er hatte nicht einmal einen Altarstein, um Messe zu lesen. Fräulein Campo, eine vortreffliche, der Sprache kundige Dame schloß sich bald der Mission an, machte den Dolmetscher und lehrte die Jugend.

Im Winter ging er nach Chicago, das seit acht Jahren keinen Priester gesehen. Hier traf er die Kikapuh's, welche um seine geistliche Sorgfalt baten, eine kleine Horde am Zinnoberfluß, so von dem fortgeschafften Stamm noch zurückgeblieben.

Bei'm Abzug der Baptisten vom St. Joseph ergriff der

Regierungsagent Besitz von der Mission, obschon sie aus einem Fond erbaut war, welcher auf das ausdrückliche Verlangen der Indianer nur zu katholischen Zwecken aufgespart worden. Badin kaufte daher ein Haus zu einer Capelle nebst fünfzig Morgen Land zwei Meilen weiter.

Pokegann und sein Weib, die Träger der katholischen Ueberlieferungen im Stamm, waren sein größter Trost. Alle aber zeigten Gelehrigkeit. Männer von dreißig und vierzig Jahren sah man früh und spät zu des Häuptlings Füßen knien und ihre Gebete wie kleine Kinder lernen.

Diese Gebete fand Badin freilich allgemach arg entstellt und er hatte den Text zu säubern. Dann aber lehrte er wen er zu hören geneigt fand. Das Bekehrungswerk nahm derart seinen Fortgang. Mit dem Januar zählte er dreihundert Christen, welche regelmäßig beichteten, nebst hundert getauften Kindern. Sie führten einen wahrhaft christlichen Wandel und zeigten sich würdig, öfter dem Tische des Herrn zu nahen. Auch auf die Heiden wirkte fruchtbringend ihr Beispiel.

Prüfung und Trübsal konnten nicht ausbleiben. Es starb sein eifrigster Zögling auf einem Jagdzuge im Winter; es trat große Noth ein; er hatte zu darben und zu leiden, doch geschah es ohne die leiseste Klage. Bessere Zeit kehrte wieder, Unterstützung kam von Europa, die Herrn de Selles und Boheme trafen bei ihm ein; die Mission war gestärkt [1]).

Der Bischof fand nun einen Glaubensboten für den Stamm in dem Belgier, Herrn Desseille, der bereit war, denselben bei seiner Versetzung zu begleiten, welche die Regierung eben auszuführen im Begriffe stand. Dieser

---

[1]) Ann. Prop. VI. 203.

machte Streifbesuche in den Dörfern am Tippecanoe und am Gelben Fluß (Staat Indiana). Auch Bruté, Bischof von Vincennes, besuchte diese Gegenden. In Tippecanoe war große Freude. Die Indianer von allen Seiten her schlugen da ihr Lager auf, und man bot einen Platz für Kirche und Schule an. In zehn Tagen taufte Desseile dreiundvierzig Erwachsene und ließ dreißig im vorigen Jahr Getaufte zum ersten heiligen Abendmahl gehen. Muthig setzte er seine Arbeiten fort, trotz der dräuenden Versetzung. Leider verfiel er im Oktober 1837 in eine gefährliche Krankheit und schickte nach dem nächsten Geistlichen. Aber zu spät! Erschöpft von Drangsalen, verhauchte er in seiner Einsamkeit, ehe Trost ihn erreichen konnte.

Nun wurde Benjamin Maria Petit vom Bischof Bruté ordinirt und nach der Süd-Krümme (South Bend) gesandt; dort stand eine Capelle im Dorf Chichipé Outipé (spr. Tschitschipi Utipih), welches auf einer Anhöhe von vier kleinen Seen umgeben lag und 1000 bis 1200 Christen enthielt. Mit Hilfe eines ausgezeichneten Dolmetschers (wahrscheinlich der eifrigen Fräulein Campo) predigte und unterrichtete hier Petit. Nach vielfacher Amtsverrichtung unter Rothen und Weißen ging er im Mai 1838 nach Pokegann's Dorf. An genannten beiden Plätzen vermehrte er fortwährend die Heerde durch Taufen, nachdem er in der österlichen Zeit bereits bis zweihundert eingeschrieben hatte.

Endlich schlug die verhängnißvolle Stunde. Im September 1838 umringten Vereinigte-Staaten-Truppen die Pottawatomis und nöthigten sie gewaltsam, wie Kriegsgefangene, zum Abzug. Petit hatte den Bischof gebeten, sie begleiten zu dürfen; aber der Prälat schlug es ab, indem er es für ungeziemend hielt, den grausamen Regie-

rungs=Act auf irgend eine Art zu billigen. Da er aber selbst auf demselben Weg begriffen war, gab er später doch noch seine Einwilligung. Da zeigte sich nun recht die Macht der Religion. Mitten auf dem traurigen Marsche spendete er die heilige Firmung, während Hymnen und Gebete, in der Ottawasprache gesungen, zum letzten Mal den Wiederhall ihrer heimathlichen Seeufer weckten. Alt und Jung, Gesund und Krank, Alles wurde gleicherweise fortgeführt. Bischof Bruté gab der Menge seinen Segen und begab sich darauf mit Petit zu den Zelten der Kranken. Dann begann der Marsch auf's neue: Männer, Weiber und größere Kinder, von den Soldaten der Nachhuth gedrängt, gefolgt von Wagen, die beladen mit Kranken und Sterbenden, mit einem großen Theil Weiber und Kinder, mit all ihrem Hab und Gut. So ging es fort durch das vom Mormonenkrieg aufgeregte Land bis zum Osagenfluß (Missouri), allwo Herr Petit seine wandernde Heerde der Sorge des Jesuitenpaters J. Höcken anvertraute. Noch blieb er einige Zeit, um seinen Nachfolger einzuweisen; aber er hatte seine Kräfte überschätzt, ward gefährlich krank und starb auf dem Heimweg in St. Louis, in den Armen der Jesuiten, am 10. Febr. 1830, allgemein angesehen als ein Märtyrer der Barmherzigkeit.

Auf den Verkauf ihrer Ländereien in Indiana und Illinois wurde den Pottawatomis von der Regierung der Vereinigten Staaten ein Territorium am Missouri in der Nähe der Rathhügel (Council Bluffs [1]), fünf Millionen Morgen enthaltend, angewiesen. Sechzehnhundert kamen

[1]) Wohlbekannte Landmarke und Haltplatz auf der früheren Caravanenstraße von St. Louis in Missouri nach Santa Fé in Merico. Anmerk. d. Uebers.

im Jahre 1836 dort an und dreitausend folgten ihnen in Kurzem nach. Sie kamen auf diese Art in das Feld der Jesuiten-Missionen, aber in unsrer freien Republik durften die Patres ihr geistliches Amt nicht ohne Erlaubniß auch auf sie ausdehnen. Die Pottawatomis begehrten durch den Mund ihres Häuptlings und der angesehensten Krieger, in Gegenwart der Regierungsbeamten, einige Jesuitenpatres als ständige Glaubensboten, und P. Verhägen, der Vice-Provincial, reiste in dieser Angelegenheit nach Washington. Mit Hilfe des Herrn Nicolet erlangte er die Erlaubniß, eine Mission unter den Pottawatomis zu beginnen, auch die andern Stämme auf Indianischem Territorium mit Sendboten zu beschicken, und man versprach die Wünsche der Eingebornen im Religionspunkt zu beachten.

Hier verlassen wir diesen Stamm auf eine Zeitlang, und wenden uns zu einem andern, der auch in die alte Ottawa-Mission gehört. Es sind die Winnebagos, von den Franzosen „Puants“ (Stänker) genannt. Ein Zweig der Sioux, wurden sie bei deren Versuch, die Kette der Algonquinstämme zu durchbrechen, einst von den Illinois beinahe aufgerieben: aber alle Gefangene erhielten zuletzt die Erlaubniß, heimzukehren und auf's neue einen Stamm zu bilden. In alten Tagen war P. Chardon unter ihnen gewesen; aber seit dem Tod der alten Jesuitenpatres blieben die Winnebagos gänzlich ohne Glaubenslehre.

Der Umgang mit den Franzosen brachte bald viel Mischblut in den Stamm, und solches hängt immer mehr oder minder an katholischer Tradition. Mazzuchelli war einer der ersten neuen Besucher unter denselben. Nach Gründung des bischöflichen Stuhls von Dubuque wurde auf wiederholtes Bittgesuch der Winnebagos der Hoch-

würdige Herr Petiot von Bischof Loras hingesandt. Er machte bald großen Fortschritt in der Sprache und begann sein Amt.

Da erhob der Regierungs-Agent Einspruch und bewirkte durch den Gouverneur Entfernung des Geistlichen. Die Indianer waren empört über solche Tyrannei im Reich der Geister und brachten im Jahre 1844 durch den nächsten Agenten zu Ohren des Präsidenten den Wunsch des Volks, daß ihr Bruder Schwarzrock unter ihnen wohne und der indianischen Schule vorstehe, der zeitige Lehrer und Oberaufseher aber seines Wegs gehe. Wah-kahn-hahkah, der Häuptling, erneuerte das Gesuch und verlangte ausdrücklich einen katholischen Lehrer. Der Agent Mc. Gregor unterstützte das Gesuch, indem er folgendes Bedenken unterbreitete: da die Winnebagos seit ihrem ersten Umgang mit den Weißen bis zu den letzten zwölf Jahren unter dem Einfluß der katholischen Kirche gelebt, möge eine Staatsklugheit nicht fragfällig erscheinen, welche sie zwinge, von einer Secte Unterricht zu nehmen, die sie verworfen? Darauf wandten sie sich wieder an den Bischof und erhielten den erwünschten Beistand in der Person des hochwürdigen Joseph Cretin; ihn bevollmächtigten die Oberhäupter in aller Form, Kirche und Schulhaus zu errichten. In öffentlicher Rathsversammlung erklärten sie vor Gouverneur Dodge mit starker Betonung ihr Verlangen, einen katholischen Priester zum Jugendunterricht zu haben: aber trotz alledem erlangte Cretin nur die Erlaubniß, hier zu wohnen, mit dem ausdrücklichen Verbot, eine Schule zu eröffnen [1])! Er setzte die Mission dennoch

[1]) Ann. Prop. XVII. 487.

fort, bis er auf Befehl von Gouverneur Chambers summarisch entfernt ward.

Allgemein verdammt, selbst im Congreß zur Sprache gebracht, bald wieder vergessen, ward dieses Verfahren von der Regierung — fortgesetzt: sie besoldete mit dem Geld der Winnebagos einen Glaubensboten, den der Stamm verworfen, und beraubte sie eines Priesters ihrer Religion und Wahl, und was das Seltsamste ist, bekennt dabei Gleichheit der religiösen Rechte und geberdet sich ungehalten über toscanischen Gesetzzwang [1])!

Als der Stamm zur „Langen Prärie" versetzt wurde, kam er ganz aus katholischem Bereich; als aber im Jahre 1850 Cretin Bischof von St. Paul geworden, stellte er die Mission, nunmehr in seiner neuen Diöcese, bald wieder her. Er stationirte Franc. de Vivaldi, Canonicus von Ventimiglia, auf die Lange Prärie und erlangte einige Genugthuung von der Regierung. Die Anstalt gewann nun ein blühendes Ansehen; Vivaldi hat eine katholische Gemeine von zweihundert Köpfen, eine Schule von neunzig Kindern, und für den Mädchenunterricht drei Schwestern vom heiligen Joseph zu seiner Unterstützung.

Unter den äußerst zerstreuten Sioux gibt es zur Zeit noch keine bleibende Mission. Die Sendboten vom Rothen Fluß besuchten gelegentlich verschiedene Horden derselben und bekehrten Viele. Im Jahre 1847 ward der Hochw. Augustin Ravoux von Bischof Loras nach Fort Pierre gesandt und begann hier eine noch bestehende Mission unter Sioux und Halbblütigen. Von de Smets Wirken später.

Dies der gegenwärtige Stand der Filialstämme der

---

[1]) New-York, Freeman, 1846.

alten Ottawa-Mission. Die Mascoutens sind verschwunden, die Sahkis und Füchse, in ewigem Kampfe liegend, sind nun auf Indianischem Territorium mit den Kikapuhs und Pottawatomis, von denen wir am Schlusse der Louisiana-Mission nochmals sprechen werden.

Von den neuzeitlichen Algonquin-Missionen im Westen ist der Illyrier, Bischof Baraga, wenn nicht der Pionier, sicher doch der ernstlichste und fruchtbarste Arbeiter, und kein Missionär unter allen hat mehr Werke in indischer Mundart herausgegeben oder mehr Auflagen erlebt. In der Note genannt, bilden sie für die Ottawas und Chippewäer eine reichere Büchersammlung, als irgend ein anderer Stamm besitzt. Auch die Menomonies machen davon Gebrauch [1]).

Größtentheils seiner Obhuth anvertraut (Baraga ist Apostolischer Vicar von Ober-Michigan), zählt dieser Theil der Kirche gegenwärtig mehrere Tausende katholischer Eingebornen, unter der Führung glaubenseifriger und

---

[1]) Bischof Baraga's Werke sind:

1. Anamie Misinaigan. (Gebete, Hymnen und Catechismus.) 1te Ausg. Detroit, 1832. Seitdem drei neue Auflagen.
2. Gete Dibadjimowin, Gaie Jesus, Obimadisiwin oma Aking. (Bibel-Auszüge, Leben Christi, Episteln und Evangelien) Laibach. 1837. Detroit. 1837. Zweite Ausgabe, 1846.
3. Kawlik Enamiad o Nanagatawendamowinan. (Betrachtungen über alle Lehrsätze der katholischen Kirche) 712 Seiten. Detroit. 1849.
4. Chippewäer-Grammatik. 576 Seiten. Detroit. 1849.
5. Chippewäer-Wörterbuch. 662 Seiten. Cincinnati. 1852.
6. Geschichte, Charakter und Gebräuche der Indianer Nordamerikas. Laibach. 1837. (Paris. 1837.)

ernstthätiger Priester, und dem Fortschritt des Glaubens steht weiter kein Hinderniß im Weg, außer gelegentlichem Widerstand einer fanatischen oder unredlichen Regierung [1]).

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Illinois-Mission.

Die Miamis und Illinois. — Ihr Land. — Erste Missionäre. — Allouez. — Marquette's Pläne. — Er befährt den Mississippi und besucht die Kaskaskias. — Kehrt wieder und gründet die Mission „zur Unbefleckten Empfängniß." — Sein Tod. — Allouez in Kaskaskia. — Die Barfüßer in Illinois. — Ihr Wirken. — Flucht. — P. Ribourde's Tod. — Allouez. — Gravier. — Rale und sein Wirken. — Näheres über Gravier. — Kaskaskia-Häuptling bekehrt. — Madame Ako, seine Tochter — Binneteau. — Gründung der Cahokia-Mission. — Marest. — Ansiedelung von Louisiana. — Tod von Binneteau, Pinet und Gravier.

In alten Tagen war das Land, welches im Norden des Ohio von den Quellwassern seines nördlichen Arms

---

[1]) Von dem Hochw. Stephan T. Badin ist noch zu sagen, daß sein Name als der des ersten in den Vereinigten Staaten ordinirten Priesters berühmt ist. Geboren in Orleans im Jahre 1768, studirte er in Paris und trat in das Sulpitianer-Seminar seiner Vaterstadt. Der constitutionellen Kirche den Eid versagend, kam er im Jahre 1792 nach Amerika und ward am 25. Mai 1793 in Baltimore von Bischof Carroll geweiht. Kentucky ward der Hauptschauplatz seines Wirkens, und er nicht unpassend dessen Apostel genannt. Er starb in Cincinnati im Jahre 1853, in einem Alter von 85 Jahren. (S. Spalding's Sketches of Kentucky.)

Der Hochw. Andreas Viszogski war ein geborner Ungar. Er starb im Jahre 1853 nach einer thätigen und frommen Missions-Laufbahn von acht Jahren.

bis zu und aufwärts seiner Mündung in den Mississippi liegt, von verschiedenen Völkerstämmen bewohnt. Davon gehörten die Eries, im Süden des Sees, der heut noch ihren Namen trägt, die Wenro und andere Stämme, deren Dasein außer in den Relationen der Jesuitenmissionäre von Huronenland keine weitere Spur hinterließ, der huronisch-irokesischen Familie an. In der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts wurden alle Diese unterworfen, vernichtet oder verschlungen von den Irokesen, welche das ganze Wassergebiet des Erie- und Huron-Sees in eine Wüste verwandelten, gleichwie sie die Thäler des Ottawa und St. Laurentius entvölkert. Der Landstrich, welchen gegenwärtig die beiden Staaten Ohio und Indiana einnehmen, war eine Wildniß, und sie schied die Irokesen von den weitberühmten Algonquin-Bogenschützen des Westens. Illinois aber bewohnten damals zwei blutsverwandte, in verschiedene Sippen abgetheilte Völker, der Sprache nach Algonquins, in Sitten zumeist den Abenaken sich nähernd. Sie hießen die Illinois und Miamis (spr. Illinais und Mäiämis); die Ersteren bestanden aus den Sippen Peoria, Cahokia, Tamaroa, Kaskaskia, Moingwena, die Letzteren aus denen von Wea (spr. Wiäh), Piankeshaw (spr. Paiénkischah), Pepikokia und Kilatak. Beider verschiedene Namen dauern fort in den Staaten, Flüssen, Städten und Anhöhen des Westens.

Als man zuerst sie kennen lernte, waren es mächtige Völker; nach kurzer Dauer ihrer Berührung mit den Weißen sind sie heute beinahe ganz verschwunden. Was wir von ihnen wissen, hängt zusammen mit den Bemühungen katholischer Glaubensboten, sie vom Götzendienst herüber für Christus zu gewinnen. Hartnäckiger und unablässiger Anstrengung dieser gottgeweihten Männer gelang es zu-

letzt, sie Alle den Glauben annehmen zu sehen — es schien eine den erloschenen Stämmen von der Vorsehung gewährte Gnadenfrist — dann verschwanden sie. In andern Welttheilen bekehrt der Priester Gottes den sterbenden Sünder, in Amerika das aussterbende Volk. Einige Stämme sind ganz erloschen; Keiner derselben kann sich je wieder zusammenlesen und die frühere Stärke wieder gewinnen; die Meisten sterben in Stille hinweg.

Als die Abgesandten Christi ihre Bekanntschaft machten, wohnten die Illinois zu beiden Seiten des Missisippi, westher von den tartarischen Dahcotas, osther von den grimmigen Irokesen gedrängt, so daß mehrere ihrer Horden nach dem Süden und Südwesten, wo man noch ihre Spuren suchen darf, [illegible] stießen. Die Miamis wohnten um das Südgestade des Michigan-Sees, morgenwärts bis zum Erie sich ausdehnend. Obschon für sich geschieden, zeitweis auch im Hader, vermischten sich Illinois und Miamis immer gerne, da sie gleichen Bluts und gleicher Sprache waren.

Dem ersten christlichen Sendboten begegneten die Illinois in Chegoimegon, dort, wo P. Allouez im Jahr 1667 den Ottawas das Kreuz aufgerichtet. Sein Nachfolger, Marquette, traf auf seinen geistlichen Wanderfahrten Streifpartien derselben und trug sich lange mit einer Mission in ihrem eignen Lande. Erst spät sollte es ihm vergönnt sein, diesen seinen Lieblingsplan auszuführen: Erforschung des großen Stroms des Westens und Gründung einer Illinois-Mission.

Er folgte der Spur des schon dort gewesenen, abenteuerlich kühnen Allouez und erreichte das vielgemischte Dorf Mascoutens, fand aber die Gesuchten nicht. Ein



Tragplatz über die Wasserscheide führte ihn in den Wisconsin hinüber, allwo er im Namen der gebenedeiten Unbefleckten sich einschiffte. Dahin glitt sein Canoe, immer hinab und hinab, bis es endlich am 17. Juni 1673 in die ruhigen, dunkelgrünen und spiegelhellen Wasser des obern Mississippi schoß, welchem er, wie er früher gelobt, den Namen „Empfängniß-Fluß“ (Conception River) gab. Seinem Gelübde blieb zwar die Nachwelt nicht getreu — der indische Name des Stroms behielt seine Geltung — aber Maria, unter dem Titel der Unbefleckten Empfängniß, waltet ja doch als Schutzpatronin über unsrer ganzen weiten Republik. Lang steuerte er dahin, ohne Zeugen seiner kühnen Fahrt, außer Wasservögeln und Thieren der Ebene, die zum Trinken an das Wasser herabkamen, bis er zuletzt eine Pfadspur am Ufer entdeckte; sie führte zu den Dörfern der Illinois: Peoria und Moingwena. Er erfuhr hier freundlichen Willkomm und gab das Versprechen seiner Rückkehr.

Wie es wohlbekannt, setzte er seine Reise weiter fort, fuhr den Mündungen des Missouri und Ohio vorbei, immerzu, bis zum Arkansas (spr. Arkensähs), von wo er, nunmehr überzeugt, daß der Strom in den Golf von Mexico münden müsse, in Folge eines indianischen Gerüchts, welches von der Nähe der Spanier sprach, wieder umkehrte. Bei der Bergfahrt fuhr er nochmals dem Ohio und Missouri vorüber, lief in den Illinois ein und traf an seinen Ufern die Peorias; hier verbrachte er drei Tage, predigend in allen Hütten. Er taufte ein Kind, dann ging er weiter zu den Kaskaskias. Auch sie empfingen ihn freudenvoll und baten den Fremden gastfreundlich, zu bleiben. Er versprach sein Wiederkommen, und nach kurzem Aufenthalt, überall das Wort des Lebens verkündend,

kehrte er auf dem Michigan-See nach der Grünen Bai zurück[1]).

Derart war die erste gelegentliche Mission unter den Illinois nur die erste rauhe Umpflügung des Feldes für die künftige Saat des Evangeliums. P. Marquette erreichte die Grüne Bai Ende Septembers 1673. Auch den nächsten Sommer verbrachte er hier, aber in leidendem Zustande; denn die übermäßige Anstrengung und so langes allen Gefahren Ausgesetztsein hatten seine Gesundheit untergraben, und, obwohl der jüngste unter den westlichen Missionären, sah er seine Laufbahn sich schon dem Schlusse nahen. Nur Ein Ding gab ihm ferneren Lebenswunsch und Muth — seine Mission zur Unbefleckten Empfängniß unter den Kaskaskias. Er hatte ihnen sein Wort verpfändet, wieder zu kommen und sie im Glauben zu unterrichten. Und der Befehl seines Superiors in Quebeck, diese Mission zu beginnen, scheint wirklich auch seine Gesundheit wiederhergestellt zu haben.

---

[1]) Ein breiter Landrücken, von den Felsengebirgen ausgehend, streicht an der Nordgränze der Vereinigten Staaten von West nach Ost. Am westlichen Winkel des Superior divergirt er in zwei Zweige — der nördliche geht durch das brittische Gebiet, der südliche durch das Nordwest-Territorium — und bildet so eine dreifache Wasserscheide, süd- und westwärts nach dem Missouri und Mississippi, nordwärts nach der Hudsonsbai, ostwärts nach den Canadischen Seen und dem St. Laurentius. Marquette kam aus dem letzteren Wassergebiet über jenen südlichen Zweig des Landrückens in das erstere, in die ungeheuren Wiesengründe des Westens, in denen er den unbekannten großen Strom entdeckte. Anmerk. d. Uebers.

Im September erhielt er ihn, und im October brach er auf zur Verwirklichung seines letzten irdischen Verlangens. So sehr sein Körper litt, gab sein heiteres, gewinnendes Wesen kein Zeichen der innern Qual, und ein hoher Muth hielt ihn auf dieser Winterfahrt in der Wildniß ohne Schutz und Obdach aufrecht. Seine Abreise war schon so spät, daß das erste Eis auf dem Chicagoflusse ihn überraschte, und in einem armseligen Schuppen, der jedem Winde offen, erwartete dort der sterbende Glaubensbote, nur erquickt von dem Gesäusel des himmlischen Trostes, den Augenblick, wo die Vorsehung seinen irdischen Lauf beschließen sollte. Kein Murren, keine Klage kam von seinen Lippen, ja, nach der Sprache seiner Briefe sollte man meinen, daß Ueberfluß und Bequemlichkeit ihn umgeben hätten. Mit seinen zwei gottesfürchtigen Bootsleuten schiffte er am 30. März auf dem wieder offenen Flusse sich ein und erreichte die Kaskaskias am 8. April. Von den gutherzigen Illinois ward er wie ein Engel vom Himmel empfangen: hatten sie doch schon im Winter ihre innige Theilnahme durch Absendung einer Deputation bezeigt, welche ihm angeboten, ihn nach ihrem Dorfe zu tragen.

Durch eine neuntägige Andacht zu Ehren der Unbefleckten Empfängniß sich wunderbar gestärkt fühlend, ging er nun belehrend von Hütte zu Hütte. Dann, als Alle der Lehren des Kreuzes genügend Acht hatten, um seinem Vortrag zu folgen, berief er eine allgemeine Versammlung auf einer anmuthigen Prärie. Hier war es, wo er vor ihren staunenden Augen seinen Altar baute, und ein so treuer Ritter Mariens, wie je das Mittelalter einen aufzuweisen vermochte, nach allen Seiten Gemälde jener reinen Himmelsmagd entrollte, welche ein in alle

Schrecken des Lasters versunkenes Land läutern und erheben sollte. Wenigstens zweitausend Männer mit zahllosen Weibern und Kindern waren herumgelagert, und mit der athemlosen Aufmerksamkeit des Indiers lauschten alle den Worten des blassen, abgezehrten Mannes, der sein Herz in den Mysterien des Kreuzes ausschüttete. Und noch größer war ihr Staunen, als sie ihn auf seinem Wiesenaltar das heilige Meßopfer darbringen sahen, an dem selbigen Tage, da vor mehr als sechzehn Jahrhunderten der Gott, den er verkündete, in dem obern Saal von Jerusalem es eingesetzt. Also ward am Gründonnerstag Besitz ergriffen von Illinois, im Namen des Katholicismus, im Namen von Jesus und Maria.

Marquette blieb und lehrte bis nach Ostern hier, welche dies Jahr auf den 14. April fiel. Da fühlte er, daß die ihm neu gewordene Stärke zu versagen begann, und man mahnte ihn abzureisen, wenn er in den Armen seiner Brüder auf Mackinaw sterben wolle. Begleitet von den Illinois brach er auf, und ihr herzliches Lebewohl und ihr ernstliches Verlangen der Wiederkehr klang freudig in seinem Ohre nach, als er seine Barke zum letzten Mal auf dem Michigan-See flott machte und die Küstenfahrt längs dem unbekannten Ostgestade gegen Mackinaw hin antrat. Tag um Tag sanken seine Kräfte, und seine zwei armen Gefährten zitterten um ihren theuren Vater. Ach, der sterbende Gottesmann hatte kein ander Ruhelager, als das Canoe, welches der Stoß rauher Sturzwellen schaukelte, als die nackte Erde, wo sie Nächtens ihn niederlegten! Und Marquette war dabei so ruhig, so seelenheiter! Er sprach von seinem nahen Sterben und gab ihnen alle Weisungen für jenen hehren Augenblick, ja, und auch für seine Todtenfeier. Immer seiner Priesterwürde eingedenk,

las er das Gebet für seinen Todestag, und beinahe seine letzte Handlung im Leben war die Anhörung der Beichte seiner frommen Kameraden. Als sie endlich eine Flußmündung erreichten, deutete er nach einer Anhöhe, als seinem Begräbnißplatze. Sein Deuten war prophetisch: denn obschon der Tag hell sich anließ und die Leute tapfer vorwärts ruderten, trieb ein urplötzlicher Wetterwechsel sie wieder zurück. Als sie ihn an's Ufer legten, stand der Thau des Todes schon auf seiner Stirne. Nochmals seine letzten Anweisungen wiederholend, bat er um ihre Vergebung für die viele ihnen gemachte Plage. Er bat sie auch, in seinem Namen seiner Obern und all seiner geistlichen Mitgenossen Verzeihung zu erflehen, dann, mit dem Versprechen, ihrer niemals zu vergessen, hieß er sie eine Weile ihre müden Glieder ausruhen. Während sie schliefen, verkehrte er allein mit seinem Gotte, bis er fühlte seine Stunde war gekommen. Da rief er sie herbei, da legte er mit lauter Stimme, die Blicke auf das Crucifix geheftet, sein Glaubensbekenntniß ab und dankte dem Allmächtigen für diese ihm gewährte Gnade, ihn sterben zu lassen in der Gesellschaft Jesu, einsam, in der Mitte der Wildniß. Die Namen Jesus und Maria klangen noch von seinen Lippen, ein Lächeln des Entzückens verklärte noch sein Antlitz — und diese reine Seele schwebte hinüber, und der Entdecker des Mississippi, der treueste Diener der Königin des Himmels, der jemals unser Land durchzogen, ging dahin an ihrem auserwählten Tage und in ihrem Lieblingsmonde, um fortan ihr Lob im Himmel zu singen. Es war, wie er es gewünscht, ein Sonnabend, der 19. Mai des Jahres 1675.

Braucht es noch zu sagen, wie sie ihn hier begruben, wie sie über diesem höchst einsamen Grabe ein rohes

Kreuz errichteten, wie sie darauf niederknieten und überzeugt, daß er in seiner Glorie ihrer nicht vergessen könne, seine Fürsprache bei Gott anriefen? Oder wie in spätern Jahren die Kiskakons von Mackinaw den Leichnam ausgruben und in festlichem Trauerzug über die Wasser des Sees führten, und wie er dort auf Mackinaw liegt, dort in der Mitte des Inselkirchleins, der unsichtbare Wächter der Ottawa-Mission? —

So starb, sanft und ruhig, wie sein inneres Seelenleben stäts gewesen, der gottesfürchtige Marquette, ein Märtyrer seines rastlosen Eifers[1]). Aber die Illinois-Mission war darum doch nicht zu vergehen bestimmt. Allouez, der Gründer so mancher westlichen Sendposten, kam daher als der Auserwählte, um des Entdeckers Pläne auszuführen. Im October 1676 brach er auf, überwinterte unterwegs und erreichte dann im Frühjahre den Chicago. Hier schon ward ihm Willkommgruß mit der Friedens-

[1]) P. Jacob Marquette, geb. 1637 zu Laon, Picardie, im gegenwärtigen Departement Aisne, von altangesehener Familie. Er trat im Jahre 1654 in die Gesellschaft Jesu, war zwölf Jahre lang theils dem Studium, theils dem Lehramt hingegeben und ging dann nach Canada. Unter Druilletes lernte er indianische Sprachen und begab sich darauf nach dem Westen. Sein Wirken daselbst ist bereits gegeben. Immer thätig, heiter und demüthig, blieb er sich gleich im Leben wie im Tode — selbstvergessen, immer an sich zuletzt denkend. So finden wir seinen letzten Eintrag in das Journal: er bemitleidet die Pelzhändler ob ihrer Leiden. Von seinen eigenen aber sprach er nie. Seine Andacht zur Gebenedeiten Unbefleckten war ganz wundersam ungewöhnlicher Art. Er erreichte ein Alter von nur 48 Jahren. Sein Leben fieh in Spark's American Biography, vol. X. und ausführlicher in Shea's Entdeckung des Mississippi. XII.

pfeife von einer Bande von achtzig Illinois, welche ihn dann nach Kaskaskia geleiteten. Am 27. April kam er an, ward sofort in P. Marquette's Hütte eingeführt, berief darauf die Sachems, erklärte Ziel und Zweck seines Besuchs und entfaltete ihnen die Glaubensgeheimnisse; denn Alles mußte auf's neue begonnen werden, so verändert war das Dorf. Während Marquette nur Einen Stamm und vierundsiebzig Hüttenfeuer vorgefunden, traf sein Nachfolger Eingeborne von acht Stämmen in dreihundert einundfünfzig Hütten, welche den Fluß entlang auf schöner Präriefläche gereiht standen.

Allouez begann seine Sendung bei dem Oberhaupt einer Sippe, vor dessen Hütte er seinen kleinen Feldaltar aufbaute und ein Kreuz aufpflanzte. Mit größter Regsamkeit sammelte sich Alles hier herum, Jung und Alt, Säuglinge zur Taufe gebracht, größere Kinder zur Lehre.

Am 3. Mai, dem Fest der heiligen Kreuzerfindung, errichtete er in der Mitte des Dorfs ein Kreuz von fünfundzwanzig Fuß Höhe, welches lange Jahre stand, zu zeigen, daß Christus in diesem neuen Lande verkündet worden. So groß war der Eifer der Illinois, daß Allouez, kein Hinderniß einer bleibenden Mission mehr erblickend, ihren Bitten nachgab und fünfunddreißig Kinder und einen Erwachsenen taufte. Es war unklug, wie die Folge lehrte. Die Mission sollte zu seinen Lebzeiten noch nicht von fester Dauer sein. Er selbst ward aus dem Land vertrieben, und seine Widersager, so das Kreuz einen Stock nannten, konnten mit Hohn sagen, daß, die er getauft, in Abgötterei aufwüchsen [1]). Aber das Ende sieht der Weiseste

---

[1]) Le Clercq, Etablissement de la Foi; La Salle in Hennepin.

nicht voraus, und Allouez handelte gewiß nur nach reiflicher Ueberlegung.

Im Jahre 1678 ging er nochmals nach Kaskaskia, vorbereitet zu einem zweijährigen Aufenthalte: da kam der Irokesenstoß, die Illinois zerstoben, die Mission war gehemmt. Doch blieb er bis zu La Salle's Nahen im Jahre 1679. Ueberall den Jesuitenmissionären in die Quere kommend, war dieser Befehlshaber von jeher Allouez persönlicher Feind. Dessen sich wohl bewußt, däuchte es dem Glaubensboten das Beste, vor dem nahenden Sturm zu weichen, und mit schwerem Herzen zog er nach Mascoutens sich zurück, abwartend bis die Wolken wieder flöhen [1]).

Mittlerweile erreichte La Salle im December das Dorf, aber es war leer — Alles flußabwärts gezogen, den Bison zu jagen. Er kam den Westen zu colonisiren und aus dem Monopol des Pelzhandels Reichthümer anzuhäufen. Der Illinoisfluß sollte den ersten seiner Handelsposten erstehen sehen. Von großer Macht über die Indianerstämme, suchte er nun auch die Illinois zu gewinnen. Mit der Strömung hinabgleitend, kam seine Flotille, in Schlachtordnung gereiht, bei einer Flußkrümme plötzlich mitten in ihr Feldlager; es war am Haupte des Peoria-Sees, am 1. Januar 1680. Schnell war Vertrauen hergestellt, freundliches Einvernehmen angeknüpft, schnell das Aufwerfen eines Forts auf einer Anhöhe begonnen. Aber Mißgeschick durchkreuzte indeß La Salle's Pfad anderwärts. Sein Segelfahrzeug, das erste das die Wasser des Erie, Huron und Michigan durchschneiden sollte, sank; treulose

---

[1]) Hennepin, englische Ausgabe, 1697.

Agenten plünderten seine Vorräthe; er mußte nun zum Niagara zurück, durch die weite, unbekannte Ueberlandstrecke, während sein Lieutenant Chevalier de Tonty im neuen Fort zurück blieb.

Obschon La Salle's Vorwurf ein reines Handelsunternehmen war, blieb er doch nicht gleichgiltig in Religionssachen. Drei Sendboten vom Orden des heiligen Franciscus, der Barfüßerreform angehörend, hatten ihn begleitet. Es waren die PP. Gabriel de la Ribourde (der erste Superior der Barfüßer nach ihrer Rückkehr in Canada), Zenobius Membré und Ludwig Hennepin. Der Letztgenannte war schon vor La Salle's Aufbruch westwärts vorausgeschickt worden und kam nicht mehr nach Illinois zurück; die beiden Andern begannen sofort eine Mission. Jeder ward von einem Häuptling adoptirt, und beide mußten, als Tonty's Leute das Fort aufgaben, von der Gastfreundschaft, welche die Ankindung erlaubte, Gebrauch machen. Zenobius begann zuerst das Studium der Sprache, aber mit langsamem Erfolg, da er im Algonquinischen sich nicht vorbereitet hatte. Auch P. Gabriel that desgleichen, schon in hohem Alter stehend. Beiden war es ihr erster Versuch in indischer Mission, was Wunder, wenn sie abgeschreckt wurden? Wie es auch in unsern Tagen so Vielen ergeht, hatten sie die Sprechweise der andern Missionäre falsch aufgefaßt und, wenn bei diesen von großem Ergebniß die Rede ist, sich Kirchen voller Neophyten vorgestellt. Sie sollten nun durch die Erfahrung lernen, daß in den ersten Jahren ein Paar Bekehrungen schon ein glänzender Triumph seien. Sie aber machten deren gar keine, und der sonst so vortreffliche P. Membré verlor gänzlich den Muth. Er taufte einige sterbende Kinder und Erwachsene, sah aber noch

einen derselben apostatengleich unter dem Gaukelspiel der Medicin-Männer enden. Er besuchte ein Miamidorf, aber dieselben Aussichten boten sich auch hier. Niedergeschlagen wie er war, kämpfte er dennoch als pflichtgetreuer, ernster Gottesstreiter fort, der auch durch jedwedes Mißgeschick sein Sache bis zum Ende durchzufechten gedenkt.

Aber im September trat ein Umschlag ein, der alle Hoffnung vereitelte. Die Irokesen fielen wieder in's Land. Zu schwach, den schrecklichen Feind in ihren durch Abwesenheit von Streifpartien gelichteten Dörfern zu erwarten, flohen die Illinois und ließen ihre Gäste allein zurück. Tonty, Membré und Ribourde hatten nur noch den Ausweg nach der Grünen Bai, dem nächsten Posten, wo freundlicher Empfang zu hoffen war. Sie schifften sich auf dem Illinois ein, landeten aber bald wieder, ihr durch die Felsen beschädigtes Canoe auszubessern. Der alte P. Gabriel war abseits gegangen, um ungestört sein Brevier zu lesen; da stieß er auf eine Bande Kikapuhs, welche gegen die Irokesen im Felde waren — unbarmherzig ermordeten sie ihn. So endete ein frommer Mann, der, nachdem er früher das wichtigste Amt in seinem Orden bekleidet, in hohem Alter mehr seinen Eifer als seine Kräfte berathend, auf lange und gefährliche Fahrt sich eingeschifft, um der Kirche Seelen zu gewinnen[1]).

Seine Gefährten hatten ihn vergebens gesucht, und als alle Hoffnung geschwunden, ihre Fahrt fortgesetzt, welche sie nach großen Leiden endlich in der Jesuitenmission der Grünen Bai mit freundlichstem Empfange zum Ziele

---

[1]) P. Gabriel de la Ribourde, der letzte Sprößling eines edlen burgundischen Hauses, entsagte den Ehren der Welt, um in ein Franciskanerkloster, und in spätern Jahren den Bequem-

führte. So endete jene Barfüßer-Sendung unter den Illinois. P. Zenobius kam nochmals mit La Salle, als er den Mississippi hinabging, durch das Land, erwähnt aber keinerlei Umgangs mit den Eingebornen.

Im nächsten Jahre stellte Tonty das Fort wieder her und bewillkommte im Vollgefühl der Wichtigkeit eines Priesters auf einem solchen Posten freudig den P. Allouez, als dieser im Jahre 1684 mit Durantaye nach Illinois zurückkehrte. Der Grundlosigkeit des Verdachts von la Salle bald inne werdend, beredete er ihn zu bleiben, und so that er auch bis zum Jahre 1687, als die Ueberlebenden von des Ersteren unglücklichem Zuge zurückkehrten. Da sie die fälschliche Nachricht verbreiteten, der große Abenteurer lebe noch und sei nach Illinois unterwegs, ging Allouez wieder nach Wisconsin. Ueber diese Sendungen des P. Allouez haben wir keine Aufzeichnungen. Er starb im Jahre 1690 im Fort St. Joseph, reich an Tagen und Verdiensten, aber das Fragment, welches seines Todes erwähnt, sagt nichts über das Wirken seiner letzten Jahre [1]).

---

lichkeiten Europa's, um in die Wildnisse Canada's zu gehen. Er kam im Jahre 1670 hier an. In Fort Frontenac war es, wo ihn in seinen alten Tagen Hennepin beredete, La Salle's Zug sich anzuschließen. Er starb im siebzigsten Jahre seines Lebens, im vierzigsten seiner religiösen Laufbahn, während welcher er meist wichtige Posten bekleidete. Sieh **Hennepin**.

[1]) Von P. Claudius Allouez sind uns Zeit und Ort seiner Geburt unbekannt. Im Jahre 1658 kam er nach Canada, 1665 nach dem Westen und wirkte hier 25 Jahre bis zu seinem Tode. Sein Name ist unverlöschlich verbunden mit dem Fortschritt der geographischen Entdeckungen im Westen.

Auch P. Jac. Gravier [1]) hatte schon Illinois besucht, aber ohne bleibenden Beruf. Der Superior der Jesuiten erwählte nunmehr nach Allouez Tode zu seinem Nachfolger den später berühmten P. Sebastian Rale, welcher Quebeck im August 1691 verließ, aber erst im nächsten Frühjahre das große Illinoisdorf erreichte.

Bei seiner Ankunft im ersten Dorfe (es bestand aus dreihundert Hütten, jede mit vier bis fünf Feuern und doppelt so vielen Familien) ward er vom obersten Häuptling zu einem feierlichen Bankette eingeladen, so man ihm zu Ehren gab. Aber so gütig sein Empfang war, fand er, daß der Glaube erst nur winzigen Fortschritt gemacht. „Es wäre weniger schwierig gewesen, die Illinois zu bekehren," sagt er, „hätte ihnen „das Gebet" die Vielweiberei erlaubt. Wohl anerkannten sie, das Gebet sei gut, und waren entzückt, wenn man ihren Weibern und Kindern Unterricht ertheilte; aber wenn wir jenen heikeln Gegenstand bei den Männern auf's Tapet brachten, da fanden wir wie schwer es war, ihrer Unbeständigkeit Herr zu werden und sie zu bewegen, sich mit Einem Weibe zu begnügen." „Es gibt Keinen," fügt er bei, „selbst unter den Medicin-Leuten, diesen schlimmsten aller Glaubensfeinde, der nicht gerne seine Kinder zur Lehre und Taufe schicke."

In jungen Missionen ist die beste und sicherste Frucht immer die Taufe der Kleinen; doch auch Erwachsene ließen sich herbei, bald in beträchtlicher Zahl, und der Eifer Solcher war dann derart, daß sie eher jede Marter ertragen, als dem Glauben entsagt hätten. Regelmäßiger

---

[1]) Catal. Prov. Franciæ S. J. 1688.

Gottesdienst ward allmälig eingeführt, täglich heilige Messe gelesen, Morgen- und Abendandacht gehalten.

Nach zweijährigem Aufenthalte unter den Illinois ward P. Rale zu den Abenaken, seiner ursprünglichen Heerde, zurückberufen, und P. Gravier nahm wieder seine Mission auf. Er war der Erste, welcher die Sprache gründlich analysirte und ihre Grammatik feststellte, welche spätere Missionäre bis zur Vollkommeuheit brachten, dabei wohl zugebend, daß ihre Arbeit nur breitere Entrollung von Gravier's Meisterskizze sei [1]). Als Glaubensbote erfuhr er großen Widerspruch der Zauberer, die mehrmals sein Leben bedrohten; doch so mild und duldsam sein Wesen war, hielt er mit festem Herzen an der Säule seiner Pflicht. Wir besitzen von seiner Mission eine Tagebuch vom 20. März 1693 bis zum 15. Februar 1694, welches einen guten Begriff von seinem Wirken gibt.

Die Mission war in der Nähe des französischen Forts, und innerhalb desselben seine erste Capelle; aber nach einer Ueberwinterung unter den Miamis baute er sich ein neues Gotteshäuslein außerhalb, auf einem den Indianern bequemeren Platze, eröffnete es im April und pflanzte vor ihm unter dem Freudenruf und Musketenfeuer der Franzosen ein hochragendes Kreuz auf.

Die Peorias zählten bereits mehrere glühendeifrige Christen. Auch in der Abwesenheit ihres Pfarrers versammelten sich die Männer zu den Tagsgebeten in der Capelle; nach ihnen kam die Reihe an die Weiber und

---

[1]) Keines seiner Werke ist mehr vorhanden. Ein Catechismus und Wörterbuch war vor Jahren noch da, scheint aber verloren gegangen zu sein.

Kinder, welche öffentlich zum Gebete gerufen wurden. Der oberste Häuptling jedoch, selber ein Medicin-Mann, that alles, um das Volk abspänstig zu machen, und suchte die Verläumdung, daß Gravier die Sterbenden vergifte, (wie alt und weit verbreitet war sie doch!) durch falsche Zeugen zu erhärten; auch unterstützten die Franzosen im Handelsposten, welchen bei ihrem ausgelassenen Leben das Censoramt des Geistlichen eine höchst unbequeme Sache war, solch' schnöde Verunglimpfung. Während des Jahres aber heirathete Ako, wahrscheinlich P. Hennepin's Begleiter auf seiner Mississippi-Reise, Marien, die Tochter des Häuptlings der Kaskaskias, und dieser Umstand, erst eine Quelle der Verfolgung, ward zuletzt zur großen Stütze für P. Gravier und seine Mission.

Als Ako sie zur Ehe begehrte, erklärte sie, weit entfernt, durch die Verbindung mit einem Franzmann sich geschmeichelt zu finden, ihren Aeltern den Wunsch, nicht zu heirathen, indem sie bereits ihr ganzes Herz Gott geschenkt und es fürder nicht mit einem Andern theilen könne. Dies wiederholte sie noch bei dem Gang zur Capelle, wo Gravier ihr die Willensfreiheit, zu heirathen oder nicht, erklärte. Gravier für ihren geheimen Rathgeber haltend, beschlossen Ako und der Häuptling, ihn zu nöthigen, entweder die heilige Handlung zu vollziehen, oder den Ort zu verlassen. Der Vater entkleidete seine Tochter und jagte sie aus seiner Hütte: dann einen Rath der Häuptlinge der vier nächsten Dörfer berufend, trat er gegen den Missionär auf und beredete sie leicht, Befehl gegen den Kirchenbesuch ihrer Angehörigen zu erlassen. Dessen ungeachtet kamen fünfzig Peorias und mehrere Kaskaskias zum Gebet, und der furchtlose Gottesmann durchschritt nach wie vor die Dörfer, die Gläubigen zur

gewohnten Stunde laut aufzurufen. Da dieser erste Schritt nicht fruchtete, blockirten die Häuptlinge zunächst die Kirchenpfade; aber auch auf Umwegen kommt man überall in Gottes Haus. Da trat ein Anführer während der Andacht mit geschwungenem Tomahawk ein und gebot mit drohendem Ton die Räumung der Capelle. Gravier befahl ihm seinerseits, den Ort zu verlassen, und da die treuen Christen fest blieben, mußte der Eindringling getäuscht abziehen. Solche Gewaltthätigkeit im Hause des Herrn konnte sein Diener nicht dahin gehen lassen: er wendete sich an den Commandanten des Forts, wurde hier aber, in der eigenen Gegenwart der Indianer, mit Vorwürfen und Anklagen überhäuft. Dergestalt jeder Unbill preisgegeben, konnte der Missionär nur still die Verblendung beklagen, die solchen Sturm geweckt. Mittlerweile floh das arme Illinoismädchen, welches durch seine Beharrlichkeit so vieles Unheil heraufbeschworen sah, zu Gravier. Sie zitterte, sich selbst und ihren Stamm eines Seelenhirten beraubt zu sehen. „Vater!“ rief sie aus, „ich habe einen Gedanken, und weiß nicht, ob er gut. Willige ich in die Heirath, dann wird mein Vater auf Dich hören, und so werden dann Alle thun. Mich verlangt, Gott zu gefallen: werde ich nicht Jesu auch wohlgefällig bleiben, wenn ich aus Liebe zu Ihm gegen meine Neigung einwillige? Sage, wird dies das Rechte sein?“ Gerührt von ihrer naiven Frömmigkeit, billigte der Missionär ihren Gedanken. Sie ward Michael Ako's [1]) Eheweib, der Vater gab sich zufrieden und widerrief öffent-

---

[1]) Auch d'Acau geschrieben. Den Mitgliedern von La Salle's romantischer Fahrt verlieh der König die Adelswürde.

lich Alles, was er gegen den Schwarzrock gesagt. Und ein tugendsam musterhaft Weib ward sie obendrein und bekehrte auch noch ihren Mann von seiner bekannten verworfenen Lebensweise. Als das Unglück ihn überholte und der Volkshaß gegen ihn sich erhob, da war Religionsübung und sein frommes Weib noch sein einziger Trost.

Nicht minder war es diese auserlesene Seele für den Missionär. Ihre Liebe zu Jesu, ihre Andacht zu Maria, ihr Eifer für Bekehrung ihrer Landsleute waren ganz ungewöhnlicher Art, und konnten nicht verfehlen, bei der Stellung ihres Vaters wunderbaren Einfluß auf den Stamm auszuüben und dem Christenthum einen noch nie erlangten festen Halt zu geben. Die Bekehrung ihrer Aeltern war nunmehr ihre große Aufgabe. Lang blieben sie taub, mit alter Bitterkeit gegen Gravier erfüllt, bis der reuige Schwiegersohn seine Anklagen gegen die Glaubensboten widerrief. Nun ließen sie den Missionär kommen, begehrten den Unterricht. Da wurden die Oberhäupter der verschiedenen Dörfer zu öffentlichem Bankett geladen, da entsagte der Kaskaskia-Sachem offen allem Aberglauben und drang in sie, nicht länger ihr eignes Glück und die angebotene Gnade des Christenthums zu verscherzen. Sein Weib sprach ähnlicher Weise die Frauen an: endlich konnte Gravier ihre Dörfer durchschreiten und Alle zu Zeugen der feierlichsten Taufe zusammenrufen.

Wohl erstanden neue Feinde, als Krankheit im Sommer ihre Dörfer verödete. Sie hießen Gravier „der Schwarzvogel des Todes“ — da war er wieder die Quelle alles Unheils, die Ceremonien die Zielscheibe des bittersten Spottes; aber er beharrte furchtlos unter allen Drohungen. Stark durch des Häuptlings Stütze, setzte er seinen Kampf mit den Medicin-Männern fort, hielt

Christenversammlungen selbst in deren Hütten, um dem Argwohn alle Gelegenheit zu nehmen, und warf die heidnischen Stangen mit ihren aufgehängten Hunde- und andern Opfern nieder.

Während der Abwesenheit des Stamms auf den Winterjagden versammelte Madame Ako regelmäßig die Kinder, erklärte den Catechismus und that der Mission große Dienste. Gravier benützte zu andern Jahrszeiten bei seinem Unterrichte Kupferstiche mit Scenen des alten und neuen Testaments zu mündlichem Vortrag. Madame Ako lernte bald die bezügliche Erklärung zu jedem Kupfer und schaarte nicht nur ihre Kinderclasse, sondern selbst die Aeltesten des Dorfs um sich, denn sie konnte sich verständlicher machen, als der Missionär. So groß war der Aufschwung, welchen das Christenthum durch diese Mittel nahm, daß Gravier beim catechetischen Unterricht, den er jeden Abend zwei Stunden lang gab, drei Viertheile des Dorfs Kaskaskia um sich versammelt sah, Alt und Jung, Häuptlinge und Matronen, alle bereit, die Fragen des Catechismus zu beantworten, alle begierig, ein Merkmal von des Missionärs Zufriedenheit zu erlangen, während die Kinder in den Dorfgassen Graviers selbstgesetzte Hymnen sangen.

Dies genüge als kurzer Blick auf die Illinois-Mission im Jahre 1693. In acht Monaten dieses Jahrs taufte der Glaubensbote 206 Seelen, freilich viele davon Kinder, die kurz nach der Geburt starben, oft nur mittelst unschuldiger Kriegslist getauft.

Hartnäckiger zeigten sich die Peorias. Gerne hätte er auch Tamaroa und Cahokia besucht; aber er war allein im Land, und als die Osagen und Missourier, Leute von

anderer Zunge ihn einzuladen kamen, konnte er nur versprechen, sein Möglichstes zu thun, um bis zu ihren Wohnsitzen vorzudringen [1]).

Sein Name erscheint noch in einem alten Taufregister vom 20. März 1695 bis 22. Febr. 1699. Später ward er nach Mackinaw zurückberufen.

Sein Nachfolger war P. Julien Binneteau, den wir schon in Maine und am St. Laurentius gesehen. Er folgte dem Stamm zu den Hochlandebenen von Missouri und zog sich in der Sommerglut der hochgrasigen Prärien ein tödtliches Fieber zu. Er starb in den Armen des P. Gabriel Marest, der eben erst von der Hudsons-Bai aus englischer Gefangenschaft gekommen.

Die Franzosen hatten mittlerweile unter Iberville die Mündung des Mississippi auf dem Seeweg erreicht und beabsichtigten dort eine Ansiedlung. Im Jahre 1700 finden wir P. Gravier wieder, an der Mündung des großen Stroms, die Ankunft der französischen Schiffe und mit ihnen Vorrath für seine Illinois-Mission erwartend. Eine Verbindung zwischen dem Lande Illinois und dem Fort Bilori *) war nunmehr eröffnet.

Fernere Arbeiter in diesem Felde sind die PP. de Lymoges (erst unter den Oumas am Untern Mississippi), Bovie und Franc. Pinet, welcher die Tamaroa-Mission gegründet und solchen Himmelssegens sich erfreute, daß seine Kirche die Besucher nicht alle fassen konnte. Er starb im Jahre 1704.

---

[1]) **Journal de la Mission de l'Jmmaculée Conception de Notre Dame aux Illinois, 15. Feb. 1694. M. S.**

*) Sieh Anhang 20.

Gravier kehrte nach Peoria zurück und erneute seine dortige Thätigkeit; aber in einem von den Medicin-Leuten angestifteten Aufruhr ward er gefährlich verwundet und rettete mit knapper Noth sein Leben. Er fuhr nach Mobile hinab und erreichte es am 17. Januar 1706, wo seine durch die lange Flußreise verschlimmerte Wunde einen tödtlichen Verlauf nahm [1]).

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Illinois-Mission. (Fortsetzung.)

Die Priester der Auswärtigen Missionen. — Montigny. — Bergier in Cahokia. — Seine Prüfungen und sein Tod. — Mermet am Ohio. — De Ville unter den Peorias. — Miami-Mission St. Joseph. — Der berühmte Jansenist Varlet. — Ueberblick der Mission. — Charlevoix' Besuch. — P. le Boulanger und seine Werke. — Uebersiedelung der Illinois zum Mississippi-Ufer. — Chicago. — Lobrede auf die Glaubensboten. — P. Doutreleau's knappes Entrinnen. — Glorreicher Tod von P. Senat. — Abnahme der Missionen. — Kriegsperiode. — Gibault, Kettenglied der alten und neuen Missionäre. — Flaget. Rivet. — Piskewah. — Das indianische Element in der französischen Bevölkerung.

Die Illinois-Mission, durch den Verlust der alten Arbeiter gelichtet, lag nun auf den Schultern von Marest und P. Jac. Mermet, dessen Name zuerst mit 1700 erscheint. Sie waren der großen Last nicht stark genug. Aber Coadjutoren erschienen aus einem Institut, welches

[1]) La Harpe in Louisiana Hist. Coll. P. Jac. Gravier soll zu Lunel in Languedoc geboren sein. Er war zuvor in Sillery, dann in der Illinois-Mission von 1688 bis zu seinem Tode 1706. Einige seiner philologischen Werke sollen im Besitz der vormaligen Ethnologischen Gesellschaft von New-York gewesen sein.

seinen Ursprung der Gesellschaft Jesu verdankt. Das Seminar der Auswärtigen Missionen in Paris entsprang aus einer Sodalität der Gebenedeiten Jungfrau, wie deren die Jesuiten allenthalben gründeten. Eine seiner frühesten Zierden war Laval, der erste Bischof von Quebeck, welcher ein ähnliches Seminar an seinem Bischofssitze schuf. Seiner Bestimmung eingedenk, wandt' es seine Blicke bald nach dem Westen, und schon im Jahre 1699 ging Franc. J. de Montigny, Generalvicar von Quebeck, mit Antoine Davion nach dem Mississippi ab und erreichte Biloxi im Juli.

Andere folgten nach, und nun ward Tamaroa, P. Pinet's Mission, ihrer Obhuth anvertraut. Die Bewilligung eines Landstrichs sicherte der Mission Dauer, und lange Jahre trug sie auch gute Früchte. Der erste Geistliche des Postens Cahokia, wie man allgemeiner den Ort nannte, war Mr. Joh. Bergier. Wohl ein Mann von Verdienst und höchst strengem Lebenswandel, aber indischer Sitte ungewohnt und der Sprache unkundig, kam er bald in Schwierigkeiten. Die Medicin-Männer, von Pinet eingeschüchtert, wußten ihre Gelegenheit abzuwarten, um die alte Oberhand wieder zu gewinnen. Aber Bergier ward seiner Gegner dennoch bald Mannes genug. Er stellte den gestörten Frieden der kleinen Kirche wieder her und sah seine Heerde wieder wachsen. Auch P. Marest kam ihm von Kaskaskia aus zu Hilfe, welches Dorf bereits seine heutige Lage bleibend angenommen [1]); Bergier war unwohl gewesen, hatte sich aber wieder aufgerafft,

---

[1]) Im südlichen Illinois, ein Paar Stunden vor der Mündung der Kaskaskia in den Mississippi, in dem reichsten Alluvialboden. Anmerk. d. Uebers.

den Jesuitenpater zur Heimkehr gedrängt, als ihn ein Rückfall ereilte: er bereitete sich zum Tode und ging auch kurz darauf ein in die Freude des Herrn, das Crucifix an seine Lippen gepreßt. Während die Zauberer einen Triumphtanz aufführten und sein aufgepflanztes Kreuz niederbrachen, eilten christliche Läufer zu Marest, der zurück kam, seinem geschiedenen Mitarbeiter die letzte Ehre und Amtspflicht zu erweisen.

Wir sehen also zu dieser Zeit zwei regelmäßige Missionen, die eine zu Tamaroa, die andere zu Kaskaskia. P. Mermet war indeß an einem neuen französischen Posten am Ohio unter einer Horde Mascoutens; da gab es viel Arbeit um Nichts. Peoria war unbesetzt; zur Strafe für ihre Grausamkeit gegen Gravier waren die Indianer hierorts vom französischen Handel ausgeschlossen worden. Bei Marest's Wiederbesuch zeigten sie sich demüthig und schuldeingeständig und baten unter großen Versprechungen um Erneuerung der Mission. P. de Ville, ein neuer Ankömmling, ward dazu erlesen. Eifrig und talentvoll, und was mehr werth, auch die Indianer zu gewinnen verstehend, brachte er die Anstalt bald in Flor.

Noch bestand eine gemischte Mission am St. Josephsfluß. La Salle hat auf seinem Weg zum Mississippi hier ein Nothfort gebaut und weilte eine Zeitlang daselbst. Bald nach ihm lagerte sich eine Bande Miamis auf dem nördlichen, eine Horde Pottawatomis auf dem südlichen Ufer in der Nähe des Forts. P. Chardon hatte da seine Station im Jahre 1711, ein sprachfertiger Mann. Es war die erste Miami-Mission [1]).

---

[1]) Die Miamis wohnten damals in drei Dörfern, am St. Joseph, am Maumee (spr. Mohmi) und am Wabash.

Auch Tamaroa blieb nicht lang unbesetzt. Als Bergier's Nachfolger kam im Jahre 1712 Dom. Maria Varlet, ein Doctor der Sorbonne, dessen spätere Laufbahn der Kirche zum Aergerniß geworden. Nahebei sechs Jahre ein thätiger und eifriger Illinois-Missionär, bekannte er bei seiner Rückkehr nach Europa, wo er als Coadjutor von Babylon zur Bischofswürde gestiegen, im Jahre 1718 seine Jansenistischen Grundsätze, ward das Haupt der schismatischen Kirche von Utrecht und starb bannstrahlgetroffen, abgesetzt, excommunicirt von drei aufeinanderfolgenden Päpsten [1]).

Geben wir eine kurze Uebersicht von der Lage und dem Erfolg dieser Missionen bis zum Jahre 1721. Auch zu dieser Zeit war das ganze Illinoisvolk noch lange nicht bekehrt. Wenige Peorias hatten vor dem Kreuze sich gebeugt, und in Tamaroa bestand noch eine machtvolle Heidenpartei. Die Christen aber bildeten doch die eigentliche Blüthe des Volks. Vor ihrer Bekehrung grausam und ausschweifend bis zu einem erschreckenden Grade, hatten die Illinois unter dem Einflusse des milden Jesuglaubens ihre wilden Gebräuche gesänftigt und wurden so sittenrein, daß die französischen Ansiedler sich häufig ihre Weiber aus den indianischen Dörfern holten. Diese Zwischenheirathen werden als so zahlreich geschildert, daß wir die Franzosenfamilien der Gegenwart in Indiana und Illinois ge-

[1]) Noch im Jahre 1717 war er in Quebeck. Er starb im Jahre 1742. S. **Feller, Diction.**

Rohrbacher, Histoire Gen. de l'Eglise. XXVII. 155.

Nach **Noiseux**, einer sehr bestrittenen Autorität, war zur selben Zeit auch der Hochwürd. Phil. Boucher bei der Illinois-Mission im Fort St. Louis.

wissermassen als Repräsentanten der alten Illinois=Indianer ansehen dürfen, deren Blut so reichlich in ihren Adern rollt.

Doppelter Art war, wie bei den Abenaken in Maine, das Feld des hiesigen Missionärs — das Dorf zu einer Jahreszeit, der Jagdgrund oder die Fischplätze zu der andern: dergestalt theils stätig, theils nomadisch. Die Illinois hatten zwei große Büffeljagden: die kurze aber harte Sommerjagd auf den verbrannten Hochlandflächen, und die vier bis fünf Monate dauernde Winterjagd. Alle Banden entfernten sich zeitweis in ihre Bisonreviere, nur etliche Kaskaskias zogen bleibenden Wohnsitz vor. Der Missionär hatte seiner Jägergemeine zu folgen, und unglaublich war die Mühsal beim Besuch der über Busch und Prärie weit und breit zerstreuten Jagdschuppen. Die vom Glaubensboten zu weit Entfernten versammelten sich Abends in einer großen Nothhütte: hier hörte sie die Wildniß in ihrer eigenthümlichen Singweise den allen katholischen Convertiten so theuern Rosenkranz beten, hier erklang durch die Winternacht das Ave von den Lippen rauher Büffeljäger.

Größeren Trost bot dem Glaubensboten natürlich das Dorf mit seiner heimischen Regelmäßigkeit. „Früh am Tage,“ sagt Marest, „versammeln wir die Catechumenen in unserm Kirchlein, allwo sie beten, Unterricht empfangen und Hymnen singen; bei ihrem Abgang wird für die Christen die heilige Messe gelesen, wobei sie wie in allen indianischen Kirchen sitzen, nach dem Geschlecht getrennt, zu beiden Seiten; dann Morgengebet und eine Belehrung, worauf sie sich nach ihrem Beruf zerstreuen.“ Des Missionärs Tagewerk aber begann an den Krankenlagern, und hier war er eben so häufig des Leibes wie

der Seele Arzt. Nachmittags gab es gewisse catechetische Stunden, wo die Religionswahrheiten Alt und Jung so lang eingeprägt wurden, bis sie Theil ihres ganzen Sinnens und Denkens und allgemach Gegenstand mündlicher Ueberlieferung im Stamme wurden: denn so nur kann ein Volk zu Christen gemacht werden. Bei Sonnenuntergang füllte sich die Capelle abermals, das Abendgebet hub an und Wechselgesang schloß fromm, wie er begonnen, den Tag. Sonn- und Feiertage sahen schon größere Andacht und der Sonnabend einen umdrängten Beichtstuhl: denn die meisten katholischen Illinois empfingen alle vierzehn Tage den Leib des Herrn.

Im Jahre 1721 kam Vater Charlevoix bei seiner großen, halb weltlichen, halb geistlichen Botschafterfahrt hier auf Besuch bei den verschiedenen Missionen.

Am St. Josephsflusse waren sie beinah alle Christen, aber durch langes Entbehren eines Seelenhirten großer Unordnung anheimgefallen.

Peoria war seit P. Louis de Ville's Abgang wieder ohne Missionär und beinahe völlig in Heidenthum versunken. Doch nicht ganz hoffnungslos. Der oberste Häuptling trug noch auf seiner Brust ein Kreuz und ein Bildchen der Gebenedeiten. Er hatte dieses wo gefunden und trug es als Talisman, als er gehört, es stelle die Mutter des Großen Geistes vor, das Kind in ihren Armen erlöse das Menschengeschlecht, und sie helfe den Christen, wenn angerufen in der Stunde der Gefahr. Er glaubte daran. Eines Tages legte ein lauernder Fuchs-Indianer auf ihn an; seine eigene Flinte war ungeladen: da rief er zu Marien. Fünfmal versagte das Feuer dem Fuchs, und da der Peoria nunmehr Gewehr im Anschlag vor ihm stand, ergab er sich, und der Geweihte Maria's führte selben

im Triumph nach dem Dorf. Bei Charlevoir' Besuch war des Häuptlings kleine Tochter am Sterben, und er brachte sie dem berühmten Reisenden zur Taufe [1]).

Die Hauptmissionen waren zur Zeit an den Ufern des Mississippi. Die Cahokias und Tamaroas unter den Priestern der Auswärtigen Missionen; die Kaskaskias, christlichen Peorias und Metchigameas (die Marquette am Arkansas gefunden) noch unter den Jesuiten. Marest scheint zurückberufen gewesen zu sein; einige Jahre später wird der Tod dieses mit der Illinoismission so eng verknüpften Geistlichen gemeldet.

Cahokia lag an einem kleinen Flusse eine Meile vom Mississippi, welcher sich mählig von diesem Ufer zurückzog, ein großes Dorf, zwei Stämme umfassend. Die beiden dortigen Glaubensboten waren einst in Quebeck P. Charlevoir' Zöglinge gewesen. Der Eine hieß Dominic. Thaumur de la Source; Le Mercier, der Andere, schwacher Gesundheit, streng gegen sich, voll Milde gegen den Nebenmenschen, kämpfte mit einer Sendung, welche über seine Kräfte zu gehen schien, der er jedoch viele Jahre vorstand, denn noch im Jahre 1739 wird er genannt.

Kaskaskia war eben getheilt worden: eine Mission, die zahlreichere, lag ungefähr eine halbe Stunde vom alten Fort Chartres entfernt, einen Büchsenschuß vom Strome. P. Jos. Ign. le Boulanger leitete sie, ein Mann von großem Takt und wunderbarer Sprachfertigkeit. Sein Illinois-Catechismus und seine geistlichen Anleitungen in derselben Mundart galten als Meisterstücke. P. de Kereben stand ihm als Hilfspriester zur Seite. Das zweite Kaskaskiadorf, sechs Meilen landeinwärts, stand unter dem

[1]) Charlevoix, VI. 129.

Superior P. Joh. Carl. Guymonneau, und das Franzosendorf unter dem Fort hatte als Pfarrer den Jesuiten P. de Beaubois.

Die Illinois waren nunmehr beinahe alle Christen und von großer Anhänglichkeit an die Franzosen. Sie bauten den üppigen Boden auf ihre hergebrachte Art und Weise, zogen Geflügel und Hornvieh und verkauften es den Franzosen. Die Weiber waren gewandt; sie woben aus Büffelhaar einen schönen glänzenden Zeug, welchen sie bunt und lustig färbten und zu ihrem Anzuge verarbeiteten: der feine Zwirn dazu, auch von ihrer eigenen Handarbeit, zeugte von großem Scharfsinn [1]).

Im folgenden Jahre beschlossen die Illinois „vom Felsen" und vom Pimiteouy, durch stäte Anfälle der Fuchsindianer beunruhigt, ihre alten Dörfer [2]) zu verlassen und sich ihren Landsleuten am Mississippi anzuschließen. Es war die verborgene Hand der Vorsehung, so sie dahin wies: sie waren zu weit entfernt vom Bereiche der Glaubensboten gewesen. Hier wurden sie bald alle Christen, und jener Häuptling, der so großes Vertrauen auf Maria bewiesen, war ihr Führer zu den neuen Wohnsitzen.

Louisiana erhob sich bereits zu größerer Bedeutung, ward eine geregelte Colonie, und Illinois seiner Regierung untergeben. Nach erstmaligem Mißlingen setzten sich die Jesuiten nunmehr an der Mündung des Mississippi fest, und ihr Superior in Neu-Orleans bekam die Oberaufsicht der Illinois-Missionen. Die Glaubensboten kamen von nun an den Mississippi herauf in's Land. In den

---

[1]) Charlevoir.

[2]) Bei Buffalo Rock (Büffelfels), La Salle County, Ill.

Jahren 1725—27 sehen wir die PP. de Beaubois, de Ville, Dumas, Tartarin und Doutreleau hier zu Berg fahren.

Die christlichen Illinois fuhren auch häufig nach Neu-Orleans hinab, und le Petit schreibt Erbauliches über eine solche Partie unter Anführung ihres vortrefflichen Häuptlings Chicago. „Sie entzückten uns,“ sagt er, „durch Frömmigkeit und musterhaften Wandel. Jeden Abend erklangen ihre Wechselchöre zum Rosenkranz, jeden Morgen hörten sie meine heilige Messe. Sonn- und Feiertags sangen sie dazu die für den Tag passenden Hymnen. In beiden Testamenten sind sie wohl bewandert. Man sieht, ihre Missionäre lassen sie nicht in Unwissenheit aufwachsen: sie impfen ihnen ein was gründlich und wesentlich ist, und das auf eine eben so gesunde, als belehrende Weise.“

Chicago war in Frankreich gewesen und hatte die Vortheile des civilisirten Lebens kennen lernen. Ein anderer Häuptling, da er die Ursulinerinnen mit ihren Zöglingen sah, sagte zu einer: „Ich sehe, Ihr seid nicht Nonnen umsonst. Ihr seid wie unsere Väter, die Schwarzröcke, und arbeitet für Andere. Ach, hätten wir drei oder vier von Euch, unsere Weiber und Töchter bekämen mehr Verstand!“ „Wohlan,“ sprach die Mutter Oberin, „wähl' Eine, so Dir gefällt.“ „Nicht ich habe die Wahl,“ erwiederte der ächt christliche Indianer, „sondern Du, die Du sie kennst; denn die Wahl sollte auf Die fallen, welche Gott am wohlgefälligsten ist.“

Wir haben bisher die Missionäre selber oder Mitglieder ihrer Orden sprechen lassen. Hören wir auch was ein Officier der französischen Marine in Louisiana schreibt: „Nichts ist erbaulicher, als das Benehmen und der unermüdliche Eifer der Jesuiten bei Bekehrung dieser Stämme.

Es gibt heute Illinois=, Apalachen=, sogar Choctah=Christen. Malt Euch nur einen solchen Jesuiten=Missionär geradezu als einen Helden aus. Vierhundert Stunden weit weg in der Tiefe der Urwälder, ohne Vorräthe, oft ohne alle Hilfsquellen, nur der Gastfreundschaft von Menschen so Gott nicht kennen anheimgegeben, gezwungen, wie sie zu leben, ganze lange Jahre ohne Nachricht aus seinem Vaterlande, unter Menschen, die es nur der Gestalt nach sind, ohne Hilfe oder Gesellschaft in der Stunde der Krankheit, jeden Augenblick der Gefahr ausgesetzt, allein umzukommen, oder von blutiger Hand zu fallen! Und doch ist dies das tagtägliche Leben dieser Patres in Louisiana und Canada, allwo schon so Viele für den Glauben ihr Blut vergossen [1]) [*])."

Und jenen blutigen Pfad der canadischen Missionäre sollte Louisiana bald auch die seinigen betreten sehen. Vor der Hinabfahrt Chicago's (er und seine frommen Begleiter waren eine Kriegspartie) waren die PP. Poisson und Souel im Aufstand der Natchez getödtet worden. P. Doutreleau von der Illinois=Mission wäre beinah in das Blutbad mit eingeschlossen worden. Es war am 1. Januar 1730, als er an der Mündung des Yazoo (spr. Jässüh) landete, um seine heilige Messe zu lesen. Ein roher Altar ward errichtet, der Missionär begann sich zu kleiden, während die Bootsleute am Ufer schlenderten und nach wildem Geflügel schossen. Da kamen Indianer heran. „Qui vive?" „Yazoos, Freunde der Franzosen" klang es entgegen. Sofort knieten alle, Franzosen und Indianer, vor dem Altare nieder. Gerade als der Priester den glorreichen Gesang

---

[1]) Relation de la Louisiane: Amsterdam.

[*]) Sieh Anhang: der Missionär in des Wilden Hütte.

der Engel zu Bethlehem beginnen wollte, feuerten die hinten knieenden Indianer, tödteten einen der Bootsleute und verwundeten den Missionär in den Arm. Seine Begleiter flohen zum Boot, aber Doutreleau kniete nieder, den Todesstreich zu empfangen. Nachdem sie aber zweimal gefeuert und zweimal ihn verfehlt, sprang er auf die Beine, wickelte die geheiligten Gefäße in das Altartuch und floh, gekleidet wie er war, dem Ufer zu. Das Boot war schon abgestoßen, aber der Glaubensbote, obschon nochmals verwundet, erreichte es doch noch, ergriff das Steuer und hieß seine Gefährten ihre Handruder kräftig führen. Die Hoffnung des Entrinnens war beinahe zu schwach, um den Nerven ihrer Arme Kraft zu geben, denn zwei waren verwundet, alle unbewaffnet und beinahe ohne alle Lebensmittel. Tod von Erschöpfung oder Hunger schien ihre einzige Aussicht, konnten sie auch aus der gefährlichen Nähe kommen; aber ihr Vertrauen war auf Gott gestellt. Eine Stunde lang kamen die Yazoos in heißer Verfolgung nach; es knallte einmal um's andere; die Franzosen ruderten fort und fort und kamen endlich weit genug voraus, um das französische Feldlager in Tonicas soweit noch glücklich zu erreichen.

Schrecklicher war das Loos des P. Senat, eines andern Illinois-Missionärs. Während des Natchezkriegs griffen die Franzosen und Illinois die Verschanzungen der Chickasahs an. Senat ging hier als Feldcaplan mit. Erfolg begleitete den Anfang; aber bei'm dritten Fort wichen die wilden Verbündeten, und die Franzosen wurden umzingelt. Wenige hauten sich durch; der Rest fiel in die Hände der Chickasahs. Noch wurden diese von Louisiana aus gedrängt, und sie schonten deshalb noch eine Zeitlang ihrer Gefangenen. Unter diesen war auch „der edelherzige

Senat, welcher hätte fliehen können; aber blind für die Gefahr und desto offneren Auges für seine Pflicht war er auf dem Kampfplatz geblieben, der Verwundeten letzte Seufzer entgegenzunehmen.“ Während ihr Schicksal noch unentschieden zitterte, erfuhren sie keine schlimme Behandlung; als aber Bienville's Corps nach Louisiana sich zurückzog, da wurden die Kriegsgefangenen hinausgeführt, an allen Vieren an Pfähle gebunden und mit der ganzen Raffinerie indianischer Grausamkeit hingerichtet. Ein Einziger blieb verschont, ihre Geschichte zu erzählen. Nur so viel wollen wir davon sagen, daß der todgeweihte Jesuit bis zum Letzten seine Schicksalsgefährten ermahnte, mit Geduld und Muth zu leiden — ihren Glauben und Frankreich zu ehren!

Die Illinois-Mission begann nun abwärts zu gehen: die Mißregierung Louisiana's berührte das ganze Missisippithal. Da war das Fort Chartres mit seiner ausgelassenen Soldatenschaft, da war freier Branntweinverkauf an die Indianer, dazu noch unglückliche Kriege — und der Stamm schmolz rasch hinweg. Im Jahre 1750 bestanden nur noch zwei indianische Missionen, beide unter den Jesuitenpatres: eine mit sechshundert Indianern unter den PP. Franz Xav. de Guienne und Ludw. Vivier, die andere kleinere unter P. Seb. Ludw. Meurin, wahrscheinlich in Vincennes [1]). Die Priester vom Seminar der Auswärtigen Missionen versahen nur noch die französische Pfarrei Cahokia. Noch ein drittes Illinoisdorf bildete den Rest des ganzen Volkes, welches bereits keine dreihundert Krieger mehr stellen konnte.

---

[1]) In Vincennes finden wir Patres von 1749—1763. Julian Duvernay machte hier den Beschluß der Jesuiten.

Die Miami-Mission St. Joseph blühte noch unter P. Joh. Bapt. Lamorinie, und unter den Weas, bei'm heutigen Städtchen Lafayette, finden wir den P. Peter du Jaunay.

Zwölf Jahre später kam Choiseul's Regiment mit seiner Jesuitenvertreibung und Ueberlieferung der Colonien an England und Spanien. Das Centrum der Mission in Neu-Orleans ward im Jahre 1762 unterdrückt, und der Illinois-Mission alle Wiederverstärkung abgeschnitten. Ein Theil des Jesuiteneigenthums im Lande war von der französischen Regierung verkauft und die Hilfsquelle der Glaubensboten dadurch geschmälert worden.

In der Regel blieben die Patres als Weltgeistliche am Ort ihrer früheren Missionen, unter der Autorität des Bischofs von Quebeck, bis einer um den andern hinwegstarb. Gagnon, Vivier, Meurin und andere endeten ihr Leben auf dem alten Schauplatz ihrer Thätigkeit. P. Peter Potier, der letzte Jesuit im Westen, war im Jahre 1751 in St. Joseph und besuchte Illinois oftmals, bis zu seinem Tode in Detroit im Jahre 1781.

Groß waren nunmehr die politischen Wechsel: die Banner Frankreichs, Englands und der Vereinigten Staaten wehten in rascher Aufeinanderfolge über dem Illinoisland; auf die Amerikanische Besitzergreifung folgte noch der Miami-Krieg: all dieses hinderte eine Wiedergestaltung der Missionen. Der Hochw. Mr. Gibault war von der kurzen englischen Herrschaft bis nahe zum Schluß des Jahrhunderts hier und widmete sein geistliches Amt Franzosen und Indianern; Flaget, später Bischof von Bardstown und Louisville, war früher in Vincennes; ihm folgte hier der von der französischen Revolution vertriebene Priester Rivet, ein gelehrter Mann. Er besorgte (von

1795—1804) die indianischen Stämme des Territoriums und nennt sich in seinen Registern „Missionär bei den Indianern, zeitlicher Pfarrverweser im Sprengel St. Franciscus Xaverius." Gott lohnte seinem Eifer mit reichlicher Frucht: seine Eintragbücher zeigen Taufen und Heirathen von Indianern, aus verschiedenen Stämmen; selbst Sioux und Cherokesen findet man genannt. Er rühmt besonders einen Häuptling Louis, gewöhnlich Le vieux priant genannt, der am Weißen Flusse starb, als gottesfürchtigen Christen.

In spätern Jahren kamen die Ueberreste der indianischen Stämme unter Obhuth anderer Geistlichen. Wir finden hier Bischof Rosati und Bischof Blanc in Vincennes in indianischen Beziehungen. Einige der Eingebornen hatten bereits Europa's Kleid und Sitte vollständig angenommen und eine behagliche Stellung erreicht, wie z. B. Joh. B. Richardville oder Piskewah, Sohn der Sachem-Squaw, welche die Miamis bei Harmar's Niederlage anführte [1]). Viele aber waren auch in Heidenthum zurückgefallen, doch nicht in dem Grade, daß sie alter Anhänglichkeit an den Katholicismus sich ganz entäußert hätten [2]).

---

[1]) Im October 1790. General Harmar (alias Harmer) führte 320 Mann von der Linie und 1133 Mann Landmiliz zur Zerstörung der Miamidörfer, fand sie aber schon von den Wilden verlassen und in Flammen. In zwei Actionen siegten die Miamis so vollständig, daß von den Regulären nur eine Handvoll verwundet entfliehen konnte, alle andern todt das Schlachtfeld bedeckten. Die Eingebornen fochten mit solcher Wuth, daß sie ihre Flinten wegwarfen und mit den Streitärten auf die Bayonette sich stürzten. Auch die Miliz stob bald nach schwerem Verlust auseinander.
Anmerk. d. Uebers.

[2]) Ann. Prop. X. 138.

Die Miamis und Illinois wurden bald darauf in den Westen des Mississippi versetzt, und wir werden sie dort wieder im Bereich der Patres Jesuiten finden.

Die Illinois-Mission bleibt bei alldem eine der erfolgreichsten in unsern Geschichtbüchern; aber so gelehrig die Stämme im Allgemeinen waren, zählt auch sie Männer, die vielleicht einmal in unsere nationale Martyrologie eingereiht werden mögen. Ihr Gründer Marquette und Binneteau starben in der Wildniß, Ribourde, Membré[1]), Gravier, Rale und Senat gewaltsamen Todes, und Doutreleau entging solchem nur mit genauer Noth.

Das Ergebniß der Mission dürfen wir nicht nach den schwachen übrig gebliebenen Stammtrümmern beurtheilen, nachdem Kriege und Seuchen die alten Sippen beinahe ganz ausgelöscht. Mehr denn in irgend einem Landestheil vermischten sich hier die Ansiedler mit dem rothen Volke, und es gibt wenige der Franzosen-Familien in Illinois und Missouri, die sich nicht ihrer Abkunft von dem edlen Stamm rühmen können, welcher ersterem Staate seinen Namen gegeben.

---

[1]) Zenobius Membré geb. zu Bapaume in Artois, 1645. Er kam nach Canada im Jahre 1675, begleitete La Salle nach dem Westen und kehrte 1682 nach Frankreich. Er begleitete La Salle zum zweitenmal, nach Louisiana, und blieb nach dessen Schiffbruch in Texas zurück, in einem Fort bei Galveston-Bai. Hier entwarf er eine Mission unter den Cenis oder Assinais; aber das Fort ward angegriffen, und Alles darin niedergemacht, im Jahre 1687. S. Ensayo Chronologico. Im Werke von Le Clercq ist sein Tagebuch abgedruckt.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Louisiana-Missionen.

P. Marquette besucht die Stämme am Untern Mississippi. — Hennepin. — Membré am Arkansas. — Jesuiten folgen nach. — Das Seminar zu Quebeck. — Montigny als Generalvicar. — Seine Pläne. — Missionen der canadischen Weltgeistlichkeit. — Taenzas und Tonicas. — St. Côme zu Natchez. — Die Jesuiten. — De Limoge. — Mr. Foucault unter den Yazoos. — Sein Tod. — Schluß der Jesuiten-Mission. — Davion und die Tonicas. — Tod von St. Côme. — P. Charlevoix. — Neue Jesuiten-Mission. — Du Poisson. — Souel. — Opfer im Natchez-Krieg. — De Guienne und die Alibamons. — Le Petit und Baudoin unter den Choctahs. — Unterdrückung der Jesuiten, Schluß der Mission.

Die Entdeckung des Vorhandenseins eines großen Stroms im Westen hatte den Eifer der Jesuiten-Missionäre an den obern Seen entflammt. „In dieser westlichen Welt waren sie immer die Pioniere der Gesittung und des Glaubens gewesen; kaum ein neuer Fluß ward befahren, kaum ein Cap umsegelt, ohne daß ein Jesuit den Weg gezeigt.“ Eine neue Welt that sich nun ihrem Ehrgeiz in Werken der Menschenliebe auf: sie beschlossen ihre Erforschung. Marquette war, Erster, bereit diese Bahn zu brechen; es war im Jahr 1669, da er seine Vorbereitungen machte, diesen Strom zu besuchen und die Völker, die ihn umwohnen, um die Durchfahrt so vielen unsrer Väter zu eröffnen, welche dieses Glück schon so lang ersehnt.“ Aber Hinderniß auf Hinderniß stellte dem Anfang sich in den Weg. Endlich nahm die französische Regierung die Sache der Entdeckung in ihre eigene Hand und schickte Louis Jolliet, einen gebornen Quebecker, zur Erforschung des Stromes ab. Zu seiner großen Freude ward Marquette von seinen Obern beordert, ihn zu begleiten, und so war er endlich in Stand gesetzt, sein brennendes Verlangen zu verwirklichen, Christi Königreich zu erweitern und Seinen Namen bekannt und angebetet zu

machen bei allen Völkern jenes gewaltigen Landstrichs. Also brachen sie auf — der Eine als Abgesandter Frankreichs, um den Strom zu erforschen, der Andere als Sendbote des Allmächtigen, um das weite Thalbecken mit dem Licht des Evangeliums zu erleuchten.

Sie schifften sich am 17. Mai 1673 auf Mackinaw ein; den Fuchsfluß hinauf, den Wisconsin hinunter, schwammen sie endlich in den majestätischen Mississippi hinein, Marquette's „Empfängnißfluß." Am 25. Juni trafen sie die Peorias und Moingwenas, vom Stamme der Illinois.

Unterhalb des Missouri und Ohio traf Marquette einen Indianer-Trupp am Ufer, der den Huronen wie den Irokesen glich; er sprach huronisch an, ward verstanden, in die Hütten geladen. Wer sie waren, läßt der Glaubensbote nicht errathen; mit den Franzosen waren sie augenscheinlich nicht bekannt, handelten aber mit Europäern im Osten, und wie es scheinen wollte, mit Katholiken. Marquette verkündete ihnen Gottes Wort und zog nach Zurücklassung von Denkmünzen — um eines Schwarzrocks Besuch zu beweisen — weiter seines Weges.

Bei dem 33° N. B. stießen sie auf die Metchigameas (spr. Mitschigämihs); sie drohten Angriff. Vergebens hielt ihnen Marquette die Friedenspfeife entgegen; der Tod schien unvermeidlich, ein Hagel von Pfeilen saß schon auf den Bogensehnen; der kleine abenteuerlich kühne Trupp befahl sich der Unbefleckten Gebenedeiten, bereit zu sterben. Da legte sich plötzlich der Aufruhr unter dem Wort der älteren Oberhäupter — und sie waren gerettet. Nun trat gastfreundliche Aufnahme an die Stelle der Feindseligkeit; Marquette suchte mittelst eines Dolmetschers ihnen die Kenntniß Gottes und des Weges zum Seelenheil beizubringen. Es gelang nur unvollkommen, aber, wie er

bemerkt, „Samen in die Erde geworfen wird Frucht tragen zu seiner Zeit." Und es kam die Zeit: die Metchigameas schlossen der Illinois-Mission sich an und gingen in genanntem Stamme auf.

Zunächst erreichten sie den Arkansás; hier wohnte ein gutes Volk und ward ihnen günstige Aufnahme; Einer sprach die Illinois-Mundart: sofort wurden die „Glaubensgeschenke" überreicht und in indischem Styl erklärt. Es zeigte sich höchliches Staunen und Bewunderung der neuen Lehre, und sie baten ihn zu bleiben und unter ihnen zu wohnen.

Hier endeten der Missionär und sein weltlicher Gefährte ihre Erforschungsfahrt; durch den Illinoisfluß kehrten sie zurück [1]).

Das Kreuz war dergestalt nochmals im Mississippithal erschienen. Marquette, von Mitternacht herab kommend, pflanzte es an der Mündung jenes Arkansas auf, dessen Quellflüsse P. Padilla von Mexico aus erreicht hatte, und dessen Wasser mit dem Mississippi nicht weit von demselben Orte sich vereinigen, wo einst ein spanischer Priester gekniet, um die Beichte des sterbenden De Soto anzuhören.

Das war ein ganz gewaltig ausgedehntes Feld, und die Jesuiten sahen sich außer Stand, das Evangelium auf demselben zu verbreiten. Im Jahre 1680 schickte der abenteuerliche La Salle den Barfüßer P. Hennepin zur Erforschung des Illinoisflusses bis zu seiner Mündung aus. Seine Reise auf dem Mississippi und Gefangennehmung durch die Sioux, auch seine Befreiung kennen wir bereits.

---

[1]) Sieh Illinois-Mission.

Im Jahre 1682 kehrte La Salle wieder und ging in Begleitung des milden Barfüßers P. Zenobius Membré den Mississippi hinab. Im März kamen sie zum Arkansas, wo Membré, entzückt von des Volkes Sitten, ein Kreuz aufpflanzte und, zumeist durch Zeichensprache, den wahren Gott zu verkünden strebte.

Nun traten sie in eine neue Region, die von Marquette errichtende Gränze überschreitend. Am 22. März trafen sie die Taenzas, ein Volk von höherer Cultur, in acht starken Dörfern wohnend — ein höchst versprechendes Feld für das Evangelium. Der fromme Barfüßer unterließ es nicht, die Strahlen eines reineren Glaubens in ihre Heidennacht fallen zu lassen und ihr Aug und Herz von Sonne und Feuer wegzulenken zu „Ihm, der sie gemacht, selber schöner und mächtiger als beide [1])."

Sie besuchten noch die Natchez und Tangibaos, erreichten das Meer und kehrten dann um. So ward, durch den Jesuiten und den Barfüßer, Christus verkündigt den ganzen gewaltigen Strom entlang, von den Wasserfällen des St. Antonius von Padua bis zum Golf von Mexico, und es blieb nur noch übrig, apostolische Männer aufzufinden, welche den von den entdeckenden Missionären entworfenen Umriß durch jahrelange geduldige harte Arbeit auszufüllen hatten.

Der unglückliche La Salle — eine Kette von Wechselfällen durchkreuzte ja sein ganzes Leben — suchte im Jahre 1685 den Mississippi zur See zu erreichen; es mißlang, und auf dem Landweg von Texas her kam er um. Von seiner texanischen Colonie haben wir schon berichtet. Von seinen Gefährten gelang es mehreren, so dem Barfüßer

---

[1]) Membré, in Shea's Discovery, etc.

Anastasius Douay und dem Sulpitianer Cavelier, Illinois zu erreichen. Douay kam wieder auf der Flotte daher, mit welcher endlich der tapfere Canadier Iberville das Mississippi-Delta im Jahre 1699 befuhr und eine Strecke weit, aber ohne zu bleiben, stromaufwärts ging.

Ein Canadier hatte zuerst die Mündung erreicht und sollte der Vater der neuen Colonie werden. Canadier waren auch bestimmt, hier als die Pioniere des Glaubens vorauszugehen. Der Bischof von Quebeck beschloß mit mit seiner Geistlichkeit das von Marquette eröffnete große Feld zu betreten. Tonty, La Salle's treuer Stellvertreter, hatte von diesem einen Schenkbrief über einen ansehnlichen Landstrich am Arkansasfluß erhalten. Im Jahre 1683 baute er hier Haus und Fort, und ein Mann von aufrichtiger und ächter Frömmigkeit, suchte er Missionäre für den neuen Posten zu bekommen. Unangefochten von La Salle's Vorurtheil, wandt' er sich an die Jesuiten, um so bereitwilliger vielleicht, als Couture, welcher seinen Handelsposten beginnen sollte, einst ein donné jener Missionäre gewesen und mit P. Jogues die Prüfungen und Qualen indianischer Gefangenschaft getheilt. Laut Urkunde vom 26. Nov. 1689 [1]) bewilligte er dem P. Dablon, damaligem Superior der canadischen Mission, einen Landstreifen am Arkansas, östlich vom Fort, von ungefähr acht Morgen, für Capelle und Missionshaus, nebstdem aber einen ungeheuern Landstrich auf der andern Seite des Flusses, in der Nähe des indianischen Dorfs, um daraus den Unterhalt eines Glaubensboten zu bestreiten. Diese Mission sollte im November 1690 beginnen, und der

[1]) Deed (Contract, hier Schenkungsbrief) in Bureau des Terres.

Missionär hatte, unter andern Dingen, zwei Capellen zu bauen, ein fünfzehn Fuß hohes Kreuz aufzustellen, Weißen und Indianern sein geistliches Amt zu widmen und für Tonty an seinem Namensfeste, dem St. Heinrichstag, eine heilige Messe zu lesen. Ueber die Person des Geistlichen, wie über die Dauer seiner Sendung, ist nichts bekannt gegeben und davon keine Spur übrig geblieben.

Wenn die Jesuiten von Quebeck wirklich Missionen am Untern Mississippi versuchten, haben sie dieselben jedenfalls bald wieder aufgegeben. Aber noch war das Seminar der Auswärtigen Missionen, in Canada's Hauptstadt da (und ist es heute noch), welches, eine Tochterschule der gleichnamigen Anstalt in Paris, treu seinem Ursprung und Geist, schon lange sich beworben, bei dem Werke der Heidenbekehrung mit einzutreten: nur hatte es allen Wetteiferstreit mit den damals in jenem Unternehmen begriffenen Körperschaften vermeiden wollen. Jtzt jedoch stand ein großes Feld ihm offen, welches die Jesuiten und Barfüßer von Canada zu betreten abgelehnt. St. Valier, Bischof von Quebeck, der das Mississippithal als Theil seiner Diöcese in Anspruch nahm, war ebenso verlangend, seiner Geistlichkeit an der Mündung des großen Stromes Sitze zu bereiten. Als Wegbahner der neuen Missionen erwählte das Seminar Franz Jolliet de Montigny, einen Mann von gewaltigen Entwürfen und unbegränztem Eifer. Vom Bischof mit General-Vicar-Gewalten bekleidet, brach Montigny mit Ant. Davion, einem Priester desselben Seminars, im Jahre 1698 mit der Ottawa-Flotille auf. Sie überwinterten auf Mackinaw, besuchten dann die Illinois und fuhren in den Mississippi ein. Unten bei den Taenzas war Montigny entzückt von Stimmung und Zuständen dieses halbcivilisirten Stamms.

Die Häuser ihrer acht großen Dörfer waren aus Erde und Binsenstroh und mit manchem Geräthe und Einrichtungen versehen, welche man bei den nördlicheren Stämmen nicht fand. Auch in Kleidung zeigten sie größeren Fortschritt; sie hatten schon ein Tuch aus Baumfasern gewoben.

Das Volk war einem absoluten Oberhaupt unterworfen, welchem große Verehrung bezeigt wurde. Der Generalvicar wählte diese Station für sich selbst aus, ging dann weiter zu den Tonicas am Yazooflusse (spr. Jässúh), baute ein Missionshaus und ließ Davion hier.

Am Rothen Flusse hörten sie von einer französischen Ansiedlung an der Mündung des Mississippi und beschlossen sie zu besuchen. Nach zehntägigem Segeln in ihren nordischen Rindencanoes, wobei sie gutes Trinkwasser sehr vermißten, erreichten sie am 1. Juli Biloxi. Sie blieben nur zehn Tage, denn der Ort war selbst zu arm, um ohne eigenen Mangel längere Gastfreundschaft zu beweisen, und gingen wieder nach ihren Posten zurück, mit Geschenken für die „Große Sonne“ der Natchez, Meßwein, Mehl und etwas Handwerksgeräthe. Mr. de Montigny begab sich selbst zu den Natchez [1]).

Dies Volk war bei weitem das cultivirteste im Thalbecken des Mississippi, sein Land das schönste. Sonnenanbeter, hatten sie einen Tempel dieser Gottheit aus Erde und Binsengeflecht, wie ihre Häuser, wo derselben zu Ehren ein ewiges Feuer unterhalten wurde. Der oberste Häuptling trug den Namen „Sonne;“ er war der Hohepriester des Volks, und täglich brachte er aus seinem Calumet ein Weihrauchopfer seinem gleichnamigen strahlenden „Ahnherrn“ dar. Die Nachfolge war in der weib-

[1]) La Harpe, in Louisiana Hist. Coll. III. 16.

lichen Linie, und die Mutter der Sonne, oder das weibliche Oberhaupt, wurde mit größten Ehren überhäuft, obschon sie keinen Antheil an der Regierung hatte*).

Als Missionär für die Natchez war der Canadier Joh. Franz Buisson, gewöhnlich de St. Côme genannt, eben angekommen. Er gewann in Kurzem die gute Meinung des weiblichen Oberhaupts in solchem Grade, daß sie einem ihrer Söhne des Schwarzrocks Namen beilegte. Nicht so glücklich war sein geistliches Wirken: seine Lehre eitel Same, der auf Felsen fiel. Keine Bekehrungen, kein Keim zu einer künftigen Kirche von Natchez-Christen — doch kämpfte er mehrere Jahre sich durch, unabgeschreckt von dem Nichterfolg.

Zur selben Zeit besuchte Davion die Dörfer der Chickasahs; aber unter englischem Einfluß stehend, ließ der Stamm keine Missionsversuche zu.

Ein Werk über die canadische Geistlichkeit nennt noch zwei andere Namen an der Seite des Generalvicars: Mich. Ant. Gaulin und Geoffr. Thierry Erborie — Ersterer ohne Erfolg und unter vieler Gefahr bei den Assinays oder Cenis, Letzterer bei den Choctahs. Aber keine Spur derselben in den alten Urkunden von Louisiana findend, zweifeln wir an der Richtigkeit der Thatsache.

Alle diese Glaubensboten gehörten der canadischen Weltgeistlichkeit an; nun sandten aber auch die Jesuiten von Frankreich Arbeiter in das von ihnen zuerst erforschte Feld. Mit Iberville kam P. Paul du Ru herüber, bald darauf erscheinen auch die PP. Jos. de Limoges und Dongy. De Limoges ging zu den Oumas am Rothen Fluß und begann eine Mission von mehrerer Jahre Dauer.

So hatte die Kirche, beinahe gleichalt mit der Ansied-

*) Sieh Anhang 21.

lung von Louisiana, während der bürgerlichen Gewalt nur ein einziges kleines Fort zu Gebot stand, Missionen unter fünf bis sechs verschiedenen Stämmen im Binnenland, und schuf am Werk der Gesittung durch das Licht und die Ausübung des Evangeliums thatkräftig mit.

Aber aller Eifer war doch nicht Herr des Erfolgs. Auch die Louisiana-Mission mußte in Blut getauft, durch den Tod ihrer Pioniere verherrlicht werden. Im Jahre 1702 begab sich Nicolaus Foucault, Missionär unter den Yazoos und Tonicas, mit drei Franzosen und zwei jungen indianischen Führern nach dem Fort hinab. Beutehoffnung oder Haß machte Letztere zu Verräthern: bei den Tonicadörfern ward die ganze Gesellschaft ermordet, und der eifrige Foucault des Ruhms theilhaftig, Erster sein Blut in der gefährlichen Sendung zu vergießen.

Bei der Kunde seines Todes hielten Davion und P. de Limoges das Verweilen auf ihren Außenposten nicht länger für klug und fuhren zum französischen Fort hinab. Der Gouverneur war entschlossen, für den Mord Genugthuung zu erlangen, und in Folge hievon erstand noch größere Gefahr. Mittlerweile entwarf P. du Ru eine neue Mission im Dorfe Bayagoula; aber ein Zerwürfniß mit dem Gouverneur führte die Zurückberufung du Ru's nach Frankreich und das Aufgeben der Jesuitenmission in Louisiana nach sich. Dongy starb im Jahre 1704 zu Mobile: eine Seuche, bei der er die Barmherzigkeit seines Ordens entfaltet, raffte auch ihn weg. De Limoges ging den Fluß hinauf nach Illinois, du Ru nach Frankreich zurück.

Da auch de Montigny[1]) schon länger das Land ver-

---

[1]) **François Jolliet de Montigny, geboren in Paris, im Jahre 1693 in Quebeck zum Priester geweiht, ward Curé bei St. Ange**

lassen, blieb zur Ausführung seiner so eifrig entworfenen Pläne nur St. Côme noch übrig, nunmehr der einzige Glaubensbote am Strom, abwärts der Mündung des Illinois.

Endlich ließen sich die Tonicas herbei, sandten Abgeordnete nach Mobile, baten um Davion's Rückkehr und begehrten die Lehre. So geringe Acht sie derselben bisher gehabt, gab er endlich doch ihrem Wunsche nach und kam wieder, ein von seinem frühern verschiedenes Verfahren nunmehr sich vornehmend. Er sprach frisch von der Zunge weg, erhob kühn seine Anklage gegen Laster und Abgötterei, drängte sie zur Annahme des Christenthums. Da er für seine Ermahnungen noch immer nur taube Ohren fand, zerstörte er ihr Götzenhaus und löschte das geheiligte Feuer. Erbittert genug, jagten sie ihn dafür aus dem Dorf, zeigten sich aber anderseits wieder so lau, daß sie keinen Schritt thaten, den kleinen Sonnentempel wieder aufzurichten, ja sogar Davion in Bälde wieder einluden. Er kam und ging nochmals — aus und ein, bei dem seltsamen Völklein: seine Persönlichkeit war eben beliebt; sie boten ihm sogar den Rang eines Häuptlings an; nur von seinen Lehren, nur von jener christlichen Moral wollten sie durchaus nichts wissen. Aber selbst hierin erprobte

---

Gardien, dann Director der Ursulinerinnen, endlich im Jahre 1698 Generalvicar am Mississippi. Als solcher von den Jesuiten unter Iberville nicht anerkannt, erhielten seine Pläne von der Behörde keine Unterstützung. Sein fernerer Aufenthalt unbekannt. Starb zu Paris im Jahre 1725, 64 Jahre alt.

Mich. Ant. Gaulin, aus Isle Orleans, ward Priester im Jahre 1697. Erlitt Schiffbruch auf der Fahrt von Mobile nach Quebeck und half in der Abenaken-Mission. Starb in Hotel Dieu zu Quebeck im Jahre 1740, 67 Jahre alt.

sich noch ihr Flattersinn. Der unverdrossene Davion kam zuletzt doch noch an's Ziel, taufte den Häuptling und Andere, und wir finden ihn auf dem Posten bis 1716, wo er endlich Abschied auf Nimmerwiedersehen zu nehmen gezwungen war [1]).

Mittlerweile wirkte St. Côme unter den freundlichen Natchez; aber auch er sollte das Opfer raublustiger Wilden werden. Bei einer Thalfahrt auf dem Mississippi, in Gesellschaft dreier Franzosen und eines kleinen Sclaven, ward er von einer Bande von achtzig Sitimachas überrascht und im Schlafe ermordet. Bergier, der Missionär von Cahokia, war gerade auf dem Strom und meldete die schlimme Nachricht in Biloxi. Der Gouverneur rächte St. Côme's Tod blutig genug durch die Hand seiner indischen Verbündeten: die Sitimachas wurden durch die Natchez, Biloxis und Bayagoulas beinahe ausgetilgt.

Der Besuch von P. Charlevoix enthüllte dem Mutterlande die geistige Verlassenheit der Franzosen und Indianer am Untern Mississippi, wo sich, außer am Yazoo und in Neu-Orleans, weiter kein Priester vorfand [2]). Die Colonialgesellschaft wandt' sich natürlich zu den religiösen Orden und traf endlich ein Uebereinkommen mit den Kapuzinern und Jesuiten, wonach jene die französischen Kriegs-

---

[1]) Mémoire de M. de Richebourg. Louisiana H. Coll. III. 246. Davion, ein Normanne, kam 1690 nach Quebeck und starb 1727 in Frankreich.

[2]) Neu-Orleans war immer durch einen Caplan besorgt worden. Im Jahre 1704 kam der Hochwürdige Mr. de Vente mit vier andern Priestern an, und bei der ersten Colonisirung des Landes wird M. Franc. le Mayre als erster Caplan auf Dauphin-Insel genannt.

und Handelsposten, diese die indianischen Missionen mit Priestern zu versehen hatten. Die Kapuziner betraten Neu-Orleans im Jahre 1722 und wurden die Pfarrgeistlichen von Stadt und Colonie; ihr Superior war Generalvicar von Quebeck. Den Jesuiten wurde ein Haus in Neu-Orleans gestattet, aber jede Amtsverrichtung, außer mit Erlaubniß des Kapuziner-Superiors, untersagt. Sie kamen im Jahre 1725. Da erscheinen zuerst die PP. Vitré (Superior), le Petit, de Beaubois und de Ville, Letztere Illinois-Missionäre. Sie bezogen ein Haus vor der Stadt, das sie vom Commandanten M. de Bienville gekauft. Im Jahre 1727 scheinen die PP. du Poisson, Souel, Dumas und de Guyenne angekommen zu sein.

Nun wurden neue Posten entworfen, Stämme auserlesen und Sendboten mit einemmal nach verschiedenen Bestimmungen abgeschickt. Es mußte besonders auch die Arkansas-Mission, die älteste von allen, wiederhergestellt werden, und der leichtherzige du Poisson ward dazu ernannt. De Guyenne ging zu den Alibamons, le Petit gründete die erste Choctahmission, Souel brach nach dem Yazoo auf, um seinen kleinen Altar neben dem französischen Posten aufzubauen.

Du Poisson erreichte nach einer höchst unangenehmen Reise, von welcher er uns eine gar lebendige Erzählung hinterlassen, den Arkansasposten am 7. Juli 1727. Eine kurze Strecke vor dem Dorf gewahrte ihn die indianische Jugend, verkündete sein Kommen, und die Bevölkerung strömte heraus zu seinem Empfang. Ihre erste Frage war: „Wie viele Monde wird Paniangasa, der Schwarzhäuptling, bei uns bleiben?“ „Für immer,“ erwiederte ein Franzose. Der Arkansas bezweifelte es; als man ihm aber versicherte, du Poisson komme in der That, sie den

Großen Geist kennen zu lehren, wie andere Schwarzröcke bei den Illinois gethan, rief der Indianer aus: „Das Herz lacht mir im Leibe, da Du mir Das sagst.“ Bei'm Sauthouis-Dorf ward der Missionär vom obersten Häuptling in seinem antichon oder ländlichen Pavillon mit allen Beweisen der Freude empfangen. Doch mußte P. du Poisson im Anfang all seine Klugheit zusammennehmen, denn er fand bald, daß sie mehr irgend einen gewinnreichen Tauschhandel, als geistliche Belehrung von ihm erwarteten. Einige Tage nach seiner Ankunft wartete ihm eine Deputation auf und bat, kommen und den Calumet- oder wenigstens den Entdeckungstanz aufführen zu dürfen. Die von Law[1]) nach dem Arkansas geschickten Franzosen hatten bei'm Calumettanz große Geschenke gemacht, und man mochte dasselbe auch diesmal erwarten. Der Missionär wollte aber ein kostspieliges Herkommen vermeiden, und erlaubte nur den wohlfeileren Entdeckungstanz. Er erhielt darauf fortwährend Besuch, und mittelst der Worte: Talon jajai — „wie heißt Ihr dies?“ — sammelte er sich bald ein beträchtliches Wörterbuch, obschon noch nicht im Stande, dem Bau der Sprache nachzuspüren. Er sah vollkommen die Schwierigkeit seiner Aufgabe ein und lernte wie viel Zeit es koste, dem Indianer in Religionssachen sich verständlich zu machen[2]). Anfangs

---

[1]) Berüchtigten Andenkens in Frankreich. Es war bei Gelegenheit des bekannten Mississippi-Projekts im Jahre 1717, welches das Mutterland ruinirte, aber für Louisiana höchst wohlthätig wirkte, da es seine Bevölkerung vermehrte. Anmerk. d. Uebers.

[2]) Die heutigen Ueberbleibsel des Arkansas heißen Quapaws (spr. Quapahs), der alte Name des Volks, zuerst Ou-yapes oder Ou-gwapes geschrieben. Ihre Sprache ist Dahcota-Ursprungs.

widmete er sich nur dem Studium und der geistlichen Sorgfalt für die dreißig Franzosen des Postens, welche Krankheit bald zum Gegenstand seiner Amtsthätigkeit machte. Er blieb bis 1729, mit welchem Erfolg, ist nicht bekannt.

P. Souel war indeß Seelsorger der Franzosen am Yazoo und hatte das Evangelium den Ofagoulas, Yazoos und Coroas zu verkünden. Rauh behandelte ihn das Klima: er ward schon beim Heraufweg krank, erlitt einen späteren Rückfall und sah seine Gesundheit bleibend erschüttert. Dennoch nahm er seine Wohnung im Indianerdorf, lernte fleißig die Sprache und suchte Aller guten Willen zu gewinnen.

Aber die beiden Missionen waren frühem Ende verfallen. Im Jahre 1727 hatte der französische Commandant zu Natchez durch willkürliches Benehmen den Häuptling dieses Stammes erbittert. Ganz im Stillen und Geheimen schickte die „Große Sonne" ihre Läufer zu den benachbarten Stämmen, um alle zum Aufstand an einem bestimmten Tage anzuwerben, und durch gleichzeitigen Angriff die Franzosen vom Boden Louisiana's wegzufegen.

Ohne Ahnung dieses Complotts, machte P. du Poisson, um mit dem Gouverneur Perier über einen Plan zur Verlegung der Arkansasdörfer sich zu besprechen, nach Neu-Orleans sich auf den Weg. Am 26. November erreichte er Natchez. Es war Sonnabend, und bei der Abwesenheit des Postencaplan's bat ihn das Volk zu bleiben und des andern Tags die heil. Messe zu lesen. Poisson willfahrte und predigte nach der heiligen Messe zweifelsohne über die Schrecken des Jüngsten Tags, denn dies war eben das treffende Evangelium. Da er seinen Gefährten, Bruder Crucy, durch einen Sonnenstich verloren hatte, wollte er nach seiner Mission zurückkehren, blieb aber noch einen

Tag, um Kranken die heiligen Sacramente zu spenden. Montags nahte der von den Natchez zum Blutbad im Geheimen anberaumte Moment. Gerade als du Poisson sich bereitete, den Kranken das heilige Viaticum zu bringen, ward von der Großen Sonne das Signal zum Gemetzel gegeben. Ein gigantischer Häuptling stürzte sich auf den todtgeweihten Gottesmann. Du Codère, der Befehlshaber am Yazoo, der eben an seiner Seite stand, suchte sein Leben zu retten, ward aber selber niedergehauen; der Wilde, welcher du Poisson zu Boden fällte, hackte ihm den Kopf mit der Streitart ab. In wenigen Augenblicken theilte jeder Franzmann des Postens sein Loos, und die Frauen wurden Gefangene in den Händen der Natchez [1]).

Die Yazoos hatten sich dem Volk der Sonne in der Verschwörung angeschlossen; und obwohl erst von Neu-Orleans zurückgekehrt, wo sie den Tanz des Friedens-Calumets getanzt, begannen auch sie, vereint mit den Coroas, das blutige Werk. Mit P. Souel machten sie den Anfang. Als er am 11. December von einem Besuch bei'm Häuptling durch eine Schlucht zurückkehrte, erhielt er eine Salve von Flintenkugeln und stürzte todt zu Boden. Seine Hütte ward geplündert, und sein treuer Neger, unbekannt mit seines Herrn Geschick, bei'm Versuch der Abwehr in Stücke gehauen. Die Reue folgte der Blutthat auf dem Fuße: die Yazoos wußten, daß der Glaubensbote sie wirklich geliebt; sie trauerten über ihre Thorheit; aber der Schlag war einmal geführt, zurück konnten sie nicht mehr. Den nächsten Tag ward ein eine Stunde ent-

---

[1]) Le Petit, in Lettres Edifiantes; Kip, 286; **Dumont, Louis. Hist. Coll.** V. 69—72.

ferntes französisches Fort angegriffen, die Besatzung niedergemacht, nur der Weiber geschont, um sie als Sclavinnen zu halten. P. Doutreleau's Abenteuer auf dem Mississippi kennen wir bereits.

Ein Rachekrieg war die Folge. Die Franzosen, unterstützt von den Tonicas, Arkansas, Choctahs und andern Stämmen, vertilgten nahebei die Natchez und trieben die Yazoos und Coroas aus ihrem Territorium. In diesem Krieg erhielt auch eine Frau ihre Freiheit wieder, welche Kunde gab von P. Souel's Ueberresten. „Ich sah ihn," sagte sie, „in dem Rohrdickicht ganz nah bei seinem Hause auf dem Rücken liegend; sie hatten nichts als den Priesterrock von seinem Leibe genommen. Obschon er bereits vierzehn Tage todt war, erschien seine Haut noch so weiß und seine Wangen so roth, als ob er bloß schliefe. Ich gerieth in Versuchung zu forschen, wo er den tödtlichen Streich empfangen, aber Ehrfurcht hielt meine Neugierde zurück. Ich kniete einen Augenblick an seiner Seite und nahm das Schweißtuch mit fort, das in seiner Nähe lag." — Dasselbe Weib beredete zuletzt noch die Indianer, ihn zu bestatten.

Das Natchez-Blutbad, welches dergestalt das Mississippithal verödete, schloß die Yazoo-Mission für immer und beraubte auch die Arkansas ihres geliebten Hirten. Täglich betrauerten sie seinen Tod, und es ward ihnen ein Anderer gesandt, sie für den erlittenen Verlust zu trösten; aber keine weitere Spur seiner Thätigkeit ist aufzufinden. Im Jahre 1750 war der Posten leer. Die Quapaws, wie heute der Stamm heißt, befinden sich nun im Sprengel von Bischof Miège.

Die dritte Jesuiten-Mission bestand unter den Alibamons, welche ihren Namen dem Staat Alabama zurück-

gelassen. Sie war von P. de Guyenne gegründet, aber bei der Nähe der Engländer in Carolina litt sie durch deren Einfluß auf die Indianer. Es gelang wohl Guyenne, in zwei verschiedenen Dörfern Hütten zu bauen, um allda die Sprache lernen und das Volk unterrichten zu können; aber jene wurden zerstört, und er konnte zuletzt nur den Franzosen im Fort seine Dienste widmen, oder mußte die Gegend ganz verlassen.

Die Choctah=Mission, die vierte der Jesuiten in Louisiana, war die ausgesetzteste und schwierigste von allen [1]). P. Le Petit war der Gründer, aber noch vor 1730 P. Boudouin sein Nachfolger. Der Stamm, obwohl alliirt mit den Franzosen und gegen die Natchez an ihrer Seite kämpfend, war mehr als wild und gesetzlos und ohne allen Verlaß. Der Glaubensbote ward ihrer nicht Herr. Doch so verzweifelt seine Stelle war, hielt Baudouin achtzehn Jahre auf dem höchst unfruchtbaren Felde aus! Welche Kämpfe er bestanden, erfuhren wir nicht: ein Brief seiner Hand, datirt vom 23. November 1732 aus dem indischen Dorf Tchicachee, befindet sich in den Archiven der Marine und Colonien zu Paris und soll ein interessanter Bericht seiner Sendung sein, er ward aber nie copirt.

Baudouin ward endlich von dem Superior P. Vitré nach Neu=Orleans zurückberufen: sein Posten war bei den englischen Unruhstiftungen bis zum Unhaltbaren gefährlich geworden. Dennoch behielt er, im Jahre 1750

---

[1]) Nach dem unzuverlässigen Mr. Noiseux begann J. D. Testu im Jahre 1713 hier eine Mission und ward im Jahre 1718 auf dem Weg nach Mobile von den Indianern überfallen und ermordet. Charlevoir erwähnt aber seiner nicht.

selber Superior, eine zärtliche Zuneigung zu dem Feld seines unbelohnten Schweißes und nahm Maßregeln, die Mission wieder herzustellen. Es bestand noch bis 1770 eine solche bei den Choctahs.

Solcher Art waren die Jesuiten-Missionen in Louisiana. Niemals hatten sie die Ausdehnung, noch das günstige Feld der canadischen in ihrer ersten Zeit, und ihre Sendboten haben uns auch nur dürftige Erinnerungsblätter ihrer Thätigkeit hinterlassen. Ihre äußersten Gränzen sind von 1700—1714, und von 1725—1764. Gegen Ende der letztern Periode lähmte die Feindseligkeit gegen den Orden in Frankreich ihr Wirken wie jede Erweiterung ihres Plans. Zuletzt wurden alle seine Häuser geschlossen, all sein Eigenthum in Beschlag genommen. Die königlichen Beamten zu Neu-Orleans zerstreuten, ohne noch die Regierungsdecrete in Form abzuwarten, die Jesuiten mit der Spitze des Bajonetts, confiscirten ihr Gut und verkauften es noch vor dem Februar 1764[1]). Damit endeten ihre Missionen im untern Thalgrund des Mississippi — die letzten in der Colonie gemachten Versuche, die Eingebornen zu civilisiren.

Unter der spanischen Herrschaft ist keine Spur von deren Wiederherstellung sichtbar, wenn nicht zur Zeit, da Neu-Orleans Bischofssitz ward, etwas geschah.

Die Quapaw-Arkansas sind heutzutage beinahe die einzigen Ueberreste von der Heerde der alten französischen Missionen. Auf Indianischem Territorium werden wir sie finden.

Auch die Louisiana-Mission zählt, wie die andern, ihre Heroen, welche das Leben nicht höher hielten denn ihre Pflicht. Foucault, St. Côme, Membré, Cavelier, du

[1]) Louisiana Hist. Coll. II. 68.

Poisson und Souel rötheten mit ihrem Herzblut das Land, allwo sie Gottes Wort ernstlich, eifrig, wenn auch zumeist fruchtlos, gepredigt.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Louisiana-Missionen, wiederbelebt in Missouri und auf Indianischem Territorium.

Louisiana fällt an die Vereinigten Staaten. — Bischof Du Bourg in Neu-Orleans. — Wiederherstellung der Gesellschaft Jesu. — Ihre Einladung nach Missouri. — Stimmung der Indianer. — P. Van Quickenborne zieht mit einer Pflanzschule von Missionären dahin. — La Croix unter den Osagen. — Odin und die Quapaws. — Van Quickenborne's Plan. — Anduze bei den Apalachen. — Lutz bei den Kansas. — Vorbereitung zu ständigen Missionen. — Kikapuhs. — Pottawatomis. — Van Quickenborne's Tod. — Höcken. — Neue Osagen-Mission. — Miamis. — Sioux. — Das Territorium zum Vicariat gemacht. — Bischof Miège. — Lage seiner Diöcese.

Die spanische Herrschaft in Louisiana ging nun in andere Hände über. Das Dreifarbenbanner der Republik und die Adler Napoleon's schwebten — nur einen kurzen Augenblick — über dem unter den Lilien der Bourbonen angesiedelten Lande: gleich darauf kam das ganze ungeheuere Territorium unter die Sterne und Streifen der der Vereinigten Staaten [1]).

---

[1]) Dieser neue große Schauplatz der katholischen Mission auf westlicher Hemisphäre, früher Missouri-, heute vorzugsweise Indianisches Territorium genannt, ist alles Land westlich der Staaten Missouri, Jowa und Minnesota, nördlich von Arkansas und Neumexico, südlich von der brittischen Gränzlinie, bis in die Felsgebirge: das Land der Prärie und der Steppe, das mittlere und obere Flußgebiet des gewaltigen Missouri. Anmerk. d. Uebers.

Spanien hatte für die indianischen Missionen nichts gethan. Nach Unterdrückung der Jesuiten hielt es allerdings schwer genug, dem Bedarf der bereits schon eingerichteten Anstalten zu genügen. Doch war es immerhin eine katholische Macht, und bei der Uebergabe der Landesherrschaft an Napoleon oder das Cabinet von Washington standen noch schlimmere Tage für die katholische Glaubenssache zu befürchten. Dies war jedoch nicht der Fall. In den Plänen der Vorsehung war es das Vorspiel zu jenen neuen indianischen Missionen, welche so kräftig bis auf den gegenwärtigen Augenblick fortgeführt worden sind.

Wie vormals, sollten die Jesuiten wieder die Wegbahner werden, und ihre neuen Sendungen waren die natürlich rechtmäßige Folge früherer Bestrebungen. Frankreich hatte ihre Häuser geschlossen, Papst Clemens XIV. die Gesellschaft selber aufgehoben. Viele ihrer Mitglieder blieben in Canada und Maryland und wirkten in den Reihen der Weltgeistlichkeit fort; aber keiner der französischen Jesuiten, welche in Amerika gearbeitet, erlebte es, die Wiederherstellung des Ordens zu sehen. Nicht so jene von England. Mehrere der Väter in Maryland überlebten den Schluß des Jahrhunderts, zwei derselben nahmen als Bischof und als Coadjutor von Baltimore den Kirchenfürstenstuhl ein. Als Pius VII. das Bestehen der Gesellschaft in Rußland genehmigte und in Neapel ihre Wiedergestaltung erlaubte, flehten Carroll und Neale in einer rührenden Ansprache um dasselbe Vorrecht für die bejahrten Väter in Maryland. Es ward gewährt, ein Verkehr mit Rußland eröffnet, und als die Gesellschaft endlich durch die Bulle „Solicitudo omnium ecclesiarum“ wiederhergestellt worden, befand sich die Maryland-Mission bereits in blühend gedeihlichem Zustande.

Der eifrige du Bourg bestieg den bischöflichen Sitz von Neu-Orleans, und das ganze Land im Westen des Mississippi mit seinen indianischen Stämmen eröffnete sich als das große Feld seines Wirkens. Es war dies eben das alte Louisiana. Den Glauben in den bereits bekehrten Indianern wiederzubeleben, andere demselben zu gewinnen, dafür brauchte es Männer zu Rathen und zu Thaten, Männer von Eifer und Hingebung: und er wendete sich an die Jesuiten von Maryland.

Die westlichen Stämme hatten ihren alten Glaubensboten ein freundliches Andenken bewahrt und die von der Regierung ihnen angebotenen Prediger verworfen. Sioux und Miamis riefen in Krankheit den Schwarzrock und begehrten die Taufe. Die Osagen mit ihrem Häuptling Sansnerf luden den Bischof zum Besuch ihrer Dörfer ein und versprachen, den Glauben anzunehmen [1]). Obschon sein Hauptverlaß auf die Jesuiten sein mußte, ließ du Bourg die Zeit nicht unbenützt verstreichen. La Croix, Caplan der Frauen vom Heiligen Herzen zu Florissant, ward im Jahre 1821 zum Stamm der Osagen gesandt. In dem einzigen damals nicht auf Jagd ausgezogenen Dorfe ward er gut empfangen, und aus dem Willkomm überließ er sich großer Hoffnung für die Glaubenssaat. Er taufte während seines Aufenthalts vierzig von verschiedenem Alter. Als er auf dem so gebahnten Wege im

---

[1]) Zuerst durch Marquette bekannt geworden, erhielten die Osagen häufigen Besuch. Im Jahre 1720 kamen mehrere dieser Missouri-Indianer nach Frankreich, des Häuptlings Tochter ward hier getauft und heirathete Sergeant Dubois; aber bald nach ihrer Rückkehr erschlug der Stamm alle Franzosen des dortigen Postens. Dumont, Louis. Hist. Coll. V. 37.

Jahre 1822 zurückkehrte, da ging die Freude der Osagen über alle Gränzen: sie kamen zu Pferd heraus, ihn einzuholen, und mit allen Merkmalen der Achtung führten sie ihn in des Häuptlings Sans-Nerf Hütte [1]). Nach einer Reihe von Banketten verbrachte er zehn Tage mit Besuch der andern Dörfer, und allenthalben war gleich herzlich der Empfang. Aufmerksamkeit lauschte seinen Lehren und höfliches Achthaben begleitete den Gottesdienst, und er war schon daran, eine Capelle zu errichten, als ein gefährliches Fieber ihn ergriff und zur Rückkehr nöthigte.

Mittlerweile hatten Marylands Jesuiten freudig das Anerbieten du Bourg's angenommen, der um so ungebundener handeln konnte, als die Regierung für jeden Missionär zweihundert Dollare zu bewilligen versprochen. Die Probeschule in Maryland enthielt sieben junge Belgier: Franz de Maillet, Peter J. de Smet, Verreydt, Van Asche, Elet, Smedts und Verhaegen, unter der Leitung der PP. Vorsteher Carl Van Quickenborne und Temmermann. Verlegenheiten drohten einen Augenblick das Noviciat aufzulösen, aber auf das Anerbieten des Bischofs von Neu-Orleans übergab man es in seine Hände, um es als einen Bienenstock künftiger Glaubensboten nach Ober-Louisiana zu verpflanzen. Die Jesuiten brachen demnach alle zusammen dahin auf und begannen eine Anstalt in Florissant, allwo sie im Juni 1824 eine Kostschule für indianische Knaben eröffneten, deren sie acht hatten, unterhalten durch Regierungsbeisteuer, während die

---

[1]) Im **Indian Council House** zu St. Louis hängt unter andern berühmten Häuptlingen auch Sans-Nerf's Porträt in Oel — ein charakteristischer Kopf, in französischer Generalsuniform.

Anmerk. des Uebers.

Schule der Frauen vom Heiligen Herzen ungefähr ebensoviele Mädchen enthielt[1]).

Dergestalt waren die Jesuiten auf die Missionen am Missouri zurückgekehrt: die am Mississippi wurden den Lazaristen anvertraut, welche eine Anstalt in Prairie du Chien anbahnten[2]). Odin, einer derselben, gegenwärtig Bischof von Galveston, besuchte die Quapaws am Arkansas-Fluß. Nichts ging über ihre Freude bei der Ankunft eines Missionärs. „Nun werde ich glücklich sterben," sprach der alte Häuptling Sarrasin, der mit seiner ganzen Familie entgegengekommen, „nun werde ich glücklich sterben, denn meine Augen haben noch meinen Vater, den Schwarzrock von Frankreich gesehen." Obschon in Wirklichkeit Alle Heiden, hatten sie Erinnerung und Zuneigung den Glaubensboten bewahrt und bekundeten das lebhafteste Verlangen, wieder einen derselben in ihrer Mitte zu haben. Mr. Odin las die heilige Messe unter ihnen und sammelte sich einigen Begriff ihrer Religion und Sitten, um bei seiner Rückkehr wo möglich die Mittel zur Wiederherstellung der Arkansas-Mission sich zu verschaffen.

Auf Vorschlag der Regierung entwarf nun P. Van Quickenborne seinen Plan für die Heranbildung der Indianer. Er war wie folgt:

1. Unsere kleine indianische Pflanzschule sollte fortfahren, die gegenwärtige Zahl Knaben von acht bis zwölf Jahren zu unterhalten, während die Frauen vom Heiligen Herzen in unsrer Nachbarschaft ungefähr eben so viele Mädchen desselben Stamms aufzögen. Sie sollten jung, von acht bis zwölf Jahren, genommen werden, um sie desto leichter

[1]) Ann. Prop. II. 397.

[2]) Id. I. v. 71.

an Gebräuche und Gewerbfleiß des civilisirten Lebens zu gewöhnen und ihren Herzen um so tiefer die Glaubensgrundsätze einzuprägen.

2. Nach fünf- oder sechsjähriger Erziehung wäre es gut, wenn jeder Jüngling vor der Rückkehr in seinen Stamm sich ein Weib unter den Zöglingen vom Heiligen Herzen wählte.

3. Binnen zwei oder drei Jahren sollten ein Paar Missionäre abgehen, um unter jenem Stamm zu wohnen, sein Vertrauen und seine Achtung zu gewinnen und allmälig eine Anzahl zu bereden, auf einem von der Regierung ausgeschiedenen Landstrich sich zusammen anzusiedeln. Ackergeräthe und andere nothwendige Werkzeuge für die neue Niederlassung wären zu beschaffen.

4. Sobald dies neue Dorf gegründet, sollten einige der in unsern Anstalten gebildeten Paare mit einem der benannten Missionäre hingeschickt, und dieser sofort wieder ersetzt werden, so daß immer zwei bei dem Körper des Stamms blieben, bis die civilisirte Colonie ihn allmälig ganz an sich gezogen.

5. Unsre Missionäre würden dann auf einen andern Stamm übergehn, und nach und nach mit jedem auf die erstbenannte Weise verfahren.

Je nachdem die Zahl der Glaubensboten und unsre Hilfsquellen wüchsen, könnte die Civilisirung von zwei oder mehr Stämmen zugleich unternommen werden.

Die Ausgaben zur Durchführung dieses Plans ließen sich folgendermaßen schätzen:

Unterhaltung von 16 — 24 Kindern in den zwei Anstalten	1900
Drei Missionäre	600
Zusammen	2500 Dollare.

Derart war der großartige Entwurf der Jesuiten des Westens, welcher allerdings niemals ausgeführt werden sollte, aber, wie ihre Geschichte zeigt, vollkommenen Erfolg nahebei, wenn nicht ganz, erreicht haben würde.

Die Jesuiten hatten dergestalt im Norden ihr Feld. Im Jahre 1825 hatte der Hochw. Hr. Anduze mit Bischof du Bourg Nakitoches erreicht und allda die Stammtrümmer der Apalachen und Pascagoulas in Einen Stamm vereinigt gefunden; ihre Ruhestätte zeigte, daß sie Christen waren, aber bei dem langen Mangel an Seelsorgern wußten sie wenig über ihre Gebete, obschon voll Eifers für die Taufe ihrer Kinder.

Im August 1827 besuchte Van Quickenborne das alte Osagendorf bei Harmony, und in dem Hause des presbyterianischen Missionärs taufte er zehn, saß Beichte und las Messe, denn viele vom Stamm waren Katholiken. Darauf ging er zu den Dörfern am Riosho, wo er zur Wonne der Indianer zwei Wochen zubrachte und siebenzehn vom Stamme taufte.

Zur selben Zeit kam der Häuptling der Kansas in St. Louis an, um mit den indianischen Agenten zu verhandeln. In öffentlicher Versammlung begehrte er Einen, der sein Volk dem Großen Geist dienen lehre. Ein anwesender protestantischer Prediger bot sich dazu an; aber der Häuptling sah ihn sich an und sagte dann mit einem Lächeln: „Das ist nicht was ich will: dieser Mann hat wie es scheint Weib und Kinder, wie ich selber und andere Männer meines Stamms; den wünsche ich nicht. Wenn ich immer nach St. Louis komme, da geh' ich zum großen Haus (Kirche) der Franzosen, dort seh' ich Schwarzröcke, die keine Weiber und Kinder haben: das sind die Leute, die ich brauche." Joseph Anton Lutz, ein junger deutscher

Priester, wohl von schwächlicher Leibesbeschaffenheit, aber von starkem Muth und hohem Eifer, vernahm dies und trat in Einverständniß mit dem Häuptling. Bischof Rosati gab endlich seine Einwilligung, und Lutz brach nach seiner Mission mit Vasquez, dem frommen Agenten der Kansas auf, welcher aber unterwegs starb und den eifrigen Priester seinen Weg allein verfolgen ließ.

Bei seiner Ankunft im Kansasdorf war Alles neu zu beginnen: Sitte, Sprache, Ideengang der Indianer mußte studirt, ein Platz für die Mission auserlesen, der gute Wille Aller gewonnen werden. Der Stamm war gerade von verheerender Krankheit heimgesucht worden: nahe zweihundert waren gestorben, und der Häuptling Nombeware lag auf dem Todesbett. „Der Wüthende“ — wohl bezeichnete der Name seinen Charakter — hatte in seiner Krankheit arge Gotteslästerungen hören lassen. Sobald er aber Tobosca's oder des Schwarzrocks Nahen vernahm, so ließ er sich ihm entgegentragen, ganz geändert im Herzen. „O Vater,“ rief er, „willkommen! Endlich seh' ich Ihn, nach dem ich so viel verlangt; mein Herz klopft vor Freude. Bitte den mächtigen Wakonda, mir meine Stärke wieder zu geben, denn ich will Dir helfen bei deinen Arbeiten unter den Kansas.“ Schon mit allen Achtungsbezeigungen vom Stamm aufgenommen, wuchsen diese, als man sah, wie leicht er ihren Bräuchen sich bequemte. Die Ankunft eines Regierungsagenten gab ihm Gelegenheit, sie in Masse anzureden und die Ursache seines Kommens zu erklären. Es zeigte sich die beste Stimmung; aber so groß war der Aberglaube und die barbarische Wildheit des ganzen Stamms, daß er es nicht wagte, Erwachsene zu taufen, obschon manche das heilige Sacrament von seinen Händen sich erbaten.

Im Jahre 1828 besuchte Van Quickenborne nochmals die Osagen, während Badin im Süden Mehrere vom beinahe aufgeriebenen Stamm der Sitimachas und Odin einen Shawneehäuptling taufte. Drei Jahre später begehrten zwei Plattköpfe, die in St. Louis krank geworden, durch Zeichen die heilige Taufe, welche man ihnen spendete, als man fand, daß sie durch Irokesen von der Caughnawaga-Mission bereits Begriffe vom Christenthum bekommen.

Ein reiches Feld that sich demnach für die neuen Missionen auf: Stämme, die nach dem Katholicismus verlangten und die protestantischen Sendboten abgewiesen; heißer Wunsch der Enkel nach dem, was die Ahnen so kalten Herzens angehört. Die Regierung war nicht entgegen; sie neigte sich in gewissem Grade günstig auf diese Seite, von wo, in utilitarischer Hinsicht, Erfolg noch am ersten zu erwarten stand.

Noch hatte sich keine ständige Mission gebildet. Die in allen Stämmen zerstreuten Katholiken, unter den Ungläubigen verloren, verließen sich, wie die weißen Gränzwohner, nur auf gelegentliche Priesterbesuche; als aber Indianer aus allen Gegenden östlich des Mississippi täglich nach dem heute sogenannten Indianischen Territorium versetzt wurden, bot sich eine große Erleichterung. Van Quickenborne brach im Juni 1834 nochmals von St. Louis auf. Beim Eintritt in jenes Territorium begegnete er einem Manne mit mehreren Weibern. „Ich bin ein Shawnee," sagte der Mann; „von einem katholischen Priester ward ich getauft; so auch mein Weib, sie ist eine Wyandot; da wir aber seit unsrer Wanderung keinen Priester mehr gesehen, so gehen wir zur Methodistenkirche." Die andern waren Kaskaskias, und mit ihren Nachbarn, den Peorias, zusammen 140 Seelen, baten sie den Missionär ernstlich,

sie nicht zu verlassen. In ihrer Nähe wohnten auch zwei Miamisippen: aber Alle tief herabgekommen, dem Trunk ergeben, Spuren des Christenthums schwach, doch noch kenntlich, unter ihnen vorhanden. Der Sendbote vertheilte Rosenkränze, um wenigstens alte Erinnerung aufzufrischen.

Bei'm Besuch der Kikapuhs, wo der berühmte Prophet sich ihm vorstellte, war wieder die erste Frage, ob er ein Weib habe. „Ihr wißt wohl," erwiederte Van Quickenborne, daß die katholischen Priester niemals heirathen: ich bin ein Schwarzrock." Der Häuptling versprach, die Sache vor eine Rathsversammlung zu bringen und Antwort nach St. Louis zu melden. Er hielt Wort, und der Glaubensbote bekam bald eine Einladung von dem Stamm.

Die Pottawatomis, Chippewäer und Ottawas hatten als Ein Stamm zusammen ihr Land verkauft und eingewilligt, nach dem Westen zu ziehen. Auch der Häuptling des noch heidnischen Theils der Pottawatomis beredete seinen Stamm, nur einen katholischen Sendboten anzunehmen. Nach vielen Besprechungen mit Van Quickenborne kam er nochmals am Tag seiner Abreise und sagte ihm Lebewohl: „Vergiß uns nicht, Vater! Ich beschwöre Dich, bete für uns zum Großen Geist. Komm' und lebe unter uns! Wir wissen, daß der Heiland der Welt euch Schwarzröcke auserlesen zu unserer Belehrung. Trag' uns im Herzen, und bei deiner Rückkehr wollen wir auf deine Worte hören."

Ermuthigt durch solches Entgegenkommen, erhielten die Glaubensmänner auch die Regierungs-Erlaubniß, im Frühjahre Schule und Mission unter den Kikapuhs und Pottawatomis zu eröffnen.

Die beiden zurückgekehrten Plattköpfe hatten die Nachricht von der Güte der Glaubensboten durch Oregon ver-

breitet. Ein Irokese kam mit seinen Kindern nach St. Louis, um sie taufen zu lassen; auch er bat um Geistliche für seine neue Heimath, und man dehnte nun die Pläne auch dorthin aus.

Im Mai 1836 brach P. Van Quickenborne mit P. Höcken und zwei Laienbrüdern zur Gründung der Kikapuh-Mission auf. Aber an Ort und Stelle erhob der Regierungsagent Einsprache und gab den Missionären endlich positiven Befehl, ihre Thätigkeit einzustellen. Bald warf auch Krankheit die Patres nieder, und als noch Kriegsgerüchte die Gegend beängstigten, ergriff Van Quickenborne die Gelegenheit, nun seine jährlichen Ferien abzuhalten. Auf solche Art konnte man abwarten, bis die eingeholten weitern Befehle eintrafen.

Diese fielen günstig aus, und die Missionäre wählten sofort den Platz für das Missionshaus in angenehmer und gesunder Lage, ungefähr 400 Schritte vom Missouri, nahe seiner Vereinigung mit dem Salzbach (Salt Creek). Das Haus erhob sich, und das Glaubenswerk begann. Höcken blieb hier, sein Gefährte aber eilte, seinem Versprechen gemäß, zu den verschiedenen Illinois-Banden, welche endlich auf die Stimme anderer Missionäre gehorcht hatten. Als Van Quickenborne sie frug, ob sie Protestanten geworden, da schwiegen alle still, bis ein Weib mit Thränen in den Augen es gestand, indem sie meinte, Etwas sei doch besser, als gar keinen Gottesdienst zu haben. Ihre verlassene Lage rührte des guten Paters Herz: er versprach sie regelmäßig zu besuchen, bis ein Missionär unter ihnen stationirt werden könne.

Doch stand Van Quickenborne am Schluß seines Wirkens. Erster Superior seines Ordens im Westen, hatte er die Jesuiten-Missionen unter den Indianer-Stämmen

wieder hergestellt. Nach kurzem Unwohlsein verschied er am Sioux-Tragplatz den 17. August 1836, im fünfzigsten Jahr seines Lebens. Sein Werk aber hinterließ er fest gegründet.

Die PP. Höcken und Verreydt blieben bei den Kikapuhs; Verhägen eilte nach Washington, um mit dem Kriegssecretär über die Gründung einer Pottawatomi-Mission in demselben Territorium sich zu benehmen. Es gelang ihm nach bestem Wunsch, und am 2. Mai 1836 brach er mit den PP. de Smet und Eysvogels und mit Claessens als zeitlichem Coadjutor nach dem Indianischen Territorium auf. Schwierig war der Weg zu dem Dorf der Pottawatomis „vom Wald" am Osagenfluß; aber mit offnen Armen empfing sie hier der katholische Häuptling Napoleon Bourassa, der in Kentucky erzogen war und geläufig englisch und französisch sprach. Auch der oberste Häuptling bewillkommte und bat sie, seine Kinder nicht zu verlassen. Höcken blieb einige Zeit und spendete die heil. Sacramente; Verhägen kehrte nach St. Louis zurück.

Indessen hatten de Smet, Verreydt und Bruder Mazzelli die Gebiete der Jowas und Ottos durchzogen, um zu dem Dorf der Pottawatomis „von der Prärie" zu gelangen. Hier wohnten diese mit Sahkis, Füchsen, Chippewäern, Ottawas, Menomonies, Kikapuhs und Winnebagos in Einer Horde beisammen. Unter dem Schutz der heiligen Jungfrau und des heiligen Joseph ward allhier die Mission begonnen. Ein Kirchlein von vierundzwanzig Fuß im Geviert mit einem sehr bescheidenen Glockenthurm erhob sich bald in der Wildniß, nebenan die Blockhütten der Missionäre. Und das Feld vor ihnen — o, es war ein Feld des Kreuzes, der Entbehrung, der Geduld! Doch auf die Gnade des Allmächtigen und die Gebete ihrer

Brüder in Christo war ihr Verlaß, und mit kühner Zuversicht begannen sie das Werk. Und tröstend in der That war der ersten vier Monden Ergebniß: es zeigte sich ernstliches Verlangen nach der Lehre, es ward eine Schule eröffnet und sie war bald übervoll; freilich konnte die Blockhütte nur dreißig Zöglinge fassen. Anderer Sendboten Schulen standen einsam und verlassen; nur nach dem kleinen Jesuiten-Bretterdach sah man zweimal des Tags die Indianer zum Taufunterricht strömen. Hundert und achtzehn wurden im ersten Vierteljahre getauft. Mariä Himmelfahrt war da ein Fest des Glanzes und der Andacht in der grünen Oede. Allseits entsagte man Nannabush und Mesukkummikakevi und warf sich dem wahren Glauben in die Arme. Meilenweit wurden die Kranken herbeigetragen, um durch die heilige Taufe in die Heerde des Guten Hirten sich aufnehmen zu lassen — und die alte Götterfabel war vergessen [1]).

Freilich fehlte auch hier die Schattenseite nicht. Plötzlicher Tod auf die Taufe ward dem Missionär in die Schuhe geschoben, ein Crucifix, eine Medaille, eine Gebetformel darob verdächtigt; die Zauberer erregten zeitweis die größten Unruhen; die Vielweiberei, das große, schreckliche Hinderniß, wo es den Leidenschaften einen Kappzaum anzulegen galt, an den sich diese Kinder der Wildniß durchaus nicht gewöhnen wollten; dazu noch das Feuerwasser, der Todesbecher des rothen Volks — da wurden diese buntgemischten Dörfer manchmal wahre Bilder der Hölle.

De Smet strebt aber weiter. Er besucht die mächtigen Sioux, entrollt ihnen die Lehre des Evangeliums, stellt sich auf freundlichen Fuß mit ihnen. Still wirkt indessen

---

[1]) Ann. Prop. XI. 467.

Höcken auf der ersten Pottawatomi-Mission von St. Stanislaus. Früh, nach seiner Morgenbetrachtung, läutet er zum ersten ersten Gebet, liest die heilige Messe unter indianischem Gesang, läßt darauf catechetischen Unterricht folgen. Nach des Tages Last und Arbeit hört man wieder frommen Abendgesang. Seine Christen sind musterhaft, gottesfürchtig, voll Achtung und Gewissenhaftigkeit bei'm Empfang der heiligen Sacramente. Aber das geistliche Interesse verfolgt Höcken nicht allein; er weiß auch Liebe zur Arbeit einzuflößen, er gibt Unterricht im Ackerbau, und eine reichliche Aernte beweist diesen rohen Kindern der Natur handgreiflich die Vortheile der Schule und Erfahrung [1]).

Doch war sein Pfarrsprengel für Höcken's Eifer zu klein: er besuchte auch die Ottawas und taufte ihren Häuptling; er dehnte seine Ausflüge immer weiter aus, zu den Sioux, Gros-Ventres (Dickbäuche), Aricaras, Mandans und Assinibolen, und taufte deren ungefähr vierhundert. Mittlerweile sollte auch die Plattkopf-Mission, so lang schon entworfen, so oft beschlossen, so häufig von den Indianern nachgesucht — sie hatten ja unter tausend Gefahren, Krieg, Krankheit, Zufällen aller Art eine Botschaft um die andere nach Priestern geschickt — nach manchfacher Durchkreuzung noch im Augenblick der Ausführung, endlich doch mit Erfolg gekrönt werden.

Die Kikapuh-Mission ward bald vereinigt mit dem Pottawatomi-Sendposten der heiligen Maria am Zuckerbach (Sugar Creek); hier wirkten Verreydt, Eysvogels,

---

[1]) Ann. Prop. XIII. 50. Sieh Höcken's Briefe über die Pottawatomis im Verein. Staat. Kathol. Mag. VI. 88. 149. 214. 325.

Soderini, de Coon, Guilland und später Schultz unter Höcken's Oberleitung. Sie enthielt damals 1200 katholische Indianer, und zwei Schulen in blühendem Zustand versprachen das Beste auch für die kommenden Geschlechter. Eine eigne Schule am Zuckerbach begannen zur selben Zeit die Damen vom Heiligen Herzen.

Eine Zeitlang war dies die einzige Mission auf dem Indianischen Territorium; aber nach 1846 ward eine neue unter den Osagen am Neosho (sprich Nióscho) unter dem Schutz von St. Franc. Hieronymus begonnen; hier wirkten, bis auf die gegenwärtige Zeit, die PP. Joh. Schönmakers, Joh. Bar, Maes und später Paul Ponsiglione. In edlem Wettstreit mit den Damen vom Heiligen Herzen traten hier die Schwestern von Loretto mit einer Mädchenschule auf.

Gleichzeitig erstand eine Mission am Schwanensumpf (Marais des Cygnes) bei den Miamis, unter PP. Carl Truyens und Heinr. Van Mierlo, doch 1849 wieder aufgegeben. P. de Smet machte damals große Anstrengungen für eine Sioux-Mission und besuchte im Jahre 1848 mehrmals diesen, wie wir gelesen, schon von P. Marquette bedachten, früher immer unnahbaren kriegerischen Stamm, während P. Point, der über tausend der schrecklichen Schwarzfüße bekehrt, sich mit der Hoffnung trug, eine Capelle unter denselben östlich der Berge zu errichten.

Die Schwierigkeit, diesen Missionen östlich der Felsengebirge vollen Spielraum zu geben, während sie bloß Dependenzen des Sprengels von St. Louis waren, führte zu der Errichtung des Vicariats vom Indianischen Territorium, welches dem P. Joh. B. Miège, am 25. März 1851 zum Bischof von Messena in partibus geweiht, übertragen wurde. Bei der Pottawatomi-Mission nahm er seinen Wohnsitz und hat im gegenwärtigen Augenblick die PP.

Duerinck, Guilland und Schultz bei sich, welche drei andere Stationen versehen. Diese Mission hat ihre Handarbeitschule, wo fünfzig Knaben Wohnung, Kost und Erziehung bei den Patres und acht Brüdern haben. Die Mädchenschule enthält von 70 bis 75, unter der Leitung der Damen vom Heiligen Herzen.

Die Mission von St. Franciscus unter den Osagen besitzt nun als Hilfspriester noch A. Van Hulst, der die Miamis, Quapaws und andere Stämme besucht. Die Handarbeitschule enthält 50 Knaben unter Leitung der Jesuiten, die Mädchenschule 40 Zöglinge unter Obhuth der Schwestern von Loretto.

Abhängig von diesen beiden Missionen sind verschiedene andere weit und breit zerstreute kleine Capellen und Stationen unter den Kikapuhs, Miamis, Piankeshaws, Weas, Peorias und Quapaws, als Ableger und Setzlinge künftiger Christengemeinen, und die ganze katholische Bevölkerung wird auf nahebei 6000 geschätzt.

Das Ergebniß der Arbeiten des für seine großartigen Pläne viel zu früh geschiedenen P. Van Quickenborne ist derart ein edles Gut in stillem, stätigem Fortschritt, und ein großer Theil der indianischen Jugend, unter verständiger Leitung zu Gewerbfleiß und Nettigkeit in Tracht und Arbeit angehalten, wofür das rothe Volk — betrachte man nur die sinnige Zierlichkeit seiner Manufacte von weiblicher Hand — durchaus nicht ohne ursprüngliche Anlage scheint, gibt der Zukunft die besten Versprechungen. Dem P. Van Quickenborne, als Gründer der Vice-Provinz Missouri und ihrer indischen Missionen, ist in unseren Tagen des Ehrenzolls viel zu wenig geworden. Sein Name ist, darf man sagen, beinahe unbekannt; und doch

haben Wenige mehr beigetragen zur Erziehung des weißen und zur Zähmung des rothen Mannes — zur Glückseligkeit Aller [1]).

---

[1]) P. Carl Felix Van Quickenborne, geb. zu Peteghen bei Devizes in der Diöcese Gent den 21. Januar 1788. Erzogen in Gent, übertraf er alle seine Mitschüler wie an Fleiß und Talenten, so an Gottesfurcht, und trat in frühem Alter in das Diöcesan-Seminar. Erst Professor an den Petits Seminaires, dann Dorfpfarrer, trat er bei der Einführung der Jesuiten in Belgien im April 1815 in das Noviciat von Rumbeke. Nach der Probezeit bewarb er sich um die Amerikanische Mission und kam Ende 1817 nach den Vereinigten Staaten. Nach zwei Jahren ward er Lehrer der Novizen. Seine westliche Laufbahn haben wir gegeben. Ein Gallenfieber ergriff ihn in Mitte großer Anstrengungen in St. Francis oder Sioux Portage und führte am 17. August 1837 zu allgemeiner Bedauerniß seinen Tod herbei. — Rundschreiben über seinen Tod.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Die Louisiana-Missionen wiederbelebt. — Oregon-Mission.

Ursprung der Oregon-Mission. — Die Plattköpfe. — Sie suchen Missionäre. — Prüfungen und Täuschungen. — De Smet. — Er erreicht ihr Dorf. — Gründet die Mission. — Schwarzfüße. — Blanchet und Demers. — Ihr Wirken. — De Smet's Rückkehr. — Missionsdorf St. Maria. — Die Coeurs d'Alenes. — Fortschritt der Mission. — De Smet's Reisen. — Mission unter den Coeurs d'Alenes. — Blanchet und Demers. — Andere treffen ein. — Seminar. — De Smet in St. Louis. — In Europa. — Er segelt nach Oregon. — Willamette. — Verschiedene Missionen. — Neue Bischofssitze. — Gegenwärtige Lage. — Regierungszeugniß.

Nachdem wir den Ursprung der Oregon-Mission, so weit sie eine weitere Entwicklung der Jesuitensendungen in Missouri ist, bereits erwähnt, nehmen wir nun ihre Geschichte als die einer selbständigen Mission auf und wollen in Kurzem ihren Verlauf vom Entstehen an skizziren.

In früheren Zeiten ward Oregon [1]) von Franzosen und Mischblutleuten aus Canada besucht: es waren rauhe Jäger und Fallensteller, von denen viele eine Reihe von Jahren blieben, auch wohl hier als Squatter sich ansiedelten. Ohne Seelenhirten und nicht immer sehr musterhaften Lebenswandels, waren sie doch katholischen Bekenntnisses, und pflanzten unter den Stämmen, mit welchen sie verkehrten, einige Kenntniß des Christenthums verbreitend fort. Einige Irokesen von Caughnawaga verbanden sich auch mit den Plattköpfen (Flatheads), und dieser Stamm ward schon gegen das Jahr 1820 man darf sagen wenigstens christlich im

---

[1]) Dies Gebiet, wovon man neuerdings Washington-Territorium ausgeschieden, gränzt im Norden an die Hudsonsbayländer, im Westen an den Stillen Ocean, im Süden an Californien, im Osten an die Felsgebirge. Der Columbia durchströmt es, und Lewis u. Clark waren i. J. 1804 die ersten Entdecker.

Anmerk. d. Uebers.

Herzen, so gut es gehen wollte den Lehren und selbst den Religionsübungen der Kirche sich bequemend, tägliches Gebetopfer dem Vater der Gnade darbringend und den ersten Tag der Woche heilighaltend zu seiner Ehre.

Jedes Jahr versammelte sich der Stamm am Bitterwurzel-Fluß (Bitter-root River). Von diesem Lagerplatz ward im Jahr 1831 eine Gesandtschaft nach St. Louis geschickt, um einen katholischen Priester zu bekommen; aber sie erreichte diese Stadt nimmer. Die Mehrzahl der Abgeordneten fiel als Opfer einer Krankheit, und ließ ihre Gebeine zurück, an der schmalen Pfadspur der weiten Wildniß zu bleichen. Unabgeschreckt vom ersten Fehlschlag, sendete der glaubenseifrige Stamm eine neue Abgeordneten-Schaar, welche glücklich in St. Louis eintraf; aber der Bischof war so arm an Priestern, daß er nur versprechen konnte, so bald als möglich ihrem Bedürfniß Genüge zu leisten. Dies Versprechen richtete sie auf, und sie verharrten in froher Hoffnung; als sie aber im Jahr 1837 ihr Lager bezogen, und wieder kein Schwarzrock erschienen war, beschlossen sie noch einmal eine Botschaft, leider bestimmt zu neuem Mißgeschicke: die fünf Träger derselben fielen unter den Streitärten der Sioux. Trotz alledem blieben die Plattköpfe beharrlich. Im Jahr 1839 schickten sie zwei Irokesen-Boten, Peter und Ignatius, ab: diese endlich erhielten den langersehnten Missionär. Voller Freude eilte Peter voraus, seinen Erfolg zu verkünden; Ignatius blieb zurück, um de Smet zu ihrem Sommerlager zu geleiten. Am 30. April 1840 verließ dieser Glaubensbote Westport mit der jährlichen Caravane der Amerikanischen Pelzhandels-Gesellschaft, deren Ziel der Grüne Fluß (Green River) war. Das Fieber der Prärien ergriff bald den guten Pater; aber nachdem er das Sheyennedorf hinter

sich hatte, kam er am 30. Juni zu einem Stelldichein, wohin Peter sicher Geleit vorausgeschickt hatte. De Smet las hier Messe für die versammelten Indianer und canadischen Fallensteller, brach dann mit seiner braven Bedeckung auf und kam am 14. Juli in Sicherheit bei den Gezelten im Peterthal an, allwo die Plattköpfe und Ponderas, sechzehnhundert Mann stark, sich gelagert hatten [1]).

Sein Eintritt in ihr Lager war ein Triumphzug, woran Männer, Weiber und Kinder Theil nahmen. Der oberste Häuptling Tjolizhitzay, ein ehrwürdiger Greis, dessen hehre Gestalt an die alten Erzväter erinnerte, erwartete hier den Missionär, umgeben von seinen vornehmsten Kriegern, und wünschte dem Abgesandten Christi mit Einemmal seine ganze Macht zu zeigen. Alle Zweifel und Täuschungen über den Gegenstand seiner Sendung sofort zerstreuend, setzte de Smet mit dem Häuptling die Ordnung der religiösen Uebungen des Stammes fest. Am Schluß des Tags waren schon zweitausend Indianer vor seinem Zelte versammelt, welche gemeinsam ihr Abendgebet verrichteten und eine feierliche Hymne eigner Composition absangen.

So großartig war die Eröffnung der Plattkopf-Mission, der Glorie unsrer spätern Annalen, einer Tochter jener Irokesen-Missionen vor zwei Jahrhunderten, der ersten Eroberung des Glaubens weit jenseit des Mississippithals.

Täglich in der Zeit der Dämmerung rief der alte Häuptling Alles zum Gebet zusammen. Am zweiten Tage hatte de Smet mit Hilfe eines Dolmetschers bereits das Vaterunser, den Glauben und die zehn Gebote übersetzt. Einer der Anführer lernte sie bald auswendig und ward

---

[1]) Indian Sketches, 90; Ann. Prop. XIV. 53.

in, wo=
: Smet
d cana=
den Be=
bei den
d Pon=
tten [1]).
woran
oberste
n hehre
te hier
riegern,
nemmal
uschun=
reuend,
er reli=
uß des
m Zel=
verrich=
on ab=

Mission,
: jener
erſten
dithals.
er alte
n Tage
ts das
versetzt.
ward



P. J. DE SMET, S.J.

der Predigtgehilfe für die Uebrigen. Da konnten nach Verlauf von vierzehn Tagen schon alle Plattköpfe ihre Gebete. Bald wurden solche auch ausführlich und vollkommen erklärt. In zwei Monaten hatten sechshundert ihre Gesinnung, der heiligen Taufe theilhaftig zu werden, genugsam erprobt. Es zeigte sich allseits das größte Verlangen, den gelernten Geboten auch nachzuleben. „Vater,“ sprach der Pondera-Häuptling, „lang hab' ich im Dunkel der Unwissenheit gelebt. Gegen Wissen und Willen that ich das Böse und mag dem Großen Geist mißfallen haben; nachdem ich aber, besser belehrt, etwas für schlimm erkannte, entsagte ich ihm, und ich erinnere mich nicht, Gott seit der Zeit wissentlich beleidigt zu haben.“

Nach derartiger Gründung der Mission brach de Smet am 27. August wieder nach St. Louis auf, um über den Stand der Angelegenheit Bericht zu erstatten und die nöthigen Schritte für eine bleibende Anstalt zu thun. Sein Weg ging durch das Land der Schwarzfüße (Blackfeet), Dickbäuche (Grosventres) und Sioux, alle feindlich den Plattköpfen und deren Stammverwandten. Nachdem er einer Bande Assinibolen glücklich vorbeigekommen, ward er mit seinen Begleitern im October plötzlich von einem wilden Kriegerzug der Schwarzfüße umringt. Der Leibrock des Missionärs, das Crucifix, das bei seinen Reisen über die Prärien stäts auf seiner Brust blitzt, fesselte das Auge des Schwarzfuß-Anführers. „Wer bist Du?“ „„Er ist ein Schwarzrock,““ sagte de Smet's Begleiter, „„ein Mann, der Zwiesprache hält mit dem Großen Geiste.““ Im Nu war Alles wie umgewandelt. Zu des Glaubensboten bescheidnem Tische eingeladen, zeigte der Häuptling noch größere Ehrfurcht, als er ihn vor dem Essen den Herrn des Lebens anreden hörte. Als die frugale Mahlzeit vor-

über war, spreiteten zwölf Indianer eine Büffelhaut vor ihm aus und deuteten ihm durch Geberden ihren Wunsch an, daß er sich darauf setzen möge. Da er glaubte, sie sei als Sitzmatte bestimmt, that er es; aber flugs hoben sie dieselbe auf und trugen ihn so im Triumph nach ihrem Dorfe. Auch hier ward er höchst ehrenvoll behandelt. „Das ist der glücklichste Tag meines Lebens," sprach der Häuptling; „es ist das erste Mal, daß wir unter uns einen Mann sehen in solch enger Verbindung mit dem Großen Geiste. Sieh hier die Tapfern meines Stammes! Ich habe sie zu diesem ungewöhnlichen Anblick hergebracht, auf daß das Andenken an deine Durchreise auf immer eingegraben bleibe in ihrem Gedächtniß."

Nachdem er so, gegen alle Erwartung, durch die Besänftigung eines Stammes, der der Schrecken der Wildniß ist, sich den Durchweg geöffnet, reiste er in Frieden weiter [1]. Seine glückliche und schnelle Rückkehr erfüllte mit aufjauchzender Freude die Herzen aller seiner Genossen, und als er mit aller Begeisterung seines heiligen Eifers die günstige Stimmung der Plattköpfe und das unermeßliche und reiche Feld, das hier ihrem Wirken sich eröffne, beschrieb, brannten alle vor Verlangen, bei seiner Rückkehr dahin sich ihm anzuschließen. Die feste Gründung der Mission war nun außer allem Zweifel, und während des Winters wurden die Vorbereitungen zu ihrem Beginn getroffen.

De Smet's Sendung stand jedoch in Oregon nicht allein. Ohne daß die Plattköpfe, ohne daß der amerikanische Jesuit es geahnt, hatten zwei canadische Geistliche, Franz N. Blanchet, nun Erzbischof von Oregon, und

[1]) Indische Skizzen, 13—58. Ann. Prop. XIII. 487.

Modest Demers, nun Bischof von Vancouver, am 24. Nov. 1837 zur Freude der so lang der heiligen Sacramente beraubten canadischen Familien Fort Vancouver erreicht. Nachdem er zwei Jahre lang ihren geistlichen Bedürfnissen Genüge geleistet, traf Blanchet im Juni 1839 zu Cowlitz zwölf Eingeborne von Puget-Sund, die gekommen waren, den Missionär zu sehen. Während er nun denselben Unterricht ertheilte, faßte er den Plan der „Katholischen Scala," eine Form der Lehre, welche die Geschichte der Religion und die verschiedenen Wahrheiten und Mysterien des Glaubens in chronologischer Reihenfolge darstellt, nebst Sinnbildern, um sie dem Gedächtniß einzuprägen. Sie fand später allgemeine Annahme und erwies sich den Sendboten des Heils als äußerst nützlich [1]). Mittelst dieser „Scala" unterrichteten jene Indianer ihrerseits in der Folge ihren Stamm, und eine Kenntniß des Glaubens verbreitete sich reißend schnell, so daß Blanchet im nächsten Jahre bei der Whitby-Insel Indianer traf, so nie einen Priester gesehen und doch Kenntniß des Christenthums hatten.

Demers legte mittlerweile den Grund zu einer Mission unter den günstiggestimmten Eingebornen von Nesqualy, besuchte darauf Wallawalla, Okenagan und Colville; während Blanchet, der auch Nesqualy besuchte, nochmals die Puget-Sund-Indianer traf und seinen Unterricht bei ihnen erneuerte.

Im Jahre 1840 waren ihre Arbeiten ebenso verschiedenartig als beschwerlich: Demers legte den Grund zur Chinook- (spr. Tscheinuhk) Mission, Blanchet pflanzte das Kreuz zu Nesqualy auf, versöhnte zwei im Hader

---

[1]) De Smet veröffentlichte eine derselben in seinen Indianischen Skizzen.

liegende Stämme, taufte Viele und verlängerte sein dortiges Wirken eine beträchtliche Zeit — ein Brief de Smet's, der bereits aus weiter Ferne von ihnen gehört und sein Kommen vorausgemeldet, hatte ihm neuen Eifer gemacht. Im Laufe des nächsten Jahres drang Demers bis zum Frazerfluß [1]) vor und verkündete dort großen Schaaren der Eingebornen die Wahrheiten des Evangeliums. Entzückt von der frohen Botschaft, bat ihn Alles dort seinen Wohnsitz aufzuschlagen, und allseits wurden die Kinder zur hl. Taufe hergebracht. Er taufte auch nicht weniger als sieben hundert.

Derart war im Jahr 1841 der Stand der zwei Oregon-Missionen, deren Geschichte wir einzeln verfolgen wollen.

P. de Smet machte sich im Frühjahr 1841 mit P. Nicol. Point, einem Vendeer, P. Gregor Mengarini, einem Römer, und drei Laienbrüdern, tüchtigen Handwerkern, auf den weiten Weg. Am letzten April verließen sie Westport, zogen durch's Gebiet des freundlichen Kansas, der Sheyennes, der verrätherischen Banacs am gefährlichen La Platte-Fluß, dann der minder zuverläßigen Panis, und trafen endlich am 15. August im Fort Hall das Plattkopf-Geleit, welches 800 Meilen weit hergekommen, den Glaubensboten sich anzuschließen. Sie waren voller Eifer und Zuversicht, diese Männer, Simon der Erstbekehrte, sein Enkel Franz, Ignaz, der brave Pilchimo und Gabriel der Halbblütige. Die Treue des Stamms bewährte sich im Benehmen der Führer. Rasch ging es nun vorwärts mit ihnen, und am 30. kamen sie in Sicht des Lagers von Bigface (Großgesicht) und waren bald in Mitte ihrer

[1]) Die neuesten Nachrichten (Mai 1858) aus den Vereinigten Staaten bezeichnen diesen Fluß als jüngst entdeckten Hauptfundort des Goldes im großen Dorado des Stillen Oceans. Anmerk. d. Uebers.

Kinder. Alles versammelte sich um sie, die Mütter brachten ihre Kleinen — jedes Herz schien wild ergriffen von Freude.

Der Stamm wünschte die Wahl eines Platzes für bleibenden Aufenthalt. P. Point entwarf die Pläne für das Missionsdorf, von welchem nun alles abhing, und am 24. September kam die ganze Partie am Bitterwurzel-Fluß, der auserwählten Gegend, an. Hier ward das Kreuz aufgerichtet und die Mission „von der heiligen Maria" am Rosenkranzsonntag eröffnet. Die Laienbrüder waren bald frisch am Werk: die schnaubende Esse und der dröhnende Hammer ließen sich emsig hören, und allmälig erhob sich das Haus des Gebets aus dem Grunde. Eh' es noch vollendet war, kam der Häuptling der Coeurs d'Alênes an und bat die Glaubensboten, auch sie nicht zu vergessen und ihre Hütten zu besuchen.

Die Plattköpfe sind ein uneigennütziges, edelsinniges, in Freundschaft treues Volk von anerkannter Rechtlichkeit und reinen Sitten. Ihre Kleidung und ihr Gebahren sind gleich bescheiden; bei ihnen gibt es auch keine Zwingherrschaft des Aberglaubens, keine Medicin-Leute, um Dämonendienst zu begünstigen. Manche der Oberhäupter waren Muster des Lebenswandels. Simon, Peter und besonders Paul ragten nach ihrer Bekehrung in allen Christentugenden hervor.

Sie halfen nun den Missionären bei Aufrichtung der ersten nothwendigen Gebäude, und am St. Martinstag stand eine zeitliche Capelle und Wohnung fertig da, obschon die Werkzeuge der Laienbrüder unzureichender Art waren. De Smet war indessen nach Colville unterwegs, um wo möglich neue Vorräthe zu bekommen; Point und Mengarini unterrichteten die Catechumenen, und am 3. December wurden deren zweihundert und zwei durch die heilige Taufe Kinder Gottes.

Der Zurechtsetzung der Ehebündnisse galt ihre nächste Sorge. Da sie wenige der zuvor geschlossenen Ehen giltig fanden, spendeten sie dieses heilige Sacrament allen getauften Paaren: wo Vielweiberei sich fand, ward Ein Weib aufgegeben; und dies führte zu den rührendsten Scenen — wenn der Gatte zwischen zwei gleichgeliebten Frauen, beide Mütter seiner Kinder, schwankte. Auch kamen Fälle vor, wo ein Weib zu Gunsten einer Mehrgeliebten edelmüthig entsagte. Es war nun ein Christendorf, in welchem die größte Frömmigkeit herrschte. Früh erhoben sie sich bei'm Läuten des Angelus, versammelten sich eine halbe Stunde später zum Gebete, hörten dann heilige Messe und Unterricht. Der Tag war der Arbeit geweiht; die Patres widmeten ihre Zeit dem Krankenbesuch oder andrer Pflichterfüllung. Nachmittags erhielten die Kinder, nach Sonnuntergang die Erwachsenen christliche Belehrung. Kleine Belohnungen gaben weiteren Sporn, aber wie bei den alten Huronen, so lag auch bei den Plattköpfen deren Werth im religiösen Zwecke selbst.

Am 8. December kam de Smet zurück, nachdem er unter Gefahr und Ungemach aller Art 190 Personen, darunter 26 Erwachsene, getauft, und über Zweitausenden vom Stamm der Coeurs d'Alènes, Kalispels, Kötenays und anderer gepredigt. Da kein Vorrath anderwärts herbeikam, mußte der Stamm nunmehr zur Winterjagd sich zerstreuen, und dies war nur noch verschoben worden, um Weihnachten in der Mission feiern zu können. An diesem Tage wurden hundert und fünfzehn Plattköpfe, angeführt von drei Oberhäuptern, dreißig Nezpercés mit ihrem Anführer, ein Schwarzfuß-Häuptling und seine Familie getauft. „Ich begann meine heiligen Messen," sagt de Smet, „um sieben Uhr Morgens: um fünf Uhr Nachmittags

war ich noch in der Capelle. Ein Herz mag es empfinden, kein Mund aber vermag auszudrücken, welche Bewegungen da in meinem Innern vor sich gingen. Sechs- bis siebenhundert neue Christen, mit Trüppchen kleiner Kinder, im vergangenen Jahre getauft, waren da in dem armen mit Binsen gedeckten Kirchlein versammelt, in der Mitte einer Einöde, wo bis vor Kurzem der Name Gottes kaum bekannt gewesen: und sie brachten ihrem Schöpfer ihre wiedergeborenen Herzen dar und gelobten auszuharren in seinem heiligen Dienste bis zum Tode, und das war ohne Zweifel eine Gott höchst angenehme Opferspende, und wir dürfen vertrauen, sie wird den Thau des Himmels herabrufen auf das Plattkopfvolk und die Nachbarstämme."

Einige Tage später brach P. Point mit den Jägern auf, um sich den Beschwerden der Winterjagd zu unterziehen und sein Leben unter den Schwarzfüßen auf's Spiel zu setzen. De Smet und Mengarini blieben zu Haus, den Catechismus zu übersetzen und hundert und fünfzig zum ersten heiligen Abendmahl vorzubereiten; die Laienbrüder aber errichteten derweil ein Pallisadenwerk um die Mission.

Aber de Smet hatte nicht Ruhe noch Rast: er beschließt eine Reise nach Fort Vancouver, um sich den nöthigen Vorrath zu verschaffen, auf daß St. Maria eine festbegründete Mission werde. Da zieht er durch die Gebiete der Kötenays, Coeurs d'Alènes, Shuyelpis und Okinakanes, lehrt die Gebete, zeichnet ihnen einen ersten rohen Abriß des Glaubens vor, führt überall Morgen- und Abendandacht ein. Dann geht er den gefährlichen Columbiafluß hinab, entrinnt mit Noth einem nassen Grabe, sieht mehrere seiner Reisegefährten untergehen und erreicht endlich Fort Vancouver. Groß war hier die Freude

bei'm Begegnen mit den Hrn. Blanchet und Demers; aber Lebensmittelvorrath ist auch hier nicht zu bekommen. Er kehrt nach St. Maria zurück, beschließt nochmals, nun ostwärts gewandt, einen Zug durch die Wildniß bis nach St. Louis, läßt Mengarini bei den Plattköpfen und Ponderas, schickt Point zur Gründung einer Mission unter den Coeurs d'Alènes aus und macht im August sich auf den Weg, als Träger der frohen Botschaft, daß bereits 1654 Seelen erlöst worden durch die heilige Taufe [1]).

Bei'm Schlusse der Jagdzeit pflanzte P. Point, am ersten Freitag im December, das Kreuz auf bei seiner neuen Mission zum „Heiligen Herzen" unter den Coeurs d'Alènes. Der Stamm erschien nicht ganz unbekannt mit dem Christenthum, aber ohne Lehrer, war er noch nicht aus der Nacht des Aberglaubens getreten. Nun warf Alles der Lehre der Wahrheit sich in die Arme. Die Medicin-Männer waren die Ersten, welche die Götzenbilder zertrümmerten, und christliche Frömmigkeit nahm Besitz von den Herzen des Volkes.

Im Frühling wurde ein neues Dorf ausgelegt: da wurden Bäume gefällt, Wege eröffnet, eine Kirche gebaut und die Gemeindefelder eingesäet. So war eine zweite bleibende Missionsanstalt in Gang gesetzt. Die Zwischenzeit der verschiedenen Jagden nahm den Glaubensboten ganz in Anspruch, bis man erwarten konnte, daß der Ackerbau die Indianer einmal an die Scholle fessle. Im October 1844 enthielt das kleine Dorf hundert christliche Familien [2]).

---

[1]) Indische Skizzen. 169. 224.

[2]) **Oregon Missions.** 280.

Im Herbste desselben Jahres wurden Blanchet und Demers bei ihrem schweren Dienste unter den Canadiern und Indianern durch neue Ankömmlinge unterstützt; es kamen von Canada die Hrn. Joh. B. Bolduc und Anton Langlois. Es wurde nun ein Seminar am Willamette eröffnet und zum Mittelpunkt der Missionsausflüge gemacht. Im März besuchte der glühendeifrige Bolduc die Stämme auf Vancover's-Insel und um Puget-Sund und taufte viele der Kawatskins, Klalams und Isanisks.

Bei seiner Ankunft in St. Louis legte de Smet seinen Obern eine vollständige Uebersicht der Lage des Landes vor. Man entschloß sich zu sofortigem Handeln. Oregon war damals ein zwischen England und den Vereinigten Staaten streitiges Territorium; aber die Amerikanischen Prälaten baten in ihrer Provincial-Versammlung den Heiligen Stuhl um Ernennung eines Apostolischen Vicars für jenes Land. Unterdessen sandt der Provincial der Jesuiten in Missouri die PP. Peter de Vos und Adrian Hoecken mit drei Laienbrüdern nach den Felsgebirgen und gab de Smet seine Weisung nach Europa, um dert weitere Mittel zu machen zur Bekehrung und Zähmung der indianischen Stämme.

In Europa weckte de Smet den größten Enthusiasmus für sein Werk. Bald wurden die Namen der Oregonstämme den Gläubigen in Belgien und Frankreich geläufiger, als selbst in den Vereinigten Staaten der Fall war. Viele Väter seines Ordens erklärten den Wunsch, ihm sich anzuschließen, und die Schwestern von der Congregation Unsrer Lieben Frau boten sich an, in jene ferne Wildniß zu gehen und die Missionäre bei'm Unterricht der Indianerinnen zu unterstützen. Nachdem er beträchtliche Hilfsmittel erhalten, segelte de Smet endlich am 12. December 1843 mit den PP. Vercruysse, Accolti, Ravalli und Nobili, einem Laien-

bruder und sechs Schwestern von der Congregation Unsrer Lieben Frau von Antwerpen ab; nach langer und gefährlicher Reise kamen sie am 5. August 1844 zur Freude Aller in Fort Vancouver an, nachdem man sie lang als verloren aufgegeben. Blanchet begrüßte freudig diesen neuen Zuwachs seiner künftigen Diöcese. Um die Jesuiten-Sendboten aller Verlegenheit zu überheben, bot er ihnen einen reizenden Fleck am Willamette-Fluß für ihre Central-Anstalt an, und sie begannen alsbald hier den Boden aufzuräumen und Gebäude zu errichten. So schnell ging das Werk von Handen, daß die Schwestern, welche vorerst ihre Schule unter freiem Himmel begonnen, im October schon Besitz von ihrem Kloster nehmen konnten.

Noch zwei italienische Patres mit einem Laienbruder schlossen der Mission sich an. Die Station von St. Ignatius unter den Kalispels bezog F. Hoecken; sie lag in einer ausgedehnten Prärie, dreißig Meilen oberhalb der Mündung von Clarks-Fluß, nahe einem malerischen Wasserfall und rings von Schneegebirgen eingeschlossen. Hier war das Winterlager des Stamms, hier erhob sich die Kirche, und der Glaubensbote erfreute sich einer gelehrigen Heerde. Auf Weihnachten taufte P. de Smet eine große Zahl, und das hohe Fest ward mit allem möglichen Glanze hier gefeiert.

Am selben Tage begingen die PP. Mengarini und Zerbinati unter den Plattköpfen, und Point und Joset unter den Coeurs d'Alènes die Gedächtnißfeier der Geburt Unseres Herrn mit gleichen Ceremonien und Tröstungen — Joset widmete sich dort dem Unterricht im Ackerbau, Point leitete die Mission.

Im Frühjahre bezogen die Pends-d'oreilles ihr ständiges Dorf St. Ignatius; im Juli hatten sie bereits

vierzehn Blockhäuser, 300 Morgen Kornfrucht auf dem Halm und eine Kirche im Bau begriffen; auch ihr Hausgeflügel und Hornvieh vermehrte sich stätig.

Von dieser Station aus besuchte Hoecken mit Ravalli die Zingomenes, Sinpoils, Okenaganes, Flatbows und Koetenays; Demers ging zu den Stämmen von Neu-Caledonien, und Nobili begab sich im Juni 1845 ebendahin. De Smet legte allmälig eine ganze Kette von Missionen aus: sie erstreckte sich bis zu den Wasserläufen des Saskatshawan und Columbia, bis an die Lager der wandernden Assinibolen und Krihs (Crees), bis zur Heerde von Belcourt und dem Fort St. Anna, bis zu Thibault's und Bourassa's Sendposten: und nach allen Seiten hin ward die frohe Botschaft verkündet, und die Gesellschaft neuer Glaubensboten und das Betreten neuer Felder stachelten den höchsten Eifer immer frisch wieder auf [1]).

Während seiner Abwesenheit hatte der fleißige Hoecken die Bekehrung der Shuyelpi- oder Kesselfall-Indianer vollendet, und Nobili von Vancouver aus das Kreuz gepflanzt und Capellen errichtet unter den Siouxhwaps, Chilcotins und andern nördlichen Horden.

Die Oregon-Mission sollte nunmehr ein bleibende Form annehmen. Der Heilige Stuhl, Gehörgebend den Amerikanischen Kirchenfürsten, ernannte am 1. December 1843 Hrn. Blanchet zum Apostolischen Vicar dieses Territoriums. Auf die Kunde seiner Erwählung begab sich der Gründer

[1]) Am Jasperfluß traf er einen alten Irokesen mit einem in den Annalen der frühesten Missionen berühmten Namen: Louis Kwaraghkwante, „die schreitende Sonne" — der Garacontié der alten Relationen. Seine Familie, vierundvierzig Köpfe stark, ward unterrichtet, getauft, und sieben Ehen erneut und eingesegnet.

der Oregon-Kirche nach Montreal, allwo er am 25. Juli 1845 die Weihe erhielt, und fuhr dann nach Europa über, Beistand für seine neue Diöcese sich auszuwirken. Dort trat noch eine Abänderung ein: Blanchet ward zum Rang eines Metropolitans erhoben, als Erzbischof von Oregon City, und mehrere Suffragan-Sitze wurden errichtet, Demers zum Bischof von Vancouver und Magloire Blanchet zum Bischof von Wallawalla ernannt.

Bei seiner Rückkehr nach Oregon, wohin mehrere Welt- und Klostergeistliche, auch einige Oblaten ihn begleiteten, wurden die Chinoocks bekehrt und erhielten im Jahr 1851 Hrn. Lionnet zum bleibenden Seelsorger; der Hochw. Joh. B. Brouillet aber versuchte die Gründung einer Mission unter den Cayuses. Bei seiner Ankunft fand er jedoch, daß die Eingebornen gegen die Weißen aufgestanden und Dr. Whitman, einen Amerikanischen Missionär, sein Weib und zehn Andere getödtet, sie für die Ursache einer eben herrschenden Seuche haltend [1]). Brouillet, dessen wohlbekannte Kleidung ihn beschützte, eilte zur nächsten protestantischen Mission und rettete durch zeitige Warnung jene Station vor gleichem Loose. Krieg brach aus, und die Cayuse-Mission ward verschoben; aber der Hochw. Ludw. Rousseau und Toussaint Mesplée begannen eine andere bei den Waskosins, welche noch besteht.

Neben diesen Säcular-Missionen leiten die Jesuiten noch heutigen Tags die Anstalten vom „Gespitzten Herzen" (Pointed Heart) bei den Kesselfall- und Kalispel-Indianern; die von St. Maria unter den Plattköpfen ist seit 1850 unbesetzt. Die Gesammtzahl der katholischen In-

---

[1]) Auch im Jahre 1857 fielen mehrere Aufstände der Oregon-Indianer vor.

dianer wird nun auf 3400 geschätzt, aber die dortigen Missionen haben nicht dieselben Begünstigungen für Schulen, deren sich die im Vicariat des Indianischen Territoriums erfreuen [1]).

Wollen wir, indem wir hiemit die Oregon-Mission schließen, das durch dieselbe bewirkte Gute nur aus den Weisungen von Stevens, Gouverneur von Washington-Territorium, an den Indianischen Agenten beurtheilen. „Sie kennen wohl den allgemeinen Charakter der Plattköpfe — die besten Indianer von Gebirg oder Prärie, ehrlich, brav, gelehrig: sie brauchen bloß Aufmunterung, um auch gute Bürger zu werden. Sie sind Christen, und

---

[1]) Die in den Missouri- und Oregon-Missionen verwendeten Sendboten sind größtentheils noch am Leben. Zwei starben in Mitte ihres Wirkens. P. Peter Zerbinati, von der Plattkopf-Mission, widmete sich fleißig dem Studium der Sprache, ertrank aber durch Zufall im Frühjahr 1845. Ein bescheidenes Denkmal ward diesem ersten in den Felsgebirgen gestorbenen Missionär errichtet.

P. Christian Hoecken, aus Ober-Brabant, der fünfzehn Jahre unter den Indianern gewesen, starb an der Cholera, in den Armen des P. de Smet, am Bord des St. Ange bei der Bergfahrt auf dem Missouri, am 19. Juni 1851, zwölf Tage nachdem er St. Louis verlassen, und ward an einer einsamen Stelle an der Mündung des Little Sciouse begraben. Er war der indischen Sprachen und Sitten vollkommen Meister und folglich hochgeachtet bei den Eingebornen. Er lebte in der That einzig für den rothen Mann, und wir sind der Ueberzeugung, daß die erlauchte Gesellschaft, welcher er angehörte, unter der Zahl ihrer Kinder keinen treueren und glühenderen Geistlichen aufzuweisen hatte. De Smet, Voyage au Grand Désert. 20.

der gute Pater de Smet versichert uns, daß sie auch wirklich ein dem christlichen Coder angemessenes Leben führen [1]).

Oregon, mit seinem milden Klima, seinem fruchtbaren Boden und seiner günstigen Lage an jenem Stillen Ocean, nach dessen Gestaden die künftige Weltgeschichte hinüber zu rollen scheint, wird bald ein blühender Staat der Union sein: der rothe Mann wird auch dort unsichtbar werden. Soll seine Raçe länger als gewöhnlich dort noch fortdauern, so wäre es wohl nur den Bestrebungen des Katholicismus zu verdanken, dieselbe mit dem Christenthum zugleich auch dem Ackerbau zu gewinnen, wie es im Osten bei den Cherokesen der Fall ist.

---

[1]) Präsidenten-Botschaft, 1854.

Englische Missionen.

Die Englischen Missionen.

Erstes Kapitel.

Die Maryland-Mission.

Allgemeine Gleichgiltigkeit der Engländer gegen das Seelenheil der Indianer. — Lord Baltimore. — Katholische Auswanderung. — Jesuiten-Missionäre. — P. Andreas White und seine Gefährten. — Althain in Piscataway. — St. Maria. — Stämme von Maryland. — Sprache, Kleidung, Religion. — Philologische Arbeiten der Patres. — Mattapany. — Maquacomen. — Bekehrung von Chilomacon, König von Piscataway. — Seine Taufe. — Krankheiten und Tod. — P. Rigby. — Der Susquehanna-Krieg. — Ueberfall. — Missionsleben. — Wunderbare Heilung. — Ruin der Mission. — Wegschleppen der Patres nach England. — Vergebliche Versuche die Mission zu erneuern. — Schluß.

Missionen unter den indianischen Stämmen, Bestrebungen, den rothen Mann zu zähmen und zum Christen zu machen, waren, wie wir gesehen, gleichzeitig mit allen Colonisations-Versuchen Spaniens und Frankreichs in Amerika. Später begannen England, Holland und Schweden Ansiedlungen an den atlantischen Küsten. Diese Pflanzorte waren, mit einer einzigen Ausnahme, protestantisch, und wir sehen uns in denselben vergebens um nach jenem Geist des Glaubens und der werkthätigen Milde, jenem Verlangen, die Wohlthaten des Christenthums auch auf die Eingebornen auszudehnen, so die katholischen Mächte kennzeichnete.

Was der Art irgend geschah, blieb rein individuell, vereinzelt und ohne Unterstützung; es entsprang nicht aus

einer öffentlichen Ueberzeugung, die solches für nothwendig gehalten hätte, und mußte daher spurlos vorübergehen. In der That war es erst in der Mitte des letzten Jahrhunderts, daß man in England einen allgemeineren Plan zur Bekehrung der Heiden entwarf, und Staatsumwälzungen lähmten bald auch diesen letzten, saumseligen Versuch.

Mitten unter den englischen Colonien ward aber Eine von Katholiken gegründet, und hier sehen wir, in seltsamem Gegensatz, auch solche indianische Missionen gleichzeitig mit des Landes Ansiedlung beginnen. Bis vor wenigen Jahren noch waren diese Missionen von Maryland mit den meisten Einzelheiten ihrer ersten Zeit in Geheimniß gehüllt. Glücklicher Weise aber setzt uns eine neuere Entdeckung in den Archiven der Gesellschaft Jesu in Stand, sie vom Anfang bis zu ihrem Schlusse zu verfolgen[1]).

Als Lord Baltimore zu dem Glauben seiner Väter zurückgekehrt, beschloß er eine katholische Colonie in Amerika zu gründen. Die Katholiken der brittischen Inseln hingen von jeher so hartnäckig und zäh an ihrem Geburtsland, als an ihrem Glauben. Als sie sich aber gehindert sahen, den Glauben eines Beda, eines Alfred und Eduard, eines Becket und Anselm, die Religion von dreißig Generationen ihrer Vorfahren offen zu bekennen, entschlossen sich einige Wenige auszuwandern und auf jenem Landstreich sich

---

[1]) Dies ist die „Relatio Itineris“ oder P. Andreas White's Tagebuch, in Rom copirt von P. William Mc Sherry aus Virginien und von Force in seinen Historischen Sammlungen, vol. IV. veröffentlicht. Er ist unsre Autorität, nebst Oliver's Sammlungen über Biographie der schottischen, englischen und irischen Mitglieder der Gesellschaft Jesu. — Mc Sherry, History of Maryland. — Tanner, Gesta praeclara. — Campbell.

niederzulassen, dessen Besitztitel in Lord Baltimore's Händen war. Seiner Christenpflicht eingedenk, suchte der katholische Pair Geistliche für seine Colonie zu bekommen, und wandt sich an den Superior der Jesuiten in England um Väter seiner Gesellschaft, welche „die katholischen Pflanzer und Ansiedler besorgen und die eingebornen Indianer bekehren möchten." Heidenbekehrung konnte der Gesellschaft Jesu kein gleichgiltiger Gegenstand sein, am allerwenigsten in einem Lande, das sie allbereits mit ihrem Blute getränkt. Sie folgten dem Aufruf. P. Andreas White (spr. Wait), ein Mann, der für seinen Glauben schon Kerkerhaft und Verbannung getragen, ward zum Gründer der neuen Mission auserwählt. Seine Gefährten waren P. Johann Altham und die Laienbrüder Johann Knowles und Thomas Gervase.

Mit dieser geistlichen Begleitung segelten die Ansiedler endlich am 22. Nov. 1633 in der „Arche und Taube" von England ab, indem sie St. Ignatius als Patron von Maryland erkoren und ihre Seereise unter seinen Schutz, unter den der Schutzengel von Maryland und absonderlich der Unbefleckten Empfängniß stellten. Verbannte um ihres Gewissens willen, wie sie waren, trugen sie doch jener Anglicanischen Kirche kein Rachegefühl nach, welche sie verfolgte und früher schon beraubt hatte, keines auch der Calvinistischen Partei, welche sie ganz auszurotten strebte. Sie ließen den breiten Ocean des Atlas das Andenken an das ihnen widerfahrene Unrecht hinwegwaschen, und kamen auf seinem Wellenrücken daher, den ersten Staat zu gründen, allwo es Menschen vergönnt sein sollte, frei auszuüben die Religion ihrer Wahl.

Nachdem sie Westindien berührt, segelten sie am 3. März die Mündung der Chesapeake-Bai an und am Feste

von Mariä Verkündigung, welches England noch nicht vergessen „Unsrer Frauen Tag“ zu nennen, landete Vater White auf St. Clement's-Eiland, um das heilige Meßopfer darzubringen; dann ward ein Kreuz aufgepflanzt als Siegeszeichen Christi des Erlösers, und mit tiefer Andacht auf den Knieen die Litanei des heiligen Kreuzes abgesungen.

So erhob der Katholicismus noch einmal seine Standarte an der Chesapeake-Bai und nahm Besitz für Maria. Die Bekehrung der Eingebornen war der gottgeweihten Glaubensboten erster Gedanke. Die von St. Clements-Eiland schienen freundlich gesinnt, und White trat sofort in Verständigung mit ihnen, um zu sehen, welcher Boden des Missionärs Loos hier wohl sein werde — ob das Steingeröll, so nicht viel Erde hat, oder die Wegseite, oder das gute Land.

Mittlerweile und ehe man über die Stelle der neuen Siedlung sich entschieden, begleitete P. Altham den Gouverneur Calvert auf seiner Entdeckungsreise den Potómac hinauf und besuchte mit ihm den großen Häuptling von Piscataway (spreche Piscatewäh), der als ein Herrscher von überlegener Macht geschildert und bisweilen Kaiser genannt wird. Sie landeten zuerst auf der virginischen Seite des Flusses, wo die Eingebornen freundlich sie empfingen. Hier entfaltete ihnen P. Altham die Lehren des Christenthums durch den Mund eines Dolmetschers. Der regierende Häuptling Archihu hörte dem mit Wohlgefallen zu und bat sie zu bleiben. „Wir wollen Einen Tisch führen,“ sprach er; „meine Diener sollen für Euch jagen, und Alles soll gemeinsam sein zwischen uns.“ Sie besuchten noch den Herrschersitz des Piscataway-Häuptlings und kehrten dann nach St. Clements-Eiland zurück, er-

standen sich dort einen Platz von dem freundlichen Yoacomico und seinem Stamm und gründeten die Stadt St. Maria. Ein Wigwam eines Eingebornen ward sofort zur Capelle umgewandelt — der ersten im Lande. Dann ging es ohne Verzug an das Studium der Sprache, Sitten und Gebräuche des Landes.

Die Maryland-Stämme erschienen als verschiedene Zweige der großen Huron-Irokesenfamilie und ohne Zweifel auch theilweise von algonguinischer Abkunft. Die mächtigsten waren die Susquehannas, die Andastes oder Gandastogues der Franzosen, die Minquas der Schweden. Auf der Westküste wohnten die Paturents, Piscataways, Anacostans und Yaocomicos, auf der östlichen und von algischer Race die Nanticokes, Ozinies, Wycomesses und andere.

Die Susquehannas waren der herrschende Stamm; die Algonquins ihre Alliirten, die andern Stämme ihre Feinde, oder Unterworfenen. Unter diesen Letztern begannen die katholischen Sendboten des Heils ihr Werk und hatten besondern Erfolg bei den Piscataways und Paturents. Nach den wenigen Wörtern in P. White's Erzählung war ihre Mundart offenbar huronisch, und die englischen Patres würden nicht geringe Unterstützung durch P. Brebeuf's, damals gerade in Paris veröffentlichten, Catechismus gewonnen haben; aber wahrscheinlich unbekannt mit dessen Werk, warf sich P. White mit eignen Mitteln auf die Sprache, verfaßte in Bälde eine Grammatik, ein Wörterbuch und einen Catechismus des Piscataway-Idioms, während in einer spätern Zeit Rigbie den Catechismus für die Paturents schrieb. Von diesen schätzbaren Werken ist noch eines in Rom's Archiven vorhanden.

In Kleidung ähnelten die Indianer von Maryland den Stämmen der Nachbarschaft: der Hosenlappen, der



IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)

6"



Ueberwurf oder Mantel war der Männer, der kurze Rock der Weiber Haupttracht, und bei der Nähe der Engländer und Schweden waren auch europäische Artikel nicht selten.

Ihre Wigwams glichen mehr den irokesischen, als denen der Algonquin-Stämme. Sie waren länglicht oder eirund, von Baumrinde, und ein Luftloch in der Höhe diente als Schlot und Fenster. In der Mitte brannte das Feuer, und neben diesem traf man in besseren Hütten ein Sims aus langen Stangen, von geringer Erhöhung über dem Boden. Sie waren in der Regel acht bis zehn Fuß hoch, so daß die Bewohner nicht zu kauern brauchten, wie anderwärts manchmal der Fall war.

Ihre Sitten schienen rein, und groß ihr Verlangen nach Besserem; ihre Religion war, wie wir sie in andern Theilen des Landes gefunden. Wohl einen Gott des Himmels anerkennend, bezeigten sie ihm doch keine äußerliche Verehrung, sondern strebten nur einen gewissen Geist sich günstig zu stimmen, den sie Okee (spr. Okih) nannten. Gleich den Irokesen, verehrten sie das Korn als eine dem Menschengeschlecht wunderbar wohlthätige Gottheit und zollten dieselbe Ehre auch dem Feuer.

„Einige von unsern Leuten," sagt P. White, „erzählen, daß sie diese Ceremonie in einem Heiligthum zu Barcluxen gesehen. An einem gewissen Tage versammelten sich alle Männer und Weiber von jedem Alter und aus vielen Dörfern um ein großes Feuer. Zunächst dem Feuer stand das junge Volk, hinter diesem die Erwachsenen. Erst ward ein Stück Hirschfett in die Flammen geworfen; Hände und Stimmen erhuben sich dabei gen Himmel mit dem Schrei „Tahó! tahó!" Darauf ward ein kleiner Platz freigemacht und ein großer Beutel zum Vorschein gebracht; im Beutel befand sich eine Pfeife und eine Art

Pulver, welches sie Potú nennen. Er ward rund um's Feuer getragen, und Knaben und Mädchen sangen dazu „Tahó! tahó!" Das Potú ward dann aus dem Sack genommen und unter die Umstehenden vertheilt, die es der Reihe nach rauchten, den Rauch einziehend, um gleichsam den Körper damit zu heiligen."

Das war nun ein Aberglaube, und der Missionäre Aufgabe, ihn zu Boden zu werfen. Satans Macht mußte vernichtet werden; aber wie der starke Mann in Rüstung, kämpfte er um seine Veste, und bald erhoben sich Schwierigkeiten für die Boten des Heils.

Im Jahre 1635 regte Claiborne, Marylands böser Genius, die Eingebornen gegen die Ansiedler auf und verbreitete Verläumdungen gegen die Missionäre. Die Jesuiten ließen sich nicht abschrecken. Bis 1636 kamen zwei neue Hilfspriester an. Einige unterlagen dem Klima, aber kräftig ward das Werk fortgesetzt bei den Indiern um St. Maria. P. White, nun mit der Sprache bekannt, ging nach dem Dorf Mattapany, an den Ufern des Pazurent, allwo der Häuptling Maquacomen ein zahlreich Volk beherrschte. Eine Strecke Landes ward dem Sendboten angewiesen; dort baute er sein Baumrinde-Capellchen und begann den Dienst. Der Herrscher war freundlich, zeigte aber wenig Neigung zur Annahme des Glaubens. Gelehriger schien sein Volk: bald wurden sechs Erwachsene getauft und eine Eingebornen-Kirche gegründet. Die Taufe von Kindern und Sterbenden vermehrte die Zahl der Erlesenen. Mitten in frohen Aussichten, ward P. White vom Gouverneur nach St. Maria zurückberufen: Kriegsgerüchte waren die Ursache.

Doch lichtete sich der Himmel wieder im Jahre 1639, die verheerenden Epidemien der Colonie ließen nach, die

Indianer wurden freundlicher. White, Altham, mit dem Superior Joh. Brock und Phil. Fisher „ließen sich an weit entfernten Plätzen nieder, in der Hoffnung, dergestalt eine Kenntniß des benachbarten Idioms zu erlangen, und folglich die Wahrheiten des heiligen Evangeliums in weiteren Kreisen auszustreuen."

Brock nahm seinen Posten zu Mattapany, Altham auf Kent-Eiland, Fisher in St. Maria und White zu Kittamaquindi, bei den Piscataways. Der König oder tayac, Chilomacon, von souveräner Gewalt, empfing P. White recht herzlich und beherbergte ihn in seiner eigenen Wohnung. Dieser verlor keine Zeit, und die glorreichen Glaubenssätze des Christenthums erklangen in den Ohren der Herrscherfamilie und der Krieger des Stamms. Tief war der Eindruck. Es ward mehr Anstand in Kleidung beobachtet; Chilomacon entsagte seinen Weibern bis auf ein einziges.

So gründlich war der Piscataway-Häuptling von der Wichtigkeit des Christenthums überzeugt, daß, als der Statthalter den Tauschhandel als einen Grund zu einem Bündnisse anführte, er erklärte, „solche Betrachtungen seien geringfügig in seinen Augen, verglichen mit dem Schatze, den die frommen Väter ihnen zugebracht — Kenntniß des wahren Gottes, eine Kenntniß die itzt und zu allen Zeiten der erste Gegenstand aller seiner Wünsche gewesen."

Bei einem großen Rathfeuer seines Stamms, in Gegenwart mehrerer Pflanzer, erklärte er offen seinen und seiner Familie Entschluß, dem alten Aberglauben zu entsagen und Christum anzubeten, da es keinen wahren Gott, als den der Christen gebe.

Während er P. White nach St. Maria begleitete, war

seine Gottesfurcht erbauend für alle, und er seinerseits wurde ein staunender Zeuge des Eifers der Patres, die eben einen wegen Mordes verurtheilten Indianer zum Tode vorbereiteten. In der Hauptstadt von Maryland begehrte er die Taufe; aber um deren Wirkung auf den Stamm zu benützen, verschob sie der Missionär bis zu ihrer Rückkehr nach Kittamaquindi. Dort taufte P. White am 5. Juli 1640 in Gegenwart des Gouverneurs und vieler andern Colonialbeamten, welche, um einer so wichtigen Feierlichkeit beizuwohnen, die Wildniß betreten, Chilomacon unter dem Namen Carl, desgleichen sein Weib „Maria" und seine kleine Tochter „Anna." An demselben für die Marylandstämme so hoffnungsreichen Tage empfing auch Mosorcoques, des Herrschers erster Rathgeber, mit seinem Sohne die heilige Taufe [1]). Der Nachmittag war Zeuge noch erhabenerer Ceremonien. Der Tayac und sein Weib wurden durch das heilige Sacrament der Ehe vereint, dann trugen der Statthalter und die Beamten nebst allen Oberhäuptern zum bestimmten Platze ein großes Kreuz, welches die Patres, so vorausgezogen, unter Absingung der Litanei der Gebenedeiten Jungfrau aufpflanzten.

Ehe aber die Glaubensboten diesen Sieg weiter verfolgen konnten, ergriff beide eine gefährliche Krankheit. P. Altham starb bald darauf, und White, nun vollkommen vertraut mit des Volks Eigenheiten und Mundart, war außer Stand, irgend einen Amtsdienst zu verrichten. Aber nicht müßig, arbeitete er an philologischen Werken in der Sprache seiner Heerde, als Leitfaden seiner einstigen Nachfolger.

---

[1]) Ein seltsamer Holzschnitt von dieser Taufe befindet sich in Tanner, Gesta praeclara, p. 803 art. Andreas Vitus.

In dieser Lage wandt er sich an seine Brüder in Europa. „Die Ihr uns sendet," schreibt er ermuthigend, „sollen nicht fürchten, es möge an Mitteln zu ihrem Unterhalt fehlen: Er, der die Lilien des Feldes kleidet und die Vögel der Luft füttert, wird nicht zugeben, daß Jene, welche für die Ausdehnung seines Königreichs thätig sind, Noth leiden."

Chilomacon starb im nächsten Jahr den Tod eines Gerechten; aber Mosorcoques blieb eine Stütze des Glaubens und beredete Anacostan, einen benachbarten Fürsten, die Missionäre zu seinem Volke einzuladen. Die Jesuiten jedoch erlagen nunmehr den Streichen des Klimas und der Last der Beschwerden. Brock rief aus: „Ich für mein Theil würde lieber in diesem Heidenbekehrungswerk auf dem nackten Boden mein Leben verhauchen, aller menschlichen Hilfe beraubt und dem Hungertode preisgegeben, als nur Einmal den Gedanken aufkommen lassen, dies heilige Werk Gottes aus Furcht vor Mangel aufzugeben." Und fünf Wochen nach dieser opferfreudigen Erklärung starb er wirklich desselben erwünschten Todes.

Die englischen Jesuiten in Europa entflammte bei der Kunde solcher Gefahren der Mission ein heiliger Eifer, ihren Brüdern in Maryland sich anzuschließen, und viele ersuchten in drängenden Briefen ihre Obern, sie hinüberzuschicken [1]). Mehreren ward dieser Wunsch erfüllt, unter andern Roger Rigbie, der im Jahre 1642 in Paturent stationirt war. White blieb bis zu dieser Zeit in Piscataway, wurde hier im Eise festgehalten und ging dann nach dem Dorf Potómac, eine Mission hier zu beginnen. In

[1]) Mr. Campbell hatte nicht weniger als dreiundzwanzig solcher Briefe in Händen, alle datirt vom Juli und August 1640.

zwei Monaten vermehrte er die Zahl der Gläubigen durch Bekehrung des Potómac-Häuptlings und drei anderer Oberhäupter, nebst vieler Krieger benachbarter Stämme.

Krieg brach nun aus: die Susquehannas, Wycomesses und Nanticokes stürzten sich über Maryland und seine Verbündeten. Sie überfielen eine Ansiedlung, tödteten die Pflanzer und führten die Beute hinweg. In New-York vernahm der gerettete Jogues von diesem Kriege und erfuhr, daß einer der Jesuitenpatres in Mitte seiner Neophyten gefallen.

Piscataway war nun beständig feindlichem Anfall ausgesetzt, und die Mission wurde nach Potopaco verlegt. Hier nahmen die junge Königin, welche in der Colonie erzogen war, das Weib und zwei Kinder des früheren Häuptlings nebst 130 vom Volke das Christenthum an. Im selben Jahre machten die Glaubensboten verschiedene Ausflüge den Paturentfluß hinauf, indem sie hier am sichersten vor den Kriegsunruhen waren. Ihr Leben beschreibt einer derselben folgendermaßen:

„Wir segeln in einem offenen Boote — der Pater, ein Dolmetscher und ein Diener. Bei Windstille oder entgegenkommendem Wind rudern zwei, und der dritte steuert. Wir führen einen Korb mit Brod, Käse, Butter, gedörrten Welschkornkolben, Bohnen und etwas Waizenmehl mit, ferner eine Kiste, welche die priesterlichen Gewänder, die Steinplatte zum Meßaltar, den Wein zum heiligen Meßopfer und geweihtes Taufwasser enthält. In einer andern Kiste führen wir Messer, Kämme, kleine Glöckchen, Fischangeln, Nadeln, Zwirn und andere Kleinigkeiten zu Geschenken für die Indianer mit uns. Wir bedienen uns zweier Matten: eine schützt uns vor der Sonne, und eine größere vor dem Regen. Der Diener hat das Jagd-

geräthe und Kochgeschirr bei sich. Bei Anbruch der Nacht suchen wir irgend ein Indianerdorf, oder eine englische Pflanzung zu erreichen. Gelingt dies nicht, dann befestigt der Pater unser Boot am Ufer, sammelt Brennholz und macht Feuer an, während die beiden Andern jagen gehen; ist unser Wild gekocht, so nehmen wir eine Erfrischung ein und legen uns um's Feuer schlafen. Droht Regen, so wird ein Zelt errichtet und mit der großen Matte gedeckt. Gott sei Dank, wir werden unseres spärlichen Mahles und harten Lagers eben so froh, als stände europäischer Luxus uns zu Gebote; es ist eben dies unser zeitlicher Trost, den Gott uns als Vorgeschmack dessen gibt, was er seinen Treuen dereinst nicht vorenthalten wird, daß er alle Beschwerden mit Angenehmem mildert und auf eine gewisse Weise auch äußerlich uns gegenwärtig erscheint."

Dies Leben hatte aber auch seine Gefahren. Ein Indianer fiel in einen Hinterhalt der Susquehannas und lag, vom scharfen Speer durchbohrt, in seinem Blut sich wälzend. Seine Freunde kamen herbei, trugen ihn nach Piscataway und legten ihn auf einer Matte vor seine Thüre. Hier fand ihn P. White, wie er mit sterbender Stimme seinen Todesgesang anstimmte, während die Freunde in sein Lied einstimmten und die Christen den Himmel für ihn anriefen. Auch er war Christ, und P. White hörte ihn Beichte. Nachdem er eine Reliquie vom heiligen Kreuz auf seine Wunden gelegt, wies er die Begleiter an, ihn nach der Capelle zu bringen, und stieß wieder mit seinem Canoe ab. Wie groß war aber sein Erstaunen, als des andern Tags derselbe Indianer in einem Canoe ihm entgegenfuhr, so kräftig rudernd als sein Kamerad, und als er in sein Boot hinüberstieg, seine Wolldecke abwarf und eine rothe Linie als einzige Spur seiner tödt-

lichen Wunde, zeigte. Gott preisend für eine so sichtliche Gnade, ermahnte der gute Missionär den glücklichen Eingebornen, seinem Schöpfer und Erhalter niemals undankbar zu sein und auf immer den allerheiligsten Namen Jesu und sein heiliges Kreuz zu lieben und zu ehren, denen er seine Wiederherstellung verdanke.

Während die englischen Jesuiten in Maryland auf solche Art mit ihren Brüdern in Canada auf gleiche Höhe der edelsten Aufopferung sich stellten, erhob Claiborne, der böse Geist der Colonie, im Jahre 1644 die Fahne des Aufruhrs, vertrieb im nächsten Jahre den Statthalter und „führte die Priester fort und brachte sie in elende Sclaverei." Alle Jesuiten wurden als Gefangene nach England geschleppt, und die Missionen nicht nur unter den Indianern, sondern auch unter den Weißen ihrer Hirten beraubt in einem Land, welches zuerst freie Duldung eingeführt. Diese Lage der Dinge währte drei Jahre lang, dann kehrte P. Philipp Fisher mit einigen andern zurück, um im Geheimen zu wirken. Fisher erneute seine Mission im Jahre 1648; Andere folgten, und noch einmal war Hoffnung gegeben, die Eingebornen für Christi Reich zu gewinnen [1]).

---

[1]) Hier endet P. White's Laufbahn, des berühmten Gründers der Maryland-Mission. Er war geboren zu London gegen das Jahr 1579. In Douay erzogen, trat er in den Priesterstand und ward im Jahre 1606 aus England verbannt. Nachdem er in das kürzlich eröffnete Noviciat der Gesellschaft Jesu zu Löwen getreten, ward er nach seiner Probezeit in sein Heimathland geschickt und bekleidete darauf Lehrstühle des Hebräischen, der Theologie und Heiligen Schrift in Spanien, zu Löwen und zu Lüttich. Aus Virginien nach England zurückgekehrt, ward er

Aber ein neuer Sturm brach los. Carl I. ward gestürzt, es fiel die Monarchie in England. Da herrschte der Fanatismus abermals auch in Maryland; die Geistlichkeit verrichtete ihr Amt nur im Geheimen; indianische Missionen wurden unmöglich. Nichts frommte die Wiedereinsetzung der Stuarts; der Bann lag fortwährend auf dem Katholicismus — die Maryland-Mission schloß sich für immer.

Beschränkt auf das geistliche Amt unter den Weißen, zählten die Maryland-Jesuiten doch bald Landes-Eingeborene zu ihren Mitgliedern, welche bei der Unterdrückung ihrer Gesellschaft den Kern unserer gegenwärtigen Kirche in den Vereinigten Staaten bildeten, und in traditioneller Beharrlichkeit so bald wie möglich sich frisch organisirend, den alten Orden wieder aufrichteten.

Und diese selbe Provinz Maryland war es, welche, wie wir gesehen, die gegenwärtige Viceprovinz Missouri gegründet: und so sind die Missionen unter den Passa-

---

vor Gericht gestellt und abermals verbannt. Nach nochmaligem vergeblichen Versuche, Maryland zu erreichen, starb er doch noch in seinem Vaterlande, am 27. Dec. 1656. Tanner, Gesta plaeclara, 803 — Oliver. — Campbell, Early Missions.

P. Roger Rigby aus Lancashire war einer von Jenen, welche im Jahre 1640 um „jene glückliche Mission in Maryland" nachsuchten. Er ward mit P. White nach Virginien weggeführt und starb hier im Jahre 1646. Auch P. Fisher gerieth in ähnliche Gefangenschaft.

Im Verlaufe dieser Mission starben die PP. Altham, Copley, Gravener, Brock und die Laienbrüder Gervase und Knowles — eine kleine, aber für eine so kurze Periode erschreckende Liste der Statistik über Sterblichkeit in heidnischen Missionen.

maquoddis in Maine, unter den Pottawatomis, Miamis, Quapahs und Osagen auf dem Indianischen Territorium, unter den Pends-d'oreilles, Coeurs d'Alènes und Plattköpfen in den fernen Gefilden von Oregon, ja selbst unter den Indianern Californiens, eigentlich nur weitere Entwickelungen der Schöpfung des alten P. Andreas White [1]).

---

[1]) Ueber die Gründung der kleinen Colonie Maryland sei hier noch des Näheren bemerkt: Im Jahre 1622 erhielt Sir George Calvert, damaliger Staatsminister, von König Jacob einen Besitztitel auf einen Theil von Neufundland. Da er es aber für eines der schlechtesten Länder in der bewohnbaren Welt erkannte, kehrte er zurück und lief um's Jahr 1631 nochmals aus, um mit seiner Familie in einem Theile von Virginien sich anzusiedeln und als gewissenhafter Römischer Katholik (wie Sir William Keith in seiner Geschichte von Virginien sagt) allda der freien Uebung seiner Religion sich zu erfreuen. Bei der allgemeinen Abneigung schon gegen den Namen „Papist," welche er hier traf, segelte er die Chesapeakebay noch weiter hinauf und entdeckte einen großen, von schönen Strömen bequem bewässerten Landstrich. Bei seinem bald nach der Rückkehr erfolgten Tode trat sein Sohn Cäcilius in all seine Rechte ein; der König nannte das neue Land „Maryland," zu Ehren seiner Gemahlin Henrietta Maria, und schenkte den Lords Baltimore als „freies gemeines Lehen, begabt mit des Königs Ehren zu Windsor, mit der Belastung, jährlich auf ewige Zeiten zwei indianische Pfeile zu liefern und zu entrichten, das ganze Stück Halbinsel zwischen dem Ocean der Ostseite und der Bay Chesapeake der Westseite, welches durch eine gerade Linie von Watkins Point in besagter Bay bis an die See abgeschnitten wird 2c. 2c." Die Colonie war zur Zeit der Revolution die begütertste und bestangebaute Provinz, indem das Land frühzeitig ohne Ausnahme unter die Einwohner vertheilt worden und hier keine Reservatgebiete wild liegen geblieben. Diese

Dergestalt werden die früher gesonderten, unter spanischer, französischer oder englischer Herrschaft gegründeten Missionen, nunmehr zu einem organischen Ganzen verbunden, unter der Amerikanischen Hierarchie gegenwärtig wieder fortgeführt wie in alten Tagen.

Besiedlung aber begann erst mit dem Jahre 1661, nachdem das Mutterland wieder ganz zur Ruhe gekommen. Anderson's historical deduction of commerce. Proud's history of Pennsylvania. Vol. I.
Anmerk. d. Uebers.

Anhang.



P. JOHANN BAPTIST, S.J.

Missionair bei den Abenaken.

Pater Johann Baptist.

Nachträglich haben wir noch über einen Glaubensboten zu berichten, welcher, innig mit den späteren Abenaken-Missionen verbunden, zugleich des beneidenswerthen Looses eines Martyrers für seinen Glauben sich erfreut. Geboren im Jahre 1815 zu La Roche im katholischen Canton Freiburg und im Jesuiten-Collegium der Hauptstadt erzogen, trat er hier in die Gesellschaft Jesu und war fortwährend in seinem Amte bis zum Jahre 1848, wo die katholischen Schweizer-Cantone ihrer unveräußerlichen Rechte beraubt und in einen Zustand sclavenhafter Abhängigkeit versetzt wurden. Da sah sich denn die Gesellschaft Jesu daselbst gezwungen, viele ihrer Missionäre in das Ausland zu schicken. Auch P. Johann Baptist ward trotz seiner großen Abneigung gegen die äußere Mission urplötzlich nach Amerika gesandt: es war ihm kurz vorher einmal wie im Traum gewesen, als befände er sich in Mitte einer barbarischen Raçe. Zu Oldtown am Penobscot stationirt, widmete er sein Studium dem Abenakischen und seine Seelsorge zwei Jahre lang den Indianern. Er führte hier Lebensregeln nach dem Mäßigkeitsgesetze ein, stillte den Hader feudaler Parteiungen, pflegte seine Heerde in der schweren Prüfungszeit der Cholera und bemühte sich, dem Stamme die Wohlthaten christlicher Erziehung zu sichern. Die Regierung jedoch kam seinen Plänen in die Quere, beraubte die Penobscots ihres Seelsorgers und trieb viele als freiwillige Verbannte nach Canada hinüber. P. Johann

Baptist kam nun zu der „weißen Mission“ und verrichtete sein Amt vereint mit einigen Genossen unter den dort herum zerstreuten Katholiken. Sein Bestreben, die Erziehung katholischer Kinder in protestantischen Grundsätzen (und gar auf ihre eigenen Kosten!) zu verhindern, zog ihm den Haß einiger der guten Leute von Ellsworth zu. Am 8. Juli 1854 beschloß man daher in einer Volksversammlung, falls er in das Ort zurückkehre, solle er „getheert und gefedert“ und rittlings auf ein Zaunholz gesetzt werden. Und so kommt es, daß die alte Abenaken-Mission nochmals einen Martyrer aufzuweisen hat, der zwar nicht wie sein berühmter Amtsvorfahrer Rale in rauhen Colonialzeiten am Fuße seines Kreuzes niedergeschossen, auch nicht wie der glorreiche Blutzeuge Johann de Brebeuf am Pfahlfeuer der schrecklichen Irokesen verbrannt, sondern nach dem Brauche unserer erleuchteten Tage und Macht der Volkssouveränität einfach nach den Statuten des wohlbekannten „Richter Lynch“ abgewandelt wurde.

Am 14. October besuchte P. Johann Baptist das gute Städtchen, um andern Tags sein geistliches Amt zu verrichten. Dies war kaum bekannt, als sich ein Pöbelhaufe versammelte, in das Haus einbrach, ihn seiner Uhr und Börse beraubte, herausschleppte, quer über ein Zaunriegelholz setzte, und eine beträchtliche Strecke weit der Straße entlang trug. Endlich anhaltend, entkleideten sie ihn und überhäuften ihn mit jedem Unglimpf in Wort und That, so schmutzig wie ihre eigenen Herzen. Wohl heißt es, der Scherif sei zu seiner Rettung herbeigekommen, aber wieder umgekehrt von fruchtlosem Unternehmen. Dann kam das Betheeren, dann das Ueberschütten mit Federn — bis ihn der süße Pöbel zwei Meilen weit von seinem Hause liegen ließ. Unter großen Leiden erreichte er dieses endlich wieder und versagte

sich jedes Labsal, da Mitternacht schon vorüber und andern Morgens die heilige Messe zu lesen war.

Die Bürger von Bangor, P. Johann Baptist's Wohnsitze, schleuderten laute Anklagen gegen jene Elenden, welche die Ehre der Republik solcherart besudelt. Sie verehrten dem edlen Dulder eine Uhr und Börse und suchten die Schurken vor Gericht zu bringen; aber wehe, der Katholikenhaß ist so überhandnehmend, daß eine Volksversammlung die Gewaltthat rechtfertigte, wie eine andere sie beschlossen hatte, und der Obere Gerichtshof weigerte sich, die Friedensbrecher auf die Anklagebank zu setzen, von denen man bereits fünfzehn festgenommen.

Also erging es einem Abenaken-Missionär unserer Tage. Und es ist doch eine merkwürdige Thatsache, daß kein Glaubensbote jenes Stammes jemals Gewalt von Indianern erlitt, während der tapfere Laienbruder Gilbert du Thet und P. Rale getödtet und P. Johann Baptist so grausam behandelt worden — von Weißen, wilder als die wilden Urbewohner jenes Bodens.

Das Gebet des Herrn in verschiedenen indianischen Mundarten.

1. Californische Stämme.

Anfangsworte des Vaterunsers von sieben Missionen.

1. San Fernando . . . . . . Y yorac yona taray, tucupuma, &c.
2. San Gabriel . . . . Y yonac y yogin tucupiagnacsa, &c.
3. San Rafael, Jouskiousmé . Api maco sa lileto manenas, &c.
4. Chocouyem . . Api maco su lileco manenas, &c.
5. San F. Solano, Guilucos . Alla igame mutry o cuse mi zahua.
6. San Luis Rey, Kechi . . Cham na cham migtupanga auconan.
7. Santa Inez . . . . Dios caquicoco upalequen alapa.

2. Abenaken.

Kemitanksena spomkik ayan waiwaiselmoguatch ayiliwisian amantai paitriwai witawaikai ketepelta mohauganeck aylikitankouak ketelailtamohangan spomkik tali yo nampikik paitchi kik tankouataitche mamilinai yo paimi ghisgak daitaskiskouai aipoumena yopa hatchi anaihail tama wihaikai kaissikakau wihiolaikaipan alimiona kisi anaihailtamakokaik kaikauwia kaitaipanik mosak kaita litchi kitawikaik tampamohoutchi saghihouneminamai ou lahamistakai saghilousouaminai mamaitchikill, Nialest.

3. Huronen.

Onaistan de aronhiaè istaré. Sasen tehondachiendaterè sachiendaoüan. Ont aioton sa cheouandiosta endindè. Ont aioton senchien sarasta, ohoüent soone aché toti ioti Aronhiaone. Ataindataia sen nonenda tara cha ecantate aoüantehan. Onta taoüandionrhens, sen atonarrihoüanderacoüi, to chienne ioti nendi onsa

onendionrhens de ouä onkirrihouanderai. Enon ché chana atakhionindahas d'oucaota. Ca senti ioti.

Uebersetzt von P. J. de Brebeuf, in Ledesma's Catechismus, publicirt mit Champlain's Reise. 1634.

4. Irokesen. (Stamm der Mohahks.)

Songgwaniha ne karonyage tighsideron, wasaghnadogeaghtine. Sanayert iera iewe, tagserra eighniawan siniyought karongyagough, oni oghwansiage. Niyadewighniseroge taggwanadaranondaghsik nonwa: neoni tondagwarighwiyoughston, siniyught oni Iakwadaderighwiyoughsteani; neoni toghsa daghwasarineght dewaddat dennageraghtongge nesane sedjadagwaghs ne kondeghseroheanse. Amen.

5. Caughnawagas. (Gegenwärtiger Dialect.)

Takwaienha ne karonhiake tesiteron, aiesasennaien, aiesawenniiostake, aiesawennarakwake nonwentsiake tsiniiot ne karonhiake tiesawennarakwa. Takwanont ne kenwente iakionnhekon niahtewenniserake; sasanikonrhens nothenon ionkinikonhraksaton nonkwe; tosa aionkwasenni ne kariwaneren, akwekon eren sawit ne iotaksens ethonaiawen.

Nach dem Hochw. Jos. Marcoux, Pfarrer von Sault St. Louis.

6. Ottawas.

1. Nossina wakwing ebiian apegich kitchitwawendaming kid anosowin.

2. Apegich bidagwichinomagak kid agima wiwin.

3. Enendaman apegich ijiwebak, tibichko wakwing, mi go gaie aking.

4. Mijichaning nongo agijigak nin pakweji ganimina wa-iji-aioiang memechigo gijig.

5. Bonigidetawichinang gaie ga-iji-nichkiinangi eji bonigi detawangidwa ga-iji-nichkiiamindjig.

6. Kego gaie ijiwijichikange gagwedibeningewining.

7. Atchitchaii dach ininamawichinang maianadak. Apeingi.

Das der Chippewaer beginnt: 1. Nossinan gijigong ebiian Apegich kitchitwawendaming kid ijinakasowin; und endet: 7. Midagwenamawichinam dach maianadak. Migeing.

Nach Bischof Baraga.

7. Plattköpfe und Pends-d'oreilles.

Kyle-e-ou ltchitchemask askwest kowakshamenshem, ye-elskyloog. Entziezie telletzia spoeoez. Assintails ye-elstoloog etzageel ltchitchemask. Koogwitzelt yettilgwa lokaitsiapetzinem. Kowaeksweemillem klotaiye kloistskwen etzageel kaitskolgwelem klotaiye kloistskwen klielskyloeg koayalokshilem takaekskwentem klotaye kowaeksgweeltem klotaye. Komieetzegail. *(De Smet, Oregon Missions, 409.)*

8. Schwarzfüsse.

Kinana spoegsts tzittapigpi kitzinnekazen kagkakomimokzin. Nagkitapiwatog neto kinyokizip. Kitzizigtaen nejakapestoeta tzagkom, nietziewae spoegsts. Ikogkiowa ennoch matogkivitapi. Istapikistomokit nagzikamoot komonetziewae nistowa. Nagkezis tapi kestemoog Spemmook mateakoziep makapi. Kamoemanigtoep.

9. Osagen.

Intaatze ankougtapi manshigta ninkshe, shaashe digta
Vater unser Himmel sitzend im Name dein
ougoupegtzelow. Wawalatankapi digta tshigtailow.
werde viel angebetet. Größe deine laß sie kommen.
Ilakistze inkshe manshigta ekionpi manshan laí
Wie deinen Willen im Himmel sie thun Erde dieser
akaha ekongtziow. Humpale sani waatzüitze
auf laß es gerad so sein. Diesen Tag all Korn
onkougtapi wakupiow. Ouskan pishi waxshigepa
unser gib uns. Ungerechten Handel uns angethan
onkionle ankale ekon ouskan pishi ankougtapi
werfen wir wieder ab. Wir so unsern ungerechten Handel
waonlapiow. Wasankapi ninkow. Nanshi pishi
werfen weg von uns. Uns versuche nicht sondern das Uebel
inkshe walitsisapiow. Ekongtziow.
in uns entferne von uns. Sei es so.

Nach Bischof Miège und dem Hochw. F. Schoenmakers.

10. Illinois.

O Salutaris Hostia:

„Pekiziane manet we
Piaro nile hi nanghi
Keninama wi oo kangha
Mero winang oosiang hi.“ — *Kip, Jes. Missions, 30.*

Nach Rale.

Verzeichniss der französischen Missionäre.

1. Bei den Abenaken.

1.	Peter Biard, S. J.	gestorben 17. Nov. 1622.
2.	Enemond Masse	„ 12. Mai 1656.
	Ignaz de Paris, Kap.	
3.	Cosmas de Mantet, Kap.	
4.	Gabriel Druilletes, S. J.	gestorben 8. April 1681.
5.	Jacob Bigot	
6.	Vincenz Bigot	
7.	Julian Binneteau	gestorben gegen 1707.
8.	Louis Pierre Thury, Ausw. M. ord. 21. Dec. 1677.	gestorben 3. Juni 1699.
9.	Sebastian Rale, S. J.	getödtet 23. Aug. 1724.
10.	Stephan Lauvergat	
11.	Johann Loyard	
12.	Claude Du Puy	
13.	Jacob de Sirenne	
14.	Pierre de la Chasse	
15.	Joseph Aubry	gestorben nach 1750.
16.	Michael A. Gaulin, Ausw. M.	
17.	„ Rageot, Ausw. M.	
18.	„ Coquard, Ausw. M.	
19.	„ Germain, S. J.	
20.	Franz Ciquard, Sulp.	nach 1812.
21.	Johann Cheverus	Juli 1836.
22.	„ Romagné	

2. Bei den Huronen.

1.	Joseph Le Caron, Barf.	gestorben 1632.
2.	Wilhelm Poulain, Barf.	. . . .
3.	Nicolaus Viel, Barf.	getödtet Juli 1625.
4.	Theodat Sagard, Laienbruder	verloren 1624.
5.	Jos. de la Roche Dailon, Barf.	„ 1629.
6.	Johann de Brebeuf, S. J.	getödtet 16. März 1649.
7.	Anne de Noue	erfroren 1. Febr. 1646.
8.	Anton Daniel	getödtet 4. Juli 1648.
9.	Ambrose Davost	gest. auf der See 1643.
10.	Franz Lemercier	verloren nach 1670.
11.	Peter Pijart	„ 1650.
12.	Carl Garnier	getödtet 7. Dec. 1649.
13.	Peter Chastellain	gestorben 14. Aug. 1683.
14.	Isaac Jogues	getödtet 18. Oct. 1646.
15.	Paul Ragueneau	verloren Sept. 1666.
16.	Jerome Lalemant, S. J.	gestorben 26. Jan. 1673.
17.	Simon le Moyne	„ 24. Nov. 1665.
18.	Franz Duperon	„ 10. Nov. 1655.
19.	P. J. M. Chaumonot	„ 21. Febr. 1693.
20.	Joseph A. Poncet	. . . .
21.	Carl Raymbaut	gestorben 22. Oct. 1642.
22.	Claude Pijart	„ nach 1668.
23.	René Ménard	getödtet Aug. 1661.
24.	Leonard Garreau	„ Sept. 1656.
25.	Natalis Chabanel	„ 8. Dec. 1649.
26.	Franz J. Bressani	verloren 2. Nov. 1650.
27.	Gabriel Lalemant	getödtet 17. März 1649.
28.	Adrian Daran	verloren 1650.
29.	Jacob Bonin	„ 1650.
30.	Adrian Grelon	gestorben in China.

3. Bei den Irokesen in New-York.

1.	Isaac Jogues, S. J.	getödtet 18. Oct. 1646.
2.	Franz J. Bressani	gestorben 9. Sept. 1672.
3.	Joseph A. Poncet	„ 18. Juni 1675.
4.	Simon Le Moyne	„ 24. Nov. 1665.
5.	Peter J. M. Chaumonot	„ 21. Febr. 1693.
6.	Claude Dablon	lebte noch 1694.
7.	Fr. J. le Mercier	in West Indien.
8.	René Ménard	getödtet Aug. 1661.
9.	Jac. Fremin	gestorben 20. Juli 1691.
10.	Paul Ragueneau	„ 3. Sept. 1680.
11.	Franz Duperon	„ Nov. 1665.
12.	Jac. Bruyas	„ nach 1703.
13.	Johann Pierron	. . . .
14.	Julian Garnier	lebte noch 1722.
15.	Stephan de Carheil	gestorben Juli 1726.
16.	Peter Milet	lebte noch 1701.
17.	Thierry Beschefer	„ „ 1691.
18.	Louis Nicholas	. . . .
19.	Peter Raffeix	lebte noch 1702.
20.	Franz Boniface	gestorben 17. Dec. 1674.
21.	Fr. Vaillant de Gueslis	. . . .
22.	Johann de Lamberville	in Frankreich 1699.
23.	Jacob de Lamberville	gestorben nach 1705.
24.	Peter Mareuil	„ 1742.
25.	Jac. d'Eu	. . . .
26.	Franz Picquet, von St. Sulp. Paris	gestorben 15. Juli 1781.
27.	Hamon Guen	„ 15. April 1761.
28.	Jean Pierre Davaux Berson de la Garde	„ 1790.
29.	Elias Deperet	„ April 1757.

30. Jean Claude Mathevet . . . . . gestorben 1781?
31. Peter Paul F. de la Garde . . „ 4. April 1784.
32. Mark A. Gordon, S. J. . . . . . „ 1777.
33. Roderich McDonnell, Säc. Pr. . „ 1806.
34. A. Van Felsen . . . .
35. A. Van Rinfret . . . .
36. J. B. Roupe, von St. Sulp. Paris gestorben 1854.
37. Joseph Marcoux, Säc. Pr. . . . .
38. Nic. Dufresne, von St. Sulp. Paris . . . .
39. Joseph Vallé, Säc. Pr. . . . . . gestorben 1850.
40. Franz Marcoux, Säc. Pr. . . . .

4. Bei den Ottawas.

1. Isaac Jogues S. J. . . . . . . getödtet Oct. 1646.
2. Carl Raymbaut . . . . 22. Oct. 1642.
3. René Ménard . . . . getödtet August 1661.
4. Claude Allouez . . . . gegen August 1690.
5. Louis Nicholas . . . .
6. Jac. Marquette . . . . gestorben 19. Mai 1675.
7. Claude Dablon . . . .
8. Louis André . . . .
9. Gabriel Druilletes . . . . . . gestorben 8. April 1681.
10. Henry Nouvel . . . .
11. Carl Albanel . . . .
12. Peter Bailloquet . . . .
13. Philipp Pierson . . . .
14. Anton Silvy . . . .
15. Peter Andreas Bonneault . . . .
16. Johann Enjalran . . . .
17. Nicolaus Potier . . . .
18. Jacob Gravier . . . . 1706.

19. Claude Aveneau . . . .
20. Stephan de Carheil . . . . . . Juli 1726.
21. Jacob Joseph Marest . . . .
22. J. B. Chardon . . . .
23. J. C. Guymonneau . . . .
24. Peter M. Guignas . . . .
25. C. M. Messaiger . . . .
26. J. B. Lamorinie . . . .
27. Justinian la Richardie . . . .
28. Marin Louis Lefranc . . . .
29. Pierre Dujaunay . . . .
30. Peter Potier . . . . gestorben 16. Juli 1781.

5. Bei den Illinois.

1. Jacob Marquette, S. J. . . . . . 19. Mai 1675.
2. Claude Ailouez . . . . gegen August 1690.
3. Gabriel de la Ribourde, Barfüsser getödtet 19. Sept. 1680.
4. Zenobius Membré . . . . . . „ 1686—1687.
5. Jacob Gravier, S. J. . . . . . „ gegen 1706.
6. Sebastian Rale . . . . „ 23. Aug. 1724.
7. Francis Pinet . . . . gestorben vor 1712.
8. Gabriel Marest . . . .
9. Jacob Marmet . . . .
10. Julian Binneteau . . . . gestorben vor 1711.
11. „ de Lymoges . . . .
12. „ Bovie . . . .
13. Johann B. Chardon . . . .
14. Johann Bergier, ausw. Miss. . . . .
15. Louis Mary de Ville, S. J. . . . .
16. Dominic Mary Varlet, ausw. Miss. gestorben 1742.
17. Joseph Ignaz le Boulanger, S. J. . . . .

18.	Joseph de Kereben	
19.	„ de Beaubois	
20.	J. C. Guymonneau	
21.	G. Calvarin, ausw. Miss.	
22.	D. A. R. Taumur de la Sonrce, ausw. Miss.	gestorben 4. April 1731.
23.	Johann le Mercier, ausw. Miss.	„ 17. April 1752.
24.	„ Senat S. J.	getödtet 1730.
25.	Louis Vivier	gestorben nach 1750.
26.	A. F. X. de Guyenne	
27.	„ „ „ Doutreleau	
28.	„ „ „ Dumas	
29.	„ „ „ Tartarin	
30.	„ „ „ Vattrin	
31.	Sebast. L. Meurin	gestorben nach 1768.
32.	Claude F. Virot	
33.	Julian Duvernay	

6. In Louisiana.

1.	Anton Davion, auswärt. Miss.	gestorben vor 1727.
2.	Franz J. de Montigny, ausw. Miss.	
3.	Geoffrey T. Erborie, ausw. Miss.?	gestorben 1727?
4.	Joh. B. de St. Côme	getödtet 1707.
5.	Michael A. Gaulin	verloren 1702.
6.	Paul du Ru. S. J.	
7.	Joseph de Limoges	
8.	„ Dougé	gestorben in Mobile 1704.
9.	Nicolaus Foucault, ausw. Miss.	getödtet in Oct. 1702.
10.	Johann D. Testu, ausw. Miss.?	„ 1718?
11.	„ du Poisson, S. J.	„ 28. Nov. 1729.
12.	„ du Guienne	

13. Johann le Petit . . . .
14. „ Souel . . . . getödtet 11. Dec. 1729.
15. „ Moran . . . .
16. „ Baudouin . . . .

Nachträglich sind noch zu nennen:

P. Eugen Vetromile S. J. gegenwärtig bei den Abenaken,

P. Wiecamp Ord. St. Franc. in Arbre Croche, und

P. Almire Fourmont bei den Pottawatomis in Pokagon, Cass Co. Michigan, einer kleinen Trümmer des Stammes, welche noch diesseit des Mississippi zurückgeblieben.

Anhang des Uebersetzers.

Na
in ma
Uebers
ginnen
weiser
schriebe
Auge
Sectire
vocirte,
Jahrhu
bleibt d
welchen
zu klar,
sind zu
legenhei
neuer U

Bem

Wil
rigen si
Bildung
den ihr
Kön
Unparte
finden,

Anhang des Uebersetzers.

Nachdem wir im Verlaufe des Werkes die Indianer in manchfachen Beziehungen kennen gelernt, glaubt der Uebersetzer seine Erläuterungen am besten damit zu beginnen, wenn er vorausschickt was ein guter und weiser Mann, ein scharfer Menschenkenner über sie geschrieben. Wolle der strenggläubige Leser dabei stäts im Auge behalten, daß es meist Verschrobenheit fanatischer Sectirer war, was vielleicht indianische Sarcasmen provocirte, und ein Philosoph aus der Schule des achtzehnten Jahrhunderts es ist, welcher hier spricht: immerhin aber bleibt der an Tacitus' Germania erinnernde Sittenspiegel, welchen der alte Benjamin Franklin den Weißen vorhält, zu klar, die darin vorkommenden argumenta ad hominem sind zu schön und drastisch, um sie nicht bei dieser Gelegenheit, wenn auch wohl Manchem schon bekannt, in neuer Uebertragung wiederzugeben.

Bemerkungen über die Wilden von Nordamerika.

Wilde nennen wir sie, weil ihre Sitten von den unsrigen sich unterscheiden, welche wir für den Gipfel der Bildung halten: gerade dasselbe denken sie aber auch von den ihrigen.

Könnten wir vielleicht verschiedener Völker Sitten mit Unparteilichkeit prüfen, so möchten wir kein Volk so roh finden, daß es ohne wenigstens einige Regeln der Höflich-

keit wäre, und keines so hoch gebildet, daß ihm nicht noch gewisse Ueberreste von Rohheit anklebten.

Die indianischen Männer sind in ihrer Jugend Jäger und Krieger, im Alter Rathgeber; denn ihre ganze Regierung fußt im Rath und Gutachten der Weiseren: von Gewalt, Gefängnissen und öffentlichen Beamten zur Erzwingung des Gehorsams oder zur Verhängung der Strafe weiß man hier nichts. Dies der Grund warum sie sich der Beredtsamkeit befleißen: der beste Sprecher hat eben den meisten Einfluß. Die indianischen Weiber bauen das Feld, richten die Lebensmittel her, säugen und ziehen die Kinder groß und überliefern den Nachkommen das Andenken öffentlicher Verhandlungen. Diese Beschäftigungen beider Geschlechter hält man für naturgemäß und darum ehrbar. Frei von vielen künstlichen Bedürfnissen, haben sie die Fülle der Muße, um durch Unterhaltung gegenseitig zu lernen. Unsere mühevolle Lebensweise halten sie im Vergleich mit der ihrigen für sclavisch und niedrig, und die Gelehrsamkeit gar, womit wir uns brüsten, ist in ihren Augen nutzlos und frivol. Ein Beispiel der Art kam bei dem Vertrag von Lancaster in Pennsylvanien zwischen der Regierung von Virginien und den sechs Nationen im Jahre 1744 vor. Nachdem das Hauptgeschäft abgethan war, machten die virginischen Abgeordneten die Indianer mit dem Umstand bekannt, daß in Williamsburg eine gelehrte Schule mit einem Fond zur Erziehung indianischer Jünglinge sich befinde: wollten nun die Häuptlinge dieser sechs Nationen ein halb Dutzend ihrer Söhne nach dieser Schule schicken, so würde die Regierung gewiß Sorge tragen, daß es ihnen an nichts fehlte und sie aller Gelehrsamkeit des weißen Volkes theilhaftig würden. Es ist eine der indianischen Höflichkeitsregeln, einen öffentlichen Vor-

schlag nicht an demselben Tag zu beantworten, an dem er gemacht worden: sie halten letzteres für eine leichtfertige Behandlung, und meinen dadurch ihre Achtung an den Tag zu legen, wenn sie sich Zeit nehmen, sich die Sache erst näher zu betrachten, wie es einem Gegenstand von Wichtigkeit gebührt. Deshalb verschoben sie die Antwort auf den folgenden Tag, und ihr Sprecher begann da mit dem Ausdruck der gefühltesten Anerkennung wohlmeinender Absicht seitens der virginischen Regierung, als sie jenes Anerbieten machte; „denn wir wissen," sprach er, „daß Ihr jene Gattung des Wissens, die in solchen Schulen gelehrt wird, selbst sehr hoch schätzet, und daß die Unterhaltung unsrer jungen Leute, so lang sie bei Euch wären, Euch viele Kosten verursachen würde. Wir sind demnach überzeugt, daß Ihr uns mit eurem Vorschlag nur Gutes zu erweisen meinet, und danken Euch von Herzen. Aber weise wie Ihr seid, müßt Ihr auch wissen, daß verschiedene Völker verschiedene Auffassungen der Dinge haben, und wollet Ihr es uns deshalb nicht übelnehmen, wenn unsere Ideen über diese Art Erziehung mit den eurigen zufällig nicht übereinstimmen. Mehrere von unserm jungen Volke waren früher in den Schulen der nördlichen Provinzen auferzogen worden; sie hatten von all euren Wissenschaften gelernt: als sie aber zu uns zurückkamen, seht, da waren sie schlechte Läufer, unbekannt mit allen Mitteln zu einem Leben in den Wäldern, unfähig, Kälte oder Hunger zu ertragen; da wußten sie weder wie man eine Hütte baut, noch wie man einen Hirsch erlegt, oder einen Feind tödtet; auch sprachen sie unsere Zunge unvollkommen, und waren daher weder zu Jägern, noch zu Kriegern, noch zu Rathgebern tauglich — kurz sie waren auch zu gar nichts mehr nütze. Deshalb sind wir aber für

euer gütiges Anerbieten nicht minder verbunden, wenn wir auch es anzunehmen uns nicht entschließen können, und um unsere volle dankbare Anerkennung Euch zu beweisen — wollen die Herren von Virginien uns vielleicht ein Dutzend ihrer Söhne schicken? — Wir würden gewiß große Sorgfalt auf ihre Erziehung verwenden, sie in Allem unterrichten, was wir selber wissen, kurz — Männer aus ihnen machen."

Da sich häufig Gelegenheit zu öffentlichen Rathsversammlungen darbietet, haben sie sich große Ordnung und Würdigkeit in deren Leitung angeeignet. Die alten Männer sitzen im ersten Rang, die Krieger im nächsten, Weiber und Kinder in der hintersten Reihe. Der Weiber Geschäft ist es nun, genau auf Alles was vorgeht, Acht zu haben, es ihrem Gedächtniß einzuprägen (denn die Schreiberei ist dort unbekannt) und es den Kindern mitzutheilen. Sie sind die Kanzlisten im Volksrath und bewahren die Stipulationen von Verträgen auf hundert Jahre rückwärts, und vergleichen wir solche mit unseren schriftlichen Documenten, so finden wir selbe immer genau und wortgetreu. Wer sprechen will, erhebt sich. Die Uebrigen beobachten ein tiefes Stillschweigen. Hat er geendet und setzt er sich wieder nieder, so läßt man ihm fünf bis sechs Minuten Zeit, sich zu sammeln, damit er, falls er Etwas ausgelassen, was er zu sagen vorgehabt, oder wenn er noch etwas Neues beizufügen hätte, nochmals aufstehen und es von sich geben könne. Einander zu unterbrechen, sei es auch in der gewöhnlichsten Unterhaltung, gilt für die höchste Unschicklichkeit. Wie verschieden ist dies doch von dem Benehmen in einem hochgebildeten brittischen Hause der Gemeinen, wo kaum ein Tag ohne ein Zungen-Durcheinander vergeht, welches den Sprecher in seinem Rufe

zur Ordnung ganz heiser macht; wie verschieden auch von der Art der Unterhaltung in manchen gebildeten Gesellschaften Europa's, wo man dich, gibst du deinen Senf dazu nicht mit reißender Schnelle, voll schwatzhafter Ungeduld in der Mitte unterbricht und dich niemals zu Ende kommen läßt!

Die Höflichkeit dieser Wilden im Verkehr geht in der That bis zum Uebermaß, indem sie keinen Widerspruch und kein Läugnen der Wahrheit einer Behauptung in ihrer Gegenwart erlaubt. Es ist dies allerdings das einfachste Mittel, Zank zu vermeiden; aber auf der andern Seite wird es schwierig, ihre Meinung zu erfahren, oder herauszubekommen welchen Eindruck du auf sie machst. Die Missionäre, welche ihre Bekehrung zum Christenthum versucht, beklagen sich allesammt darüber, als eine der großen Schwierigkeiten ihrer Sendung. Die Indianer hören mit größter Geduld an, wie man ihnen die Wahrheiten der Bibel erklärt, und geben auch ihre gewöhnlichen Zeichen der Zustimmung und des Beifalls: du mußt sie für überzeugt halten — keine Rede davon — es ist baare Höflichkeit!

Da war einmal ein schwedischer Diener des Herrn, der hatte die Häuptlinge der Susquehannahs versammelt, hielt seinen Sermon, und machte sie mit den hauptsächlichsten historischen Momenten bekannt, worauf unsere Religion gegründet ist, unter anderem auch mit dem Sündenfall und Apfelessen unsrer Stammältern. Als er geendet, erhob sich ein indianischer Redner, ihm zu danken. „Was Du uns erzählt hast," begann er, „ist alles ganz gut. Aepfelessen ist nicht gut, insofern man sie besser zu Cider verwenden könnte. Wir sind Dir sehr verbunden, daß Du so weit hergekommen, uns mitzutheilen, was Ihr

von euren Müttern gehört. Laß Dir dagegen auch Etwas erzählen, was wir von den unsrigen vernommen."

„Im Anfang hatten unsere Väter nur das Fleisch der wilden Thiere zu ihrer Nahrung; blieb die Jagd erfolglos, so litten sie Hungersnoth. Zwei unsrer jungen Jäger hatten einst einen Damhirsch erlegt und machten ein Feuer im Walde an, um einen Theil davon zu braten. Gerade als sie im Begriffe waren, ihren Hunger zu stillen, sahen sie ein wunderschön jung Weib aus den Wolken herabsteigen und sich dort auf jenen Hügel niederlassen, den Du drüben in den Blauen Bergen sehen kannst. Da sagten sie zu einander: „„Du, das ist eine Fee.... die hat vielleicht unsern Wildbraten gerochen und möchte davon essen; laß uns ein Stück davon ihr anbieten."" Und sie boten ihr die Hirschzunge an. Befriedigt von ihrem Wohlgeschmack, sprach sie: „„Eure Güte soll nicht unbelohnt bleiben: kommt nach dreizehn Monden wieder zu diesem Platze, und Ihr werdet da was finden, das sich als eine große Wohlthat erweisen wird, bestimmt, Euch und eure Kinder bis auf die spätesten Geschlechter zu ernähren."" Sie thaten so, und fanden da zu ihrem Erstaunen Pflanzen vor, welche sie nie zuvor gesehen, welche aber von jener Urzeit her zu unserem größten Nutzen beständig unter uns angebaut und gepflegt worden. Dort wo ihre rechte Hand den Boden berührt hatte, fanden sie den Mais; wo ihre linke ihn berühret, sprossen welsche Bohnen; wo sie aber mit ihrem H...... gesessen, da wuchs Tabak."

Der gute Missionär, dem dies närrische Geschichtchen gar nicht gefallen wollte, sagte darauf: „Was ich Euch mitgetheilt, das waren heilige Wahrheiten; was Ihr mir aber erzählt, das ist dummes Zeug, eitel Fabel und Unwahrheit." Der Indianer aber entgegnete hochbeleidigt: „Mein

Bruder, es scheint mir, die Deinigen haben deine Erziehung vernachläßigt: sie haben Dich ja nicht einmal in den Regeln der gewöhnlichen Höflichkeit unterrichtet. Du sahest, daß wir, welche diese Regeln gelernt haben und ausüben, alle deine Geschichten glaubten — warum weigerst Du dich nun, auch die unsrigen zu glauben?"

Kommen von diesen Wilden in unsere Städte, da ist unser Volk gleich bei der Hand, sich um sie zu drängen, sie anzustieren und ihnen unbequem zu werden, während sie gerne unbehelligt und für sich bleiben möchten. Solches halten sie nun für große Rohheit und für die Folge schlechter Belehrung in den Anstandsregeln und in guten Sitten. „Wir haben so viel Neugierde, als Ihr," pflegen sie zu sagen; „und kommt Ihr in unsere Dörfer, so warten wir die Gelegenheit ab, Euch zu schauen; aber zu diesem Zweck verbergen wir uns hinter Büschen, allwo Ihr vorbeikommen müßt, und drängen uns niemals gewaltsam in euere Gesellschaft."

Ihre Art und Weise, ihre eigenen Dörfer zu besuchen, hat gleichfalls besondere Regeln. Man hält es für eine Unart des reisenden Fremden, Knall und Fall in ein Dorf einzutreten, ohne Kunde zu geben von seiner Annäherung. Sobald sie daher nahe genug gekommen, um hörbar zu sein, halten und rufen sie an, hier abwartend, bis man sie zum Eintritt einlade. Gewöhnlich kommen zwei alte Männer heraus und führen den Fremdling herein. In jedem Dorfe befindet sich eine leere Wohnung, Fremdenhaus genannt. Hier wird man untergebracht, indeß die Alten von Hütte zu Hütte herumgehen, die Bewohner mit der Ankunft von Reisenden bekanntmachend, welche wahrscheinlich hungrig und müde seien; da sendet denn Jedermann herbei, was er an Lebensmitteln und

Thierhäuten zum Ruhelager entbehren kann. Haben die Fremdlinge sich erfrischt, dann bringt man Pfeifen und Tabak; und dann, und nicht eher, beginnt die Unterhaltung mit den Fragen, wer der Gast sei, wohin des Weges, was Neues es gebe; und gewöhnlich endet sie mit Dienstanerbietungen, sofern man Führer oder sonstige Bedürfnisse zur Fortsetzung der Reise braucht, und Nichts wird verlangt für die ganze Bewirthung.

Dieselbe Gastfreundschaft, welche bei ihnen als eine Cardinaltugend gilt, üben auch Private. Conrad Weiser [1]), unser Dolmetscher, gab mir davon ein Beispiel. Bei den sechs Nationen naturalisirt, sprach er das Mohahkische vollkommen. Einsmals hatte er durch indianisches Gebiet zu reisen, um eine Botschaft von unsrem Statthalter an den großen Rath von Onondaga zu überbringen, und sprach unterwegs bei der Wohnung Canassetego's, eines alten Bekannten ein, der ihn umarmte, Felle zum Sitzen für ihn ausbreitete, ihm gequellte Bohnen und Wildpret vorsetzte und Rum und Wasser zu seinem Getränke mischte. Nachdem er sich erfrischt, kam die Pfeife und mit ihr die Unterhaltung. Sie führte unter anderm auch zu folgendem Gespräche: „Höre, Conrad, Du hast lange unter dem weißen Volke gelebt und kennst Dich aus in seinen Sitten. Ich bin zuweilen in Albany gewesen und habe da bemerkt, daß man Einmal in sieben Tagen die Läden schließt und Alles in dem großen Hause sich versammelt: sag' mir, wofür ist das? Was treiben sie denn da?" „„Sie kommen da zusammen,"" erwiederte Conrad, „„um gute Dinge zu hören und zu lernen.""

---

[1]) Ein in Pennsylvaniens Annalen vielgenannter Mann, gebürtig aus Sommerhausen bei Würzburg. Anmerk. d. Uebers.

„Ich bezweifle nicht," entgegnete der Indianer, „daß sie Dir so sagen; sie haben mir dasselbe gesagt: ich bezweifle nur, ob es wahr ist, und will Dir meine Gründe dafür mittheilen. Jüngst ging ich nach Albany, um gegen meine Häute Wolldecken, Messer, Pulver, Rum u. dgl. einzutauschen. Du kennst meinen alten Kunden, Hans Hanson. Ich sprach also bei ihm ein und frug ihn, was er für den Biber gäbe. Er erwiederte: „„Auf keinen Fall mehr als vier Schillinge das Pfund; aber jetzt kann ich überhaupt nicht von Geschäften reden; es ist der Tag, wo wir uns versammeln, gute Dinge zu lernen, und ich gehe eben in die Versammlung."" Nun, dacht' ich bei mir, kannst du heut' kein Geschäft machen, so gehst du eben so gut auch in die Versammlung, und ging mit ihm. Dort stand ein Mann auf, der war ganz in Schwarz, und begann mit zorniger Stimme zum Volk zu sprechen. Ich verstand ihn zwar nicht, da er aber immer nach mir und Hansen hinsah, dacht' ich, meine Gegenwart ärgere ihn: d'rum ging ich hinaus, setzte mich vor die Thüre, schlug mir Feuer und zündete meine Pfeife an, hier abzuwarten, bis die Versammlung aus sei. Es war mir auch gewesen, als ob er etwas über Biber erwähnt, und vermuthete, dies möge der Gegenstand ihrer Zusammenkunft sein. Wie sie also herauskommen, sprech' ich meinen Handelsmann an: „„Nun, Hans, ich hoffe Du hast Dich gebessert und wirst mehr als vier Schilling für das Pfund geben."" „„Nein,"" erwiederte er, „„ich kann nicht einmal so viel geben; ich kann nicht mehr als drei Schilling sechs Pfennig."" „Ich frug noch andere Händler, aber alle sangen dasselbe Lied: Drei und sechs Pfennig, drei und sechs Pfennig! Da ward mir's freilich auf einmal klar, daß mein Verdacht nicht Ohne gewesen — was sie da vom Lernen

guter Dinge vorgeschützt, das war nur um sich zu berathen, wie man den Indianer im Biberpreis übervortheile. Denk' nur ein Bischen nach, Conrad, und Du wirst mir Recht geben. Kommen sie so oft zusammen, um gute Dinge zu lernen, ei da müßten sie längst was gelernt haben. Aber sie sind immer noch Unwissende. Du weißt wie **wir** es halten. Kommt ein weißer Mann auf der Reise durch unser Land, und tritt er in eine Hütte, so bewirthen wir ihn alle, wie ich Dich bewirthe: ist er naß, trocknen wir ihn, ist er kalt, wärmen wir ihn und geben ihm Fleisch und Trinken, um Durst und Hunger zu stillen; und wir spreiten für ihn weiche Felle, um darauf zu ruhen und zu schlafen — und verlangen Nichts dagegen [1]). Tret' **ich** aber in eines weißen Mannes Haus in Albany und begehre zu essen und zu trinken, da heißt es erst: wo ist dein Geld? Habe ich keines — scher' dich zum T....., du indianischer Hund! Du siehst also, sie haben nicht einmal jene kleinen guten Dinge gelernt, zu deren Erlernung wir keine Versammlungen brauchen, weil wir sie schon als Kinder von unsern Müttern erfahren.

---

[1]) Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache in allen Zeitaltern und Ländern, daß man die Gastfreundschaft als eine Tugend Derjenigen zugestehen muß, welche die Gebildeten „Barbaren" zu benennen belieben: die Griechen priesen die Scythen darum; die Saracenen besaßen sie in hervorragendem Grade, und bis auf den heutigen Tag ist sie die herrschende Tugend der wilden Araber. Auch Sanct Paulus spricht bei der Erzählung seines Schiffbruchs auf der Insel Melita: „Das barbarische Volk erzeigte uns nicht geringe Güte; denn sie zündeten ein Feuer an und nahmen uns alle auf, um des Regens willen, so über uns gekommen war, und auch um der Kälte willen." Diese Note findet sich in einer kleinen Sammlung Franklin'scher Schriften, gedruckt bei Dilly.

Und deshalb können sie zu nichts Gutem zusammenkommen, und kann auch nichts Gutes herausspringen: nein, dort stecken sie nur die Nasen zusammen, um den armen Indianer im Biberhandel zu betrügen."

1. Die Nordmänner.

Die Entdecker betrachteten Grönland als der Alten Welt zugehörig und erst das gegenüberliegende Gebiet des Smithsundes als einen Ausläufer des Continents der Neuen Welt. Die Nordpol-Expedition Dr. Kane's, der unter 81° 22′ N. B. das Sternenbanner aufgepflanzt, hat erst festgestellt, daß Grönland durch ein großes in Mitte liegendes Gletschergebiet, von ihm Washingtonland genannt, mit dem an der Westseite des Smithsundes nordwärts sich hinaufziehenden Landrücken zusammenhänge. (Elisha Kent Kane's Artic Explor. 1853—1855.)

„Helluland" heißt das Steinland und „Markland" das Waldland: so benannten jene kühnen Grönlandfahrer die Felsenöden Labrador's und das dichtbewachsene Neuschottland mit seinem hellschimmernden Sandgestade. Man nimmt heute an, daß sie von der Insel Natucket aus in den Taunton River (Staat Massachusetts 42° N. B.) einliefen, und entzückt von den grünen Weiden, dem Fischreichthum der Gewässer und der Milde des Klimas Winterhütten bauten. Als die ersten Weißen hier sich ansiedelten, lebte unter den Indianern noch eine Tradition, daß einmal Fremde den Asoonset (Taunton) in hölzernen Häusern hinauffuhren und die rothen Männer unterjochten. Der die wilden Weintrauben fand, war zufällig wieder einmal ein Deutscher, Namens Tyrker. Die freudige Bestürzung raubte ihm Anfangs seine wenigen nordischen Ausdrücke, um seinen Gefährten die hohe Neuigkeit zu verkünden. Leif aber,

Eric Rauda's (Rothkopfs) Sohn, trug den Ruhm davon, und ward nach seiner Rückkehr aus dem guten Weinlande „der Glückliche" genannt. Gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts wird ein letzter Besuch Marklands erwähnt.

Forster in seinen „Nordischen Reisen" ist der Meinung, daß der Stamm im Innern Neufundlands, welcher, im Aeußern und in Lebensweise so verschieden von den andern Wilden Nordamerika's, in stätem Kampfe mit den Indianern der Küste liege, höchstwahrscheinlich von jenen alten Nordmännern abstamme.

Columbus selbst, obschon er auf Island war, scheint von diesen nordischen Entdeckungen keine Kenntniß gehabt zu haben — wenigstens läßt er nichts davon merken.

2. Die ersten Entdecker.

(S. Seite 103.)

Als Cortez zuerst an den Küsten Californiens hinauffuhr, nannte er jenen Strich des pacifischen Oceans mar vermeja. Möge hier über die ruhmwürdige Schaar furchtloser Abenteurer, welche, mit den Nordmännern beginnend und mit Parry, Franklin, Kane und Rae endigend, sich der Erschließung des geheimnißvollen westlichen Continents geweiht haben, noch Einiges angeführt werden.

Die Italiener gehörten einst zu den kühnsten Seefahrern, vom Ende des 14. bis zum Anfange des 16. Jahrhunderts. So die halbmythische Fahrt der Brüder Zeno aus Venedig nach den Shetlandinseln oder Faröern in den Jahren 1388—1389. Von ihnen kam die Kunde von einem Lande „Estotiland," tausend Meilen entfernt von Friesland. Dies Land, nach Malte-Brun Neufundland, und „Drogeo" (Neuschottland) waren auf einer alten Seekarte in Holzschnitt verzeichnet. Man vermuthet,

daß auch Columbus im Jahre 1477 nach Island gelangt sei. Eine merkwürdige Karte ist auch die des Venezianers Anton Bianco vom Jahre 1436, und in den Schifferbüchern (portolani) jener Zeit liest es sich schon wie Vorahnung herannahender noch größerer Entdeckungen.

Am 11. October 1492 Nachts 10 Uhr erblickte endlich Colon vom Bord der Nina das erste Licht an der Küste der Neuen Welt. „Es kam noch ein- oder zweimal zum Vorschein, und glich einer unruhigen Kerzenflamme.“ Um 2 Uhr Nachts entdeckte Juan Rodriguez Bermejo aus Molinos bei Sevilla im Mondenglanz den schimmernden Saum eines vorspringenden Gestades, und stürzte sich unter dem Rufe: **Tierra! Tierra!** auf das nächste Geschütz, um das Signal zu geben. Nach Anbruch des Morgens landete Colon mit Martin Alonso und Vicente, Yanez Pinzon in einem bewaffneten Boot und mit fliegenden Fahnen auf dem ewig grünen Guanahani, und „zog so die Neue Welt, glänzend in Fluthenfrische, träufelnd von Wasserperlen, aus dem Ocean hervor.“

Die neueste Forschung vindicirt auch wieder unserem Landsmanne, dem Nürnberger Martin Behaim, sein viel bestrittenes Anrecht an der Entdeckung Amerika's. Wenn er auch nicht, wie die portugiesischen Chronisten behaupten schon vor Columbus drüben gewesen, so war er doch durch die Verbesserung des Astrolabiums und die „**Insula Antilia**“ auf seinem berühmten Globus der Mann, der den Weg dahin bereitete. S. A. Petermann's geogr. Mittheilungen Oktoberheft 1858.

Im Jahre 1496 begannen die beiden Cabota ihre Fahrten, und Giovanni fuhr die Küste von Neufundland bis Florida hinab. Zwanzig Jahre später besuchte Verazzano schon Theile des Innern, während die Portugiesen

Cortereal bereits im Jahre 1500 Labrador entdeckt und benannt und Cabral sturmverschlagen Brasilien gefunden. Private Abenteurer folgten ihnen, gelockt von den reichen Fischereien der Neufundlandbänke: so Jean Denis aus Rouen (1506) und Thomas Aubert, welcher die ersten Ureingebornen nach Paris brachte. Aber erst der kühne Cartier unter Franz I. lief ein und fuhr den St. Laurentius bis Montreal hinauf (1535), und erschloß damit jene große bis auf den heutigen Tag noch verfolgte Kette nordwestlicher Entdeckung.

3. Die Aboriginer.

In einem Missionswerke scheint es nicht am unrechten Orte, kurz anzuführen, was man für das Vorhandensein eines Urvolkes und dessen Abstammung vom Volke Israel geltend gemacht — ein Lieblingsthema amerikanischer Ethnographie und Theologie. Die Entdeckung von Fortificationen, Erdhügeln (mounds — moenia) und Tumuli im weiten Westen hat darauf geführt, daß, wo sich regelmäßige Grunderhöhungen in Kreis-, Oval- und Quadratform vorgefunden, man auf ein Zeitalter hingewiesen werde, wo ein civilisirteres Volk, als die heutigen Indianer, ein Volk, das sich der Architectur und des Ackerbaues beflissen, jenes ungeheure, später wieder in Wald und Barbarei zurückgesunkene Flachland bewohnt haben müsse.

Die heutigen Stämme geben sich bekanntlich nicht die Mühe, das Angesicht der Erde bei Errichtung ihrer Wohnsitze wesentlich zu verändern; sie wählen diese Plätze, wie sie die Natur für ihre Absichten passend geformt, und benützen zum Bau ihrer Dörfer die Erde, wo und wie sie dieselbe finden. Der Geograph Morse ist nun der Ansicht,

daß alle jene Alterthümer von der Gattung Tumuli, wie man sie auch über ganz Europa findet, z. B. Stonehenge in England, die Druidenringe auf der Insel Lewis, die scandinavischen Domh-ringr oder Dane's Raths (Kreise des Gerichts), gleicher Weise wie die im Westen gefundenen, der ersten Zeit der Ansiedlung beider Continente angehören. So wird man in beiden Welttheilen immer wieder auf die gemeinsame Herkunft aus unserem alten Stammlande Asien zurückgewiesen, und noch neuerlich (1857) hat v. Siebold auf der Naturforscher-Versammlung zu Bonn auf die Strömungen des Stillen Oceans und das weite Verschlagenwerden der dortigen Insulaner, sowie auf das sofortige Erkennen mexicanischer Bilder und Symbole von Seite der Japanesen aufmerksam gemacht. Schreiber dieses ward selber einmal beim ersten Anblick der „Weißen Wolke," eines Häuptlings der Joways, lebhaft und urplötzlich an ein in frühester Jugendzeit auf dem Durchmarsch gesehenes Baschkiren-Regiment erinnert.

Wie nun der Indianer Nordamerika's für den dortigen Forscher Dasselbe ist, „was der gefallene Bogen, die gebrochene Säule, die verrostete Münze" für den Gelehrten Europa's (nach einem Ausdruck des London Quarterly Review), und das Studium der indianischen Geschichte mehr in das Gebiet des Alterthums- als des Geschichtforschers gehört, so sind seit mehreren Decennien begreiflicher Weise vielabirrende und oft seltsame Speculationen über Ursprung und Herkunft des rothen Volkes aufgetaucht. Man hält dasselbe bald für tartarischen, bald celtischen, bald auch hebräischen Blutes.

Für letztere Meinung (seine Abstammung von den zehn verloren gegangenen Stämmen) wird u. a. Folgendes ange-

führt. Die Indianer beten den einigen „Großen Geist“ an, wie die Hebräer Jehovah, und nicht wie die Heiden mehrere Götter; sie anerkennen ihn als den Ersten Geist, den Schöpfer und Weltregierer, wenn auch unter seltsamen Benennungen, z. B. bei den algischen Stämmen „der Große Hase“ (Charlevoir): aber heiße er auch Michabou, Areskoui oder Manitou — es bleibt immer Derselbe. Sie sind nirgends Götzen-Anbeter und wissen von keinem Vermittler, weder von einem symbolischen, noch von einem persönlichen.

Alle Indianer-Stämme sind in Horden eingetheilt, mit Häuptlingen, Symbolen (Totems), Abzeichen, und viele ihrer gottesdienstlichen Gebräuche gleichen denen des mosaischen Gesetzes. Die Versammlungs- oder Medicin-Hütte vertritt hier das Allerheiligste der Juden; und wie bei den alten Hebräern ist es auch den Frauen der Indianer nicht gestattet, gemeinschaftlich mit den Männern dem Gottesdienste beizuwohnen.

Die Indianer glauben wie jene, daß sie das Lieblingsvolk des Großen Geistes seien; werden sie doch gleich jenem alten Volke verfolgt, und Jedermanns Hand ist wider sie erhoben — wie Israel scheinen sie heute von dem Herrn verflucht und von den Menschen verachtet zu sein.

Sie kaufen ihre Frauen vermittelst Geschenke und trauern um die Todten, wie die Juden. Sie haben zu verschiedenen Jahreszeiten Bäder und Abwaschungen, von Männern und Frauen getrennt vorgenommen; so findet sich auch bei allen Stämmen im Urzustande die Absonderung letzterer während der monatlichen Reinigung: das Weib bewohnt dabei eine eigene Hütte, darf bei Todesstrafe nichts berühren, was dem Familienhaupte zugehört, und badet am Ende in fließendem Wasser.

Großartig sind ihre Feste, Fasten und Opfer, und alle dabei vorgeschriebenen Ceremonien vollziehen sie mit wahrem Eifer und Enthusiasmus. Es werden Erstlingsfrüchte und das Beste von allen Dingen dargebracht. Lewis und Clarke erzählen, wie ein Häuptling der Mandans siebenzehn Pferde geopfert habe, um den Großen Geist sich geneigt zu machen; so wird auch oft das Lieblingsroß buntbemalt und gebraunt am Lasso hinausgeführt, und ihm die Freiheit gegeben: es fliegt irgend einer wilden Pferdeheerde nach und „gehört dem Großen Geiste." Bei eben diesen Mandans findet man viele an Juda gemahnende religiöse Gebräuche. So das Fest der grünen Weidenzweige, von viertägiger Dauer, ähnlich dem Laubhüttenfest, so der Grünkorntanz bei dem vollendeten Wachsthum der Maiskolben (auch bei den Seminolen in Florida gebräuchlich). Auch rechnet man das Tragen von Stierhörnern auf dem Kopfe hieher, sowie die Sorgfalt, womit sie bei gewissen Festen überwachen, daß kein Knochen des Opferthieres gebrochen werde.

Vielleicht auf hohes Alterthum deuten jene geheimen Verbrüderungen und Zusammenkünfte, gebräuchlich bei allen westlichen Stämmen, deren Besprechungen heilig gehalten und nur veröffentlicht werden, wenn das Interesse des Volkes solches zu erheischen scheint. Sie sind große „Medicin," und nur die Besten und Aeltesten, die Ersten im Rath und Krieg, haben hier Zutritt.

Was die Indianer jedenfalls mit den heutigen Juden gemein haben, das ist ihr Widerwille gegen jede Handarbeit, jenes Behagen am dolce far niente, jene äußerste Indolenz, welche nur von Anlässen zur Selbsterhaltung, Selbstvertheidigung und zum Vergnügen, als Spornen der Thätigkeit, unterbrochen wird. Und orientalisch ist auch

die Milde ihres Betragens gegen einander, die Blume des Ausdrucks, welcher sie sich wie die Moslem in ihrer geselligen Beredtsamkeit befleißigen, sowie jene stille Beschaulichkeit, welcher sie sich Tage lang hingeben können — nur daß hier Amerika wieder in dem urplötzlichen reptilartigen Auffahren zu höchster Leidenschaft seinen eigenen Stempel aufgedrückt hat.

Die Irokesen sollen im Besitz einer großartigen, ins höchste Alterthum hinaufreichenden Chronologie sein: dies dahingestellt, ist die Kenntniß des rothen Volkes von seiner Abstammung sehr beschränkt; sie können ihren Stammbaum selten höher als einige Generationen hinaufführen, und wissen so wenig vom Orte, woher ihre Väter kamen, daß sie sich nur in allgemeinen Ausdrücken darüber auslassen, z. B. „über die Seen her, von der auf- oder untergehenden Sonne, von Mitternacht oder Mittag.“ In einigen Fällen, wo die Zeit ihres Aufenthalts an einem Orte offenbar von nur kurzer Dauer gewesen, haben sie die Kenntniß des Landes, woher ihre Vorfahren kamen, entweder verloren, oder verbergen sie dieselbe, und behaupten, der Herr des Lebens habe ihre Väter hier geschaffen und gepflanzt, wo sie heute annoch leben.

Was von aztekischen Alterthümern hier einschlagen mag, die Traditionen von Tezpi, der sich mit seinem Weibe Xochiquetzal bei den großen Wassern auf einem Floße rettete, und darauf Kinder, Thiere und Korn zur Erhaltung des Menschengeschlechts mit sich führte, von der Taube, welche von dem Gipfel eines Baumes in der Form von Olivenblättern die Sprachen austheilte — denn die nach dem Hochwasser gebornen Menschen waren stumm — alle das wäre zu weitläufig hier auszuführen. Vielleicht liefern die heute eifrig betriebenen Forschungen in Central-

amerika, die Explorations-Züge der Nordamerikaner über das alte Tafelland Anahuac nach den Quellwassern des Rio Grande, Colorado und Gila der Zukunft noch reichhaltigeres Material. Vielleicht auch will der Herr des Lebens den Ursprung seiner rothen Kinder für immer in Dunkel gehüllt haben.

Gabr. Ferry erzählt Folgendes aus Sonora. Die Papagos feierten ihren Jahreswechsel. Die Männer verkleideten sich in Thiergestalten und nahmen Thierstimmen an. Es war die Nacht hindurch ein wildes Saturnal im Walde. Als der Tag graute, sangen Indianerinnen, Binsenkörbe mit Blumen auf den Köpfen tragend, ein frommes Morgenlied; der Häuptling zündete das Zeltdach der freien Waldstelle an, warf seine Pumahaut ab, zeigte den Versammelten sein ruhiges, stolzes Gesicht im Morgensonnenstrahl und sprach mit feierlicher Stimme: „Wer von uns kann sagen, wie viele Jahre vergangen sind, seit der Große Geist diese Sonne an einem solchen Tage erschaffen hat? — Unsere Väter vermochten sie nicht zu zählen; aber wie dieses Feuer diese Baumwolle verzehrte, so hat die Sonne die Finsterniß vertrieben, welche die Erde bedeckte, während ihre Wärme dem Leben gab, was todt war, und ihr Licht das Lebende vervollkommnete: durch s i e sind die Thiere zu Menschen geworden."

Ein Cnistineaux aber, der auf jenem merkwürdigen Steinbruche saß, welcher der Rothpfeifenstein heißt (Red-pipe-stone, 200 Meilen westlich von den St. Antoniusfällen des Mississippi), gab, indem er dichten Rauch aus seinem Calumet blies und den Adlerfedernschmuck seines Hauptes zurückwarf, den Umstehenden die Tradition seines Stammes also zum Besten: „Zur Zeit der großen Wasser, welche vor vielen Jahrhunderten alle Völker der Erde

vertilgten, versammelten sich die Stämme der rothen Männer auf dieser Felswand, um den Fluthen zu entrinnen. Als sie alle oben waren, da fuhren die Wasser immer noch fort zu wachsen, bis alle in Einer Masse bedeckt waren — da ward ihr Fleisch in Rothpfeifenstein verwandelt. Während sie so ertranken, erfaßte noch eine Jungfrau den Fuß eines riesigen Vogels, der gerade darüber wegflog, und ward von ihm zu der Spitze eines hohen Grates geführt, die noch hervorstand aus den Wassern. Hier gebar sie dem Kriegsadler Zwillinge, und ihre Kinder haben seitdem die Erde bevölkert. Darum wird dieser Ort als neutraler Grund betrachtet, er gehört allen Stämmen gemeinsam; und die rothen Männer schneiden sich hier ihre Pfeifen aus dem Fleisch ihrer Vorfahren und rauchen sie als Symbol des Friedens, und darum schmücken Adlerfedern das Haupt der Tapfern."

4. Vielweiberei.

Wir haben in diesem Werke gesehen, wie besonders die Vielweiberei der Stein des Anstoßes, das Haupthinderniß des Wirkens der Missionäre gewesen. Sie fand sich zu allen Zeiten vor, von jenen romantischen Tagen von Guanahani bis herab auf heute, unter allen Stämmen des rothen Volkes, so viele deren auch die grüne, wälderreiche Columbia bewohnen, von Hudsonsbai und Labrador bis zu den armen Feuerländern herunter.

Es ist diese Sitte in ihren Augen eben so schicklich als nothwendig. Die Frauen stehen bei allen amerikanischen Wilden in dem Verhältnisse von Gesinde und Sclaven; sie sind „Holzhauer und Wasserträger;" sie müssen das Feld bauen, so manche wilde Frucht aus der Erde, oft aus den Löchern des Hamsters und der Feldmaus

mühselig aufgraben, nährende Samen, so im Norden den wilden Reis einsammeln, alle Beute von der Jagd heimtragen, die Nahrung kochen, Büffel- und Rothwildhäute gerben und auf Strömen und Seen mit den kleinen leichten Handrudern den Einbaum oder das Birkenrinde-Canoe führen, sowie sie auf Fußwanderungen das Gepäcke schleppen und, wie bei den asiatischen Nomaden, allenfalls nur den Hund zu ihrer Aushilfe haben. Ein reicher Mann oder ein Häuptling braucht solcher Hausmädchen eine größere oder kleinere Anzahl, um im Wigwam oder auf der Reise die vorkommenden Arbeiten eines großen Haushalts zu verrichten.

Auch das rothe Volk ist nicht ohne Leidenschaft für die Anhäufung von Reichthum oder für die Genüsse des Lebens: ein Häuptling, der solches Verlangen und zugleich den Wunsch hegt, seine Hütte mehr als gewöhnlich für die Bewirthung seines Volkes und der Fremden, die seine Gastlichkeit in Anspruch nehmen, einzurichten, hält es für angemessen, mehrere Frauen zu nehmen. Derjenige Krieger oder Häuptling, welcher die meisten Frauen hat, gilt daher für den reichsten Mann.

Alle Handarbeit wird bei den Wilden von den Frauen verrichtet, und da Niemand um Tagelohn arbeitet, so ist Derjenige, welcher zur Besorgung seines Haushalts mehr als Einer Frau bedarf, genöthigt, die Zahl seiner Arbeiter durch Heirathen zu vermehren; denn nur auf diesem Wege kann er sie zu seinen Sclaven machen und ihrer Hände Arbeit zu seinem Nutzen verwenden. Und damit sie sich frühzeitig an ihr Loos gewöhnen sollen, werden die Mädchen manchmal schon im Alter von neun bis zwölf Jahren auf zeitweiligen Besuch in das Haus ihres Bräutigams geschickt; bis im Alter von dreizehn bis vierzehn die Schwie-

gerältern denselben wissen lassen, daß ihre Tochter mannbar sei, worauf er sie ohne besondere Förmlichkeit abholt und in sein Haus aufnimmt.

Fernere Gründe der Vielweiberei sind, daß ein Mann, der bei seinem Volke in hohem Ansehen steht und die Macht in Händen hat, Versuchungen ausgesetzt ist, die zu unterdrücken er für unnatürlich hält, da keine Gesetze und sociale Hindernisse ihm im Wege stehen; ferner daß bei den ewigen Fehden der großen Völkerfamilien, wie der einzelnen Stämme unter sich, oft so viele ihrer Krieger fallen, daß in einem Stamme zuweilen zwei und sogar drei Frauen auf einen Mann kommen. Im Gegentheile findet sich aber auch, wo das weibliche Geschlecht in Minderzahl ist, eine Art Polyandrie vor. (Siehe Humboldt's Reisen am Orinoko.) Nur von den Irokesen sagt ihr Geschichtschreiber Colden, daß Vielweiberei unter ihnen nicht gebräuchlich sei, indem bei einem Volke, wo, was Reichthum und Gewalt betrifft, Alles gleich ist, eine Pluralität der Eheweiber nicht wohl eingeführt werden könne.

Die Vielweiberei ist im Allgemeinen auf die Häuptlinge und Medicin-Männer beschränkt, obgleich kein Gesetz einem armen oder unberühmten Manne dieselbe verbietet, und nur zumeist Mangel an weltlichen Gütern ihn verhindern kann, auf die herkömmliche Weise mit den Vätern der Mädchen, die er in sein Haus braucht oder wünscht, zu unterhandeln. Ein armer oder gewöhnlicher Indianer hat daher selten mehr als Eine Frau; dagegen besitzen die Häuptlinge, die tapfersten Krieger und die Zauberer deren sechs oder acht, die alle unter Einem Dache leben, sich dem Anschein nach ganz gut vertragen und, wie die Frauen der Moslem, sich in ihr Schicksal fügen.

Die Weiber werden gekauft und verkauft, und dies

Geschäft wird meistens mit dem Vater abgeschlossen; und da dieser die Angelegenheit als ein Geldgeschäft behandelt und als Kaufmann nach dem möglichst hohen Preise strebt, so wird auf die Neigung des Mädchens meistens keine Rücksicht genommen. Doch kommen auch Fälle wechselseitiger Zuneigung vor, und dann werden Versprechen und Gelübde so heilig als irgendwo gehalten. Auch in diesem Falle erhält der Vater die üblichen Geschenke. Eine Art directer Werbung ist bei einigen Stämmen der Calumetgang: der Liebhaber tritt des Nachts mit der brennenden Pfeife in die Hütte seiner Auserkornen. Löscht sie nun das Calumet aus, so ist sein Antrag angenommen; im anderen Falle geht er schweigend seiner Wege, und bleibt ihm wenigstens der Trost der philosophischen Pfeife. Eigenthümlich ist auch jene Sitte der Omawhaws (spr. Omáhas), daß die Schwiegerältern niemals directe Conversation mit dem Schwiegersohne halten, und beide Theile niemals in Gesellschaft ihren Namen nennen oder sich in's Gesicht blicken, obschon kein Uebelwollen zwischen ihnen Statt findet: sie führen allen Verkehr durch irgend eine Mittelsperson.

Schon in ihren frühesten Verbindungen mit den Indianern haben die Franzosen Handelsvortheile aus der Vielweiberei gezogen, indem sie mehrere Weiber aus den einflußreichsten Familien des Stammes, unter dem sie lebten oder mit dem sie am häufigsten verkehrten, sich beilegten und solcher Art ihr Privat-Interesse mit dem der Nation verknüpften. Sie verstanden es überhaupt. Erschienen sie nicht eines Tags bei einem indianischen Rathfeuer ihren Wirthen zu Ehren splitternackt? Und wie folgten sie nicht jenen Algonquins auf allen ihren Wanderungen, nahmen Theil an ihren Jagden und Kriegen, an ihren Festen und Fasten! Und durch solche Zwischenheirathen

verkitteten sie ihre Freundschaft nur noch fester. Sie gewannen dadurch frühzeitig einen Einfluß auf die nordamerikanischen Völker durch ein Mittel, welches brittischer Stolz von jeher verschmähte. Nur Einmal kam in den englischen Colonien eine solche Verbindung vor, welche große Berühmtheit erlangte: es war die Ehe zwischen Mr. Rolfe und Pocahontas. Es ist von letzterer ein altes Porträt vorhanden, welches sie im Costüme ihrer Zeit, im Brokatrock, mit Federhut, Spitzenhalskrause und Fächer darstellt, mit der Umschrift:

Matoaka alias Rebecca filia potentiss. princ. Powhatani imp. Virginiae. Aetatis suae 21. Anno 1616.

und der Erklärung: Matoaks (oder Pocahontas) alias Rebecka, Tochter des mächtigen Fürsten Powhatan, Kaiser von Attanougkomouck alias Virginia, bekehrt und getauft im christlichen Glauben, und Eheweib des ehrenw. Mr. Joh. Rolff.

Ein Sprosse dieser Ehe war Sir Ralph Randolf Rofoanoke.

Die virginischen Eingebornen buhlten in jener ersten Zeit der Colonie eifrig um Wiederholungen solcher Zwischenheirathen, und waren dann tödtlich beleidigt durch den Stolz, mit welchem die Engländer fürder es ablehnten, die Gatten indianischer Mädchen zu werden. Die Colonisten vergaßen, daß sie die Kränkung zugefügt; aber sie blieb im Gedächtnisse der Indianer, die noch niemals einen Schimpf vergaßen oder vergaben. Am 22. März 1622 war ein allgemeines Blutbad die Folge. In einer und derselben Stunde wurden 347 Personen, Männer, Weiber und Kinder, in den zerstreuten Ansiedelungen der jungen Colonie Virginien mit wüthendem Ingrimm und aller Art barbarischer Grausamkeit niedergemetzelt, und die Zahl der Plantagen von 80 bis auf 6 heruntergebracht; auch

ward der Ueberfall so schnell und planvoll ausgeführt, daß die Meisten nicht wußten, von wessen Händen sie fielen.

Auf der andern Seite kamen die Franzosen, indem sie die Sitte der Vielweiberei nur zu bereitwillig annahmen, häufig in unangenehme Beziehungen zu den Missionären, welche ein solches Institut mit dem Christenglauben unmöglich in Vereinbarung bringen konnten. Noch spielt in den Annalen der alten Colonien die dunkle Geschichte eines Franzosen voll wild abenteuerlichem Interesse. Es war Baron de la Castine. Er hauste in den Wildnissen des Penobscot, in einer rohen Veste, hatte viele kupferfarbige Weiber mit zahlreicher Nachkommenschaft, und übte großen Einfluß über die Nachbarstämme aus.

5. Sprachen.

Nichts verursacht bei dem Studium der indianischen Geschichte größere Schwierigkeit, als die darin herrschende Namenverwirrung. Holländer, Engländer, Schweden und Franzosen, als erste Gründer der nordamerikanischen Colonien, nahmen sich hierin gleiche Freiheiten heraus, die Entdecker im Detail und die Dolmetscher, meist ungebildete Leute, z. B. Pelzhändler, thaten auch ihr Bestes; und da die vielen Indianerstämme der alten Zeit oft grundverschiedene Mundarten redeten, auch ihre Benennungen, wie alle Naturvölker, gerne poetisch vervielfältigen, darf man sich nicht wundern, wenn heute die indianische Nomenclatur ein kaum je mehr zu entwirrendes Labyrinth bietet.

So nennen z. B. die Osagen sich selber Waw-sash-e (spr. Wahsaschi); die französischen Händler verstümmelten dies in Osage; die benachbarten Gränzwohner nannten sie Huz-zaws (spr. Hjusähs) und O-saw-ses. Aus Mo-hi-con-niuhs (gute Bootsleute) entstand Mahicanni,

englisch Mohegan (Mohikaner). Die Irokesen hießen Mengwe, bei den Holländern Maquas oder Makatuase, auch Mingoes; ein Beiname ist Aganuschion, „das vereinigte Volk“ (nach Cooper); eine weitere Erklärung und den Ursprung von „Iroquois“ gibt unser Autor in Kap. 9. Manche Namen haben auch offenbar aus dem Eingangs erwähnten Grunde höchst zufälligen oder vielleicht sogar frivolen Ursprung, wie Puants, oder hommes au cul brulé, „Leute vom verbrannten Hintern“ (nach Herzog Paul).

Bei diesem Stand der Sache glaubte der Uebersetzer, da vorliegendes Werk ein aus alten Quellen geschöpftes Geschichtswerk ist, sich möglichst treu an die Orthographie des Autors halten zu müssen, besonders bei ganz erloschenen Stämmen, wie Mattowar, Micmacs und dergleichen; uns bereits geläufige Namen, wie Sioux, Osagen, Mohikaner, Huronen behielt er bei; die Consequenz, oder das Germanisiren wollte er aber nicht so weit treiben, daß er Schaktaws oder Tschoktahs, Krjcks, Tschippewäer oder gar Mohaker schriebe, wie man in manchen Werken findet; sondern er schlug einen Ohr und Auge berücksichtigenden Mittelweg ein, und schreibt: Chippewäer, Apachen, Creecks, Mohahks, dann und wann das englische Originalwort beisetzend: denn so nur können Härten vermieden und Verständlichkeit gewahrt werden.

Ueber die indianischen Sprachen hier nur Einiges. Catlin nimmt gegenwärtig deren bei 150 an, von denen zwei Drittheile gänzlich verschieden seien, während die Stämme selber sich so gleichen, als wie von einer Familie. Schwarzfüße, Dickbäuche und Cotonays sind gleicher Abstammung und verschiedener Sprache; eben so Cnistineaux, Shyennes, Krähen und Panis. Von den 48 Stämmen,

welche er besuchte, reden 30 ganz verschiedene Sprachen, die übrigen 18 Dialecte von 3 bis 4 Sprachen. Major Long (in seiner Reise nach den Felsgebirgen) nennt dies vielleicht richtiger: wenige Varietäten von radicalem Unterschied, und eine Vielheit von Mundarten, eigen verschiedenen Stämmen, welche einem und demselben Urvolke entsprungen sind.

Heckewelder theilte seiner Zeit die indianischen Sprachen innerhalb des Territoriums der Vereinigten Staaten in drei große Gruppen ein: die der Lenni Lenape oder Algonquins, der Irokesen und der Floridaner, jede zahlreiche und weit verschiedene Mundarten darbietend, und das ganze Land vom Golf des St. Laurentius bis zum Cap Florida und westwärts bis zum und noch über den Mississippi einnehmend. Nordwärts reichen am weitesten die algonquinischen Dialecte, von der Basis der Felsgebirge bis zu den südwestlichen Küsten der Hudsonsbai und noch bis Labrador hinüber. Noch nördlicher, vom Churchillfluß bis zum Stillen Ocean und gegen Mitternacht bis zum Lande der Eskimos, steht die Chippeweyangruppe, schon viel einsylbiger als die bisher benannten; eine ihrer Mundarten hat nur einen Dual, keinen Plural der Substantive, und Zeitwörter, welche beinahe aller Abwandlung unfähig scheinen.

Bei allen diesen Sprachen werden die Principien der Concordanz in Beugung und Wortfügung sicherer den Beweis entfernter Verwandtschaft abgeben können, als der Laut. Wechsel des Accents gibt nur geringen Unterschied in Idiomen ohne Schriftsprache; aber von der Syntax einer Sprache darf man annehmen, sie bleibe, wenn auch die Wörter selber bedeutenden, ja selbst vollständigen Wechsel erfahren haben.

Alle diese Idiome haben aber die Zusammensetzung und Vermannichfaltigung der Wörter gemeinsam; sie sind hierin unerschöpflich, und man rühmt guten Sprechern selbst eine gewisse Eleganz darin nach. Sie fügen ihre wenigen radicalen Wörter bis in's Endlose zusammen; für Wein haben z. B. die Irokesen Ein Wort: „stark Getränk aus dem Saft der Weintraube gemacht." Derart umschreiben sie auch alles Fremde, was erst zu ihrer Kenntniß gelangt. Das Eigenthümlichste ist die Abwandlung der Meldewörter, und grundverschieden vom Griechischen oder Lateinischen.

Professor Vater in seinem „Mithridates" legt sehr großes Gewicht auf eine Eigenheit aller amerikanischen Sprachen, welche nicht zufällig sein kann — daß sich nämlich der ganze Scharfsinn jenes Volkes, welches diese Sprachen aufgebaut und deren grammatikalische Formen allmälig erfunden, immer auf Ein Object geworfen und über dieses eine solche Fülle von Formen ausgegossen (siehe Seite 193 Huronensprache), daß man staunen muß. Er glaubt, daß eine solche Einförmigkeit in der Tendenz aller dieser Sprachen auf eine sehr entfernte Periode zurückführen müsse, wo ein Urstamm existirte, dessen Sinnreichthum und Urtheilskraft ihn in den Stand setzte, solche verwickelte Sprachformen auszudenken und zu erfinden, welche weder Tausende von Jahren, noch der Einfluß von Zonen und Klimaten verwischen konnten.

Bekannt ist die natürliche Beredtsamkeit der nordamerikanischen Wilden; sie haranguiren gern, auch bei geringen Anlässen, und da ihre Sprache an Gutturalen und starken Aspirationen reich ist, so erscheint ihre Rede klangvoll und kühn. Besonders waren die Fünf Nationen dem Redenhalten ergeben, eine natürliche Folge ihrer

republikanischen Verfassung: man rühmte ihren Sprechern außer staatsmännischer Klugheit fließende Rede und würdevolle Grazie in ihren Geberden nach, und sie scheinen durch Studium und Uebung es selbst zu einer Art Atticismen gebracht zu haben. Wir finden in den indianischen Reden, welche von Metaphern wimmeln und in ihrem Pathos oft an Ossian gemahnen, eine hohe poetische Unmittelbarkeit, besonders wenn der Sprecher auf die Wunder der Natur oder Kunst anspielt. Denn die Unbekanntschaft mit dem Wesen der Naturerscheinungen, deren Gründe für sie in Dunkelheit begraben liegen, erhält ihre Einbildungskraft in einer fortwährenden Glut der Bewunderung und des Staunens.

Was Bilder- und Schriftsprache der Neuen Welt betrifft, so stellt der gelehrte Forscher Rafinesque ihre graphischen Systeme zum Ausdruck von Gedanken in folgenden Serien auf:

1. Gemalte Symbole oder Hieroglyphen der Azteken, Tolteken, Panos und anderer.
2. Umrisse von Figuren oder abgekürzte Symbole zum Ausdruck von Begriffen, selbst bei den rohesten Stämmen Nord- und Südamerika's gebräuchlich.
3. Quipos oder Knoten an Strängen, bei den Peruanern und anderen Südamerikanern.
4. Wampums oder Stränge von Muscheln und Perlen der Nordamerikaner.
5. Runische Schnitte oder Kerben an Zweigen bei denselben.
6. Runische Marken in Reihenfolge, Worte und Ideen ausdrückend, bei den alten Völkern Nordamerika's und Mexico's.

7. Alphabetische Symbole in Gruppenreihen, Sylben und Laute ausdrückend — das graphische System der Monumente von Palenque.
8. Cursive Symbole in Gruppen von Paralell=Reihen, in den Manuscripten der Guatemaler und anderer.
9. Sylbenlettern in Reihen — das neuere Alphabet der Cherokesen. u. a. m.

(C. S. Rafinesque, Brief an Champollion. Philadelphia 1832.)

6. Removal.

„Nachdem Ihr unser Land auf der Karte gefunden hattet, kamet Ihr," sagte einmal ein Indianer zu einem Europäer. Columbus kam, landete, ließ farbige Mützen, Glasperlen, Schellen und andern Tand unter die Naturkinder von Hispaniola austheilen; sie hängten sich dieselben als unschätzbare Geschenke entzückt um den Hals, und glaubten in ihrer Unschuld die weißen Männer vom Himmel gefallen. Später schwand freilich etwas von dem Nimbus der Gottähnlichkeit; an die Stelle der Geschenke trat der Pact, das Kaufgeschäft zwischen zwei gleichstehenden Parteien. Roger Williams kaufte z. B. jene fruchtbare Insel, welche heute Rhode Island genannt wird, den Eingebornen um 50 Klafterlängen weißer Perlen, 10 Röcke und 20 Schuhe ab. Und so ging es weiter. Die Weißen mehreten sich wie der Sand am Meere, und die Indianer verloren nach und nach um lauter Bagatellen ihr schönes Land. Saß einmal ein Solcher bei einer Rathversammlung mit einem Colonisten auf einer Bank: der Rothe rückte leise immer weiter auf seinem Sitze vor, bis der Weiße endlich am Hinunterfallen war. Ueber diese ganz unindianische Unart zur Rede gestellt, entgegnete Je=

ner trocken: „Seht, gerade so macht Ihr es uns!" — So sind die Indianer nach und nach aus den Seestaaten in die westlichen, aus diesen in die nackten Prärien verdrängt worden. Dort sind ganze Raçen im raschen Absterben begriffen, denn es fehlt ihnen der gehörige Jagdgrund: dort, am Fuß der Felsengebirge gehen sie unter, lautlos, spurlos.

Jener frühere Pact verwandelte sich nämlich noch später in ein Muß — die Expropriation: noch vor einigen Jahren mußten die noch übrigen 20,000 Sioux ihre Ländereien von vierzig Millionen Aeckern für den Spottpreis von nicht drei Viertelmillionen Dollaren abtreten; aus Gnade sollten sie noch fünfzig Jahre lang jährlich 50,000 Dollare beziehen. Aber fort müssen sie. Dieses System der Uebersiedlung heißt removal, und dient nur dazu, um die Landspeculanten und die Handelsleute zu bereichern — jene, indem sie haifischgierig (landsharks) die verlassenen Ländereien an sich reißen, diese, indem sie die heute an 120,000 rothe Männer gezahlte Jahresrente in ihre Taschen hinüberspielen: denn Wilde sind überall schlechte Haushälter.

Der Vater dieses Systems war der alte Andreas Jackson. Er sagt in seiner Präsidenten-Botschaft von 1835 unter Anderem: „Dieser Plan wurde angenommen, nach der reiflichsten Erwägung des Zustandes dieser Menschenklasse; und man sollte dabei beharren, bis der volle Zweck erreicht ist, und ihn mit so viel Energie betreiben, als eine gerechte Würdigung der Beschaffenheit ihrer Umstände es gestattet und so schnell als ihre Einwilligung erlangt werden kann. Alle seitherigen Versuche, die Indianer zu veredeln, schlugen fehl. Es scheint jetzt eine anerkannte Thatsache zu sein, daß sie in Berührung mit einem civili-

sirten Volke nicht leben und ihre Wohlfahrt begründen können. Langjährige fruchtlose Versuche haben uns davon überzeugt. Die Vergangenheit können wir nicht zurückrufen, aber vor der Zukunft können wir uns verwahren. Abgesehen von den tractatmäßigen Stipulationen, welche wir mit den verschiedenen Stämmen für die uns abgetretenen Nutznießungsrechte eingegangen, kann niemand die moralische Pflicht der Regierung der Vereinigten Staaten bezweifeln, die zerstreuten Ueberreste dieser Stämme zu schützen, und wo möglich, zu erhalten. Dieser Pflicht gemäß hat man ihnen einige beträchtliche Landesdistricte im Westen zum beständigen Wohnsitze angewiesen.... Der Plan zu ihrer Entfernung und Ansiedlung wurde mit einem Geiste der Liberalität entworfen und zur Reife gebracht, der ihnen nichts zu wünschen übrig läßt.... Der Congreß hat das Wort der Vereinigten Staaten zum Pfand gesetzt, daß das Land, welches diesem Volke eingeräumt wird, auf immer ihm gesichert und garantirt sein soll. u. s. w."

Das klingt ganz verständig und human — aber etwas Anderes ist die Praxis. Wenn ein solcher Stamm in seinem alten Wohnsitze von den andrängenden Weißen Jahre lang gehetzt und bis auf's Blut gepeinigt ist — der rohe Hinterwäldler sieht in dem Indianer nur ein jagdbares Thier — dann krümmt sich endlich der Wurm gegen den plumpen angelsächsischen Fußtritt, dann gibt es Raub, Mordthaten und nächtliche Ueberfälle mit allen Schrecken der Gränze. Darauf kommen die Repressalien gegen den Stamm, „dessen Land man braucht:" Aufgebot der Miliz, Razzias, wie die der Franzosen in Algerien, und beiläufig mit demselben Rechte, Ausräucherungen, wie die der Kabylen in der Dahragrotte! Man macht den

Stamm gehen. Oft aber geht er erst nach blutigem Kriege. So führte dieser selbige General Jackson einen ganz barbarischen Vernichtungskrieg gegen die Creeks (1813—1814), welchem alsbald der Seminolenkrieg folgte, der erst recht in der Mitte der Dreißiger Jahre wüthete, den Vereinigten Staaten viel Blut und viele Millionen kostete und zuletzt freilich mit beinahe völliger Vertilgung jener Seminolen endete.

Doch erheben sich auch in Amerika selber da und dort noch Stimmen für die Unterdrückten. In einer Gedächtnißrede auf die Landung von William Penn findet sich die Stelle: „Die Indianer müssen verschwinden: mögen es die Weißen Versetzung nennen — es ist Vernichtung. Ihr Abzug, ja, es ist der eines Nachtmeteors, in's Leere verschwindend. Ortsveränderung ist für sie ein Verlorengehen. Und eine Nation mit allem Reichthum an Land und Geld, welche der Welt so gern ein Beispiel geben möchte in ihrer Achtung individueller, socialer und internationaler Rechte, wird zur verheerenden Geißel für ein Volk, welches sich selber wenigstens durch Verträge gebunden und in gutem Glauben auf Dem in Ruhe zu bleiben gedachte, wofür es gezahlt hatte [1]). Man sagt, die Indianer müssen vor den civilisirenden Weißen weichen, sie werden weggefegt werden. Wir haben keinen Grund zu unterstellen, daß es anders kommen wird, wohl aber, daß es anders sein könnte. Es war immer unsere Meinung, ihre Christianisirung hätte vielleicht einen andern Weg ausfindig gemacht.... Die Indianer werden jenseit des Mississippi fortgeschickt, nicht

---

[1]) Für ihre kleinen Reservatgebiete innerhalb der Staaten bezahlten die Indianer mit dem größeren Theile ihres früheren Besitzthumes. Anmerk. d. Uebers.

angesiedelt werden, und sie werden verloren gehen. Aber wer mit uns noch von der alten Schule ist und noch etwas an die Doctrin von nationalen Sünden und nationalen Strafen glaubt, kann nur befürchten, daß dereinst nichts unsere Nation vor schwerer Wiedervergeltung für das den Indianern angethane Unrecht bewahren wird, ganz abgesehen von noch früheren Heimsuchungen für unsere individuellen Sünden dieser Art." United States Gazette. Oct. 1836.

7. Californien.

Außer Cortez, dessen kühner und umfassender Geist, nicht zufrieden mit der Eroberung jenes gewaltigen Reiches Mexico, noch größere Entdeckungspläne formte, waren die Erforscher der californischen und noch nördlicheren Küsten: Diego de Hurtado, Grijalva und Mendoza, Ximenes, Franc. de Ulloa, Alarchon, Vizcaino und der apocryphe De Fuça. Es handelte sich schon damals um eine Nordwest-Passage nach Cathay — Asien. Von 1602 ab erlosch der spanische Unternehmungsgeist in jenen Meeren und überließ das Feld den Engländern und Russen. Heute gründen die Nachkommen jenes kleinen Häufleins Pilgrime auf dem Felsen von Plymouth dort neue Reiche auf den Trümmern der schönen spanischen Erbschaft — Californien, Arizona, Chihuahua, Sonora; und jene rastlosen Anglo-Amerikaner lauern nur auf die Gelegenheit, Montezuma's morsches altes Reich vollends über den Haufen zu werfen. „The whole boundless Continent is ours!"

8. Wampum.

Die gangbare Münze unter den Indianern und von zweierlei Art: weiß und violet. Das weiße wird aus

der innern Fläche der großen Muscheln (Buccinum) gewonnen, in Perlenform von Zolllänge gearbeitet (gleich Stücken eines cölnischen Pfeifenrohrs), durchbohrt und auf Hirschsehnen an einander gereiht; das violette aus dem Aeußern der Schalen. Handbreit und gegen zwei Fuß lang gewoben, heißt es Wampumgürtel (belt). Jede Perle hat ihren bekannten Werth, und ein Belt von kleinerer Summe wird einem größeren durch Anfügung der fehlenden Zahl mittelst Lederschnüren gleich gemacht. Das Wampum wird um den Hals oder Leib getragen; bei Verträgen vertritt es Unterschrift und Ratification; es wird als Friedensbote geschickt, als Tribut entrichtet: oft aber auch bedeutet es Krieg, und manchmal gehen zum Kampf rufende warbelts durch alle Stämme.

9. Winterreisen.

Bei den fürchterlichen canadischen Schneestürmen, oft dreimal vierundzwanzig Stunden während und so benannt, weil sie alle von Nordwest aus den Hudsonsbailändern und über Canada herunterkommen, ist auf flachem Lande keine Fußreise ohne Schneeschuhe zu machen. Dieselben sind eine Art Schlittengestelle für den Menschenfuß, aus leichten Stäben dauerhaften Holzes in Schnabelform zusammengefügt, mit Netzgeflecht überzogen und mit zwei Querhölzern versehen, auf deren vorderem die Fußspitze festgeschnallt ruht, während auf dem hinteren die Ferse nur lose befestigt wird. Ich habe deren von 4½' Länge gesehen. Damit läuft sich's über frischen wie über gefrornen Schnee weg, darauf jagen die Indianer das Musethier und den Büffel, und so geht die nordische Post, indem der Reisende im Schlitten sitzt, von Hunden (Mackenzie-river dog) gezogen, und die Treiber auf Schneeschuhen nebenher laufen.

10. Washington am Ohio.

Als im Jahre 1753 die Franzosen mit ihren wilden Bundesgenossen die Westgränzen am Ohio zu überschreiten begannen, wünschte der Statthalter der Provinz Virginien dem französischen General dagegen zu remonstriren. Die jungen Herren von Virginien hatte alle keinen Muth, sich in jene wilde Gegend zu wagen. Der Landmesser George Washington hörte auch davon, wartete seiner Excellenz auf, bot seine Dienste an und fürchtete nur — er war damals zwanzig Jahre alt — der Mangel eines Bartes möge einige Bedenken erregen. Dem Gouverneur gefiel aber der junge Mann so wohl, daß er ihn um sein Alter gar nicht fragte, ein Glas Wein mit ihm trank, die Commission sofort in seine Hand legte. Und er vollführte die Unterhandlung mit Franzosen und Indianern so gut, daß er von Statthalter und Rath für die dem Lande geleisteten Dienste officiellen Dank empfing.

Er ward Major, General-Adjutant bei den virginischen Truppen, stand schon an der Spitze eines Regiments von 400 Freiwilligen — und hatte immer noch keinen Bart.

Aber hinten am Ohio verdiente er sich bald seine Sporen, indem er sich längere Zeit gegen eine dreimal stärkere Zahl von Gegnern behauptete — dort im Gefecht bei den „Rothen Steinen," dort bei den „Kleinen Wiesen," wo er, abgeschnitten von aller Hoffnung der Hilfe, das Waldfort Necessity aufwarf, mitten in der traurigsten Wildniß — dreihundert Jünglinge, umzingelt von den viermal stärkeren Feinden — wo das kleine Fort unter den wüthendsten Angriffen drei Stunden lang einem speienden Vulkane glich, 200 Feinde todt davor hingestreckt lagen, bis der General Graf de Villieres der kleinen Heldenschaar freien Abzug mit allen Kriegsehren selber anbot.

Als dann im Feldzuge von 1755 General Braddock mit seinen 3000 Mann am 9. Juli bei Fort Duquesne (heute Pittsburgh) jene entscheidende Niederlage erlitt, wo seine geschlossenen Colonnen mitten im Walde aus allen Büschen, hinter allen Windfällen hervor, von allen Baumwipfeln herab der tödtliche Bleihagel traf — von einem unsichtbaren Feinde — als 1200 Engländer den Boden bedeckten, und jene panische Schreckensflucht begann, unter dem Stöhnen der Verwundeten, dem durchdringenden Geschrei der Soldatenweiber, dem grausigen Siegesgeheul der verfolgenden Indianer: als der auf den Tod verwundete General, der kurz zuvor Washington's abmahnenden Rath roth vor Zorn mit den Worten abgewiesen: „Das wäre die rechte Höhe, wenn ein brittischer General von einem jungen Buckskin (bocklederner Virginier) sollte fechten lernen!“ — als dieser Braddock auf seinem Karren, von den Virginiern gedeckt, bei jeder Salve derselben in edler Reue ausrief: O, meine braven virginischen Blauen! Wollte Gott, ich könnte noch leben, um Euch für eure Tapferkeit zu belohnen!“ — da war es wieder der zweiundzwanzigjährige Washington, der mitten im Getümmel ruhig und gesammelt Alles anordnete, mit seinen Schützen die Wilden in Entfernung hielt, den General mitten im Rückzugsweg begrub, alle Train-Wagen über sein Grab hinweggehen ließ, um indianischem Falkenblick die Spur zu verbergen, und die letzten Trümmer der brittischen Armee davon führte.

In einer Kanzelrede des Predigers Davis bei Gelegenheit von Braddock's Niederlage finden sich die prophetischen Worte: „Ich erlaube mir die Aufmerksamkeit des Publikums auf diesen heroischen Jüngling, Oberst George Washington, zu lenken, von dem ich nur hoffen kann, daß ihn

die Vorsehung aufgespart, um seinem Lande noch irgend einen großen Dienst zu erweisen.“ —

11. Die St. Anna-Capelle.

Dieses kleine Gotteshaus auf der Spitze der Insel von Montreal steht, wie bei den katholischen Indianern, gleicherweise bei den canadischen Pelzhändlern in höchstem Ansehen. Es ist der große Aufbruchplatz nach dem Innern. Hier knieen jene rauhen Voyageurs, les hommes du nord genannt, welche wie die spanischen Arrieros eine eigene Brüderschaft bilden, vor ihrer Schutzpatronin, hier beichten sie und bringen ihre einfachen Gelübde dar vor dem Schrein der heiligen Mutter, welcher mit Reliquien und Votivgeschenken reich behängt ist, so vor jeder Abreise auf jahrelange gefahrvolle Fahrt, so auch dankbar bei jeder glücklichen Rückkunft. Niemals aber darf nach der Andacht Schmaus und Tanz vergessen werden, zu Ehren der Heiligen und für eine glückliche Fahrt.

12. Begräbniß und Todtenfest.

Chauteaubriand findet die Beantwortung der Frage, warum die Wilden Amerika's unter allen Völkern die größte Verehrung für die Todten bezeigen, darin, daß die Gräber die einzigen Denkmäler seien, welche sie besitzen. Nehme man den Wilden die Gebeine ihrer Väter, so beraube man sie ihrer Geschichte, ihres Rechtes, ja ihrer Götter; man nehme diesen Menschen für die Zukunft allen Beweis ihres Dagewesenseins.

Darum verwenden die Indianer eine so zärtliche Sorgfalt auf ihre Todtendörfer. Aber nicht in Felsennacht, wie die ägyptischen Grabkammern, sind diese Friedhöfe verborgen — frei unter ihrem Himmel, dessen Luft sie athmeten, Ange-

sichts des heimischen Dorfes liegen die Kinder der Prärie auf regelmäßigen hohen Gerüstreihen, geschützt gegen den Angriff wilder Thiere. Solcher Gerüste sieht man Hunderte, alle aus vier Pfählen, mit Weidenruthen verbunden, mit Matten belegt, auf denen „ihre Todten leben."

Die Leichen werden in ihren besten Anzug gekleidet, glänzend mit Zinnober bemalt [1]) und mit Oel bestrichen, mit Bogen, Köcher, Pfeife, Tabak, Messer, Feuerstein und Stahl versehen; denn diese Wilden glauben, daß die vom Körper getrennte Seele die Neigungen und Leidenschaften ihres früheren Standes beibehalte; daneben werden so viel Lebensmittel gelegt, als die Reise, welche bei verschiedenen Stämmen bald länger bald kürzer dauert, erfordert. Das Ganze wird sodann in eine frisch abgezogene Büffelhaut gehüllt, mit Riemen umwickelt und noch in mehrere in Wasser eingeweichte Häute mit Riemen zusammengeschnürt, so daß nirgends Luft Zutritt hat. Die Füße gegen Sonnenaufgang gekehrt, werden sie so mit dem Rücken auf die Gerüste gelegt. Verfallen diese endlich, dann werden die Gebeine herausgenommen und beerdigt, die Schädel aber draußen auf der Prärie in Kreisen aufgestellt und dort in ihrer Stellung erhalten und geschützt. Jeder liegt auf

---

[1]) „Farben auch, den Leib zu malen,
Gebt ihm in die Hand,
Daß er röthlich möge strahlen
In der Geister Land."

Schiller's nadowessische Todtenklage.

Ich habe die Todtenklage dieser selben Sioux am oberen Mississippi gehört; der Refrain einer sehr monotonen Weise lautete, mit erhobenen Stimmen: hei — i — jsh! hei — i — jsh! abwechselnd mit: au — au — aú, o — ho — hóh, héi — o — joh!

einem Büschel von wildem Salbei, in des Kreises Mitte aber stehen zwei Büffelschädel von Stier und Kuh. Hier sieht man häufig die Frauen Schüsseln mit Speise herbeitragen, sich zu denselben niedersetzen, manchmal mit dem Schädel des Mannes oder eines geliebten Kindes, den sie umschlungen halten, unaufhörlich plaudern.

So kommt es, daß, während bei uns die Lebenden von der Beute des Todten sich bereichern, der Indianer nicht nur in sein Grab mitbekommt was ihm gehörte, sondern nebstdem Geschenke von Verwandten und Freunden erhält. Derart werden alle Gräber in indianischem Land heilig gehalten, sie zu verletzen gilt für die größte Feindseligkeit, welche man gegen ein Volk verüben kann, und die Wilden waren auf's äußerste empört, als sie in der ersten Zeit die Franzosen Gräber öffnen sahen, um die Todten ihrer Biberfelle zu berauben.

Bei den Stämmen der Waldregion wird der Leichnam mit denselben Beigaben in sitzender Stellung in ein großes Erdloch begraben, dasselbe mit Hölzern gedeckt und ein runder Erdhügel darüber aufgeworfen. Das interessanteste Grab hat sicher Blackbird (Schwarzvogel), der Omáha-Häuptling: auf einem hohen Vorgebirge des Missouri, wo der Strom nach einem Laufe von 30 Meilen ganz nahe an dessen Fuß zurückkehrt, sitzt der grimme indianische Krieger in voller Bewaffnung auf dem Streitrosse in seinem Grabhügel — wie Alarich im Busento.

Der schönste Charakterzug der nordamerikanischen Ureingebornen bleibt immer ihr starker Glaube an die Unsterblichkeit der Seele. Sie halten die Seelen der Abgeschiedenen für eben so viele Schatten und lebende Bilder der Körper, und füllen dem zu Folge das ganze Universum mit beseelten Wesen. Viele Stämme glauben auch,

die Seele irre noch so lang um die Grabstätte herum, bis das Todtenfest vorüber sei, und gehe dann erst in das Land der Seelen, die schönen und milden Jagdgefilde.

Zu diesem Feste wird vorerst der Platz bestimmt, dann ergehen Einladungen an die benachbarten Dörfer. Am festgesetzten Tage versammelt sich Alles bei dem Todtendorfe und ist bald in voller Thätigkeit, die Leichname an das Licht des Tages zu bringen. Schweigende Betrachtung begleitet eine Zeit lang das grausige Schauspiel, bis die Weiber in ein lautes Klagegeheul ausbrechen, welches die Schrecken der Scene noch vermehrt. Dann werden die Cadaver aufgenommen, die trockenen und losen Gebeine gesammelt, von noch nicht versehrten Körpern vollends das Fleisch abgelöst, und dieselben in neue Biber- oder andere Felle gehüllt. Alle mit ihren todten Angehörigen beladen, ziehen sie heim in das Dorf, unter dem fortwährenden Klageruf der Weiber, und legen ihre Last in den Hütten ab. Ein Schmaus in den Hütten zu Ehren der Todten des Hauses beschließt diesen Act. Und könnte man schauen, was bei solchem Familienfeste in diesen einfachen Seelen vorgeht — sicher würde es der Menschheit nur zur Ehre gereichen.

An den folgenden Tagen nimmt das Todtenfest einen öffentlichen Charakter an; da gibt es Tänze, Spiele, Scheinkämpfe mit Preisbewerbung. Von Zeit zu Zeit hört man einen gewissen allgemeinen Schrei, den „Schrei der Seelen.“ Und Fremde, welche schon aus weiter Ferne solchen Gelegenheiten beigewohnt, können nicht genug den großen Anstand und die feierliche Würdigkeit rühmen, welche selbst jene Tänze und Lieder begleiten, so daß jedes Herz von aufrichtiger Trauer erfüllt scheint. Denn Schwänke und Possenreißerei stehen diesen sogenannten

Wilden überall ferne, und ihre Haltung bleibt immer ihren Ideen vom Schicklichen angemessen.

Nach einigen Tagen gehen sie in feierlichem Aufzug zu einer großen dafür eigens gebauten Rathhütte, allwo die Skelette gegen die Wand gestellt und die Geschenke für die Todten entfaltet werden. Befindet sich unter diesen ein Häuptling, so gibt sein Nachfolger ein Bankett in seinem Namen und singt seinen Gesang. Bei mehreren Stämmen werden die Skelette durch die Cantone der verschiedenen Sippen geführt, wo sie mit Zeichen zärtlichen Schmerzes empfangen und auf's neue beschenkt werden. Zuletzt bringt man sie zu dem Platze ihrer ewigen Ruhe.

Es ist dieser gemeinsame Begräbnißplatz eine große Grube, belegt mit dem theuersten Pelzwerk und ausgestattet mit Allem, was dem Wilden werthvoll scheint. Die Privatgeschenke werden eigens bei Seite gelegt, und bei der Ankunft der Procession begibt sich jede Familie auf ein besonderes neben der Grube errichtetes Gerüste. Bei der Niederlegung der todten Körper erheben die Weiber ihre Schreie und Weheklagen. Alle Zuschauer steigen nun in die Erdhöhlung hinab, und jeder nimmt eine Handvoll Erde zu sich — denn sie soll Glück im Spiele bringen. Sind die Gebeine reihenweise in Ordnung gelegt, so werden sie mit neuen Häuten und Fellen bedeckt; darauf kommt eine Decke von Baumrinde, darüber Steine, Blockhölzer und Erde. Alles kehrt dann nach Hause, nur die Weiber setzen einen mehrtägigen Besuch der Stätte fort, indem sie Schüsseln mit Sagamity zur Nahrung der Todten auf das Grab stellen. Oft auch kehren ihre Angehörigen wieder, um den Erdhügel rein zu halten, denn sie dulden kein Gras oder Unkraut auf der Ruhestätte ihrer Theuren.

Derart waren die Todtenfeste der früheren Zeit: bei dem häufigen Wechsel der Wohnsitze der heutigen Indianer ist wohl vieles von jenen Gebräuchen verloren gegangen.

13. Protestantische Zeugnisse.

Nach einer neueren Notiz der Allgemeinen Zeitung nimmt die Seite 358 beregte Sache in Rom guten Fortgang. Es wird eine Spätrose sein, gesteckt auf das Grab jener frühen Apostel der canadischen Wildnisse. Und wie dem Verdienste überall seine Krone werden soll, und bei dem schwierigen Stand von Amerika's katholischer Kirche inmitten eines größtentheils protestantischen Volkes, welches, vielbefangen von altem Vorurtheil, auch noch die ganze heutige Macht der Presse in seiner Waagschale liegen hat, wird es nicht zu viel des Guten sein, hier die Zahl der Zeugnisse für das Wirken unserer apostolischen Männer noch um einige zu vermehren. Blühen doch dem Heidenbekehrer auf seiner Dornenbahn der Rosen so wenige, daß man ihm den Duft der Blume des Lobes, von der andern Seite her gespendet, doppelt gerne gönnen mag.

George Catlin, einer der ersten Indianologen, was Detail betrifft, äußert sich über das Wirken der Missionäre im Allgemeinen:

„Daß die Bekehrungsversuche bis jetzt so geringen Erfolg gehabt, hat nicht in der Unfähigkeit der Wilden oder dem Mangel an Eifer von Seiten der Missionäre, sondern einzig darin seinen Grund, daß die Versuche am unrechten Orte, nämlich an der Gränze angestellt wurden, wo die Indianer, obgleich der christlichen Lehre und des christlichen Beispiels am meisten bedürftig, doch am wenigsten fähig waren, dieselben zu empfangen und zu ihrem Vortheil zu benützen; wo seit zwanzig, dreißig oder

gar fünfzig Jahren der Branntwein bei ihnen eingeführt worden; wo die geldgierigen weißen Männer sich jede Art von Betrug und Ungerechtigkeit gegen die arglosen Wilden erlauben können“.......

„Die Indianer argwöhnen bei allen Versuchen, das Christenthum, den Ackerbau und andere Wohlthaten der Civilisation bei ihnen einzuführen, nur irgend einen neuen Kunstgriff von Seiten der weißen Männer. Aber trotz aller Hindernisse kommen doch selbst an der Gränze noch immer Fälle vor, in welchen der von den Glaubensboten ausgestreute Samen auf guten Boden fällt und Früchte trägt“......

„Ich bin stäts ein Vertheidiger der Bemühungen der Missionäre gewesen und werde es auch stäts sein: aber ich habe niemals großes Vertrauen zu dem Erfolge gehabt, wenn nicht jene frommen Männer sich zu den noch im Naturzustande lebenden Stämmen begeben und dieselben, unter dem Schutze der Regierung, zugleich im Ackerbau und den nützlichen Künsten des civilisirten Lebens unterrichten.“ (Wie auch bereits in Oregon geschieht.)

Der Geschichtschreiber Grahame sagt unter anderm vom Jahre 1690:

„Französische Missionäre führten den Wettstreit mit den englischen, und dabei fand man immer, daß die Stämme das politische Interesse jenes Volkes zu dem ihrigen machten, dessen religiöse Lehrer bei ihnen die populärsten waren. Als Sir William Phipps die Stämme um Pemmaquid besuchte, weigerten sie sich, auf die ihn begleitenden Glaubensboten zu hören. Einige unter ihnen standen nicht an, ihm geradeheraus zu bemerken, daß, seit sie Belehrung von den Franzmännern erhalten, die Hexerei unter ihnen gänzlich verschwunden sei, und daß sie sich gar nicht dazu an-

gethan fühlten, den Verkehr mit einem Volke wieder zu beleben, von dem bekannt sei, daß es dieselbe in ausgedehnterem Maße in seinem Schooße berge, als es jemals bei ihnen selber der Fall gewesen.“ Die Hexenprocesse standen nämlich zu jener Zeit in den Neu England-Colonien in vollstem Flor. (The history of the rise and progress of the United States of N. A. by James Grahame Esq. II vls. London 1827.)

Lewis Caß, früher Gouverneur des Staates Michigan, Gesandter in Paris, später Staatsminister, sagt in einer geschichtlichen Abhandlung, nachdem vorher vom Pelzhandel und den ersten Entdeckungsreisen der Franzosen die Rede gewesen: „Ein besseres und edleres Gefühl führte zu diesem Werke eine Körperschaft von gelehrten und frommen Männern, welche ihre eigene Welt mit all ihren Freuden und Banden hinter sich ließen, um in den Tiefen weit entfernter und unbekannter Regionen Gegenstände für die Ausübung ihres Eifers und ihrer Frömmigkeit aufzusuchen.... Die ganze Geschichte des menschlichen Charakters bietet keine glorreicheren Beispiele von Selbstentäußerung dar, als wie man sie in den Jahrbüchern der Niederlassungen jener römisch-katholischen Missionäre findet, deren Glaubensglut allein sie befähigen konnte, mit all jenen Schwierigkeiten ringsum im Leben zu kämpfen, oder über sie im Tode zu triumphiren..... Die guten Priester begleiteten die Wyandots in ihre Verbannung, und konnten sie auch deren Leiden nicht verhindern, so theilten sie doch dieselben.... Das Amt der Glaubensboten sicherte ihnen keine Ausnahmsstellung vor der vollen Betheiligung an allem Mißgeschick ihrer Bekehrten, und viele von ihnen wurden am Fuße des Altars gemordet, das Crucifix in ihren Händen, den Namen Gottes auf ihren Lippen.

Einige wurden am Pfahl verbrannt, mit all jenem Schreckensgeleite sinnreicher Barbarei, welche nicht vergißt, den Qualen ihrer Opfer Intensität, ihren Leiden Dauer zu verleihen. — Doch konnte nichts die Tapferkeit dieser Apostel des Wohlwollens erschüttern. Sie lebten ein Leben der Heiligen und starben einen Tod der Martyrer. (Histor. and scientif. sketches of Michigan. Detroit. 1834.)

Auch unser erlauchter Reisende, der Herzog Paul Wilhelm von Württemberg, erwähnt rühmend der katholischen Mission am Kansasfluß und ihrer indianischen Schulen. (Allgemeine Zeitung. 22. Februar 1852.)

Nicht vergessen seien endlich unsere alten Spanier. „Man sollte auch daran sich erinnern, daß dasselbe Land, welches jenen blutdürstigen und räuberischen Abenteurern das Dasein gab, auch das Vaterland der frühzeitigen Missionäre war, die, wie Las Casas, dem blutigen Pfade der Entdeckung folgten und die von ihren Landsleuten geschlagenen Wunden verbanden; Männer, die in einem wahren evangelischen Geiste allen Arten von Gefahren und Drangsalen und selbst dem Tode Trotz boten, nicht mit Aussichten zeitlichen Gewinns oder Ruhms, sondern von dem Verlangen beseelt, den Zustand wilder und tiefgebeugter Nationen zu verbessern. Die unerschrockenen Unternehmungen und furchtbaren Reisen vieler dieser tugendhaften Männer würden, recht gewürdigt, romantischeren Schwung als die kühnsten Ritterthaten und eine Quelle reinerer und höherer Motive zeigen."

Wash. Irving, Leben und Reisen des Columbus. Art. XXVI. Las Casas.

14. Tanz der Rache.

Was macht doch diese barbarischen Völker so grausam? Eine Leidenschaft, welche, wie der Hunger am Magen, buchstäblich an ihren Seelen zu nagen scheint und ihnen keine Ruhe läßt, bis sie befriedigt wird — die Rachsucht. Ein Indianer macht einen einsamen Marsch von drei- bis vierhundert Meilen, er verbirgt sich und schleicht Wochen lang um den Wohnsitz seines Feindes, um die Gelegenheit abzupassen, jenen Hunger zu stillen. Ist es geschehen, dann tanzt er, und ist jenem Rachegefühl im Großen, z. B. im Kriege, Genüge gethan (oder auch, soll es erst geschehen), so tanzt ein ganzes Volk um den schwarz und roth bemalten Pfahl und schlägt daran mit Speer und Tomahawk. Denn alle Wilden der Neuen Welt tanzen, bei religiösen und bei freudigen Anlässen, und die Musik dazu ist eine Aufeinanderfolge von Tönen in gleichen Zwischenräumen, stäts melancholisch, mit gelegentlicher Erhebung und Senkung der Stimmen, alle gemeinsam anschlagend und abbrechend.

15. Schenectady.

Die Nacht des 8. Februar 1690 lag über der holländischen Niederlassung, dem freundlichen Marktflecken Schenectady am Mohawk. Die Indianer, welche zu ihren ohnedies geräuschlosen Ueberfällen immer das Dunkel und gerne den tiefen Schnee des Winters wählen, kamen heran. Die Kälte war so grimmig, daß Niemand Wache stehen mochte, die Sicherheit so groß, daß die Thore offen geblieben. Der Feind stand schon im Herzen des Städtchens, ohne daß noch eine Seele diese fürchterliche Nachbarschaft ahnete. Es waren gegen 400 Franzosen und Indianer „vom Gebete:" sie waren von Montreal aus 22 Tage

durch die Wildniß marschirt und von Anstrengung, Hunger und Kälte so erschöpft, daß sie schon Willens gewesen, sich selber zu ergeben — ohne jene fatale Sicherheit! Nun aber vertheilten sie sich leise in Truppe von Sechsen und Sieben. Die Hausthüren wurden jählings erbrochen — Tomahawks blitzten manchmal über Schläfern in ihren Betten — die unglücklichen Bewohner ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes hingeschlachtet, verstümmelt, schwangere Leiber aufgeschlitzt und ihre Frucht an die Wände geschnellt, oder in die Flammen geworfen, denn bald saß der rothe Hahn auf jedem Dache! Manche, die sich vor der ersten Furie des Anfalls verkrochen, trieb das Feuer heraus und in die Hände der Kannibalen. Wenige entrannen, indem sie bei dem schrecklichen Wetter halbnackt in die Wälder oder gegen Albany flohen. Nach Trumbull erfroren noch 25 von diesen, während 200 im Orte selbst umkamen. Auch ward alles Hornvieh und die Pferde, bis auf 30 zur Fortführung der Beute, getödtet.

16. Marter und Stoicismus.

(Siehe Seite 374.)

Von den Gros Ventres und Omáhas sind ascetische Uebungen der grausamsten Art bekannt, aus Gelübden und zur Sühne. Die Jünglinge des rothen Volkes lernen frühzeitig Schmerz ertragen. Die Marter der Gefangenen aber ist Wiedervergeltung, in den Augen der Sieger nothwendig, um die Schatten ihrer gleicher Art getödteten Verwandten und Freunde zu versöhnen.

In dem Kriege von 1695—1696 kam es zwischen Franzosen und Irokesen zu einem förmlichen Wettstreit in Raffinirtheit der Marter; ja, die Landsleute und Zeitgenossen von Pascal und Fenelon thaten es oft den Iro-

kesen gleich: Beider Gefangene verhauchten unter Martern, nur erlitten und äußerten die Franzosen, durch Erziehung und physischen Habitus weniger vorbereitet, ungleich mehr Schmerzen, als sie ihren Feinden aufzuerlegen im Stande waren. Bei den Indianern aber konnte man sehen, was Muth, Entschlossenheit, Ruhmes- und Vaterlandsliebe über Männerherzen vermag. Geschichtlich verbürgt ist der Fall jenes uralten Mohahk-Sachems, der, allein in einem verlassenen Blockfort zurückgeblieben, die Feinde in antiker Ruhe erwartete, sie mit der Würde eines Römers anredete und sich dann mit stoischer Gelassenheit der Marter überlieferte. „Nie vielleicht," sagt Charlevoir, „ward ein Mann grausamer behandelt, und nie ertrug es Einer mit größerer Erhabenheit des Geistes." Dasselbe weiß man von einem Mohahk-Jüngling: er bestand glorreich eine mehrstündige Pein — sie war gräßlicher als die von de Brebeuf! Er sang auch sein Sterbelied, aber ein anderes, als der christliche Indianer Stephan: es war ein triumphirendes Aufzählen seiner eigenen Thaten, ein herausforderndes Verhöhnen seiner Peiniger als Stümper im Marterwerk! — Haben diese Menschen andere Sehnen und Nerven, als wir? Oder hat der Geschichtschreiber Grahame Recht, wenn er sagt: „Wahrscheinlich schießt in allen diesen Fällen die Grausamkeit völlig über ihr Ziel hinaus; denn indem sie den Geist des Opfers von jenem letzten Feinde, dessen Schlag er nicht abwehren kann, abzieht, erleichtert sie ihn durch das Versetzen in die Erregtheit eines Kampfes, bei dem der Sieg in seiner eigenen Gewalt ist. Je einfacher der Sterbeact gemacht wird, je mehr melancholischen Respect man dem Leben bezeigt, selbst da wo man es nimmt, um so eindrucksvoller und furchtbarer erscheint eine Hinrichtung."

17. Deerfield.

Am 29. Februar 1703 kam ein starker Trupp Indianer aus Canada durch den tiefen Schnee daher und überfiel das in Schlaf begrabene Städtchen Deerfield. Das Pallisadenwerk ward schnell genommen, die meisten Häuser in Brand gesteckt, die vertheidigungslosen Einwohner hingeschlachtet, oder gefangen hinweggeführt. Es steht heute noch ein Haus im Norden der Kirche, in dessen Thüre man das Loch sieht, welches die Wilden mit ihren Tomahawks einschlugen, um hindurch zu feuern. Ein anderes Haus daneben hielt sich, von sieben Männern tapfer vertheidigt. Auch den Pfarrer des Orts, Mr. Williams, traf das Loos, mit seiner ganzen Familie nach Canada zu wandern. Die meisten Leute wurden später freigekauft; aber eine der Pfarrerstöchter fand solchen Geschmack am Leben der Wilden, daß sie nicht mehr heimkehren mochte und einen rothen Häuptling heirathete. Mr. Williams, Missionär in der Grünen Bai, ist ihr Abkömmling, und Cooper's wehmüthiger Roman „die Beweinte von Wish=Ton=Wish" soll theilweise auf dieser Thatsache fußen.

18. St. Lorette.

Entnehmen wir über den heutigen Culturzustand einer dieser canadischen Reductionen Einiges aus dem Berichte eines bekannten Reiseschriftstellers.

„Wir besuchten in St. Lorette zunächst den Schulmeister, und trafen ihn eben bei der Arbeit, d. h. in der Mitte seiner kleinen braunen Indianerzöglinge. Er selbst war auch ein Indianer, und zwar wie er uns sagte, ein Hurone. Ich war ein wenig verwundert, daß er, ein geschulter Mann, uns diese seine barbarische Herkunft gleich so frank und frei offenbarte. Allein ich bemerkte bald in

Canada, daß es ein ganz anderes Ding sei, von einem wilden Indianervolk als z. B. von einer afrikanischen Race abzustammen. Hier bekennt jeder ohne weiteres: „Ich bin ein „Hurone," oder „Irokese," oder „Mohawk" &c.; denn diese eingebornen Völker wurden zwar von den Europäern vertrieben oder ausgerottet, aber nie unterjocht oder zu Sclaven gemacht.

„Der Anblick der kleinen indianischen Schulkinder interessirte mich im höchsten Grade. Wir hatten hier vermuthlich die verschiedensten Grade von Mischung europäischen und indianischen Blutes vor uns. Obgleich sie sich alle Indianer nannten, waren doch einige so weiß und rosenwangig wie Europäer. Andere aber hatten so rabenschwarzes und struppiges Haar und so braune Gesichtsfarbe wie der reinste Irokese. Die Knaben waren im allgemeinen viel hübscher und wohlgebildeter als die Mädchen. Es wunderte mich sehr, daß sowohl der Schulmeister als auch die Knaben selbst noch genau anzugeben wußten von welchem Volke sie abstammten. Die meisten waren Huronen, aber einige waren Abenakis, andere Algonkins, andere Irokesen. Auch waren ein paar Amalecites oder Micmacs aus Neu-Braunschweig da. Alle diese einst so mächtigen und gefürchteten Stämme sind von den Europäern jetzt fast zu Atomen zertrümmert. Ist es nicht merkwürdig, daß diese Atome sogar sich noch ihres Namens und ihrer Herkunft so genau erinnern?...

„Als alle diese kleinen Stammgenossen auf unsern Wunsch und auf des Schulmeisters Befehl einen Gesang erhoben, wurde uns angst und bange. Ich glaubte, sie wollten Krieg mit uns anfangen. Es war ein förmlicher Gesangsturm. Sie öffneten ihre kleinen Kehlen wie Blasebälge, und ich gedachte der Schilderung, welche frühere

Reisende wohl von dem Effekt entworfen haben den der indianische Warwhoop (Kriegsgeheul) auf sie machte. Bei alledem war es nur ein französisches frommes Kirchenlied. Sie blieben übrigens vortrefflich im Takt. Auch die freien und kecken Stellungen, welche die kleinen braunen Schwarzköpfe dabei annahmen, fielen mir sehr auf. Die meisten der Bursche standen mit untergeschlagenen Armen da, den Kopf recht in die Höhe geworfen, und trompeteten ihren Gesang weg wie Posaunenengel. Der ganze Unterricht ist natürlich in französischer Sprache, und die Lehr- sowie die Schreibbücher der Kleinen waren recht ordentlich und reinlich gehalten.

„Der Schulmeister hatte die Güte uns auch zu einigen Familien des Dorfs zu führen, und ich war nicht wenig erstaunt über die Ordnung und Nettigkeit, die wir in ihren Häusern fanden. In der That, es wäre sehr zu wünschen, wenn in England oder Frankreich jedes Bauernhaus nur halb so gut und reinlich gehalten wäre, wie die Häuser dieser Huronen"....

Von dem Besuche bei einem alten Indianer spricht er: „Diesen fanden wir in seinem Garten mit Graben beschäftigt. „Sie sind so fleißig in Ihrem Garten?" sagten wir ihm, nachdem wir ihm vorgestellt waren. „Pah, pah!" sagte er, indem er seine Schaufel wegwarf, in etwas verächtlichem Tone, obwohl lächelnd. „Pah, pah! Ja, jetzt muß ich wohl graben, jetzt muß ich wohl das Feld bearbeiten. Ha, ehemals da ging ich auf die Jagd, schoß Moosedeer und Bären und dergleichen! Das war schöner! Mais v'la, à présent je fais le laboureur. C'est détestable!" Es scheint diese Indianer denken nicht wie die Römer, welche den Ackerbau als das nobelste Geschäft, selbst für einen Welteroberer priesen. Ihr ganzer

Genius ist innig mit dem Wald und dem Jagdleben verschwistert und verwachsen, und obgleich sie jetzt schon seit so vielen Jahren hier den Boden bauen, so sind ihre Träume und ihre Seele doch noch immer in der Wildniß. Unser Mann führte uns in sein Haus und stellte uns da eine alte, in ein großes schwarzes Tuch tief verhüllte Norne vor, die ernst und stumm auf einem Stuhl bei'm Feuer saß, und da auch unbeweglich sitzen blieb. Es war seine Frau.... In ihrer Kleidung wie an ihrem Körper und in ihrer ganzen Wirthschaft waren die Leute so reinlich und ordentlich, daß man es gar nicht besser wünschen könnte....

„Ganz haben sich die angesiedelten, geschulten und civilisirten Indianer dem stillen und friedlichen Geschäft des Garten= und Ackerbaues noch nicht hingegeben. „Unsere jungen unruhigen Leute," so sagte mir J'ai-une-rivière-dans-ma-bouche (des Alten Name), „gehen noch alle Jahre auf 4 oder 5 Wochen gen Norden, leben dort im Wald in Strauchhütten oder Zelten, jagen nach alter Weise, und kommen dann zu bestimmten Zeiten mit ihrer Beute in's Dorf zurück. Manche von ihnen stehen nun auch im Dienst der Hudsonsbay=Company, und jagen weit hinten in den Ländern der Hudsonsbay, kommen nur selten einmal, oder vielleicht gar erst in ihrem Alter, in's Dorf zurück." Von den Bewohnern des Dorfs St. Lorette sprach er meistens unter dem Namen „la Nation des Hurons," als wenn jetzt durch jene paar hundert Menschen dieser ganze einst so mächtige Stamm vertreten würde. „Unsere Nation — so sprach er, und nicht etwa „unsere Dorfgemeinde," wie es wohl angemessen gewesen wäre — „unsere Nation empfängt noch jährlich von der Königin von England gewisse Geschenke von Waffen, Pulver und

Provisionen, und sie von dem damit anlangenden Commissär zu empfangen, zieht mein Sohn und sein Mitchef in vollem alten indianischen Cazikencostüm aus, und verhandelt mit dem königlichen Commissär im Namen der „Nation des Hurons.“ Der Alte zeigte uns dieses officielle Costüm seines Sohnes. Er selber war, wie überhaupt alle diese friedlichen Huronen, wie ein canadischer Bauer gekleidet. Nur haben sie die Holzschuhe und die Schlafmütze dieser Bauern nicht adoptirt.“

(J. G. Kohl, Reisen durch Canada und durch die Staaten von New-York u. Pennsylvanien. Stuttgart, 1856.)

19. Hennepin.

In die Liste der Erforscher des Innern von Nordamerika ist auch der Name „Hennepin“ mit ehernen Lettern eingetragen. Er fällt noch in die mythische Zeit der westlichen Erdhälfte, die Zeit der Indianerkämpfe, Hungersnöthen und Entdeckungsfahrten in unbekannte Wildnisse und auf noch nie gesehenen Strömen und Seen. Unabsehbare Wälder rauschten damals noch im Rücken der jugendlichen Colonien; die Namen Ohio, Mississippi, Missouri waren Klänge, welche Ideen einer Wildniß von undefinirbarer Ausdehnung weckten, von riesigen Umrissen, gefüllt mit großen und wilden Vierfüßlern und ebenso wilden Stämmen, deren Namen schon eine Quelle des Schreckens. Robert de La Salle war der Mann, welcher den Plan zur Eröffnung dieser geheimnißvollen Welt faßte, und er konnte dazu keinen besseren Gefährten und Helfer finden, als jenen unerschrockenen Barfüßer P. Hennepin, der in den Jahren 1679 und 1680, der erste Weiße, so kühn seine Barke auf dem Ohio (la belle rivière) hinabruderte, dann auf eigene Faust den Mississippi

bis nahe der Mündung hinunter und wieder den ganzen Strom bis zu den St. Antoniusfällen hinauffuhr. Nach Frankreich zurückgekehrt, veröffentlichte er den Bericht dieser wundervollen Reise und nannte jenes ganze Land „Louisiana," zu Ehren Ludwigs XIV. P. Hennepin war es aber auch, der das prächtigste Naturbild unserer Erde entdeckte — den Niagara, nachdem Jahrhunderte lang nur schweigsame Rothhäute seinem Donner gelauscht. Er fügte seiner Schilderung eine ziemlich getreue Zeichnung bei; aber ein volles Menschenalter verstrich, bis der zweite Besucher kam, der schwedische Naturforscher Kalm, und sich von der Wahrheit der Worte Hennepin's überzeugte: „daß in der weiten Welt kein Naturschauspiel zu sehen, welches an Erhabenheit und Majestät diesem Wasserfall vergleichbar sei."

20. Der Mississippi.

Boz sagt von diesem im Werke vielgenannten Strom: „Eine tiefe Grube, von 2—3 Meilen Breite, in der sich flüssiger Schlamm mit der Schnelligkeit von 3 Meilen auf die Stunde schauerlich dahinwälzt." Ziemlich wahr. Er sollte eigentlich Missouri heißen; denn dieser, welcher doppelt so weit herkommt, drückt ihm bei ihrer Vereinigung auch ganz seinen eigenen Stempel auf: Lehmig, unheimlich turbulent, Urwaldschutt hinweg führend in der Gestalt von Strünken, Wurzelkuchen, Sparren und colossalen morschen Baumstämmen. Aus diesen und durch des Meeres versandenden Anprall haben die Jahrhunderte an der Mündung des Mississippi riesige Verhaue und Dämme aufgebaut, und ist, indem die ganze Niederung sich hob, ein Delta entstanden, wie bei allen großen Strömen. Dort finden wir auf alten Karten den heute verschollenen Namen „Bilori." Es war die erste Franzosen-Colonie, welche

Ibberville, im Jahre 1699 mit zwei Fregatten landend und die Mündung entdeckend, allda gegründet. Charlevoir meint, ein schlimmerer Platz hätte zum Hauptquartier einer Colonie nicht gewählt werden können: er sei weder zu Land noch zu Wasser etwas werth. Aber es war der eine Endpunkt jener großen Wasser-Handelsstraße durch eine Wildniß von 4000 Meilen (1600 Stunden) — vom Golf des St. Laurentius bis zum Golfe von Merico, welche La Salle entworfen und wozu der Jesuit Marquette und der Barfüßer Hennepin so ruhmreich den Grund gelegt: und lesen wir von solch großartigen Projekten zu jener Zeit und mit jenen Mitteln, so möchten wir geneigt sein, über die Unternehmungen der heutigen Nordamerikaner weniger zu staunen.

21. Der Sonnentempel

Dies Heiligthum der Natchez war sehr bescheidener Art: ein Oblong von 40 Fuß Länge, 20 Fuß Breite, die Front nach Osten gekehrt, von demselben rohen Material gebaut, wie ihre Hütten ringsumher. Drei Scheiter Holz, in's Dreieck gelegt, unterhielten das ewige Feuer und brannten im mittleren Raume des Innern langsam hinweg. Der Hüter des Tempels und der heiligen Flamme durfte sich bei Kälte ein eigenes Feuer anzünden, aber nie sich an jener wärmen. Des Häuptlings Hütte, der von despotischer Gewalt war, stand neben dem Tempel. Bei dem ersten Erscheinen der Morgensonne trat er unter seine Thüre, warf sich gen Aufgang zur Erde nieder und erhob einen dreimaligen Schrei. Dann ward ihm das Calumet gebracht, dessen Rauch er zuerst seinem „Ahnherrn" entgegen, dann nach den anderen Himmelsrichtungen blies. — Wo sind sie heute hingeschwunden, diese Kinder der Sonne,

welche früher so harmlos unter dem Schatten der Cypressen und Magnolien des unteren Mississippi wohnten, diese Natchez, welche zu La Salle's Zeit noch über 4000 Krieger zählten, diese Yazoos und Oumas, mit welchen sich unsere guten Patres so viele fruchtlose Mühe machten? Man kann sagen, daß in Allem, was da lebt, auch kein Tropfen ihres Blutes mehr rollt, und vielleicht gilt auch von ihnen, daß nur noch ein alter Papagei in den Wäldern einzelne vordem gehörte Worte ihrer Sprache plaudert.

22. Die Prärien.

„Ein weites Land voll grüner Felder, wo die Menschen alle roth sind — wo Fleisch das Hauptnahrungsmittel bildet, wo es keine Gesetze gibt, als die der Ehre — wo an die Stellen der Eichen und Nadelhölzer der Baumwollenbaum und der Peccan treten — wo der Büffel, das Elenn, das Bergschaf und die windschnelle Antilope herumschweifen — wo Elstern und plaudernde Papageien statt des Rothkehlchens und der Bachstelze erscheinen — wo die Wölfe weiß und die Bären grau — wo Fasanen die Hühner der Prärien sind, und die Frösche Hörner haben — wo die Flüsse gelb sind, und civilisirte Menschen das Aussehen von Wilden erhalten. In diesem ganzen wunderbaren Lande sind alle Hunde Wölfe, alle Frauen Sclavinnen, alle Männer Gebieter.... Eine Welt mit ihren Tausenden von Meilen, mit ihren Tausend und aber Tausenden von rasenbewachsenen Hügeln und Thälern, wo das tiefste Schweigen herrscht, und wo der zu Betrachtungen geneigte Geist seinem Schöpfer näher zu sein glaubt. Hat wohl irgend Jemand einen der grünen Hügel des Missouri erstiegen, von dessen Gipfel der Blick über die endlosen grasbedeckten Hügel und Thäler schweift, wo

das Schweigen des Todes waltet und nicht einmal die Stimme eines Vogels oder eines Heimchens gehört wird — ohne von dem Gefühl einer sanften Melancholie befallen zu werden, die seine Gedanken von allem, was unter und neben ihm war, abzog!" (Die Indianer Nord-Amerika's von G. Catlin. Cap. 9.)

23. Delawaren und Irokesen.

Vor dritthalb Jahrhunderten war die weite Region, welche zwischen dem Penobscot (Staat Maine), dem Atlantischen Ocean, den großen canadischen Seen, dem Ohio und Mississippi liegt, in dem Besitz eines Volkes, welches einen und denselben Ursprung hatte. Sein Geschlechtsname war „Lenni Lenape," d. h. „Unvermischtes Volk." Es war in zahllose Stämme, Sippschaften und Gemeinden abgetheilt. Jeder Stamm hatte seinen eigenen Namen, seine Häuptlinge und Sachems, seine Jagdgehege. Wie weiland die Feudal-Fürsten oder die schottischen Clane, führten sie fortwährend Krieg unter sich; doch bewahrten sie die Ansprüche auf eine gemeinschaftliche Abkunft, eine ähnliche Sprache als Ursprache des rothen Volkes, und das moralische Interesse, das so treu und wunderbar in ihren Traditionen sich erhalten hat.

Ein Zweig dieser großen Völkerfamilie wohnte in der fruchtbaren Ebene, an jenem schönen Flusse, an welchem heute Philadelphia liegt; er hieß damals „Lenape-wihittuck," und an ihm durfte das „Lange Haus" oder das große Versammlungsfeuer der ganzen Nation errichtet werden. Nur Ein Stamm machte den Lenape, den Besitzern des „Langen Hauses," die ältere Abkunft streitig. Es waren die Mohikaner (Mohegans). Sie hießen sich den „ältesten Sohn ihres Großvaters." (Nach Cooper.)

Jahrhunderte lang trug der Stamm, welcher die heiligen Bezirke des Versammlungshauses bewachte, den schmeichelhaften Namen der Lenape oder der „Unvermischten," bis die Engländer ihn zugleich mit ihrem Flusse in „Delaware" verwandelten [1]). Von diesen Delawaren lebt heute noch ein schwacher Rest auf indianischem Territorium, an der Westgränze des Staates Missouri. Sie sind der am meisten herumgeworfene Stamm von allen.

Mehrere hundert (engl.) Meilen längs der nördlichen Gränze der Lenape hatte ein anderes Volk seinen Sitz. Es waren die Mengwe, bei den Holländern Maquas oder Makakuase, auch Mingoes. Als die Franzosen im Jahre 1603 Canada's Ansiedlung begannen, wohnten die Mengwe in der Umgegend des heutigen Montreal und erhielten von Jenen den Namen „Irokesen."

Seitdem diese Irokesen die Lenape beredet, ihre Waffen niederzulegen und ihre Vertheidigung ihnen zu überlassen, oder, nach indischem Ausdrucke, „Weiber zu werden," sind sie das hervorragendste Volk in diesem Theile des Continents. Eine Art Schutz- und Trutzbündniß verband ihre fünf Stämme — die ältesten vereinigten Republiken in der Geschichte Nordamerika's; und nachdem sie später noch eine herumschweifende Horde in ihren Bund aufgenommen, heißen sie fortan bei den Engländern „die Sechs Nationen" (**the six nations**).

Früher am St. Laurentius, später im Herzen des heutigen Staates New-York, in jenem see- und quellen-

---

[1]) Lord Delaware sah und benannte i. J. 1610 die Küsten und den Fluß des Landes. Vor ihm waren schon die Holländer da gewesen (daher die Caps Hinlopen und Cornelius); i. J. 1626 gründeten Schweden und Finnen hier die erste bleibende Colonie.

reichen Gebiete, welches dem Binnenmeere des Ontario seine südlichen Zuflüsse sendet, gedrängt zusammen wohnend, im Besitze des üppigsten, wellenförmigen Waldbodens, dessen Fauna alle Mittel zum Unterhalte und Handelsverkehr eines Jägervolkes bot, und der durch zahlreiche Engpässe sich leicht vertheidigen ließ, von Haus aus kriegerisch und republikanischer Regierungsform huldigend, vereinigten die Irokesen alle Bedingungen in sich, nicht nur um ihre wilden Nachbarn rundum sich zu unterwerfen, sondern auch ihre eigene Freiheit gegen die Europäer am längsten zu behaupten. Die amerikanischen Autoren vergleichen sie häufig mit den alten Römern — jedenfalls beobachteten sie streng jenes römische System, ihre Stärke zu vermehren, indem sie andere Stämme durch List oder Gewalt dahinbrachten, sich mit ihnen zu incorporiren, und daß sie nach der Unterjochung eines Volkes, sobald durch einige grausame Acte ihr Rachedurst gestillt war, den Rest der Gefangenen adoptirten, welche dann ganz wie Leute ihres eigenen Blutes angesehen waren und manchmal ihre größten Sachems und Häuptlinge wurden. Ja, und in Todesverachtung übertrafen sie oft die großen Alten; denn wenn diese, um Schande oder Marter zu vermeiden, sich selber den Tod gaben, verschmähten es diese Wilden, unter geringen Schmerzen zu sterben, und überantworteten ihren Leib oft freiwillig den grausamsten Qualen, um zu zeigen, daß die Fünf Nationen aus Männern beständen. „Es ist ein glänzender und edler Genius,“ sagt Colden, „der bei diesem armen, unwissenden, barbarisch genannten Volke wie durch schwarze Wolken leuchtet.“ Auch De la Poterie meint, man irre sehr, sie nur für nach Menschenblut dürstende Barbaren zu halten; sie seien wohl das wildeste und furchtbarste Volk von ganz Nordamerika, aber zu-

gleich so politisch und scharfsinnig, als man nur denken könne, und dies zeige sich in der Handhabung all ihrer Staatsgeschäfte, nicht nur mit Franzosen und Engländern, sondern auch mit allen einheimischen Nationen jenes großen Continents.

Ihre Bundesgenossenschaft ist so alt, daß die Geschichte sich außer Stande sieht, ihren Ursprung abzuleiten; eben so alt der fünf Bundesglieder Unterabtheilung in die drei Sippen oder Familien von Schildkröte, Wolf und Bär, deren Totems die Sachems derselben jeder öffentlichen Urkunde beisetzten. Jeder Stamm eine unabhängige Republik und in starkbefestigten Dörfern wohnend (ihr Pallisadenwerk war in alten Zeiten oft dreifach, mit Bastionen versehen, die Wohnungen geschmückt mit Figuren in Relief, wenn auch von rohem Schnitzwerk), zu Hause von den Weisesten ihrer Alten regiert, im Kriege von den Tapfersten angeführt, hielten sich die Fünf Nationen für höhere Wesen, als der Rest der Menschen, und gewannen, indem sie diese Meinung frühzeitig ihren Kindern einzuimpfen bedacht waren, jenen hohen Muth, der sie allen Völkern Nordamerika's so furchtbar machte.

Krieg ward ihnen bald zum Bedürfnisse, und zur Zeit, als Roberval das Banner Frankreichs über dem St. Laurentius, Van Twiller das der Vereinigten Provinzen am Hudson wehen ließ, waren die Irokesen begriffen in jenem Siegeszuge, auf welchem sie sich alle Stämme vom Champlain-See bis zum Illinois unterwarfen, die Adirondacks zermalmten, die Delawaren demüthigten, den Mohikanern Tribut auferlegten, die Eries vertilgten und die Tuscaroras davonführten und als sechste Nation in ihre Conföderation aufnahmen. Nicht zufrieden mit ihren Erfolgen im Süd und West, trugen sie ihre Waffen zum Superior

hinauf, wo sie einst eine große Niederlage von den Chippewäern erlitten. „Irokesengebein" (*Iroquois bones*) heißt noch heute der Platz. Des Huronenvolkes Fall und Zerstreuung durch sie findet sich im Werke selber.

Wohl mochten diese scharfsinnigen Irokesen den einstigen Untergang der rothen Männer deutlicher als andere vorahnen, als sie i. J. 1535 den Entdecker Cartier erst durch reichliche Geschenke an Mais und Fischen, dann durch Beschwörungen ihrer Medicinmänner von dem Weiterhinauffahren auf dem St. Laurentius abzubringen suchten. Sie widersetzten sich der Entdeckung durch jedes Mittel in ihrer Gewalt, als aber die Franzosen einmal festen Fuß gefaßt, unterließen sie auch keines mehr, dieselben wieder aus dem Besitz zu werfen.

Es war ein carthaginensischer Haß, mit welchem sie deren Ansiedlung und Wachsthum bekämpften, und sie ließen darin nicht nach, so lange die Franzosen in Canada nur noch ein einziges Fort zu vertheidigen hatten. Die Europäer trafen sie bereits im Kampfe mit den Algonquins; sie waren es nicht, welche die beiden Völkerfamilien zu Feinden machten, aber sie kehrten deren Streit zu ihrem Vortheile. Wenn die Franzosen um die Freundschaft der Algonquins buhlten, wandten die Irokesen sich frühzeitig dem englischen Interesse zu, und so blieb der Stand der Dinge, bis Beide, Engländer und Franzosen, der Abhängigkeit von indianischer Macht über den Kopf gewachsen. Als sie sich in Amerika stark genug fühlten, dieser nicht mehr zu bedürfen, da waren ihre rothen Bundesgenossen mittlerweile das Opfer solch unnatürlicher Allianzen geworden und näherten sich schon sichtlich ihrer durch Bruderhaß beschleunigten endlichen Vertilgung. Sie fielen eben

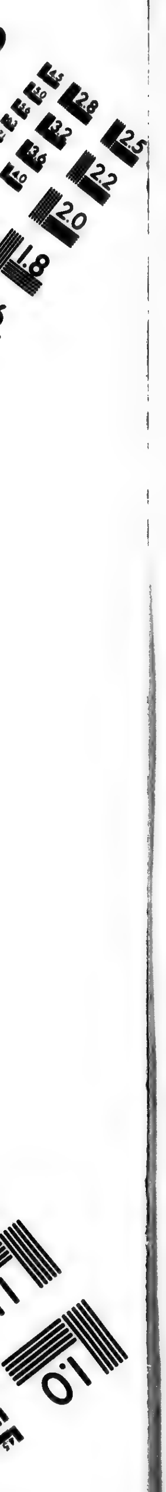
als Schlachtopfer der kalten und selbstsüchtigen Politik der entfernten Monarchen Europa's.

Immerhin muß man staunen, wenn man von der zwei mächtigsten europäischen Reiche Buhlen und Kampf um die Irokesenfreundschaft liest, und die geringe Kopfzahl Letzterer beachtet. Die Grausamkeit und Kühnheit der wilden Kriege jener Zeit, jener Gränzkriege voll unendlicher Mühseligkeit und Gefahren der Wildniß, allein macht es begreiflich, daß die Irokesen z. B. zur Zeit der Conferenz von Albany i. J. 1677 zu folgenden Zahlen zusammengeschwunden waren: Mohahks 300 Krieger, Oneidas 200, Onondagas 350, Cayugas 300, Senecas 1000; Gesammtzahl des Volkes [illegible]0. Im Revolutionskriege standen 1800 Streiter im Felde.

Die fortwährenden Kämpfe der Irokesen bildeten allmälig eine Art Kriegsschule aus, welche in ihrer Geschichte glänzende Namen aufzuweisen hat; aber auch im Rath und Frieden war dieser Stamm reich an hervorragenden Männern. Außer unserem eigenen Garacontié seien hier nur noch Garangula genannt, der Stolz der Onondagas, Cornplanter, Major Brant, und vor allen der Sprecher der Senecas, jener Red Jacket, weltbekannt durch die beißende Schärfe der Rede, womit er einst einen verschrobenen Methodisten-Missionär abfertigte.

Als ich vor Jahren durch die prächtigen Straßen von Buffalo, jener „Königin des Westens," wandelte, fielen mir seltsam gekleidete, dunkle Gestalten auf, Männer mit rabenschwarzen Elfenlocken, Weiber mit jenem gewiegten lautloselastischen Schritt, wie er nur den wilden Kindern der südlichen Sonne eigen. Sie schlenderten müßig herum, oder boten auch an den Straßenecken Matten und Binsengeflecht, Curiositäten und Kinderspielzeug feil. Fremdlinge





hier auf ihrem alten, ureigenen Grund und Boden, gewährten sie den wehmüthigen Anblick eines eben aussterbenden Volkes: es waren Senecas und Tuscaroras, Abkömmlinge und letzte Trümmer jener einst so stolzen, kriegerischen Irokesen!

24. Tabak.

Die göttliche Verehrung, welche wir in der Maryland-Mission dem Tabak erweisen sahen, erklärt sich aus dem Werthe, welchen alle Indianer, als leidenschaftliche Raucher, den geistigen Eigenschaften des genannten Krautes beilegen. Sie glauben nämlich (und mancher Liebhaber der Nicotiana wird dem beistimmen), das Rauchen zerstreue die Dünste des Gehirns, erhebe das Selbstgefühl und schärfe die Denk- und Urtheilskraft. Darum haben sie die Pfeife namentlich in ihre Rathfeuer eingeführt, wo sie zum doppelten Instrumente wird — einmal, um aus der Nacht, „die des Menschen Sinne umhüllt," gute Gedanken und weise Rathschläge an's Tageslicht zu fördern, zum anderen Male symbolisch, als Verbriefung und Siegel der Verhandlungen und Verträge. Ja, dieses Rauchinstrument, so harmonisch mit dem beschaulichen, träumerischen Wesen des Indianers, dieses letheische Antidotum gegen die täglichen Armseligkeiten des Lebens, wird, wenn es sich um Krieg und Frieden handelt, als Calumet so wichtig wie das Wampum. Es erklärt Krieg und besiegelt auch Allianzen und feierliche Verpflichtungen, sein Handhaben ist ein heiliger Eid, dessen Verletzung höchst infam; bei allen Verträgen ist es der Zwischengänger der Partheien, durch den sie Sonne und Mond anrufen, ihre Aufrichtigkeit zu bescheinen, die Garantie der Beschlüsse, das Pfand ihrer Erfüllung. In diesem Sinne wird es auch zwischen Con-

trahenten in die Ferne gesandt. Aus derselben Pfeife rauchen ist wie bei uns aus demselben Becher trinken.

Das Rauchen ist nicht minder ein religiöser Act (sieh Sonne der Natchez); der Indianer bläst den Rauch zum Großen Geist und bringt ihn als Opfer dar. Ein erfolgloser Jäger setzt sich z. B. nieder, zündet seine Pfeife und spricht: „O ho ho ho! Dank dir, Herr des Lebens, hier ist Rauch! Aber ich bin arm und hungrig, und begehre zu essen."

Viele Sorgfalt wird auf die Pfeifen verwandt: der Kopf meist ein weicher rother Stein, zierlich geschnitten und ausgehöhlt (sieh Aboriginer), das Rohr ein leichtes Holz, Erle, Zuckerrohr u. dgl. bunt bemalt und mit Köpfen, Schweifen, Schwungfedern schöner Vögel, oft auch mit Scalphaaren erschlagener Feinde barbarisch geschmückt, das Kriegscalumet aber ganz roth, mit rothgefärbten Adlerfedern. Aus der Art dieser Malerei, aus der Stellung der Federn und ähnlichen Merkmalen eines überreichten oder gesandten Calumets mag ein mit indischer Sitte Vertrauter die Stimmung und das Begehren eines ganzen Stammes leicht erkennen. Den Rauch aber athmen Alle mit den Lungen ein und stoßen ihn in kurzen Zügen durch die Nasenlöcher aus.

Den ersten Gebrauch des Tabaks unter den Ureingebornen Amerika's finden wir bei Columbus erwähnt. Seine Gefährten sahen „mehrere von den Eingebornen mit Feuerbränden herumgehn, und mit getrockneten Kräutern, die sie in ein Blatt davon wickelten, es an dem einen Ende ansteckten, das andere in den Mund nahmen und nun beständig Rauch in dicken Wolken ausstießen. Diese Rollen nannten sie Tobacco, ein Name, den man seitdem auf die Pflanze, woraus sie gemacht werden, übertragen hat. Die Spanier

waren sehr erstaunt über diese sonderbare Gewohnheit, ob sie gleich auf Wunder schon vorbereitet waren." (Columbus' Entdeckung und Landen auf Cuba. 1492.) Der Tabak ist bei allen Stämmen im Urzustande gebräuchlich, und die Pfeife die beständige Begleiterin des Indianers, die mit ihm begraben wird, die er in die „milden und schönen Jagdgefilde" mitnimmt. Ihre selbstgebaute Pflanze — **Nicotiana quadrivalvis** — von ihnen Kinikinik oder K'nick-K'neck genannt, wovon die Mandans den Samen in dem Medicinbeutel der Nation aufbewahren, damit die Art nie verloren gehe, vermischen sie auch häufig mit der Rinde der rothen Weide, getrockneten Sumachblättern und andern aromatischen Kräutern, oder mit dem Tabak der Handelsleute.

25. Die Medicin.

Der Charakter der amerikanischen Natur ist ein großartiger, aber schwermüthiger Ernst, die Gesichtszüge ihrer Landschaft sind streng, tiefsinnig, von gewaltigen Dimensionen; es ist ein feierliches Schweigen, welches über diesen endlosen Lichtwellen der Savannen, über diesen nächtigen Urwäldern, diesen dunkelwallenden Strömen ruht; man hört nur den ewigen schrillen Gesang der Insectenwelt, der aber vermöge seiner Monotonie die Betrachtung nicht stört. Es scheint, als sei dieser so junge, so frische grüne Erdtheil, dieses Stück alter Gottesgarten, noch in Staunen versunken über das Wunder seiner Schöpfung, wie über den Zufall seiner Entdeckung. Ernst und nachdenkend ist auch sein Bewohner, der rothe Mann; sicher grübelt nicht leicht ein anderer Mensch im Naturzustande so viel über unser unbegreifliches Dasein, über das *„ad quid huc venisti?"* nach, wie der nordamerikanische Wilde — man

beachte nur seine so ausgebildete Unsterblichkeits-Idee. Sein Geist ringt nach Offenbarung, findet aber keine andere, als die Abstraction seiner Sinne: ihm hat kein Hirtenknabe vom Horeb das hohe Lied der Genesis gesungen.

Aber unzweifelhaft eine poetische Natur, hat dieser Wilde nicht nur offene Sinne für die Wunder der Schöpfung und des Menschendaseins, sondern auch das Bedürfniß, seinen Ideen über Alles, „was in ewigem Geheimniß unsichtbar sichtbar neben ihm webt," Form und Ausdruck zu geben. Er liebt das Wunderbare und muß in jedem Dinge etwas Uebernatürliches haben — der Dichter will ja die Dinge gar nicht sehen, wie sie sind. Die primitive Form des poetischen Ausdrucks ist allerwärts das Märchen: so hat auch der Indianer seine eigene Märchenwelt um sich geschaffen und in seiner Waldeinsamkeit, auf der lautlosen Prärie, oder im langen Dunkel der Winterhütte ausgesponnen, und das All mit belebten Wesen seiner eigenen Einbildungskraft bevölkert (vergleiche Eingang der Huronen-Mission).

Alles Geheimniß aber heißt „Medicin," mag nun das Wort von dem chippewäischen Me-zhin-no-way, oder (nach Catlin) aus dem Französischen herstammen; es bedeutet im weitesten Sinne alles Unbegreifliche in Natur und Kunst, im engeren das geheimnißvolle Walten der Naturkräfte, im engsten ihren Bezug auf die eigene Person. So finden wir den Begriff der Medicin auf alle Art ausgebildet in Medicinmachen, Medicinbeutel, Medicintanz, Medicinmänner u. s. f. am häufigsten aber begegnet er uns als der persönliche Manitou oder Schutzgeist.

Alle Indianer glauben an ein gutes Princip, an Gott — keiner „unterwindet sich zu sagen: ich glaub' ihn nicht" — an ein böses, den Teufel, und an einen persönlichen Schutz-

engel, an ihn, dessen das arme, stündlichen Gefahren ausgesetzte Leben des Wilden so sehr bedarf; und es wäre interessant zu verfolgen, in welche Formen sein Begriff unter den verschiedenen klimatischen und tellurischen Einflüssen sich eingekleidet hat, von dem Eskimo, der aus Polar-Treibholz seine Hütte baut, bis zum mexicanischen Wilden, der seine Hängematte unter Palmen und Cypressen schlingt. Jeder hat seinen eigenen Schutzgeist, der algonquinische Manitou oder Okki; an ihn wendet er sich in allen Gefahren und Unternehmungen, so wie zu der Erlangung irgend einer besonderen Gunst; ihm Ehre zu erweisen, auf seinen Rath zu horchen, die Folgen seines Mißfallens zu vermeiden, wird schon das Kind von den Aeltern sorgsam angehalten, die Figur des für dasselbe bestimmten Okki auf irgend eine Stelle seiner Haut tättowirt. Dieser schützende Genius tritt aber nicht mit der Geburt an seine Seite, sondern erst in einem gewissen Alter, so bei dem Knaben, sobald er gelernt, Pfeil und Bogen zu regieren; sein Eintritt verlangt Vorbereitung und Weihe, als der wichtigste Act in dem und für das ganze künftige Leben.

Erreicht bei den Prärie-Stämmen ein Jüngling das Alter der Mannbarkeit, so verläßt er auf mehrere Tage die Hütte seines Vaters, um „seine Medicin zu machen.“ Er legt sich an einem einsamen Orte auf die Erde, ruft den Großen Geist an und fastet während dieser ganzen Zeit. Schläft er in diesen Tagen der Enthaltsamkeit ein, so wird das erste Thier, Säugethier, Vogel oder Reptil, von dem er träumt, als dasjenige betrachtet, welches ihm zu seinem geheimnißvollen Beschützer für das Leben bestimmt ist. Dann verlegt er sich, nachdem er in seines Vaters Haus zurückgekehrt, Hunger und Durst gestillt,

mit Waffen oder Fallen auf die Erjagung jenes Thieres, dessen Haut er ganz aufbewahrt, phantastisch verziert und als glückbringend lebenslänglich bei sich trägt; sie verleiht ihm Stärke im Kampfe und Erfolg im Waidwerk, und wird mit ihm begraben als der Führer in die seligen Jagdgefilde.

Dies ist der bekannte „Medicin-Beutel" (medicine-box), ein Talisman, ein life-preserver, gewissermaßen der Schlüssel zu dem Leben und Character dessen, der ihn trägt. Nach Geschmack und Laune des Besitzers wird er verschiedenartig verziert, an der Kleidung befestigt oder in der Hand getragen, und dient auch zum Schmucke; mit Gras, Moos und dergleichen gefüllt, bleibt er gewissenhaft verschlossen und wird selten oder nie geöffnet.

Der Medicin-Beutel ist dem Indianer um keinen Preis feil; verliert er ihn im Gefechte, so ist die Schande, sei er sonst noch so tapfer, kaum weniger groß, als wenn er ihn verkauft hätte: er wird dann als ein „Mann ohne Medicin" verachtet, wie der Grieche, der seinen Schild verlor, bis es ihm gelingt, den Verlust zu ersetzen, indem er im Kampfe einem von seiner Hand erlegten Feinde den seinigen abnimmt. Auf solche Art kann ein Indianer nur einmal im Leben seine Medicin selbst machen, sie aber durch die seines Feindes ersetzen — beides Beweggründe, im Gefechte tapfer zu streiten.

Ein weißer Mann, z. B. ein Missionär, kann den Indianer wohl bewegen, seinen Medicinbeutel abzulegen, aber nicht, ihn zu verkaufen. Er wird ihn dann, um ihn vor unheiligen Berührungen zu schützen, wohl vergraben, aber häufig in der Nähe dieses Ortes herumstreifen und sein ganzes Leben hindurch denselben zu gewissen Zeiten besuchen. Dieser Talisman wird aus den Häuten der ver-

schiedensten Thiere bei den Indianern getroffen, z. B. Fischotter, Biber, Moschusratte, Wiesel, Mink, Waschbär, Schlange, Frosch, Nachthabicht, Eule, Adler u. s. w.

In den Bereich der Medicin gehören auch jene rohen Figuren, welche man an geheiligten Plätzen mit Kohle und Farbe gemalt, oder mit Werkzeugen eingeschnitten, an Felsen, Klippen und Bäumen gewahrt: so der Me-ma-ho-pa oder Medicin-Stein der Gros Ventres, ein großer, nackter, inselgleicher Felsblock in der Mitte einer Prärie, der von Ferne dem steilen Dach eines Hauses gleicht, bei welchem drei- bis fünftägige Bußefeste gehalten werden. Nicht minder das Totem, jenes wappenartige Abzeichen von Stämmen, Sippen und Individuen, welches für den Träger Verpflichtungen involvirt, ähnlich denen in der Brüderschaft der Maurer.

Allen Stämmen ist der religiöse Tanz gemein; so bei den Panis, wenn sie für das Gedeihen der jungen Saat dem großen Stern (Venus) Menschenopfer bringen; so bei den Minnetarihs, welche jedes Jahr im Monat Juli ihren großen „Medicintanz" oder Tanz der Reue aufführen, wohl vergleichbar dem Currack-pooja oder den sühnenden Martern der Hindus. Dabei gibt es Massen von Speisen, welche wohlbereitet aufliegen und unter drei- bis viertägigem Tanz und Gesang nicht berührt werden dürfen; dann beginnen erst die strengeren Martern: Aufschlitzen der Haut, Durchstechen derselben mit scharfen Instrumenten, Durchbohren der Brustmuskeln mit starken Pfeilen und Tragen schwerer Lasten oder Geschleiftwerden durch Pferde an daran befestigten Bändern. Oft auch werden, als Medicin für einen Mann, eigene Feste veranstaltet und Hunde und Pferde geopfert. Besonders die Mandans am oberen Missouri zeichneten sich durch die wahrhaft mönchische

Strenge aus, womit sie ihre religiösen Gebräuche und Feste dem großen Unsichtbaren gegenüber hielten — die Bande einen wahren „religio“ bei Naturmenschen; und jenes klagende Geheul, das man dort manchmal in stiller Nacht aus der einsamen Prärie hörte, kam gar oft von einem ihrer Krieger, der Buße that vor dem Großen Geiste oder seine Medicin versöhnte. (Die Blattern haben vor wenigen Jahren beinahe den ganzen Stamm hinweggerafft.)

Bei der „Medicin-Jagd“ trägt der Jäger einen kleinen Lederbeutel mit gewissen feingemahlenen Wurzeln, worunter rothe Farbe gemischt, und streicht damit das kleine Bild des Thieres an, welches er zu tödten trachtet. Will Einer seinem Nachbarn ein Leid oder eine Krankheit herbeiführen, so beobachtet er dieselbe Methode; will er seinen Tod, so wird die Stelle, welche das Herz vorstellt, mehrfach durchstochen, und etwas „Medicin“ darauf gestrichen.

Der Charakter der „Medicin-Männer“ ist dreifacher Art: Arzt, Priester, Zauberer. Sie sind Würdenträger im Stamme; aber die hohe Achtung, in welcher sie stehen, gilt nicht sowohl ihren Kenntnissen in der materia medica, als vielmehr ihrer Geschicklichkeit in der Zauberei und den Geheimnissen; sie befriedigen das unter den Indianern so vorherrschende Verlangen, in die Zukunft zu spüren. Sie sind Orakel, nehmen an den Berathungen über Krieg und Frieden Theil, und es wird keine öffentliche Handlung unternommen, ohne ihre Meinung einzuholen.

Ihre ärztliche Praxis findet die Hauptbeschäftigung bei Brüchen, Wunden, Lurationen. Sie verordnen dem Kranken Arznei gegen Zahlung, meist Wurzeln und Kräuter, noch häufiger aber Schwitzen. Hilft dieses nichts, so schreiten sie zur Anwendung ihres letzten Mittels, nämlich

der „Medicin.“ Wenn sie zu diesem Zwecke ihrem Kunden den letzten Besuch abstatten, so tragen sie einen schreckbar wunderlichen Anzug, tanzen über dem Kranken, schütteln ihre Rasseln und singen Zauberlieder. Erholt sich zufällig der Patient dabei, so sieht man den indianischen Aeskulap mehrere Tage auf dem Dache eines Wigwams stehen, und hört ihn seine Kunst und die Unfehlbarkeit seiner Medicin preisen, wie die Quacksalber auf den Jahrmärkten früherer Zeit. Stirbt dagegen der Kranke, so wechselt der Arzt seine Kleider, vermischt seine Klagen mit denen der Leidtragenden und versichert, es sei der Wille des Großen Geistes gewesen, daß jener gestorben, und sein Ruf und Einfluß bleibt ungeschwächt. Und wie es auch anderwärts der Fall ist, sind die Verwegensten in diesen Dingen gerade die Geachtetsten.

Der Anzug des Medicin-Mannes ist ein seltsames Gemisch von Gegenständen des Thier- und Pflanzenreichs. Häufig ist es die Haut eines Bären, woran Felle von kleineren (oft mißbildeten, und daher selbst als Medicin betrachteten) Thieren befestigt sind; ferner Häute von Schlangen, Fröschen und Fledermäusen, Krallen und Schwänze von Vögeln, Hufe von Hirschen und Antilopen und dergleichen. Er ahmt dabei die Geberde und Stimme des Thieres nach, unter dessen Gestalt Wahconda, jener Proteusartige Gott, ihm erschienen. Kein Wunder, wenn die Missionäre der alten Zeit in ihren Briefen sich beklagen, daß diese Medicinmänner wahre Teufelskinder seien, und gar keine Frage obwalte, daß dieselben einen förmlichen Pact mit dem Vater alles Truges haben müßten.

26. Der Missionär in des Wilden Hütte.

Der Mann aus dem Schooße der Civilisation plötzlich mitten in der heulenden Wildniß, der Mann der classischen Bildung unter Barbaren, der Christ im Lager der Heiden, der einsame, schutzlose Fremdling unter dem Dache, an dem Tische des argwöhnischen, finsteren Wirthes, dort über jener Gränze, wohin die Gesetze nicht reichen und wo nur das Recht des Stärkeren gilt — wie viele trostlose und traurige Tage, wie viele dunkle und unbarmherzige Nächte, welches Preisgeben dem Zufall und den Elementen, welche gänzliche Entäußerung alles Irdischen dem Unvergänglichen zu Liebe liegt in den Paar Worten: der Missionär in des Wilden Hütte!

Hier nur einige Züge. Von den Gefahren der Reise nicht zu reden, nehmen wir an, der Glaubensbote sei an Ort und Stelle angekommen, wohin ihn der Befehl seiner Oberen entsendet, im Winterdorfe oder im Sommerlager der wandernden Horde; jede Thüre steht ihm offen, an jedem Feuer hat er Platz, das rauhe Mahl des Wilden darf er theilen, er findet einen Winkel für den Schlaf der Nacht; keine Frage wird ihn belästigen über das wer, woher, wohin, wozu; man wird ihn für einen Handelsmann, einen Regierungsagenten, einen Landspeculanten, kurz für alles Andere eher halten, als für den Mann, der da einen neuen Gott bringt. Er mag sich unbeachtet glauben, und doch wird Argwohn jeden seiner Schritte begleiten, und jenes halblaute Gespräch in den Hängematten, welches die in den letzten Stunden der Nacht wachen Wilden zu führen pflegen (es ist die Zeit der Ueberfälle) wird sich viel um seine Person drehen. Der amerikanische Ureingeborne ist mißtrauisch gegen den Frem=

den, wie nur immer ein europäischer Bauer auf seinem Miste, nur daß seine angeborne Höflichkeit solches nicht merken läßt: er ist scheu vor der Berührung des Weißen — haben wir ihn nicht Laster gelehrt, von denen er vor unserer Ankunft gänzlich frei gewesen?

Ehe nun unser Glaubensbote mit seinem Feldzugsplane gegen die dunkelste Unwissenheit herauszurücken wagen darf — und er wird wohl thun, vorsichtig zu sein und erst das Terrain zu untersuchen — was beginnen? das Beste wird sein, zur Arbeit zu greifen und sich dem kleinen wilden Haushalt nützlich zu machen; er muß die Liebe der Weiber und Kinder, die Achtung der Männer zu gewinnen trachten. Er muß eben halb und halb ein Wilder werden: „Echon, Du bist wie einer von uns!" sagten jene Huronen zu dem glorreichen Martyrer de Brebeuf. Es war ihr höchstes Lob. Solches zu verdienen, gilt es aber eine harte Schule durchzumachen.

Vorausgesetzt, daß man ihn nicht gänzlich vernachlässige und sich selber überlasse, wie unserem alten Pater Frugifer an dem ungastlichen Gestade des Oberen Sees geschah, wird er also ein Glied einer Familie von Naturkindern — ja es sind wahre Kinder der Natur! Denn für so viele ihrer Handthierungen und Bewegungen weiß der Culturmensch sich gar keine Rechenschaft aufzufinden. Das macht ihr beständiges Leben in Furcht und Allarm, das ewige und stündliche Trachten, Etwas für den Magen aufzufinden, nicht zu hungern, nicht zu frieren, welches den gepriesenen Naturzustand zumal in nördlicheren Breiten kennzeichnet. Also angeschmiedet an die Kette eines barbarischen Haushalts mit allen seinen Entbehrungen und Zufällen, allen seinen plötzlichen Aufbrüchen und Wanderungen bei Tag und Nacht; Gast im Hause des

Indianers, jenes Menschen, der sein Leben verjagt, verraucht, verschläft und dreimal verachtet!

Nun die Hütte selber, und gar in den Jagdgründen, und allenfalls im Winter! Ein Kreis von Stangen, in den Schnee gesteckt, an den oberen Enden zusammengebunden, mit schlechtgefügter Baumrinde gedeckt, unten herum ein Wall von Schnee. Im Schirme dieses Walles liegt die Familie auf Fichtenzweigen und schläft unter armseligen Wildhäuten so ruhig, wie im besten Bette der Welt. Müdigkeit und Noth zwingt auch den Gast, dieses Lager aufzusuchen. Er gewöhnt sich daran. Aber anders ist es mit dem Rauch, welcher beständig den oberen Theil der Hütte erfüllt, so daß man nicht aufrecht stehen kann, ohne den Kopf in einer dicken Wolke zu haben. Dabei bläst der Wind so durchdringend durch das schlechte Gefüge herein, daß du auf der einen Seite zu erfrieren wähnst, indeß die andere am lodernden Feuer geröstet wird; du siehst oft keinen Schritt weit und reibst dir die Augen aus, oder legst dich platt auf den Boden, um etwas Luft zu schöpfen. An Ausgehen ist bei Schneestürmen, welche den Tag verdunkeln, bei einem Froste, der die Haut aufreißt und Bäume splittert, nicht zu denken. Und dabei hat der Missionär sein Brevier zu beten, seine heilige Messe zu lesen, die anderen Verrichtungen seines geistlichen Amtes zu vollziehen!

Dann die Hunde, Indianerhunde, (und Jeder hat deren eine beträchtliche Zahl). Diese widerborstigen, abgemagerten, ewig hungrigen und ewig keifenden Bestien, sonst kühne und ausdauernde Jagdgehilfen, aber des Fremden Geißel in den Dörfern. Bei ihrem kurzen Haare empfindlich gegen die Kälte, legen sie sich, können sie nicht ans Feuer kommen, des Nachts auf Jeden, — aber erst

ihre Sprünge am Tag, wenn etwas Eßbares erscheint! Dann springt wohl ein halbes Dutzend vorwärts und rückwärts über den am Feuer kauernden Gast, schnappt ihm den Bissen aus der Hand, oder wirft ihm seine Schüssel mit Sagamity in die Asche. Und das Essen selber! Nun, Er, der den jungen Raben füttert, wird ja seinen Diener nicht verhungern lassen, und der Gottesmann mag bedenken, daß der erste aller Missionäre, der dort heraufkam aus der Wüste am Jordan, ja auch von Heuschrecken lebte — aber diese Sagamitys, diese schauerlichen Fischsuppen und alle undefinirbaren Gerichte der indianischen Küche, da heißt es eben: zugreifen, oder ..... Das ist in Zeiten der Fülle, von Tagen der Noth wollen wir hier gar nicht reden [1]). Und wie oft mag ihm in dieser Umgebung die völlige Abgeschiedenheit des Anachoreten in der Thebais oder das Schweigen Gleichgesinnter von La Trappe begehrenswerth erscheinen! Die eigenen Leiden des Sommers bei der Unreinlichkeit dieser Hütten, welche jedem Andern, außer einem Indianer, schon für sich allein eine Strafe ist, in einer Gesellschaft, welche niemals die Kleider wechselt, bis sie in Stücken vom Leibe fallen, mit der Qual von Myriaden Muskitos, Sandflöhen und Blutsaugern aller Art, oder die häufigen Wanderungen der Adoptivfamilie durch Sümpfe und Wildwasser, pfadlose Wälder und Dorngestrüppe oder über glühende Savannen, ist hier weiter auszuführen nicht Platz.

---

[1]) Charlevoix berichtet von einem alten Missionär seiner Zeit, der in seiner ersten Wintercampagne gezwungen war, die Haut des Elenns zu essen, womit er seinen Ueberrock gefüttert, später mit jungen Zweigen und dem zartesten Theile der Baumrinden sein Leben zu fristen.

Hat aber der Glaubensbote sein eigentliches Werk begonnen, versteht man den Zweck seines Kommens, dann wohl ihm, wenn sein finsterer Wirth überhaupt nur auf Besprechung sich einläßt, wenn er ihm nicht nach langer sich ereifernder Harangue das Loch der Hütte zeigt! Er muß gefaßt sein auf jene kurzen, ironischen Repliken des Mannes vor ihm mit seinem ruhigen, bronzenen Gesichte, hinter dessen eisiger Kälte die wildeste Leidenschaft sich verbirgt, auf jene nicht unphilosophischen Sentenzen, welche der wortarme und doch so metaphernreiche Indianer gibt, in seine Büffelhaut drappirt, mit Miene und Handbewegung, eines römischen Dictators würdig. Nun, er wird Geduld haben, wohl auch an den Streit unseres Herrn mit den Pharisäern denken; er weiß, daß die süße Frucht der Widerwärtigkeit nicht leicht gepflückt wird, daß Religion allein die guten Eigenschaften und natürlichen Anlagen dieses Volkes hervorzukehren, das Schlimme in ihm zu bessern vermag, und daß der endliche Sieg dieser Religion nur durch die Praxis in aller Reinheit ihrer Bekenner gewonnen wird. Der Gottessoldat hält auf seinem Posten aus, bis er abgelöst wird, er klammert sich trotz alledem und alledem immer wieder an seinen Kreuzbalken und denkt, wie unser Aller Hoffen ist:

Sub hoc signo vinces!

27. Neueres aus Oregon.

Ein Paar kleine, verlorene Horden in einem der hintersten Erdwinkel, in den Schluchten und Ausläufern jener unwirthbaren Felsgebirge, deren Häupter im Glanze ewigen Schnees thronen, wo die Zuflüsse hier des Columbia, dort des Missouri in vielfach gewundenen Thalrinnen laufen, der Heimath der Antilope, des Bergschafs, des Elenns

und des grauen Bären; bei der Armuth des Bodens häufig ihren Lagerplatz ändernd, in Zelten von Büffelhaut wohnend, in welchen sie auch die Ströme und Wildwasser übersetzen, indem sie dieselben durch Stricke in Muldenform ausspannen, mit Stäben zusammenhalten, und vorausreitend Kind und Kegel und allen Hausrath hinüberziehen; unter Mittelgröße, aber festgebaut, muskulös und von gutmüthigem Aussehen, wie alle Wilde des Westens der Hautmalerei zugethan und begierig auf Perlen und bizarren Leibesschmuck. Sie classificiren sich selber ziemlich auf die gleiche Stufe mit dem Biber, den sie als nahen Verwandten betrachten, stehen aber doch noch etwas über ihm: „denn der Biber baut Häuser wie wir, und ist sehr schlau; aber wir können den Biber fangen, und er kann uns nicht fangen, darum sind wir größer als der Biber."

Bei ihren jährlich zweimaligen Büffeljagden müssen sie weit, weit heraus und über die Berge ziehen, um die Grasplätze dieses nützlichen Thieres zu erreichen, seine Wechsel zu verfolgen, auf stätem Qui vive vor der gefürchteten Geißel jener weiten Regionen, den schrecklichen Schwarzfüßen, diesen unnahbaren Schnapphähnen, welche, überall und nirgends, die Ebene mit der Windschnelle der der Beduinen durchfliegen.

Unter ihnen stehen nur noch die „Schlangen" und jene „Wurzelgräber" (Root-diggers), welche lichtscheu unter den klippigsten Barranken und Steingeröllen des Felsgebirgs sich verbergen, Höhlenbewohner, nur von Fischen und mageren Wurzeln lebend und dem Thiere wahrscheinlich mehr sich nähernd, als irgend ein anderer Theil des Menschengeschlechts auf dem Angesicht dieser Erde.

Die Stämme, wovon die Rede, sind die Pend d'oreilles, die Coeur d'Alênes, die Plattköpfe. Diesem armen Volke

brachte, wie wir gelesen, der kühne und unerschrockene Belgier P. de Smet zuerst das Licht der guten frohen Botschaft; sie sind größtentheils Katholiken geworden, und ihre leiblichen und geistigen Zustände haben sich seitdem derart gebessert, daß Gouverneur Stevens von Washington-Territorium in einem seiner neueren Berichte an den Commissär der Indianischen Angelegenheiten ein dem Wirken unserer apostolischen Männer nur durchaus günstiges Zeugniß ablegen konnte. Hören wir Einiges aus diesem sehr langen Actenstücke.

Hart waren die zwei ersten Jahre der Mission von St. Ignatius bei den Oberen Pend d'oreilles (auch Kalispels genannt). Ein Leben unter Büffelhaut-Zelten, zur Nahrung die Camashwurzel und getrocknete Beeren; etwas selbstgebauter Waizen lieferte noch kein Mehl, und diente nur im Bart gekocht als Gemüse, gedörrt als Caffee-Surrogat. Dann aber ging es langsam doch stätig besser. Jedes Jahr brachte dem kleinen Ackergrund neuen Zuwachs. Es kamen Pferde, Hornvieh, Geflügel, Ackerwerkzeuge, Sämereien, Kleidungsstoff an, zum Theil direct aus Europa nach dem Columbiaflusse. Und da müssen wir gleich ein unschätzbares Paar Laienbrüder nennen: Bruder Franciscus, ein wahrer Tausendkünstler, bald Zimmermann, bald Büchsenschmied, bald Zinngießer, bald Hufschmied, und in Allem ein guter Arbeiter dazu; der andere, Bruder Mc. Gean, steht der Feldwirthschaft vor. Ihre Werke sind die Zeugen ihres Geschicks: da steht nun eine Windmühle, da reihen sich Schmiedeessen, Scheunen, Kuhstall, Wurzelhaus an; der Schleifstein aus dem Felsen der Gegend ist das Werk derselben Hand, welche den Meisel schuf, der ihn bearbeitete; Zinngeräthe, Blasebälge, Pflugscharen, Backsteine für die Schlöte, ihre eigenen Tabakspfeifen, aus

Holz auf der Drechselbank gedreht und mit Zinn gefüttert — Alles das Werk ihrer Industrie. Und auch in der Hauswirthschaft suchen sie ihres Gleichen: sie bereiten ihre Seife, Lichter, ihren Essig u. s. w. und interessant ist es, sie von ihren Plänen, ersten Nothbehelfen, von allem Drehen und Wenden einer Welt von Hindernissen gegenüber, von wiederholtem Mißlingen bis zu endlichem Triumphe reden zu hören. Und steht nicht auch das Haus der Missionäre dort in der Einöde, geräumig, wohnlich, aus glattbehauenen Blockhölzern erbaut, mit Schlafkammern, Werkläden und Lagerhaus für die Eingebornen daneben, und ein Kirchlein mit schöngeschnitztem vergoldeten Altare, mit dem Bildniß Unserer Mutter, mit ehernen Kreuzen und reichbronzirten Taufsteinen, groß genug, das ganze Kalispelvolk aufzunehmen?

Der Missionsfarm enthält 160 Acker Pflugland und erzeugt Waizen, Gerste, Kraut, Kartoffeln, Erbsen, Zwiebeln und Möhren. Vater Hoecken sagt: „wenn die Kinder diese gelben Möhren wachsen sehen, stellen sie denselben nach. Ich muß meine Augen zu dem Diebstahl schließen, denn sie können der Versuchung nicht widerstehen; Alles respectiren sie, nur die Möhren nicht.

Um die Mission stehen sechzehn Blockhäuser der Eingebornen; aber auch eine ziemliche Zahl Matten- und Lederzelte sind dort zerstreut. Der Stamm ist eben ein Wandervolk, doch gilt die Mission und ihre Nähe als Hauptquartier. Als die guten Väter ankamen, da war es eine arme, verkommene, halbnackte Raçe, nothwendig ihre ganze Zeit auf Füllung des Magens verwendend, der doch selten genug voll wurde, und unwissend in allen geistigen Dingen, aber friedlich, gut gelaunt und arbeitwillig. Ein hartes Feld lag vor ihnen. Sie begannen mit kleinen Ge-

schenken, mit Krankenpflege, mit Austheilen von Nahrung, Samen und Feldunterricht. Allmälig sprachen sie zu ihnen von ihrem Schöpfer: da fand sich allerdings eine dunkle Ahnung vor von „dem Einzigen, der sich selber gemacht hat.“ Schwer war es, ihnen die Seele zu definiren; ein Halbblut-Dolmetscher gab sie also: ein Darm im Innern, der nie verwest und die Quelle des Lebens ist. Bald lauschten sie den ungewohnten Klängen von dem Heil dieser Seele, von ihrem Heilande; endlich ließ sich der Häuptling taufen und bekam den Namen Loyola. Die Masse des Stamms folgte ihrem Führer.

Die (protestantischen) Regierungs-Agenten sind voll des Lobes von der Willigkeit, der Inbrunst und dem Ernste, welchen Alle bei ihren Andachtsübungen zeigen, selbst bei kleinen Jagd- und Wandertruppen, wo Männer, Weiber und Kinder auf das Zeichen eines Glöckchens auf die Kniee sinken und Gebete und Hymnen in ihrer Sprache absingen; und besonders bemerkenswerth war ihnen die Theilnahme der Squaws und deren anscheinende Emancipation von der sonst allgemeinen Weibersclaverei der Indianer. Am eifrigsten aber beten sie des Winters um einen tüchtigen Schneefall, weil sie dann die Hirsche leicht einholen und mit Keulen erlegen können.

Denn der Boden ist arm, der Humus dünn, darunter ein Lager von blauem Thon, feucht und steril. Wohl wird der Missionsfarm nur für die Wilden bebaut (den Geistlichen würden ja wenige Acker genügen), und Jeder, der es wünscht, erhält ein Stück Landes nebst Sämereien und Werkzeug: aber die schmalen Aerndten reichen nicht aus. Darum muß noch lange die Jagd ihren Hauptunterhalt bieten. Bald wandern sie nach dem Roothaan-See, der so reich an Bibern, bald nach den Bären-, bald nach

den Hirschjagdgründen; so wurden im letzten Winter 800 Hirsche erlegt. Alles höhere Wild aber wird nach dem Lager gebracht und unter Alle gleich vertheilt, und, seltsam zu sagen, niemals bemerkt man Murren der Unzufriedenheit bei dieser Theilung.

Auch die Plattköpfe im St. Marienthal, obwohl im Besitze guter Grasgründe und einer Zahl von tausend Stück amerikanischem Hornvieh (der würdige P. de Smet brachte dem Lande diese Wohlthat), sind noch hauptsächlich auf das Wild angewiesen; ihre beiden großen Büffeljagden, östlich der Berge, dauern vom Frühling bis zum Spätsommer, dann vom Spätherbst bis zu der Wintersonnwende.

Die Coeur d'Alènes zählen 500 Köpfe mit 70 Feuern. Sie danken den guten Vätern erheblichen Fortschritt im Ackerbau. Die Vielweiberei ist zu Ende, bessere Sitten und größere Lebensbehaglichkeit sind nicht zu verkennen. Die Mission befindet sich dreißig Meilen von der Basis des Gebirgs. Dort steht nun ein schmuckes Kirchlein, das vereinte Werk der frommen Patres, der Laienbrüder und Indianer. Der Superior P. Ravalle entwarf Grundplan und Zeichnung dazu; P. Gazzoli gab Beweise seines Geschmacks in mehreren schön stylisirten Altären. Eine große Scheune, eine Pferdemühle, Wohnhaus und Küche, Milchhaus, Waarenbehälter und Ställe gewähren ganz den Anblick einer Colonie. Zweihundert Acker stehen in Cultur, acht Joch Ochsen, zwanzig Kühe in den Ställen; auf der dazugehörigen Prärie von 2 bis 3000 Morgen schweifen Pferde, Maulthiere und Füllen in großer Zahl. Die Indianer haben pflügen und säen, Kühemelken und Holzschlagen, kurz alle Arbeit einer Meierei gelernt.

Der Gouverneur von Washington-Territorium sprach

sie zum Abschied also an: „Mein Herz ist erfreut, Euch unter solch guter Leitung zu sehen. Ich bin viermal so weit, als Ihr den Büffel jagt, hergekommen, um Euch zu sehen, mit Euch zu sprechen: der Große Vater hat mich gesandt. Ich sehe bebautes Land, eine Kirche, Häuser, Vieh und die Früchte des Feldes — das Werk eurer eigenen Hände. Der Große Vater wird sich freuen, das zu hören, und wird Euch beistehen. Fahrt so fort! Jede Familie soll ein Haus und Grundstück haben und wohlgekleidet einhergehen. Die Schwarzfüße haben mir versprochen, Frieden zu halten mit Euch. Hört auf den guten Vater und die guten Brüder, welche nur für Euch arbeiten, nur euer Bestes wollen!“

Berichtigungen.

Durch die Güte des Verfassers sind uns im Laufe der Uebersetzung nachstehende Berichtigungen und Ergänzungen zugekommen. Er meldet dabei, daß, außer einem Detailwerke von Pater Pierz über Eine Mission, noch kein Werk erschienen sei, welches bis zum Schluß des Jahres 1855 herabgehe.

Abenaken-Mission. Cap. 3. Seite 171. Zeile 1. Im Jahre 1670 starben 1500 Indianer zu Sillery.

Seite 175. Zeile 15. P. Felix Cappe, ein Barfüßer, stellte die Mission von Ventaguet wieder her.

Cap. 4. Seite 192. Zeile 3. Der gegenwärtige Missionär P. Eugen Vetromile S. J. arbeitet mit dem Eifer seiner Vorfahrer in diesem Felde. Ihre Werke benützend, hat er ein sehr umfangreiches Gebetbuch zum Gebrauche der Micmacs, Passamaquoddis und Penobscots herausgegeben, später ein Chorbuch: Alnambay uli awikhigan. New York, Dunigan 1856. The Indian Choir by Rev E. Vetromile. New York, Dunigan 1858.

Irokesen-Mission. Cap. 17. Seite 384. Zeile 7 statt Mareuil lies d'Heu.

Cap. 18. Seite 388. Zeile 17 nach „Erwähnung;" ferner Joh. Claudius Mathevet und Hamon Guen, der Eine über 30, der Andere über 40 Jahre dort stationirt; Beide erwarben sich Ruhm durch Werke in der Sprache ihrer Heerde. Picquet vollendete u. s. w.

Cap. 18. Seite 398. Zeile 15. Dieser ausgezeichnete Glaubensbote starb den 29. Mai 1855 am Typhus, welchen er sich an indianischen Krankenbetten zugezogen. Joseph Marcoux war am 16. März 1791 zu Quebeck geboren und stammte von einer Familie aus Tonnerre in der Champagne. Nach einem Studiencursus in dem „Kleinen Seminar" der Vaterstadt hatte er seine

frühe und ernstliche Neigung zum geistlichen Stande hinreichend erprobt, erhielt am 12. Juni 1813 die heil. Weihen und war fortan bis zu seinem Tode bei den Irokesen in Thätigkeit. Seine Lebensskizze sieh' in Vol. III. 589 des Metropolitan.

Ottawa-Mission. Cap. 21 für Blonduel lies Bonduel.

Seite 449. Zeile 9. Unter seiner Oberleitung gediehen die Missionen, in welchen er so hervorragend thätig gewesen, zusehends. Seine erste Station zu Arbre Croche übergab er dem P. Wiecamp, einem Franciskaner, welcher allda zwei geistliche Gesellschaften ins Leben rief, eine von 10 Brüdern und eine von 11 Schwestern vom dritten Orden des heiligen Franciscus. Wohl mußten solche Körperschaften der Mission mächtig aufhelfen, und nachdem der Bischof Kirche und Klöster herzustellen seine Erlaubniß gegeben, hat sie nunmehr eine bleibende Gestalt.

Seite 455. Zeile 15. Ein kleines Pottawatomi-Dorf besteht noch zu Pokagon, Caß-Grasschaft in Michigan, unter dem hochw. Herrn Almire Fourmont.

Cap. 21. Seite 457. Zeile 18 statt hat lies hatte i. J. 1854.

Zeile 21. Bald aber trat hier eine neue Gesellschaft: „die Schwestern von der Glaubensverbreitung" auf, deren Mitglieder, größtentheils von Mischblut, ganz wunderbare Erfolge erzielten.

Seite 458 zu Note 1. J. Kagige Debwewinan Kagínig getakwendang. (Ewige Wahrheiten) Cincinnati. Heman. 1855.

Illinois-Mission. Cap. 23. Seite 481. Zeile 8—17 fällt weg; dafür lies: und erlas sich die Tamarois als einen Stamm, bei welchem eine erfolgreiche Sendung zu erhoffen war. Der Bischof Monseigneur de St. Valier ertheilte dem Superior die nöthigen Gewalten, indem er zu dieser Zeit das Amt eines Generalvicars bekleidete. Am 16. Juli 1698 machte sich der hochw. Hr. Franc. S. de Montigny als Superior mit den hochw. Hrn. Joh. Baisson de St. Come und Anton Davion von Quebeck aus auf den Weg, und ging über Michillimackinak durch Illinois nach dem Mississippi, auf welchem er sich am 6. December einschiffte. Zwei Tage später erreichten sie die Tamarois und entwarfen den Plan zu einer Mission unter denselben, in der Hoffnung, welche auch in Erfüllung ging, die Cahokias oberhalb und die Metchigameas unterhalb damit in Verbindung zu bringen. Bei ihrem Hinabfahren wurden sie von den freundlichgesinnten Arkansas, Taenzas und

Tonicas freudig bewillkommt. Nachdem sie ihr zukünftiges Feld untersucht, nahm Mr. de Montigny seinen Wohnsitz unter den Taenzas, einem Stamme von einigen siebenhundert Seelen. St. Come kehrte zu den Tamarois zurück, und Davion begann eine Mission unter den gutgestimmten Tonicas in dem schönen Savannendorf des Häuptlings. Im folgenden Jahre gesellten sich ihnen die hochw. Hrn. Joh. Bergier und Bouteville zu, welche Hr. Michael St. Come von Quebeck nachgesandt. Bald darauf öffneten die Franzosen den unteren Mississippi dem Welthandel durch Gründung der Colonie Louisiana, und die Missionsfrage schien zu neuen Hoffnungen berechtigt. Aber Schwierigkeiten durchkreuzten das gute Werk der Art, daß Mr. de Montigny in Verstimmung sich zurückzog und kurz darauf nach China ging. Hr. St. Come nahm dann seinen Posten unter den Yazoos und überließ den bei den Tamarois dem Hrn. Joh. Bergier.

Zeile 20. Für kam er bald, lies kam dieser bald u. s. w.

Druck von Friedrich Etlinger in Würzburg.

iges Feld
unter den
elen. St.
ann eine
nen Sa=
llten sich
, welche
d darauf
elthandel
onsfrage
rigkeiten
igny in
na ging.
oos und

s. w.